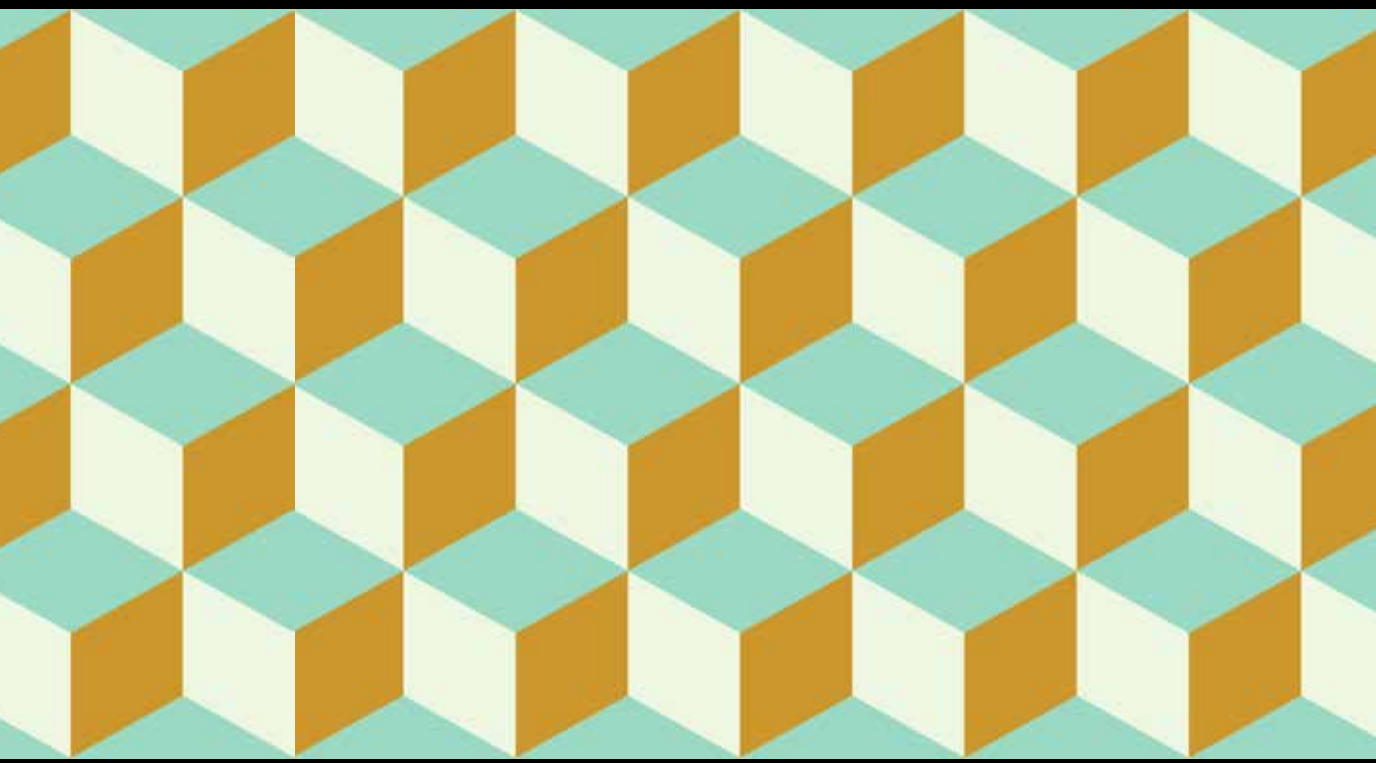
Massendinghaltung in der Archäologie

DER MATERIAL TURN UND DIE UR- UND FRÜHGESCHICHTE



herausgegeben von
Kerstin P. Hofmann, Thomas Meier,
Doreen Mölders & Stefan Schreiber

Massendinghaltung in der Archäologie

Sidestone Press

Massendinghaltung in der Archäologie

DER MATERIAL TURN UND DIE UR- UND FRÜHGESCHICHTE

herausgegeben von
Kerstin P. Hofmann, Thomas Meier,
Doreen Mölders & Stefan Schreiber

© 2016 Die einzelnen Autorinnen und Autoren

Published by Sidestone Press, Leiden
www.sidestone.com

ISBN 978-90-8890-346-5

Lay-out & cover design: Sidestone Press
Photograph cover: © Theresa V | Dreamstime.com

Auch erhältlich als:
e-buch (PDF): ISBN 978-90-8890-347-2

Inhalt

Vorwort 7

Prolog 9
Doreen Mölders

Sammlungen – Besondere Orte von Dingen 23
Hans Peter Hahn

My preciousssss … Zwanghaftes Horten, Epistemologie und sozial verhaltensgestörte Archäologie 43
Raimund Karl

Akkumulation ist eine Suchtkrankheit, und Archäologie ist ihr Symptom 71
Reinhard Bernbeck

Mit den Dingen rechnen. ‚Kulturen'-Forschung und ihr Geselle Computer 93
Katja Rösler

„Riskante Zwischenschritte". Archäologische Kartographie in Deutschland zwischen 1870 und 1900 111
Susanne Grunwald

Ist das Archäologie oder kann das weg? Zur Konvergenz von Archäologie und Kunst 143
Sabine Rieckhoff

***Lost in Translocation.* Zur Inszenierung einer archäologisch-ethnologischen Sammlung in der Performance *Isabella's Room* (Jan Lauwers & Needcompany)** 171
Astrid Hackel

Magazinmüll? Entsammeln und die Mülltheorie Michael Thompsons 187
Greta Civis

Zum historischen Potential des Materiellen. Schriftliches Interview von Doreen Mölders (AG TidA) 197
Manfred K. H. Eggert und Stefanie Samida

Krüge und Katheder. Ein *„material turn"* in der deutschen Philosophie des frühen 20. Jahrhunderts und seine Bedeutung für eine Hermeneutik materieller Kultur 215
Matthias Jung

Dingeleien. (Zu) kurze Anmerkungen zu phänomenologischen Ding-Theorien **241**
Thomas Meier

Dinge als historische Quellen in Revision. Materialität, Spuren und Geschichten **283**
Kerstin P. Hofmann

Die Figur der Cyborg in der Vergangenheit. Posthumanismus oder eine neue sozial(er)e Archäologie? **309**
Stefan Schreiber

Mensch-Ding-Verflechtungen aus ur- und frühgeschichtlicher Perspektive **331**
Philipp W. Stockhammer

Affordanz, oder was Dinge können! **343**
Arnica Keßeler

A Totality of a Thing with Objects. Multifaceted British-made Brooches Abroad **365**
Tatiana Ivleva

Gruppenfoto vor dem TOPOI-Haus Dahlem in Berlin.

Vorwort

Die vorliegende Publikation ist aus einer gleichnamigen Tagung hervorgegangen, die wir am 23.-25. Mai 2013 in Berlin durchgeführt haben.[1] Die Veranstaltung wurde von der AG Theorien in der Archäologie e. V. mit Unterstützung des Heidelberger Exzellenzclusters „Asia and Europe in Global Context" und des Berliner Exzellenzclusters „Topoi. The Formation and Transformation of Space and Knowledge" organisiert.

Der Frage „Ist Archäologie Massendinghaltung und wenn ja, warum?" gingen in 17 Vorträgen nicht nur Archäologinnen und Archäologen verschiedener Fachrichtungen, sondern auch Vertreterinnen und Vertreter aus der Ethnologie, Soziologie und Theaterwissenschaft nach. Den Vortragenden und den zahlreichen Teilnehmerinnen und Teilnehmern danken wir ganz herzlich für die spannenden Diskussionen. Darüber hinaus gilt unser Dank auch den Moderatorinnen Almut Schülke und Karin Reichenbach sowie den Moderatoren Nils Müller-Scheeßel und Stefan Burmeister. Im Rahmenprogramm konnten die Tagungsteilnehmerinnen und -teilnehmer in Kleingruppen das Archäologische Magazin des Museums für Vor- und Frühgeschichte Berlin im Schloss Charlottenburg sowie das Werkbundarchiv – Museum der Dinge besuchen. Für die spannenden Einblicke danken wir ganz herzlich Matthias Wemhoff, Almut Andrea Hoffmann und Nicola von Albrecht.

1 Für eine Kurzbeschreibung der Tagung und das Programm mit Abstracts siehe http://www.agtida.de/programm-zur-tagung-massendinghaltung-in-der-archaologie/.

Aber auch für die Unterstützung bei der Organisation der Tagung möchten wir uns bedanken. Genannt seien hier vor allem die studentischen Hilfskräfte Nina Dengg und Torsten Renner. Erstere entwarf mit Unterstützung von Birgit Nennstiel das Poster und die Flyer für die Veranstaltung.

Es hat uns sehr gefreut, dass wir alle Vortragenden für die Verschriftlichung ihrer Beiträge gewinnen konnten, so dass wir die Ergebnisse unserer Diskussionen hier nun umfassend einer hoffentlich großen Leserschaft präsentieren können. Hierzu trägt vor allem Sidestone Press mit seinem innovativen Verlagssystem bei. Für die Aufnahme unseres Sammelbandes und die gute Zusammenarbeit danken wir daher ganz herzlich unseren Verlegern, Corné van Woerdekom und Karsten Wentink. Die Finanzierung der Drucklegung wurde dankenswerterweise durch das Exzellenzcluster „Asia and Europe in Global Context“ und die AG Theorien in der Archäologie e. V. gewährleistet. Die redaktionelle Bearbeitung der Texte übernahm Anna Freya Schneider, Heidelberg, der wir ebenfalls herzlich danken. Ohne sie wäre eine Drucklegung so schnell nicht denkbar gewesen.

Kerstin P. Hofmann, Thomas Meier, Doreen Mölders, Stefan Schreiber

Massendinghaltung in der Archäologie: Prolog[1]

Doreen Mölders

It is a widely held opinion that collections and archives of objects of past cultures are the primary source of knowledge within archaeology. After more that 150 years of collecting archaeology suffers more and more from the sheer mass of objects which it has inherited since its beginnings as well as those which it still produces in recent excavations. In our opinion, it is about time to open up the discourse on „object stockpiling" ('Massendinghaltung') from within the discipline, ideally before archaeology gets commissioned any – possibly unsatisfactory – actions by future policies.

A first step in this direction was undertaken during the conference on „Object stockpiling in archaeology. The material turn and prehistoric archaeology", which was conducted by the Committee for Theories in Archaeology (AG TidA) from 23rd to 25th May 2013 in Berlin. The 17 presentations are published in the volume in your hands and are thus available for colleagues within the discipline as well as a broader public.

The articles in the first part of the volume approach the virulent problem of object stockpiling in collections in various ways. They regard both the history and psychology of collecting. Central to the argument is the development from a passionately-subjective „lust for collecting" towards a regulated-institutional „burden of collecting". Also, the authors discuss alternatives which could lead towards a deliberate practice of de-collecting. In the second part of the volume we critically discuss the established empirical-antiquarian practice in archaeology while referring to the material turn. Furthermore, other, up until now neglected aspects such as the complexity of the relationship between objects and men, are pointed out. Last but not least this volume is meant to be a contribution to interdisciplinary understanding and it is supposed to show that from an archaeological perspective the current understanding of the object is to be criticised.

Schlüsselbegriffe: Massendinghaltung; Archäologie; material turn; Ent-Sammeln; Sammeln

Keywords: object stockpiling; archaeology; material turn; de-collecting; collecting

---

1 Der vorliegende Text ist eine überarbeitete Version meines Eröffnungsvortrags zur Tagung „Massendinghaltung in der Archäologie. Der *material turn* und die Ur- und Frühgeschichte" vom 23. bis 25. Mai 2013 in Berlin. Teile des Textes gehen auf das *Call for Papers* zurück, das zusammen mit Kerstin P. Hofmann, Thomas Meier und Stefan Schreiber entstanden ist (letzter ZugriffURL: http://www.theorieag.de/cfp-massendinghaltung/ [letzter Zugriff 11.01.2015]). Allen dreien danke ich für Diskussionen, konstruktive Kommentare und Korrekturen an der überarbeiteten Fassung.

Primäres Erkenntnismittel der Archäologie sind ihre Sammlungen und Archive an Objekten vergangener Kulturen und Gesellschaften, so jedenfalls die verbreitete Meinung. Nach mehr als 150 Jahren des Sammelns leidet die Archäologie aber zunehmend unter den Massen an Objekten, die sie sowohl aus den Anfängen der Archäologie geerbt hat, als auch weiterhin durch Grabungen hervorbringt. Es ist – so meinen wir – höchste Zeit, den Diskurs der „Massendinghaltung" von innen, also aus dem Fach heraus zu öffnen, und zwar bevor – möglicherweise unbefriedigende – Handlungsaufträge aus der Politik an die Archäologie herangetragen werden.

Der Titel des vorliegenden Bandes allerdings war, ist und bleibt umstritten. Das darin enthaltene Schlagwort ‚Massendinghaltung' und die damit verbundenen negativen Assoziationen wurden bereits bei Veröffentlichung des gleichnamigen *Call for Papers* mit einem Raunen quittiert; ein Raunen, das manchmal zum Stöhnen wurde, bisweilen aber auch in Lachen überging. Offensichtlich haben wir ein Problem auf die Spitze getrieben, das in der Archäologie als solches zwar wahrgenommen, aber selten in der vielleicht notwendigen Radikalität diskutiert wird. Die Archäologie leidet sowohl als denkmalpflegerische als auch als universitäre und museale Institution unter den Mengen an Dingen, die sie einerseits von früheren Generationen geerbt hat, die sie andererseits nach wie vor durch Grabungen selbst hervorbringt. In den letzten Jahrzehnten ist die Flut an archäologischen Objekten zudem exponentiell gestiegen: zum einen, weil sich das Selbstverständnis der Archäologie zu Gunsten von Neuzeit- und Gegenwartsarchäologie geöffnet hat und zum anderen, weil großflächige Bauinvestitionen vor allem in den neuen Bundesländern umfassende Grabungsmaßnahmen notwendig gemacht haben. Die Landesämter für Archäologie bzw. (Boden-)Denkmalpflege sind daher schon seit längerer Zeit gezwungen, ihre Depots und Archive ständig zu erweitern. Diese Praxis ist auch deswegen notwendig, weil Mittel zur kontrollierten und langfristigen Erhaltung von Bodendenkmälern wie Archäologische Schutzgebiete und Reservate zwar vorhanden, aber nur selten politisch durchgesetzt werden können. In der Konsequenz muss die Archäologie – so ist ihr gesellschaftsrechtlicher Auftrag – den Dingen Herr werden, die ihr langsam über den Kopf wachsen. Ihrem traditionellen Selbstverständnis nach tut sie dies bisher, indem sie die materielle Kultur vergangener Zeiten nicht nur vor drohender Zerstörung rettet, d.h. dokumentiert und ausgräbt, sondern auch restauriert, erforscht, ausstellt und vor allem auf- und vor dem Verfall bewahrt.[2] Rund einhundert Jahre nach Etablierung der Bodendenkmalpflege stößt die Archäologie in Deutschland mit dieser Praxis nun aber an ihre Grenzen, auch weil sie als öffentliche Institution ständig von Mittelstreichungen betroffen und

2 Vgl. jüngst Kunow 2014 mit weiterführender Literatur.

damit zu Einsparungen gezwungen ist.[3] Die Überforderung zeigt sich am ehesten dadurch, dass die wissenschaftliche Aufarbeitung der Masse an auszuwertenden Quellen hinterher hinkt und das, obwohl leistungsfähige Datenbanken und Statistikprogramme, modernste Digitalisierungs- und Scantechniken zum Einsatz kommen. Es sollte daher kein bisschen überraschen, wenn angesichts des Platzmangels, des schrumpfenden Etats, des Images eines verzichtbaren Studiengangs sowie der hohen Arbeitsbelastung ein gewisses Unbehagen im Fach spürbar ist und Handlungsoptionen eingefordert werden.[4]

Die Texte im ersten Teil des Bandes beschäftigen sich daher auf vielfältige Weise mit dem virulenten Problem der Massendinghaltung in Sammlungen, sei es mit dem Thema Sammeln an sich, sei es mit der historischen Verschiebung von einer leidenschaftlichen, da subjektiv vollzogenen ‚Sammellust' hin zu einer geregelten, da institutionell bestimmten ‚Sammellast'[5] oder sei es mit der Frage nach den Alternativen wie einer Praxis des Ent-Sammelns. Hans Peter Hahn (S. 23-41) und Raimund Karl (S. 43-69) gehen in ihren Beiträgen unter anderem der Geschichte und der erkenntnistheoretischen Fundierung institutionalisierter Sammlungen nach. Beide verweisen erneut darauf, dass die Herausbildung und Professionalisierung sowohl der Archäologie als auch der Ethnologie als akademische Fächer grundsätzlich auf der privaten Akkumulation antiker und exotischer Dinge basiert.[6] Man könnte aber auch sagen, dass mit diesem Akt der Gründung von Universitätssammlungen und Museen der primär egoistische Aneignungsakt gesellschaftsfähig und die Entdeckungsfreude zum gemeinschaftlichen Ereignis gemacht wurde. Ergebnis ist, dass die Dinge in den öffentlichen Sammlungen und

---

3 Im Jahr 2013 kündigte die Landesregierung von Nordrhein-Westfalen die Streichung der Landeszuschüsse für die Archäologie und Denkmalpflege an. Nach Protesten und einer erfolgreichen Petition von März bis Juni 2013 mit rund 27.000 Unterschriften fallen die Kürzungen für den Denkmalschutz geringer aus als befürchtet. Jeder Einschnitt aber trifft die Denkmalpflege hart, die bereits vor den Kürzungen am Limit gearbeitet hat. Weitere Informationen im Bereich Presse DGUF-Homepage abrufbar (URL: www.dguf.de [letzter Zugriff 30.11.2014]). – In einer bedrohlichen Situation befindet sich auch der BA/MA-Studiengang „Archäologie der Alten Welt" an der Universität Leipzig. Das Rektorat schlug am 21. Januar 2014 dem Ministerium in Dresden vor, u.a. das Institut für Klassische Archäologie zu schließen. Wird dieser Vorschlag umgesetzt, ist auch der BA/MA-Studiengang Archäologie in Leipzig wohl nicht mehr zu halten. Alle Informationen hierzu können auf dem vom Fachschaftsrat eingerichteten Blog abgerufen werden (URL: www.ausgraben.wordpress.com [letzter Zugriff 30.11.2014]). – Seit Dezember 2014 ist öffentlich bekannt, dass auch an der Universität des Saarlandes die Professuren für Altertumswissenschaften nicht neu besetzt werden und das Fach Archäologie de facto abgeschafft wird (URL: http://www.dguf.de/index.php?id=349 [letzter Zugriff 11.01.2015]).

4 Zuletzt hat sich die Fachgruppe Archäologische Museen dem Thema angenommen und auf dem 8. Deutschen Archäologiekongress in Berlin vom 06. – 10. Oktober 2014 danach gefragt „Wie sollen, wollen, können wir sammeln? Sammlungsstrategien auf dem Prüfstand – Positionen".

5 Der Deutsche Museumsbund veranstaltete vom 5. bis 8. Mai 2013 seine Jahrestagung zu eben dem Thema „Sammellust und Sammellast. Chancen und Herausforderungen von Museumssammlungen". VertreterInnen von Museen und Sammlungen verschiedener Sparten wie Naturkunde, Archäologie, Kunst, Geschichte etc. berichten von ganz unterschiedlichen, zum Teil fachspezifischen Problemen ihrer Sammlungsarbeit. Die Beiträge sind in der Zeitschrift Museumskunde 72/2, 2013 publiziert. – Bereits 2011 veröffentlichte der Deutsche Museumsbund einen Leitfaden für ‚Nachhaltiges Sammeln', in dem vor allem das Für und Wider und die Umsetzung der Abgabe von Sammlungsgut thematisiert wird: http://www.museumsbund.de/fileadmin/geschaefts/dokumente/Leitfaeden_und_anderes/NachhaltigesSammeln_2012.pdf.

6 Zur Geschichte des archäologischen Sammelns siehe: Kreienbrink 2014, 256 und URL: www.area-archives.org.

Museen oft nur noch alt und fremd wirken, da sie von den Forscher*innen durch das Primat des Empirismus auf Distanz gehalten und von den Besucher*innen lediglich im Vorübergehen flüchtig betrachtet werden. In diesem Kontext sind die Objekte allem voran Stellvertreter für die Erkenntnisse einer Wissenschaft und Teil diskursiver musealer und akademischer Narrative. Dennoch ist Hahn beizupflichten, dass es freilich kein Zurück hinter die Praxis der repräsentativen Funktion von Sammlungen und Museen geben kann, weil diese Institutionen natürlich Teil der kollektiven Identität westlicher Kultur sind. Stattdessen bietet Hahn als Lösung einen Perspektivwechsel an, der erstens darauf beruht, die „Vorstellung vom passiven Sammlungsobjekt" (siehe Beitrag Hahn in diesem Band, 32) aufzugeben und nach dem zweitens eine Sammlung als plastische Einheit mit variablen Eigenschaften wahrzunehmen ist. Voraussetzung für diesen von Hahn eingeforderten subjektiven Umgang mit Sammlungen und ihren Objekten wäre nun Karl zufolge, dass die Archäologie ihren implizit neopositivistischen Grundlagendiskurs reflektiert. Die Idee einer umfassenden Quellensammlung als Basis für induktive, ‚wahre' Schlussfolgerungen sei für die Archäologie schon durch die mangelhafte Quellenerhaltung fehlerhaft, diene aber als Rechtfertigung für „zwanghaftes archäologisches Horten", so Karl (Beitrag in diesem Band, 46). Die Archäologie müsse sich in ihren epistemologischen Grundlagen vielmehr neu orientieren, weg von einem positivistisch-induktiven Ansatz hin zum empirischen Falsifikationsprinzip. Erst mit dieser wissenschaftstheoretischen Kehrtwende wäre die Archäologie nicht mehr gezwungen, jeden Fund aufzuheben, seien sie in ihrem Erkenntnispotential auch noch so fragwürdig.

Was wäre aber, wenn die Ursachen der Massendinghaltung gesellschaftlich weitaus tiefer lägen als in der theoretischen Ausrichtung eines Faches und ihrer Ämter? Was wäre, wenn das Sammeln und damit auch die Sammlungen als Praxis einer Ding-Akkumulation in Abhängigkeit zur kapitalistischen Wirtschaftsform zu sehen sind? Selbst wenn man diesem von Reinhard Bernbeck (S. 71-92) formulierten Ansatz in seiner Radikalität nicht folgen möchte, so ist sein Argument nicht von der Hand zu weisen, dass auch Museen kapitalistischen Verwertungsprinzipien unterliegen und einen Markt bilden. Der Verweis von Hahn (Beitrag in diesem Band, S. 26-30) auf die Parallelen zwischen Sammlungen, Museen und Warenhäusern verleiht dieser Aussage eine gewisse Plausibilität. Und mit Sicherheit hat es Gesellschaften gegeben, die weniger auf Akkumulation von Dingen und Werten als vielmehr auf kollektiven Besitz und soziales Handeln ausgerichtet waren, wie Bernbeck mit seiner Interpretation der spätneolithischen Siedlung Tol-e Bashi im Süd-Zentraliran nahelegt. Nur wie kann Partizipation und Teilen in komplexen Gesellschaften aussehen? Diese Frage wurde auf der Tagung nur am Rand diskutiert, obwohl das Thema Massendinghaltung die Frage nach der Öffnung und Präsentation von und dem Recht an Sammlungen natürlich tangiert. Denn nach wie vor setzt die Archäologie entgegen ihrer empirisch-quantitativ ausgerichteten Forschungspraxis in ihren Ausstellungen, insbesondere den

Sonderausstellungen auf Klasse anstelle von Masse.[7] Dort findet die Ikonisierung nach wie vor statt, die in den Forschungsräumen vermeintlich abgelegt wurde. Dort werden auch heute noch die attraktiven Stücke zu Schätzen stilisiert und ausschließlich privilegierte Objekte auf Wanderschaft geschickt. Prominente Beispiele der Präsentation und Verwertung archäologischer Highlights sind „Ötzi, der Mann aus dem Eis" und „die Himmelsscheibe von Nebra". Bei der öffentlichen Präsentation solcher archäologischen Highlights stehen allerdings weniger die Dinge und ihre Geschichte(n) im Fokus. Vielmehr geht es um die Archäologie als Wissenschaft selbst, die mit kriminalistischem Gespür und unter dem Einsatz eines Orchesters an naturwissenschaftlichen Analysen ‚Rätseln der Vergangenheit' auf die Spur zu kommen versucht[8] und dabei gleich dem Mythos vom ‚Abenteuer Wissenschaft' oder dem ‚Detektivbüro der Vergangenheit' Vorschub leistet.[9]

Von der archäologischen Kärnerarbeit, d.h. von der klassischen typochronologischen Quellenaufarbeitung, ihrer quantitativen und archäologisch-historischen Auswertung erfährt die Öffentlichkeit nur wenig. Vielleicht auch deswegen, weil wohl selbst den meisten Archäolog*innen die Auswertung von Millionen Forschungsobjekten zu komplex ist. Da kam bei zunehmender Datenmenge der „Geselle Computer", wie Katja Rösler (S. 93-110) ihn nennt, als Sanitäter in der Not gerade recht. Rösler weist in ihrem Text aber vor allem darauf hin, wie sich die Rolle der Archäolog*innen ändert, indem diese mit zunehmender Digitalisierung zu Software- und Statistik-Expert*innen werden (müssen), um die Wissensproduktion nicht der Software zu überlassen. Bis zur Etablierung von Geoinformationssystemen (GIS) war die elektronische Datenverarbeitung vor allem Mittel für eine zeitliche Ordnung von Objekten. Die Ordnung im Raum wurde traditionell im Schulterschluss mit der Kartografie realisiert. Mit diesem stets selbstverständlich angewendeten Hilfsmittel setzt sich Susanne Grunwald (S. 111-142) kritisch auseinander und weißt mit aller Deutlichkeit auf die Übersetzung zwischen dem Auffinden und dem Kartieren als Schwachstellen bzw. „riskante Zwischenschritte" hin (Grunwald in diesem Band, 111). Die erfahrungsgeleitete Aussage von Sabine Rieckhoff (S. 143-170), dass die Archäologie durch die Analyse von Quantitäten der historischen Sozialität kein Stück näher gekommen ist, unterstreicht die Skepsis von Rösler und Grunwald an der Zweckmäßigkeit der normativen Praxis archäologischer Wissensproduktion. Unter Verweis auf die Entwicklung der Kunst, speziell seit der Etablierung der c*oncept art,* attestiert Rieckhoff der archäologischen Forschung, dass diese mittlerweile an der „Abwesenheit des Individuellen krankt". Sie fordert stattdessen eine Hinwendung zur „narrative[n] Qualität der Dinge" (siehe Beitrag Rieckhoff

---

7 In den archäologischen Dauerausstellungen ist man inzwischen zumindest partiell dazu übergegangen, den Besucher*innen die Menge an Sammlungs- und Archivobjekten zu zeigen. Im Landesmuseum für Vorgeschichte Halle beispielsweise hängen mehrere hundert neolithische Felsgesteinbeile an einer Wand und im Staatlichen Museum für Archäologie Chemnitz sind rund 1300 Alltagsgegenstände vom Mittelalter bis in die Neuzeit in einer 45 Meter langen zusammenhängenden Vitrinenwand ausgestellt. Beide Inszenierungen von Masse sind ästhetisch sehr ansprechend, überfordern die Betrachter*innen also nicht mit typologischer Kleinarbeit.

8 Zum Vergleich von archäologischer Arbeitsweise und kriminalistischer Methode: Kümmel 2003 und Mante 2003.

9 Zum Bild der Archäologie in der Öffentlichkeit insbesondere: Samida 2010a; 2010b; 2013.

in diesem Band, 163) und zu einer Archäologie, die Geschichte(n) erzählt. Es sollte klar sein, dass Rieckhoff nicht zur Anarchie aufruft und Geschichte nicht als bloße Fiktion klassiert, obwohl – das wissen wir inzwischen – archäologische Dinge Projektionsfläche für viele Erzählungen sind.

Ein schönes Beispiel für die von Rieckhoff benannte „narrative Qualität der Dinge" ist die Theaterperformance „Isabella's Room", die Gegenstand des Beitrags von Astrid Hackel (S. 171-186) ist. Im Zentrum des Stücks stehen zahlreiche ethnologische und archäologische Objekte einer privaten Sammlung, mit denen die Schauspieler*innen „*live on stage*" agieren (Hackel in diesem Band, 175). Nur handelt es sich primär tatsächlich noch um Objekte der Kategorie ethnologisch/archäologisch? Sind die Objekte, die einst private Sammlerstücke waren, durch die Umdeutung des Erben und Regisseurs Jan Lauwers nicht inzwischen zu Dingen des Theaters bzw. zu Requisiten geworden? Das Beispiel von Hackel, d.h. die Geschichte von „Isabella's Room" ist also auch ein gutes Exempel für die Offenheit von Objekten gegenüber unterschiedlichen Bedeutungszuschreibungen. Greta Civis (S. 187-195) spricht dieses Thema in ihrem Text explizit an. Civis erinnert uns daran, dass fast jedes Ding Müll ist, bevor es zum archäologischen Sammlungs- oder Forschungsprodukt wird. Im Anschluss an die Mülltheorie von Michael Thompson fragt sie, warum Sammlungsdinge nicht wieder Müll werden können und weist damit auf ein strukturelles Problem der Archäologie als Expert*inneninstitution mit Angst vor Bedeutungsverlust hin. Aber gibt es denn wirklich begründete Anzeichen dafür, dass das kontrollierte Ent-Sammeln überfüllter Magazine zum kulturellen Bedeutungsverlust der Archäologie oder gar zu ihrem Infarkt führen würde? Ich denke kaum. Eher noch dreht sich die Archäologie ihren eigenen Strick, wenn sie sich nicht kritisch mit aktuellen Diskursen auseinandersetzt und ihren Blick nicht wieder vermehrt auf andere, vor allem geisteswissenschaftliche Fächer richtet. Denn, seit einigen Jahren wird die Archäologie für ihren Reichtum an materiellen Forschungsobjekten beneidet und man hört schon einmal einen Kulturwissenschaftler (sic!) zu Archäolog*innen sagen, „ihr habt doch die Dinge in Massen, nach denen wir suchen".[10] Diese Suche nach Objekten als Erkenntnismittel der Sozial- sowie Geisteswissenschaften und hier vor allem der Geschichtswissenschaften ist angesichts des traditionell kommunizierten ‚Primats der Schriftquellen' durchaus erstaunlich. Es überrascht daher nicht, dass die Hinwendung zum Materiellen von den textorientierten Wissenschaften mitunter als gewaltiger Einschnitt in eine lange gepflegte Forschungstradition begriffen wird und vom *material turn* bzw. *material-cultural-turn* die Rede ist.[11] Und tatsächlich hat das Interesse an den Dingen und ihrer Materialität als Forschungsgegenstand fächerübergreifend auch im deutschsprachigen Raum

10 So geschehen bei der Jahrestagung der Gesellschaft für Wissenschafts- und Technikforschung 2010 zum Thema „Die Wirkung der Dinge als Problem empirischer Forschung" (URL: http://www.gwtf.de/archiv/2010b-main.html [letzter Zugriff 11.01.2015]), als Jochen Gläser den Vortrag von Stefan Schreiber und Tanja Zech über „BeDingte Interviews: Archäologische Gedanken zu Methoden der Dingbefragung" mit dem genannten Zitat kommentierte (mündl. Hinweis Stefan Schreiber).

11 Zur Geschichte des *material-cultural-turn* und der konzeptuellen Verbindung zwischen Archäologie und der Kulturanthropologie siehe Hicks 2010 mit weiterführender Literatur. Zum *material turn* in der deutschen Wissenschaft z.B. Bräunlein 2012 und Reckwitz 2013. – Kritisch bezüglich des inflationären Gebrauchs des Wortes ‚*turn*' in Bezug auf den *material turn* siehe Hahn *et al*. 2014, 1.

zugenommen.[12] Ob mit diesem neuen Materialitätsinteresse vergleichbar den *material culture studies* des angloamerikanischen Raums (vgl. Hicks/Beaudry 2010) auch im deutschsprachigen Raum eine ‚Wende' machbar ist, muss sich erst noch erweisen. Dass die Archäologie von einem *material turn* profitieren würde, davon sind einige Autor*innen dieses Bandes überzeugt. Es gibt aber auch kritische Stimmen, wie sich zeigen wird. Doch, wovon genau wird gesprochen, wenn in anderen Fächern von *material culture* bzw. Materieller Kultur die Rede ist?

Zunächst weisen die neuen Dingexpertisen auf die Vernachlässigung und Unterschätzung materieller Kultur hin. Die Prämierung des Immateriellen in der europäischen Geistesgeschichte habe zu einer Asymmetrie zwischen den Menschen und den Dingen geführt, die es kaum möglich mache, die Bedeutung der Gegenstände zu erkennen, so schon vor Jahren der Ethnologe Hans Peter Hahn (2005, 7). Es geht zuerst also grundsätzlich um die ‚Sichtbarmachung' von Dingen und um deren Einbettung in komplexe Mensch-Ding-Beziehungen (vgl. Stockhammer 2011). Diese Beziehungen werden anhand der ‚Existenz', Materialität und Wandelbarkeit von Dingen untersucht, die über die typischen Kategorisierungen von Objekten hinausgehen (vgl. Ingold 2007; Miller 2005).

Angesichts dieser neuen Ansätze scheint es, als ob auch die Archäologie als eine hauptsächlich am Menschen ausgerichtete historische Wissenschaft überdacht werden müsse, die die Dinge auf ihre Funktion als Forschungsobjekt reduziert, mit Nummern versieht, restauriert, analysiert, beschreibt, abbildet, in einigen Fällen ausstellt, ansonsten in archäologischen Archiven lagert. Sowohl die Polysemie der Dinge als auch die konstitutive Interaktion der Menschen mit den Dingen werden durch diese Praxis systematisch eingeschränkt. Von archäologischer Seite aus sollte das neue Interesse der Nachbardisziplinen an materieller Kultur also allemal beachtenswert sein, nicht nur weil sich daraus Chancen für Projekte mit interdisziplinärer Zusammenarbeit bieten.[13] In erster Linie muss danach gefragt werden, welche Auswirkungen die gewendete Sichtweise auf den Erkenntniswert von Sachkultur für unser Fach hat und haben kann (siehe auch Hofmann und Schreiber 2011; 2014; Stockhammer 2011). So ist danach zu fragen, wie stark beispielsweise die These von der ‚Agency der Dinge' (Latour 1998 [1991]; Gell 1998; vgl. Bielfeldt 2014, 18) an der archäologischen Gewohnheit, die Dinge nach Alter und primärer Funktion zu beschreiben und zu ordnen rüttelt. Oder, wie nah rücken uns die kulturell fremden Dinge durch ihren ‚Eigensinn' (Hahn

12 Z.B. Bielfeldt 2014; Samida *et al*. 2014; Tietmeyer *et al*. 2010; Böhme 2006; Hahn 2005; König 2005; Veit *et al*. 2003; Selle 1997; Flusser 1993. – Lexikaartikel zu diesem Thema sind inzwischen ebenfalls online: z.B. „Materielle Kultur" von Andreas Ludwig (URL: http://docupedia.de/zg/Materielle_Kultur [letzter Zugriff 27.01.2015]) oder der entsprechende Wikipediaeintrag (URL: http://de.wikipedia.org/wiki/Materielle_Kultur [letzter Zugriff 24.01.2015]). – Hinzuweisen ist auch auf die Materialitätentagung in Mainz im Jahr 2011: (URL: http://www.materialitaeten.socum.uni-mainz.de/ [letzter Zugriff 24.01.2015]).

13 Das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) hat im Jahr 2012 erstmals ein Forschungsprogramm unter dem Titel „Die Sprache der Objekte" ausgerufen. Bereits gefördert wird das Projekt „Silk Road Fashion – Kleidung als Kommunikationsmittel im ersten Jahrtausend v. Chr. in Ostzentralasien", das vom Deutschen Archäologischen Institut Berlin – Peking initiiert wurde. Auch der Fokus im Graduiertenkolleg „Wert & Äquivalent" an der Goethe-Universität Frankfurt liegt auf materieller Kultur. Mit der Materialität von Textkulturen beschäftigt sich der gleichnamige SFB an der Universität Heidelberg (URL:http://www.materiale-textkulturen.de/ [letzter Zugriff 24.01.2015]).

2013) auf den Leib? Wie viel Moderne sehen wir, wenn wir historische Objekte mikroskopisch genau betrachten? Und was bedeutet es, über die Bedingtheit des Lebens und die Verwicklungen von Mensch und Ding in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nachzudenken? Wie also könnte archäologische Forschung jenseits von Dingtypologien als Basis der menschlichen Geschichte aussehen, wenn wir uns an Bruno Latours Manifest von den Dingen als ‚Aktanten' (Latour 1998 [1991]) oder Hartmut Böhmes (2006, 19) Ahnung von einer ‚Gesellschaft der Dinge' orientieren und vor dem Hintergrund von Ding-Entwürfen als ‚*extended mind*' (Clark/Chalmers 1998) oder – nun wieder immateriell – Materialität als Netz von Bedeutungen verstehen (Hahn 2005)?

Im zweiten Teil des vorliegenden Sammelbands wird daher diskutiert, wie archäologische Objekte jenseits der etablierten empirisch-antiquarischen Praxis untersucht werden können. Die Autor*innen sind sich dabei keinesfalls immer einig. Schon das Interview zwischen Manfred K. H. Eggert und Stefanie Samida (S. 197-214) legt einige Differenzen offen, die im Fach bezüglich der neuen ‚Dingbedeutsamkeit' herrschen. Dies betrifft Fragen nach den Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen der Archäologie als Wissenschaft materieller Quellen und den ebenfalls auf Materie bezogenen Naturwissenschaften ebenso wie die Rezeption der Akteur-Netzwerk-Theorie von Latour, in der einige einen Rettungsring sehen, wo andere diese ‚Modeerscheinung' gleich über Bord werfen wollen. Nicht selten werden aus der Kritik an der idealistischen Weltsicht heraus alte Dingvorstellungen wie jene von Georg Simmel (1858-1918), Martin Heidegger (1889-1976) und Ernst Bloch (1885-1977) hervorgeholt, wenn es um die ‚Sprache der Dinge' geht, wie Matthias Jung (S. 215-240) in seinem Beitrag kritisch anmerkt. Jedoch bieten diese Texte, so Jung, auch heute keinen Anreiz für die Archäologie, sich mit ihnen aus Hoffnung um Erkenntnisfortschritt zu beschäftigen.[14] Jung stellt stattdessen den amerikanischen Pragmatismus als vielversprechende methodische Fundierung für die Archäologie zur Diskussion und spricht sich damit für einen Ansatz aus, der bisher keinen Eingang in die archäologische Theoriedebatte gefunden hat. Die wuchtige Kritik von Thomas Meier (S. 241-282) am aktuellen Modekonzept ‚Materialität', das vor allem mit Phänomenologie und positivistischer Epistemologie Hand in Hand geht, kommt wiederum aus einer ganz anderen Richtung. Meier ist regelrecht entsetzt darüber, dass die vermeintlich neuen ‚Ding-Theorien' positivistische Überzeugungen aus dem vorletzten Jahrhundert bedienen und dazu machtstrukturell rückwärtsgewandt sind. Meier legt in seinem Essay aus Sicht eines Konstruktivisten aber nicht nur die erkenntnistheoretische Implikation und wissenshistorische Schnittstellen des (neo-)phänomenologischen Lagers frei, sondern gibt auch zu bedenken, in welchem gesellschaftspolitischen Zusammenhang das Dinginteresse steht, von dem einige meinen, es würde die Kulturwissenschaften auf den Kopf stellen.

14 Abgesehen von diesem Argument, ist Heideggers Philosophie mit den jüngsten Veröffentlichungen der Gesamtausgabe weiter in Verruf geraten. Heideggers „Schwarze Hefte", die zwischen 1931 und 1941 entstanden sind, schüren nicht nur den Verdacht des Antisemitismus bei Heidegger, wie selbst der Herausgeber Peter Trawny zugibt (nach Vašek 2014, 70), sondern für Thomas Vašek (2014, 76) bestätigen sie zudem das Urteil, dass Heideggers Philosophie „im Kern anti-liberal, anti-demokratisch, anti-humanistisch, anti-rational" ist. Wer möchte angesichts dieser Feststellung noch mit Heidegger denken?

Kerstin P. Hofmann (S. 283-308) wiederum gibt im Anschluss an Volkhard Knigge zu bedenken, dass auch in der Auseinandersetzung mit den Dingen als ‚Materielle Kultur' nicht vernachlässigt werden sollte, dass „Erkenntnisinteressen, Fragestellungen und Relevanzbestimmungen sowie moralische und ethische Horizonte stets in die Bedeutung einer Quelle eingehen" (Hofmann in diesem Band, 295). Eine Geschichtsschreibung, die es auf eine objektive, zeitlich lineare Erzählung abgesehen hat, ist also auch mit Dingen nicht zu haben. Anstelle immerzu dieselben Fragen nach der Entstehung der Dinge, ihrem Alter, ihrer Herkunft und ihrer objektiven Funktion zu stellen, plädiert Hofmann dafür, sich im Umgang mit den Dingen flexibel zu zeigen und stets die verschiedenen, diachronen ‚Mensch-Ding-Konstellationen' in den Blick zu nehmen.

In den anwendungsorientierten Beiträgen werden die neuen Ideen zum Verständnis vom Dingsein wie sie – um hier nur einige zu nennen – von Latour (z.B. 2010 [2005]), Daniel Miller (2005), Jane Bennett (2010) oder Ian Hodder (2012) formuliert worden sind, exemplarisch auf die archäologische Forschung übertragen. Im Besonderen aber findet dabei der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) Beachtung. Den Autor*innen zufolge öffnet sie den Kulturanthropologien und Geschichtswissenschaften neue Forschungsräume, in denen Themen diskutiert werden können, die zuvor mit Science Fiction oder höchstens den Technik- und Medienwissenschaften assoziiert worden sind. Stefan Schreiber (S. 309-330) erklärt uns in diesem Zusammenhang wie Donna Haraways Konzept der Cyborgs auch für die archäologische Vergangenheit nutzbar ist. Die Figur der Cyborg helfe dabei, so Schreiber, eine umfassende Sozialarchäologie zu betreiben, indem mit ihr die Rolle der materiell wirksamen Akteur*innen reflektiert werden kann, die am Entstehen des archäologischen Befundes beteiligt sind. Gleichzeitig stoßen wir in der archäologischen Praxis immer wieder an die Grenzen des Konzeptes von Latour. Im besten Fall lassen sich beobachtete Mängel durch eigene theoretische, vom archäologischen Material abgeleitete abstrakte Erweiterungen beheben wie Philipp Stockhammer (S. 331-342) in seinem Beitrag über „Mensch-Ding-Verflechtungen aus ur- und frühgeschichtlicher Perspektive" zeigt. Gerade die hier in den Blick genommenen Beziehungen zwischen Mensch und Ding beschwört eine Sensibilität für die Wandelbarkeit der Dinge herauf, die eine archäologische Quellenkritik bereichern würde. Auch für Arnica Keßeler (S. 343-363) ist die Trennung von Subjekt und Objekt, wie sie in der westlichen Welt vorherrschend ist, Ausgangspunkt ihrer Überlegungen zum Interpretationsspielraum von Objekten jenseits ihrer primären Funktion. In Anlehnung an das Konzept der Affordanz und am Beispiel von ‚Spinnwirteln' aus Monjukli Depe, Turkmenistan verweist sie auf eine neue archäologische Praxis jenseits „einer determinierenden Vordeutung" archäologischer Quellen (Beitrag Keßeler in diesem Band, 345). Die Aufhebung des Dualismus zwischen Subjekt und Objekt ist auch für Tatiana Ivleva Ausgangspunkt ihrer Untersuchung von „*Multifaceted British-made Brooches Abroad*" (S. 365-386). Sie unterscheidet vielmehr zwischen Dinglichkeit (*thingliness*), d.h. der Materialität eines Objektes einerseits, und der Objekthaftigkeit (*objectness*) eines Produkts, im Sinne der Gegenständlichkeit der Natur des Menschen andererseits. Die Objekthaftigkeit (‚*objectness-of-the-object*') drückt dabei die Vielschichtigkeit des Menschseins hinsichtlich Identität, Handlungen und Erfahrungen materiell, also

sachlich aus. Und vielleicht ist diese Vorgehensweise ein Ansatz für die von Rieckhoff und Hofmann beschriebene Rückkehr zur ‚narrative[n] Qualität der Dinge'?

Es mag bisweilen der Eindruck entstanden sein, dass die hier versammelten Beiträge das Ende der empirischen Forschung in der Archäologie ausrufen möchten. Dem ist nicht so. Wir, also die Herausgeber*innen denken aber, dass die Archäologie in jedem Fall gut beraten ist, wenn sie die gegenwärtige Chance nutzt, um über ihre Erfahrungen im Umgang mit den Dingen zu sprechen. Gerade Archäolog*innen können von unzähligen Versuchen berichten, Dinge verfüg- und begreifbar zu machen. Sie können von den Herausforderungen erzählen, sich den Dingen mit ihrem Eigensinn und ihrer Tücke zu nähern. Doch leider gingen aus der deutschsprachigen Archäologie bisher nur wenige Impulse aus dieser Richtung zu jenen Fächern, die zurzeit im Begriff sind, sich dem Materiellen verstärkt zuzuwenden. Das ist umso bedauerlicher, da aus archäologischer Perspektive – wie gezeigt wurde – durchaus auch Kritik am gegenwärtigen Versuch des Dingverständnisses zu üben ist.

Literatur

Bennett 2010
Jane Bennett, Vibrant Matter. A Political Ecology of Things (Durham/London 2010).

Bielfeldt 2014
Ruth Bielfeldt, Gegenwart und Vergegenwärtigung: dynamische Dinge im Ausgang von Homer. In: Ruth Bielfeldt (Hrsg.), Ding und Mensch in der Antike. Gegenwart und Vergegenwärtigung (Heidelberg 2014) 15-48.

Böhme 2006
Hartmut Böhme, Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne (Hamburg 2006).

Bräunlein 2012
Peter Bräunlein, Material Turn. In: Georg-August-Universität (Hrsg.), Dinge des Wissens. Die Sammlungen, Museen und Gärten der Universität Göttingen (Göttingen 2012) 30-44.

Clark/Chalmers 1998
Andy Clark/David J. Chalmers, The Extended Mind. Analysis 58, 1998, 7-19.

Flusser 1993
Vilém Flusser, Dinge und Undinge: Phänomenologische Skizzen (München 1993).

Gell 1998
Alfred Gell, Art and Agency. An Anthropological Theory (Oxford 1998).

Hahn 2005
Hans Peter Hahn, Materielle Kultur. Eine Einführung (Berlin 2005).

Hahn 2013
Hans Peter Hahn, Vom Eigensinn der Dinge. Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 2013, 13-22.

Hahn *et al*. 2014
Hans Peter Hahn/Manfred K. H. Eggert/Stefanie Samida, Einleitung: Materielle Kultur in den Kultur- und Sozialwissenschaften. In: Stefanie Samida/Manfred K. H. Eggert/Hans Peter Hahn (Hrsg.), Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen – Konzepte – Disziplinen (Stuttgart 2014) 1-12.

Hicks 2010
Dan Hicks, The Material-Cultural Turn: Event and Effect. In: Dan Hicks/Mary C. Beaudry (Hrsg.), The Oxford Handbook of Material Culture Studies (Oxford 2010) 25-98.

Hicks/Beaudry 2010
Dan Hicks/Mary C. Beaudry (Hrsg.), The Oxford Handbook of Material Culture Studies (Oxford 2010).

Hodder 2012
Ian Hodder, Entangled. An Archaeology of the Relationships between Humans and Things (Malden MA 2012).

Hofmann/Schreiber 2011
Kerstin P. Hofmann/Stefan Schreiber, Mit Lanzetten durch den practical turn. Zum Wechselspiel zwischen Mensch und Ding aus archäologischer Perspektive. Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 52/2, 2011, 163-187.

Hofmann/Schreiber 2014
Kerstin P. Hofmann/Stefan Schreiber, Materielle Kultur. In: Doreen Mölders/Sabine Wolfram, Schlüsselbegriffe der Prähistorischen Archäologie. Tübinger Archäologische Taschenbücher 11 (Münster 2014) 179-184.

Ingold 2007
Tim Ingold, Materials against Materiality. Archaeological Dialogues 14, 2007, 1-16.

König 2005
Gudrun M. König (Hrsg.), Alltagsdinge. Erkundungen der materiellen Kultur. Tübinger Kulturwissenschaftliche Gespräche 1 (Tübingen 2005).

Kreienbrink 2014
Frauke Kreienbrink, Sammlungen und Museen. In: Doreen Mölders/Sabine Wolfram (Hrsg.), Schlüsselbegriffe der Prähistorischen Archäologie. Tübinger Archäologische Taschenbücher 11 (Münster 2014) 255-259.

Kunow 2014
Jürgen Kunow, Bodendenkmalpflege. In: Doreen Mölders/Sabine Wolfram (Hrsg.), Schlüsselbegriffe der Prähistorischen Archäologie. Tübinger Archäologische Taschenbücher 11 (Münster 2014) 69-74.

Kümmel 2003
Christoph Kümmel, Wie weit trägt ein Indizienbeweis? Zur archäologischen Überführung von Grabräubern. In: Ulrich Veit/Tobias L. Kienlin/Christoph Kümmel/Sascha Schmidt (Hrsg.), Spuren und Botschaften. Interpretationen materieller Kultur. Tübinger Archäologische Taschenbücher 4 (Münster 2003) 135-156.

Latour 1998 [1991]
Bruno Latour, Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie (Frankfurt a.M. 1998) [zuerst Nous n'avons jamais été modernes – essai d'anthropologie symétrique (Paris 1991)].

Latour 2010 [2005]
Bruno Latour, Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie (Frankfurt a.M. 2010) [zuerst Reassembling the social – An Introduction to Actor-Network-Theory (Oxford 2005)].

Mante 2003
Gabriele Mante, Spuren lesen: Die Relevanz kriminalistischer Methoden für die archäologische Wissenschaft. In: Ulrich Veit/Tobias Kienlin/Christoph Kümmel/Sascha Schmidt (Hrsg.), Spuren und Botschaften: Interpretationen materieller Kultur. Tübinger Archäologische Taschenbücher 4 (Münster 2003) 157-172.

Miller 2005
Daniel Miller, Materiality: An Introduction. In: Daniel Miller (Hrsg.), Materiality (Durham/London 2005) 1-50.

Reckwitz 2013
Andreas Reckwitz, Die Materialisierung der Kulturtheorien. In: Reinhard Johler (Hrsg.), Kultur_Kultur. Denken – Forschen – Darstellen. 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen 2011 (Frankfurt a.M. 2013) 28-37.

Samida 2010a
Stefanie Samida, Schliemanns Erbe? Populäre Bilder von Archäologie in der Öffentlichkeit. In: Hans-Joachim Gehrke/Miriam Sénécheau (Hrsg.), Geschichte, Archäologie, Öffentlichkeit. Für einen neuen Dialog zwischen Wissenschaft und Medien (Bielefeld 2010) 31-48.

Samida 2010b
Stefanie Samida, Ausgräber und Entdecker, Abenteurer und Held: Populäre Geschichtsvermittlung in archäologischen Fernsehdokumentationen. In: Klaus Arnold/Walter Hömberg/Susanne Kinnebrock (Hrsg.), Geschichtsjournalismus. Zwischen Information und Inszenierung. Kommunikationsgeschichte 21 (Münster 2010) 219-233.

Samida 2013
Stefanie Samida, Archäologie und Öffentlichkeit. Zum Stand der Reflexion. In: Manfred K. H. Eggert/Ulrich Veit (Hrsg.), Theorie in der Archäologie: Zur deutschsprachigen Diskussion. Tübinger Archäologische Taschenbücher 10 (Münster/New York/München 2013) 337-374.

Samida *et al*. 2014
Stefanie Samida/Manfred K. H. Eggert/Hans Peter Hahn (Hrsg.), Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen – Konzepte – Disziplinen (Stuttgart 2014).

Selle 1997
Gert Selle, Siebensachen: Ein Buch über die Dinge (Frankfurt a.M. 1997).

Stockhammer 2011
Philipp W. Stockhammer, Von der Postmoderne zum practice turn. Für ein neues Verständnis des Mensch-Ding-Verhältnisses in der Archäologie. Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 52, 2011, 188-214.

Tietmeyer *et al*. 2010
Elisabeth Tiemeyer/Claudia Hirschberger/Karoline Noack/Jane Redlin (Hrsg.), Die Sprache der Dinge. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die materielle Kultur (Münster/New York/München 2010).

Veit *et al*. 2003
Ulrich Veit/Tobias Kienlin/Christoph Kümmel/Sascha Schmidt (Hrsg.), Spuren und Botschaften: Interpretationen materieller Kultur. Tübinger Archäologische Taschenbücher 4 (Münster 2003).

Vašek 2014
Thomas Vašek, Ein totalitärer Denker. Hohe Luft 06, 2014, 69-76.

Über die Autorin:

Doreen Mölders ist seit 2013 wissenschaftliche Mitarbeiterin/Kuratorin am Staatlichen Museum für Archäologie Chemnitz. Zuvor war sie fünf Jahre als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Ur- und Frühgeschichte der Universität Leipzig beschäftigt. 2013 wurde sie mit der Arbeit „Vom gallischen Marktplatz zum neoliberalen Handelszentrum. Das Thema Wirtschaft im Diskurs der Oppidaforschung“ promoviert. Sie hat Ur- und Frühgeschichte, Klassische Archäologie und Alte Geschichte in Leipzig und Freiburg i. Br. studiert. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Wissenschaftsgeschichte, der Wirtschaftsarchäologie und der Eisenzeitforschung. Zuletzt hat sie zusammen mit Sabine Wolfram den Einführungsband „Schlüsselbegriffe der Prähistorischen Archäologie“ herausgegeben (2014).

Doreen Mölders
Staatliches Museum für Archäologie Chemnitz
Stefan-Heym-Platz 1
09111 Chemnitz
doreen.moelders@lfa.sachsen.de

Sammlungen – Besondere Orte von Dingen

Hans Peter Hahn

Although the idea of collecting things may be considered a constant in human behavior, the idea of a collection as a topos of public and representational properties is much younger. Emerging from the „Wunderkammern" of early modern times, the museum – as we know it today – was meant to be an interface of knowledge transfer, political self-representation and media events and it was established not until the 19th century.

In spite of its explicit statements the museum never succeeded in categorically distinguishing itself from the department store. Things in a collection always comprise more properties than are defined by the guiding principles of the museum's curators. It is one of the most important objectives of any museum's collection to contribute to the advancement of knowledge in the sciences and in the public. However, a closer look at the conditions of the coming into being of collections and museums is adapted to this only partially. As shown in this contribution, several non-scientific features frequently appear. The restrictions of the standard discourse with regard to the collections' scientific purpose is the source of many of the curator's problems. It is quite misleading the regard a collection as just a place of knowledge production. The obstinacy of things always requires new and innovative strategies of dealing with them. Processes of identification, and the presence of string emotions are only some of the possible challenges to a broader understanding of collections.

Facing these problems, this contribution argues in favor of an enlarged concept of collections that includes all the (challenges) issues of complexity and ambivalent notions of the things collected. Problems of defining order, of making sense of huge quantities of things should be taken serious. They are not marginal annoyances, but rather a basic property of things, and, taken seriously, can contribute to a better understanding of collections.

Schlüsselbegriffe: Sammlungsgeschichte; Konservierung; Museumsgeschichte; soziale Identität; moderne Sammlungsformen

Keywords: history of collections; conservation; history of museums; social identity; modern forms of collecting

„The notion that gathering involves the accumulation of possessions, the idea that identity is a kind of wealth (of objects, knowledge, memories, experience), is surely not universal. […] *In the West, however, collecting has long been a strategy for the deployment of a possessive self, culture, and authenticity"* (Clifford 1988, 218).

Einleitung

Auf den ersten Blick zeigt sich das Sammeln als eine Konstante menschlichen Handelns. Von den Buschleuten der Kalahari (Widlok 1999), deren Überleben vom Sammeln hinreichender Mengen an Nüssen abhängt (Abb. 1), bis zum Industriemagnaten, der mit Hilfe professioneller Beratung eine Kunstsammlung aufbaut. Immer liegt ein ähnliches Handlungsmuster zugrunde: Das Zusammentragen von Dingen, sei es aufgrund ihrer Ähnlichkeit oder, gerade im Kontrast dazu, aufgrund ihrer Unterschiedlichkeit. Dieses Muster ist ohne Zweifel auch bei bestimmten Vertretern der Tierwelt anzutreffen (Vander Wall 1990).

Walter Grasskamp (2009) hat einmal vom „Sammlerglück" gesprochen, das durch die rhythmische Aneinanderreihung von Finden, Erwerben, Arrangieren und Zeigen entsteht. Die Emotionalität der Beziehung zwischen den SammlerInnen und seinen oder ihren Objekten ist mithin nicht von der Hand zu weisen. Das Zusammentragen von Objekten, deren Verbindung untereinander in irgendeiner Weise vorgegeben scheint, vermittelt den Eindruck des Sinnhaften und legitimiert sich schon durch das Telos, nämlich eine Vollständigkeit im Hinblick auf eine zuvor selbst definierte Assemblage zu erreichen. Das kann eine vollständige Sammlung

Abbildung 1: Jäger und Sammler. Zum Sammeln gehört das Ausgraben von Wurzeln, hier bei den Hadza (Tansania) (Foto von Alyssa Crittenden).

aller Steiff-Kuscheltiere eines begrenzten Zeitraums sein, aber genauso gut je ein Kunstwerk aller bedeutenden Künstler einer bestimmten Epoche. So wenig solche Kriterien objektiven Festlegungen entsprechen müssen, so gering sind die Aussichten, jemals eine Sammlung wirklich zu vervollständigen. Die Idee einer Sammlung geht zunächst nur von einem Begriff aus, also von der Vorstellung einer Kategorie von sammlungswürdigen Dingen (Sommer 2014, 112). Zum Glück der SammlerIn – nämlich, Sinn in der Sammlung zu erkennen – gehört auch das Leid, nämlich eine Sammlung niemals vervollständigen zu können. Die vollständige Sammlung ist eine Chimäre. Die Attraktivität jeder beliebigen Sammlung erklärt sich im Grunde durch ihren ambivalenten Status des zwar schon Sehr-Umfassend-, aber auch Noch-Nicht-Vollständig-Seins (Muensterberger 1995). In dieser doppelten Bindung gefangen, hat eine Sammlung stets das Potential, zur Sucht oder gar zum Leid zu werden, und manch eine SammlerIn hat sich in der Bindung an seine Objekte ruiniert. Die Figur des ‚Messie', der Person, die zu viel an Alltagsgegenständen sammelt, ist längst zu einem weithin anerkannten Syndrom geworden (Wettstein 2005).

Was bedeuten diese Grundlagen für Sammlungen heute? Das Anliegen dieses Beitrags ist es, einige kritische, vielleicht irritierende Aspekte von Sammlungen offenzulegen. Dabei wird es weniger um Fachgrenzen gehen (also nicht um Unterschiede zwischen spezifisch historischen, archäologischen oder ethnografischen Sammlungen). Auch der formale Status (wissenschaftliche Sammlung, Archiv) soll nur als nachgeordnetes Phänomen eine Rolle spielen. Dieser Beitrag ist dadurch motiviert, selbstverständliche Auffassungen über die Rolle von Sammlungen zu hinterfragen und Sicherheiten über die Autorschaft und Funktion von Sammlungen in Zweifel zu ziehen. Ein erstes Indiz für die Notwendigkeit, solche scheinbar sicheren Grenzen zu überwinden, ist die in den letzten Jahren mehrfach bestätigte Beobachtung, dass es bis heute nicht möglich ist, den Typ der Sammlung ‚Objekte in einem Kaufhaus' vom Typus der Museumssammlung eindeutig abzugrenzen.[1]

Dieser Beitrag verfolgt also die Strategie, einige der konventionell für museale und wissenschaftliche Sammlungen gültigen Definitionen vorübergehend zu suspendieren und durch den Verzicht auf diese scheinbar selbstverständlichen Kategorien eine neue, erweiterte Sicht auf Sammlungen zu ermöglichen. Dieses strategische Vorgehen soll sichtbar werden lassen, welche Macht Sammlungen über Selbstbild und Erkenntnis im wissenschaftlichen Arbeiten haben. Die somit angesprochene Macht der Sammlungen beruht sowohl auf ihrer Geschichtlichkeit als auch auf den kulturell anerkannten Beziehungen, die sie schaffen. Sammlungen sind nicht etwa einfach nur Abbilder einer Welt (oder von Ausschnitten von ihr), sondern sie sind aktive Teilnehmer im Prozess der Schaffung von neuen Welten und Weltbildern.

Ausgehend von einer, wie er es nennt, ‚freudschen Perspektive' hat Jacques Derrida (1995) vor zwanzig Jahren mit eindrucksvoller Prägnanz die Dialektik von Sammlung und Erkenntnis herausgearbeitet. Seine konstruktivistische Sicht beschreibt eine dialektische Beziehung zwischen Wissen, Selbstvergewisserung und

1 Kleindorfer-Marx/Löffler 2000; Rooch 2001; Duncan 2002; von Bose 2008.

Archiv. Wenn Derrida vom Archiv berichtet, können wir darunter zugleich die Sammlung als ein Archiv von Dingen auffassen. Dies ist keinesfalls als eine Kritik an der Sammlung als Grundlage wissenschaftlicher Erkenntnis zu verstehen. Die konstruktivistische Sicht ist vielmehr eine Aufwertung, indem nämlich jedes Archiv und jede Sammlung nicht mehr nur Gegenstand der Beobachtung ist, sondern zum Beteiligten an der Erzeugung von Diskursen wird. Archive und Sammlungen erfahren durch diese neue Sichtweise eine Aufwertung, indem sie als aktive Partner in diskursiven Feldern verstanden werden.

Derridas klassische Studie ist einer der treibenden Faktoren für die aktuelle Hinwendung zu Sammlungen und Archiven (Ebeling *et al.* 2009). Das in den letzten Jahren gestiegene Interesse an materieller Kultur, wie auch die Förderung von Forschungen zu Universitätssammlungen, ist nicht anders zu verstehen als eine langfristige Folge dieses neuen und irritierenden Archivkonzepts. Fragen, die durch dieses neue Konzept überhaupt erst möglich wurden, betreffen gleichermaßen spezifisch archäologische Probleme wie der Rechte über archäologische Funde (Stoecker *et al.* 2013), wie auch übergeordnete archivwissenschaftliche Fragen, zum Beispiel die nach dem Verhältnis von archiviertem Objekt oder Dokument und einem digitalisierten Inhalt (Schenk 2008). Im Anschluss an Derrida und die anderen genannten Autoren ist es also das zweite Anliegen dieses Beitrags, die Macht der Sammlungen über den Erkenntnisprozess offenzulegen.

Die folgenden Teile dieses Textes bestehen aus vier aufeinander aufbauenden Abschnitten, die begründen, warum ein neues Verständnis von Sammlungen, jenseits der Konnotation von ‚Wissensspeicher' oder ‚Abbild der Welt' erforderlich ist. Der hier unmittelbar anschließende Abschnitt ist der verblüffenden Parallelität von Sammlung und Warenhaus gewidmet. Im Weiteren wird es um Sammlung und Identität, Sammlung und Emotion und schließlich um den Eigensinn von Sammlungen gehen.

Sammlung und Warenhaus

Zu den gemeinsamen Grundlagen von Archäologie und Ethnologie gehört die historische Tatsache, dass sie ihre akademische Anerkennung über den Umweg als Archivwissenschaften fanden: In beiden Fällen sind es Sammlungen von Dingen, die als wichtigstes Untersuchungsfeld für die frühen, noch nicht durch ein etabliertes akademisches Fach abgesicherten Gelehrten dienten. Das Berliner Museum für Völkerkunde wurde vor 130 Jahren als Archiv gegründet. Die Sammlungen galten als epistemisches System, auf dessen Grundlage man endlich eine systematische Ethnologie betreiben konnte (Fischer *et al.* 2007). Die regelhafte und wiederkehrende Durchforstung von Sammlungen erwies sich als empirische Basis für übergreifende Thesen über kulturelle Zusammenhänge und Kulturentwicklungen. Aneignung und letztlich auch „Konsum" exotischer Dinge gingen seit der frühen Neuzeit Hand in Hand (Trentmann 2009). Museen und ihre Vorläufer sind kein Gegenaspekt der sich ausweitenden Warenwelt, sondern demnach nichts anderes als Teil der Konsumgeschichte (Abb. 2).

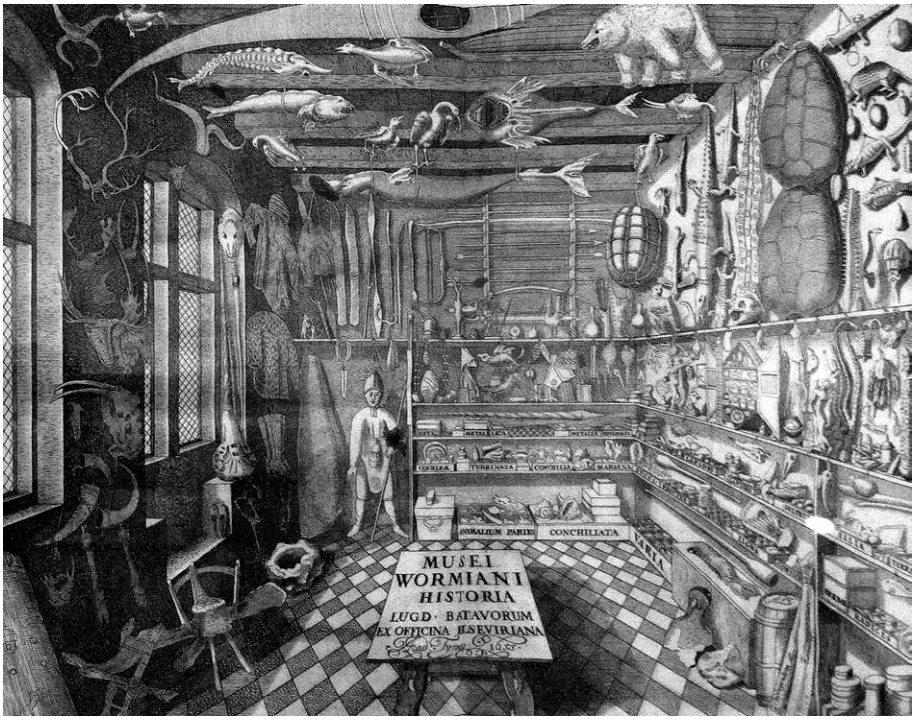


Abbildung 2: Wunderkammer Museum Wormianum (aus Worm 1655).

Aus den Sammlungen der Wunderkammern wurden im Verlauf des 19. Jahrhunderts öffentliche Museen (Marx *et al.* 2006). Mit der Selbstbeschreibung von Museen als Forschungseinrichtungen erfolgte die Definition dieser Einrichtung über ihre Sammlungen und über den Auftrag, die jeweils geeigneten Sammlungen als Grundlage wissenschaftlicher Erkenntnis zu generieren und zu bewahren. Die Etablierung solcher Sammlungen (oder Archive von Dingen) war eine wichtige Erfolgsstrategie dieser jungen Fächer im 19. Jahrhundert (Hahn 2014, 270).

Der Aufstieg der Museen verlief im 19. Jahrhundert in verblüffender Gleichzeitigkeit mit der Ausweitung des Konsums. Kaufhäuser und Museen sind gewissermaßen Nachbarn in einer Welt sich zunehmend selbstbewusst artikulierender bürgerlicher Kultur. Zeitgleich mit der Definition von Museen als Orte des Sammelns, der Forschung und der Präsentation (oder nur wenig später) wurden auch die bis heute verbindlichen Regeln des Umgangs mit Museumsobjekten festgelegt. Heute gehört es zu den wichtigsten Aufgaben der UNESCO und ihrer Unterkommission, des *International Council of Museums* (ICOM), in der Definition von Museen die Tätigkeiten ‚Sammeln' und ‚Präsentieren' zu verankern (Vieregg 2006, 16; ICOM Schweiz 2010).

Die Parallelen von Warenhaus und Museum werden am besten deutlich anhand der der Perspektive der Beschreibung der Wege der Dinge. Der Weg der Dinge in das Warenhaus und auch in das Museum werden von der Logik der Schwelle bestimmt: Objekte, die in diese Institutionen hineingelangen, werden zunächst aller bis dahin relevanten Kontexte entledigt, sie sind ab diesem Moment ‚neue Dinge', oder genauer: ein neuer Bestandteil des Inventars. Selbstverständlich gibt es hier

einen wichtigen Unterschied im Hinblick auf die Dauer des Verbleibs: Während das Warenhaus schon strukturell daran interessiert sein muss, sein verkäufliches Inventar möglichst rasch umzusetzen, strebt das Museum nach dem Ideal der dauerhaften Verwahrung. Dass diese dauerhafte Verwahrung jedoch kaum den gängigen Praktiken entspricht, hat jüngst Beatrix Hoffmann (Hoffmann 2012) am Beispiel ethnografischer Museen gezeigt.

Zu dem einschneidenden Moment im Weg eines jeden Objekts, dem Übergang in das Museum oder in das Warenhaus, gibt es noch mehr zu erläutern: Sobald nämlich die Objekte die Schwelle überschritten haben, werden ihnen nun, als Waren oder Sammlungsstücke, die zuvor gültigen Kontexte wieder zugeordnet. Dies geschieht jedoch hoch selektiv: ganz bestimmte Kontexte erweisen sich als eindeutig und wichtig, andere werden unterdrückt. Welche Merkmale statusbildend sind, hängt von der Art des Museums ab. Ein Objekt, das einmal zu einem Sammlungsstück geworden ist, trägt ein Etikett, das es als solches ausweist. Mit diesem neuen Status ist eine Reihe von Einschränkungen der Nutzung verbunden, die diesen Gegenstand ausdrücklich aus allen denkbaren Handlungskontexten ausschließt (Doering/Hirschauer 1997).

Ganz ähnlich ist der Zustand der Ware im Kaufhaus – auch ihr wird ein Etikett zugeordnet: Das zugängliche Wissen soll sich nicht aus dem Objekt selbst erschließen, sondern aus dem Lesen eines Textes. Bestimmte Eigenschaften werden dabei herausgehoben, wie z.B. die Herkunft und oftmals auch das Datum des Übergangs über die Schwelle. Andere Eigenschaften werden systematisch unterdrückt: z.B. der Geruch und die Form der Lagerung. Der Umgang mit diesen Dingen wird sowohl im Warenhaus als auch im Museum äußerst restriktiv gehandelt.

Abbildung 3: Vitrine mit Knochen (Foto von Larissa Förster).

Eigentlich gibt es keinen unmittelbaren, physischen Umgang mit diesem Waren (das Anprobieren einmal ausgenommen). Fast immer werden die Umgangsweisen, die außerhalb dieser Orte gelten würden, kategorisch ausgeschlossen.

Im Museum wie im Kaufhaus spielen Vitrine, Schrank und Regal zentrale Rollen; der visuelle Eindruck, Formen und Farben sind wichtiger als das Berühren (Freed 1991; Ames 1992). Der haptische Sinn, wie auch der Geruch und andere, oftmals erst nach einigem Gebrauch zu erkennende Objekteigenschaften treten hingegen in den Hintergrund (Abb. 3). Der ‚Glanz der Oberfläche', – diese tief in der Konsumwelt verankerte Idee von Attraktivität – steht ganz im Vordergrund.

Sammlungen in Museen werden nach ihrer Größe und Diversität beurteilt; sie haben die Tendenz, beständig zu wachsen. Ähnliches gilt als leitendes Prinzip in der Logik des Konsums: die unendliche Ausweitung der Konsumsphäre und die immer größere Differenzierung der Warenwelt sind immanent für die Anziehungskraft der Güter. Das einzigartige Objekt hebt die Bedeutung eines Museums insgesamt, so wie die exklusivsten Waren für den Rang eines Kaufhauses als Ganzes stehen. Schließlich gehört es zu den Regeln des Museums wie des Kaufhauses, allen Interessenten ohne Ansehen der Person (Fachleute wie Dilettanten) Zutritt zu gewähren.

Hier wie dort wird konsumiert, im einen Fall sind es die konkreten Dinge, im anderen Fall, im Museum, geht es nur um das Erlebnis der Gegenwart der Objekte. Die aktuelle Aufmerksamkeit für den Museumsshop ist ein Indiz, dass die Idee des Konsums keineswegs kategorial aus dem Museum ausgeschlossen wird (Grasskamp 1997; Kirchberg 2000; Macdonald 2011). Die historische Perspektive und der Vergleich der diesen Institutionen zugrunde liegenden Konzepte sprechen dafür, Konsumgüter und Museumssammlungen nicht als einander entgegengesetzte Phänomene zu betrachten, sondern vielmehr als Spielarten besonderer Umgangsweisen, die möglicherweise als kulturelle Institutionen der sich selbst als Konsumgesellschaften bezeichnenden Nationen zu sehen.

Diese Einsichten verbinden sich zu einem ersten übergeordneten Argument: Museum und Warenhaus leisten eine Transformation der in ihnen verwahrten Objekte. Das Ziel dieser Transformation ist es, die Unmittelbarkeit zu den Gegenständen aufzuheben und anstelle dessen eine kulturelle Definition in ihr Recht zu setzen (Danto 1984 [1981]). Diese Definition steht für gesellschaftlich weithin anerkannte Normen bezüglich „gesammelter Dinge". An die Stelle einer direkten Beziehung zwischen Mensch und Ding tritt bei Ware und Sammlungsobjekt ein geregelter, normierter und von außen sanktionierter Umgang, der auf einer hoch spezifischen Zuweisung von Bedeutung beruht.

Der vorangegangene Abschnitt präsentierte einen Vergleich von Warensammlung und Museumssammlung. Für den Zweck des Arguments, nämlich die überraschenden Parallelen aufzuzeigen, wurden Ähnlichkeiten hervorgehoben. Es sollte jedoch klar sein, dass damit nicht die Position einer vollkommenen oder auch nur weitgehenden Übereinstimmung vertreten wird. Im Gegenteil: in der Gesamtschau gilt die Feststellung grundlegender Unterschiede zwischen Museum und Warenhaus. Dies ist verschiedentlich argumentativ begründet worden, z.B. durch Christoph Pomian, für den gerade die Distanzierung, das „Herausziehen" aus der Warenwelt, das distinktive Merkmal der Museen darstellt (Pomian 1988 [1987]). Ganz ähnlich argumentiert Igor Kopytoff in dem mittlerweile klassischen Text über die von ihm so bezeichnete

kulturelle Biographie von Dingen. Kommodifizierung und Sigularisierung, d.h., der Ausschluss aus der Warenwelt, sind demnach einander entgegengesetzte Tendenzen des sozial ausgehandelten Umgangs mit Dingen (Kopytoff 1986).

Sammlung und Identität

Zeig mir, was Du sammelst und ich sage Dir wer Du bist. Diese einfache Beziehung bringt vieles von der Bedeutung des Sammelns für die Artikulation des ‚Ich' zum Ausdruck. Jede Sammlung drückt eine Machtbeziehung aus, indem der Sammler Kontrolle über die gesammelten Dinge erwirbt und diese Dinge zugleich instrumentalisiert, um seine Identität damit zu artikulieren.

In der einfachsten denkbaren Konfiguration hat dies Daniel Miller in dem populären Buch „Der Trost der Dinge" deutlich gemacht (Miller 2010 [2009]). Dort geht es um Männer und Frauen, deren ausführlich geschilderter Sachbesitz zugleich auch als eine Sammlung aufgefasst werden kann. Miller zeigt, welche enorme Wirkung der Selbststabilisierung solche Sammlungen haben können. Dabei ist das Kriterium der Sammlung überhaupt nicht in irgendeiner Weise einzugrenzen: Es können einfach Dinge einer bestimmten Farbe sein. Es kann aber auch die klassische Briefmarkensammlung betreffen oder die Sammlung von rosa Plüschtieren. Es geht hier immer auch um ein Mittel der Distinktion im Sinne von Pierre Bourdieu (1982 [1979], 101).

Wichtiger für die folgende Betrachtung ist aber die Idee der Repräsentation einer kollektiven Identität durch eine Museumssammlung. Das kann die nationale Idee oder die lokale Gemeinschaft oder auch das Selbstverständnis eines akademischen Faches betreffen. In der Archäologie gibt es zahlreiche Beispiele, hier sei nur das Rheinische Landesmuseum genannt: Diese Institution enthält in ihrem Namen eine Landschaftsbezeichnung, die als Verweis auf eine regionale Identität gedeutet werden muss. Zudem setzt sie wissenschaftliche Standards, was den genauen und methodologisch begründeten Umgang mit Sammlungen betrifft.

Archäologische Sammlungen sind auch vielfach Neubestimmungen ausgesetzt: Durch eine genaue Untersuchung der Objekte wird die Zuordnung zu einer regional oder chronologisch definierten Gruppe plausibel und dementsprechend die Liste der Objekteigenschaften ergänzt. Auch wenn die Dinge scheinbar ‚inert' sind, sich also nicht verändern, wird doch durch Forschung laufend die Möglichkeit eröffnet, neue Gruppierungen zu identifizieren und neue Eigenschaften zuzuweisen. Mitunter genügt für die Neuordnung einer Sammlung schon der Vermerk auf der Karteikarte (oder in der Datenbank), dass ein bestimmtes Objekt in einer bestimmten Ausstellung gezeigt wurde.

Von besonderer Bedeutung aus ethnologischer Sicht ist die kollektive Fremdzuweisung – das Museum wird zum Ort der Repräsentation des Anderen in seiner Andersartigkeit. Das Sammeln ist nicht einfach nur das Sichtbarmachen eines anderen, sondern definiert den Autor der Sammlung neu. Nach James Clifford (1990 [1988]) sind gerade öffentliche und wissenschaftliche Sammlungen implizite Instrumente der Selbstbestimmung. Die vorgebliche Trennung zwischen dem Museumskustos hier und der Sammlung dort, oder dem Wissenschaftler hier und der Forschungssammlung dort ist niemals vollständig. Die Sammlung wirkt

auf den Autor zurück, indem die versammelten Dinge ihn und seine kulturelle Identität verändern (Bal 2002 [1994], 130). Es gibt, mit einem Satz, keine Sammlung ohne Subjektivität.

Ein historischer Ausgangspunkt für dieses Phänomen und ein anschauliches Beispiel dafür sind die ethnografischen Sammlungen. Ganz offensichtlich hat die zeitliche Koinzidenz des Kolonialismus mit dem Aufstieg der Museumsidee zur heutigen Gestalt von ethnografischen Sammlungen wesentlich beigetragen. Obwohl wichtige Gründungsfiguren immer wieder darauf achteten, in Deutschland keine ‚Kolonialmuseen' entstehen zu lassen (wie es z.B. in Frankreich der Fall war), ist die Verbindung zwischen der Befürwortung von Kolonien, der kolonialen Besitzergreifung und dem raschen Anwachsen der Sammlungen in ethnologischen Museen nicht zu leugnen (Gosden/Knowles 2001). Auch wenn ethnologische Museen in jener Zeit durchaus nicht koloniale Ideologien propagiert haben, ist ihr Beitrag zur Konstruktion von Alterität in jener Zeit doch nicht von der Hand zu weisen (Hahn 2013, 43). Museumssammlungen haben die nicht-europäischen Kulturen in ihrem Anderssein festgeschrieben – die Sammlungen wurden gelesen als Dokumente einer Andersartigkeit, aus der es kein Entrinnen gab (Leeb 2013).

Françoise Lionnet (2001, 51) hat dies mit einer bedrückenden Szene aus einer Novelle von Michel Fournier anschaulich gemacht: diese literarisch verdichtete Szene schildert die Eindrücke eines berberischen Hirtenjungen, der in die ethnografische Sammlung eines Forschungsinstituts in Paris gerät und dort beobachtet, wie Touristen durch die Sammlung, und durch die Abteilung über die Kultur der Berber geführt werden. Die gleiche hölzerne Schale, die gerade noch Teil des mütterlichen Haushalts war, die seine vertraute und alltägliche Speiseschale war; sie wird nun zum ‚Symbolobjekt' erhöht und den Touristen als das typische Objekt der berberischen Kultur präsentiert. Die Enteignung könnte nicht drastischer sein. Die eigene Kultur wird ‚musealisiert' und ist in der Sammlung versteinert; sie wird zur Zwangsjacke, welche keine Veränderung mehr zulässt.

Verschiedene Verbindungen von Sammlungen und Identität können durch ein Diagramm aus vier Feldern anschaulich dargestellt werden (Tab. 1). Die vier Felder bezeichnen die individuelle Selbst- und Fremdbestimmung sowie die kollektive Selbst- und Fremdbestimmung. Jedoch können auch zueinander komplementäre Konstellationen vorliegen, vielfach ohne eine direkte Bezugnahme. Eine archäologische Sammlung kann sowohl Gegenstand der ‚Selbstzuweisung' als auch Objekt einer ‚Fremdzuweisung' sein.

Wäre eine Sammlung auch vorstellbar, ohne eine solche repräsentationale Verweisungsfunktion? Tatsächlich werden in der neueren Literatur eher die Momente der Umdeutung von Sammlungen diskutiert. Die klare und beständige Zuordnung,

individuelle Selbstzuweisung (Kuscheltier- oder Briefmarkensammlung)	kollektive Selbstzuweisung (Heimatmuseum, Nationalmuseum)
individuelle Fremdzuweisung	kollektive Fremdzuweisung (Kolonialmuseum)

Tabelle 1: Aneignung und Abgrenzung als Figuren der Identifikation mit Sammlungen. Durch die ‚Objektivierung' (Kategorisierung einer Sammlung) wird an die Stelle einer intrinsischen Bedeutung die Funktion der Repräsentation gesetzt. Sammlungen scheinen für etwas zu stehen. Die Summe der Dinge ergibt eine neue Bedeutung, die ein Einzelstück nicht hat.

wie sie zunächst z.B. im museologischen Kontext im Vordergrund zu stehen scheint, wird dadurch in Zweifel gezogen (Nippa 1999). Es ist in der Regel die spezifische Leistung eines Ausstellungskurators, in einer Sammlung neue Eigenschaften zu finden, die beispielsweise aus der zuvor selbstverständlichen Fremdzuweisung nun durch neue Erkenntnis und neue Interpretation eine Selbstzuweisung zu machen. Die Praxis des Umgangs mit Sammlungen und ihrer Umdeutung macht Übergänge zwischen Selbst- und Fremdrepräsentationen möglich.

Damit ist ein wichtiges Argument gegen die Vorstellung vom passiven Sammlungsobjekt formuliert; Kontextualisierung und Re-Kontextualisierung können immer wieder dazu führen, dass der Status einer Sammlung grundlegend neu bestimmt werden muss. Allerdings gibt es in diesem Rahmen kein ‚Zurück' gegen das schon formulierte Prinzip der repräsentationalen Funktion. Sammlungen stehen ‚für etwas'. Bedeutungslose Sammlungen fallen dem Vergessen anheim, sie werden früher oder später vernichtet (wie die Kunstwerke aus Fett von Joseph Beuys).

Während die Dinge einerseits Fragmente sind, Ruinen, denen im besten Fall nur noch Überreste eines Kontextes zukommen, der, wie im letzten Abschnitt gezeigt, mit dem Eintritt in die Institution schon einmal weitgehend abgestreift wird, so haben sie andererseits durch die Gruppierung als Ensemble von Objekten doch wieder eine übermächtige Bedeutung. Sie erlangen den Status der Repräsentation einer kollektiven Identität, unabhängig von der Frage, ob es nun die eigene Identität ist (Idee des Nationalmuseums) oder die einer anderen Kultur. Mit Gottfried Korff (1995) wäre zu vermuten, dass die Dinge in der Sammlung, gerade weil sie im hier beschriebenen Sinne Fragmente sind, den Freiraum für die Aneignung und Zuweisung übermächtiger Bedeutungen bieten.

Dieser Status des Verfügbaren, und damit die Möglichkeit einer Aneignung, entsteht nicht (nur) durch die Objekte als solche, sondern wenigstens in gleichem Maße durch das Wissen der Fachleute und durch die Texte, mit denen die Dinge verbunden sind. Die Dinge sind zugleich entleert und aufgeladen, sie sind offen für den Konsum im Sinne der Aneignung und Transformation in Projektionsflächen kollektiver Identitäten. Sybille Niekisch (2002) assoziiert die erzeugten Freiräume der Aneignung von Sammlungen und die darauf folgende Inanspruchnahme mit einer neuen Form des Konsums. Es ist der Konsum von Identitätsbildnern, der Konsum von Kultur, der durch die Form der Sammlung möglich geworden ist.

Sammlung und Emotion

Die Beobachtung der Aufladung einer Sammlung als Identitätsbildner ist ein Ausgangspunkt für weitergehende Überlegungen zu den Emotionen, die Sammlungen auslösen und als deren Kristallisationspunkt sie gelten können. In der denkbar einfachsten Konstellation ist noch einmal auf die Ethnografie des Sachbesitzes von Daniel Miller zu verweisen: Der Besitzer einer Sammlung ist stolz auf die Dinge, die ihm gehören. Die Sammlung der Dinge verweist auf seine Identität, die Beziehung zwischen dem Besitzer und seiner ‚Sammlung von Dingen' ist von positiven Emotionen geprägt. Diese Bindung wiederum setzt die Energie frei, die Dinge zu pflegen, mit ihnen sorgsam umzugehen. Nicht viel anders verhält

es sich auf den ersten Augenschein mit den Objekten einer wissenschaftlichen Sammlung: Sie werden geschätzt als Zeugnisse einer Kultur und deshalb auch entsprechend behandelt.

An dieser Stelle sind aber eine Reihe von weitergehenden Bezügen zu nennen, die zur Folge haben können, auch ganz andere Emotionen freizusetzen. Neben Liebe und Wertschätzung können auch Empfindungen von Entfremdung und Bedrohung treten (Diederichsen 2012). Das Aufkommen solcher entgegengesetzter Emotionen kann sehr komplexe Grundlagen haben. Zum Beispiel führt die Entdeckung von Fälschungen regelmäßig zu einer signifikanten Umkehr der Bewertung. In solchen Situation kommt man mitunter zu der Entscheidung, die offensichtlich gefälschten Stücke nicht aus der Sammlung auszusondern, sondern sie als Lehrstücke für echt und falsch zu bewahren (Gaida 2010).

Neben diesen ‚einfachen Fällen' der Umkehrung von Emotionen gibt es auch sehr viel komplexere Prozesse der Entwertung. Das betrifft mitunter auch ethnografische Sammlungen. Hier ist nicht von neuen Erkenntnissen über die Dinge selbst zu berichten. Was völkerkundliche Museen heute so unerträglich macht, und ethnologische Kustoden vielfach dazu bringt, ihre Sammlungen praktisch vollständig zu verstecken, hängen vielmehr mit einer politisch erzeugten, anderen Wahrnehmung der außereuropäischen Kulturen zusammen. Das Bild, das mithilfe der Objekte zu zeigen wäre, scheint keine Resonanz in der öffentlichen Meinung mehr zu haben und wird deshalb unterdrückt (Norris 1991). Entwertung, der Verlust von emotionaler Wertschätzung, wird durch übergeordnete Kontexte in die Objekte hineingelegt.

Ein ähnlicher Prozess der Entwertung ist auf spezifische Museumskonzepte zurückzuführen. Die Geringschätzung vieler Museen für Duplikate führte früher sogar zur Praxis, sogenannte ‚Dubletten' mit anderen Museen zu tauschen (Johansen 1992). Dahinter stand die Vorstellung der Minderwertigkeit einer Sammlung mit Dubletten, weil angeblich jedes zusätzliche Objekt der gleichen Kategorie nicht mehr zu weiterem Erkenntniszuwachs führt, sondern nur einen unnötigen Platzverbrauch bedeutet. Auch wenn sich in der Ethnologie die neuere Museologie, die gerade in ‚Serien' von gleichartigen Dingen die Chance auf bestimmte Erkenntnisse sieht, noch nicht weithin durchgesetzt hat, so wurden diesem Zugriff auf ‚Dubletten' in letzter Zeit doch einige experimentelle Ausstellungen gewidmet (z.B. Alber 2013; Scheppe 2014). In diesem Wandel museologischer Prinzipien zeigt sich, wie neue, gesteigerte Wertschätzung durch eine andere Perspektive möglich wird. An den Dingen ändert sich dabei nichts.

Ein letztes Beispiel thematisiert wieder eher die ‚Entwertung'. Candida Höfer (2004) hat in einer eindrucksvollen Fotoserie dargelegt, wie spezifische Probleme, die in der materialen Natur der Dinge liegen und den Kustoden der Sammlungen nur allzu gut vertraut sind, zur Entfremdung von den Dingen führt. So müssen viele Objekte aus organischen Materialien regelmäßig mit Insektiziden behandelt werden, was entsprechende Vorsichtsmaßnahmen im Umgang mit diesen Dingen nach sich zieht. Ein Bild von Höfer (2004, 85) zeigt die Museumsmitarbeiter im Schutzanzug mit Atemmaske und Handschuhen mit den Objekten hantierend (Abb. 4). Die besondere Bedeutung dieses Bildes liegt darin, auch die Grenzen der diskursiven Umwertung von Sammlungen aufzuzeigen. Lag bei den vorangehenden

Abbildung 4: Ethnologisches Museum Berlin (© VG Bildkunst/Candida Höfer 2015).

Beispielen der Ausgangspunkt einer Veränderung im ‚Sprechen über Dinge', so rückt in diesem Beispiel die Veränderung der Materialität durch die Behandlung mit Insektiziden in den Mittelpunkt. Obgleich Veränderungen des Materials in der Regel nur lästige Begleiterscheinung darstellen, können sie doch in überraschender Weise für eine andere Emotionalität sorgen.

Letztlich zeigen sich die Objekte als aktive Beteiligte in einer Auseinandersetzung über die Bewertung der Dinge. In diesem Kontext ist nicht nur die allmähliche Vergiftung der Objekte zu erwähnen, sondern auch die spezifischen Probleme der Instabilität einzelner Materialien. Bestimmte Objekte, z.B. solche aus Holz, verändern ihren Zustand im Laufe der Jahre, was erhebliche, aber mitunter irreversible Folgen für die (Un-)Möglichkeit ihrer Ausstellung nach sich zieht.

Emotionen sind nicht nur Vehikel gelungener Ausstellungsstrategien, sondern auch eine Herausforderung für den Umgang mit den Objekten einer Sammlung insgesamt. Arrangements können Emotionen verstärken oder gar umkehren. Aber in manchen Fällen entgleitet den Fachleuten der Bezug zu den Dingen – sie geraten außer Kontrolle. Das gilt wenigstens in dem konkret haptischen Sinne, indem sie beispielsweise aufgrund der Durchtränkung mit Giften unberührbar werden.

Damit hat sich das Spektrum der vorstellbaren emotionalen Beziehungen erheblich erweitert: Es reicht von der Selbstbestätigung eines Identitätsmarkers, über die museale Entwertung von Dubletten (endlose Reihen gleichartiger Dinge) bis hin zur Entfremdung durch die zunehmende Vergiftung. Sammlungen sind damit durchaus nicht nur Gegenstände von Gier, Lust oder gar Hingabe, sondern mit ihnen ist das ganze Spektrum möglicher Emotionen verbunden.

Schluss: Sammlung und Eigensinn

Um den prekären Charakter von Sammlungen zuzuspitzen, nutzt Peter Strohschneider (2012) die Unterscheidung von Sammlung und Sammelsurium. Strohschneider interessiert sich dabei insbesondere für Universitäts- und Forschungssammlungen, deren Status unter Wissenschaftlern ganz im Sinne der schon erläuterten Emotionalität gegenwärtig eher im Bereich der Missachtung rangiert, und die viele Institutionen heute eher gerne loswürden. Der Unterschied zwischen Sammlung und Sammelsurium, so Strohschneider, liegt darin, dass letzteres keine Erwartung einer Ordnung in der Aneinanderreihung von Dingen mehr erweckt. Niemand macht sich in einem Sammelsurium mehr die Mühe, einen Sinn in der Ansammlung von Objektmassen zu erkennen – im Gegensatz dazu ist die Sammlung der Ort der Erkenntnis, zu dem der Forscher sich begibt, um neue Einsichten zu gewinnen. Strohschneiders zentrales Argument ist die Empfindlichkeit dieses Punkts, die Gefahr des Umkippens: Aus einer Sammlung kann ein Sammelsurium werden, wenn es aus dem Blick der Forschung gerät; und ein Sammelsurium kann zu einer Sammlung werden, wenn nur eine Perspektive entwickelt wird, welche Erkenntnis aus ihr zu ziehen sei.

Instabilität und Sensibilität einer Sammlung beruhen mithin nicht nur auf den hier geschilderten Verwicklungen des Entfernens von Kontexten, der Aneignung und der Transformation. Sie lassen sich auch nicht einfach auf das breite Spektrum verschiedener Emotionen, die den Dingen entgegengebracht werden, zurückführen. Diese problematischen Eigenschaften der Sammlungen haben vielmehr auch mit den Erwartungen zu tun, die daran gestellt werden: Die Verknüpfung von Sammlung mit Erkenntnis, die zu Beginn dieses Beitrags als Funktion des „Abbilds der Welt“ eingeführt würde, ist eine solche prekäre Verbindung (Brandt 1994).

Nur auf der Grundlage der Einsicht über die Willkürlichkeit der Definition ‚Sammlung‘, und nur in der Betrachtung der vielfachen, einander überlagernden Formen der Bindung und Distanzierung ergibt sich ein realistisches Bild von der Komplexität der Bezüge, die eine Sammlung zu einer solchen machen.

Thomas Schnalke hat die Geschichte von eigensinnigen Sammlungsobjekten jüngst plausibel gemacht, indem er die Biografie einer medizinischen Kollektion, es geht um Gallensteine, über zwei Jahrhunderte hinweg verfolgte: Er zeigt, welche verschiedenen Kriterien zunächst die Sammlung definierten (Farbe, Größe, Material), wie dann die Sammlung zum Teil einer anderen, größeren Sammlung wurde, um danach wieder neu geordnet zu werden (Schnalke 2010). Die Objekte, die im Mittelpunkt dieser verflochtenen Geschichte stehen, tragen die Spuren der aufeinanderfolgenden Arrangements in sich. Durch das genaue Studium von Objekt und zugehörigen Inventarlisten ist es möglich, die Abfolge der Anordnungen und Bedeutungszuweisungen nachzuvollziehen. Letztlich werden diese Objekte damit zu Zeugen – nicht so sehr der Medizingeschichte – sondern eines wechselhaften Schicksals von verschiedenen privaten und öffentlichen Sammlungen. In spezifisch eigensinniger Weise haben die Dinge in dieser Sammlung die Verweisstrukturen, in denen sie standen, in sich aufgenommen, um letztlich nicht mehr auf ‚etwas anderes‘ zu verweisen, sondern viel mehr und deutlicher auf ihre eigene Geschichte.

Die Sammlung ist plötzlich nicht mehr Repräsentation, sondern bezieht ihre Kraft der Faszination aus sich selbst. Die Erforschung der Sammlungsschritte erhält eine höhere Relevanz als irgendeiner der Forschungszusammenhänge, in denen die Dinge einmal gestanden haben könnten. Dies scheint auf den ersten Blick eine sehr spezifische Perspektive zu sein. Man könnte meinen, dass diese Perspektive tendenziell eher nur in Kunstsammlungen auf eine etablierte Tradition zurückblicken kann. Jedoch ist wenigstens für ethnografische Sammlungen ein ähnlicher Trend deutlich erkennbar, z.B. in den aktuellen Ausstellungen des Weltkulturenmuseums in Frankfurt. Die Erforschung der Sammlungsschritte und der Tätigkeit des Sammlers oder, genauer des Ausgräbers, gewinnen aber auch in der Archäologie zunehmend an Bedeutung. Ein herausragendes Beispiel dafür ist die schon lange währende, in der letzten Zeit wichtiger werdende Beschäftigung mit Heinrich Schliemann (Samida 2012).

Weit darüber hinausgehend, und den Bereich des wissenschaftlichen im engeren Sinne transzendierend, gibt es zudem viele Parallelen mit dem aktuellen Trend, seinen eigenen Besitz als Sammlung zu identifizieren, um damit einen Überschuss an Bedeutungen zu generieren. Ein schlagendes Beispiel dafür ist die flickr-Nutzergruppe „*what's in your bag?*" auf der einige zehntausend Nutzer den Inhalt ihrer Handtaschen oder Schultaschen ausleeren, ausbreiten und fotografieren (Abb. 5). Man könnte das als eine ‚Selbstmusealisierung' bezeichnen, aber in der Mehrzahl der Fälle bleibt es auf einem seltsam unbestimmten Niveau stehen – es findet keine klare Zuweisung statt. Die Funktion der Repräsentation verliert an Attraktivität, angesichts der Tatsache, dass ohnehin jeder seine eigene Vorstellung über die mit diesen ‚privaten Dingen' verbundenen Bedeutungen hat.

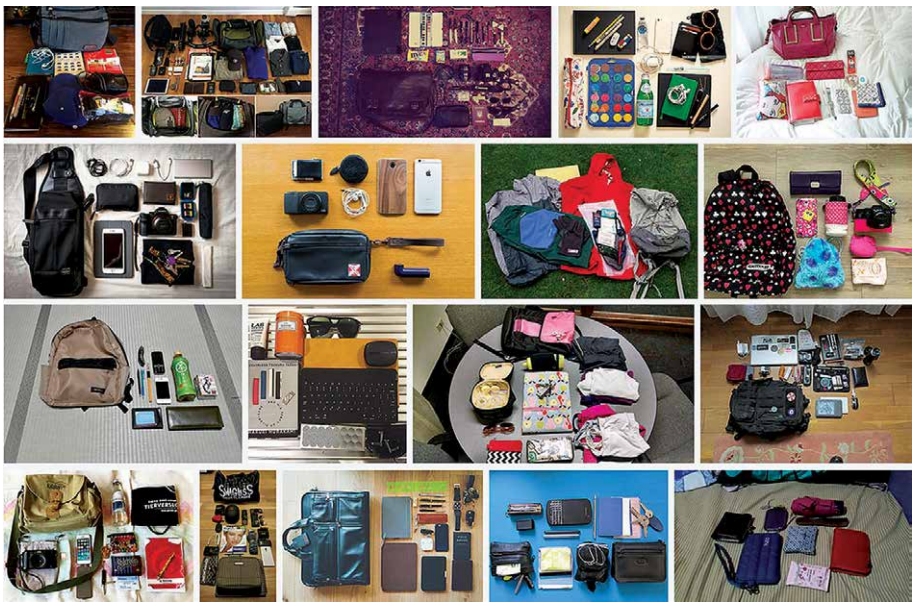


Abbildung 5: Selbstmusealisierung: flickr-Nutzergruppe „what's in your bag?" (flickr [zuletzt aufgesucht 07.06.2015]).

Sammlungen sind weit fragilere Gebilde, als es auf den ersten Blick erscheint. Das zu zeigen, ist das Anliegen dieses Beitrages. Das gilt sowohl im Hinblick darauf, was eigentlich eine Sammlung definiert, wie auch unter Berücksichtigung der Frage der Repräsentation und des in diesem Kontext oftmals unterschätzten zeitlichen Wandels, der auch in einer Veränderung der Objekte münden kann. Möglicherweise sind aber gerade diese, durch die Objekte selbst mit verursachten Unsicherheiten der Grund dafür, dass die Idee der Sammlung im Begriff ist, einen Siegeszug anzutreten, der weit über Grenzen wissenschaftlicher Aufmerksamkeit hinausgehend unseren Alltag in Zukunft immer mehr bestimmen wird.

Literatur

Alber 2013
Nicole Alber, Gegenwelten. Begleitheft zur Ausstellung (Innsbruck 2013).

Ames 1992
Michael M. Ames (Hrsg.), Cannibal Tours and Glass Boxes. The Anthropology of Museums[2] (Vancouver 1992).

Bal 2002 [1994]
Mieke Bal, Vielsagende Objekte. Das Sammeln aus narrativer Perspektive. In: Mieke Bal, (Hrsg.), Kulturanalyse (Frankfurt a.M. 2002) 110-145 [zuerst: Telling Objects: A Narrative Perspective on Collecting. In: Jas Elsner/Roger Cardinal (Hrsg.), The Cultures of Collecting (Cambridge MA 1994) 97-115].

von Bose 2008
Friedrich von Bose, Schauraum Warenhaus. Praxen des Ausstellens im Berliner Warenhaus Wertheim um 1900 (Unveröff. Magisterarbeit Berlin 2008).

Bourdieu 1982 [1979]
Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft (Frankfurt a.M. 1982) [zuerst: La distinction. Critique sociale du jugement (Paris 1979); englisch: Distinction. A Social Critique of the Judgement of Taste (London 1979)].

Brandt 1994
Reinhard Brandt, Das Sammeln der Erkenntnis. In: Andreas Grote (Hrsg.), Macrocosmos in Microcosmo. Die Welt in der Stube: Zur Geschichte des Sammelns 1450 bis 1800 (Opladen 1994) 21-33.

Clifford 1988
James Clifford, The Predicament of Culture: Twentieth-Century Ethnography (Cambridge MA 1988).

Clifford 1990 [1988]
James Clifford, Sich selbst sammeln. In: Gottfried Korff/Martin Roth (Hrsg.), Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik (Frankfurt a.M. 1990) 87-106 [zuerst: On Collecting Ourselves. In: James Clifford, The Predicament of Culture: Twentieth-Century Ethnography (Cambridge 1988) 216-229].

Danto 1984 [1981]
Arthur C. Danto, Die Verklärung des Gewöhnlichen. Eine Philosophie der Kunst (Frankfurt a.M. 1984) [zuerst: The Transfiguration of the Commonplace: A Philosophy of Art, (Cambridge MA 1981)].

Derrida 1995
Jacques Derrida, Archive Fever: A Freudian Impression, Diacritics 25/2, 1995, 9-63.

Diederichsen 2012
Diedrich Diederichsen, Beseelung, Entdinglichung und die neue Attraktivität des Unbelebten. In: Irene Albers/Anselm Franke (Hrsg.), Animismus. Revisionen der Moderne (Zürich 2012) 289-301.

Doering/Hirschhauer 1997
Hilde Doering/Stefan Hirschauer, Die Biographie der Dinge. Eine Ethnographie musealer Repräsentation. In: Stefan Hirschauer/Klaus Amann (Hrsg.), Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Theorie (Frankfurt a.M. 1997) 267-297.

Duncan 2002
Carol Duncan, Museums and Department Stores: Close Encounters. In: Jim Collins (Hrsg.), High-pop: Making Culture into Popular Entertainment (Malden MA 2002) 129-154.

Ebeling *et al.* 2009
Knut Ebeling/Stephan Günzel/Aleida Assmann (Hrsg.), Archivologie. Theorien des Archivs in Wissenschaft, Medien und Künsten (Berlin 2009).

Fischer *et al.* 2007
Manuela Fischer/Peter Bolz/Susan Kamel (Hrsg.), Adolf Bastian and his Universal Archive of Humanity. The Origins of German Anthropology (Hildesheim 2007).

Freed 1991
Stanley A. Freed, Everyone Is Breathing On Our Vitrines: Problems and Prospects of Museum Anthropology. Curator: The Museum Journal 34/1, 1991, 58-79.

Gaida 2010
Maria Gaida, Echt oder nicht echt? Der (falsche) Maya-Stuckkopf im Ethnologischen Museum in Berlin. In: Elisabeth Tietmeyer/Claudia Hirschberger/Karoline Noack/Jane Redlin (Hrsg.), Die Sprache der Dinge. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die materielle Kultur. Schriftenreihe Museum Europäischer Kulturen 9 (Münster 2010) 109-117.

Gosden/Knowles 2001
Chris Gosden/Chantal Knowles, Collecting Colonialism. Material Culture and Colonial Change (Oxford 2001).

Grasskamp 1997
Walter Grasskamp, Unberührbar und unverkäuflich: Museen und Museumsshops. In: Gottfried Fliedl (Hrsg.), Wa(h)re Kunst der Museumsshop als Wunderkammer. Theoretische Objekte, Fakes und Souvenirs (Gießen 1997) 29-38.

Grasskamp 2009
Walter Grasskamp, Sammelalbum. In: Brigitte Salmen/Sandra Uhrig (Hrsg.), Nikolaus Lang, Spuren/Traces. Eine Sonderausstellung im Schloßmuseum Murnau, 11. Dezember 2009 bis 28. Februar 2010 (Murnau 2009) 25-48.

Hahn 2013
Hans P. Hahn, Ethnologie. Eine Einführung (Berlin 2013).

Hahn 2014
Hans P. Hahn, Ethnologie. In: Stefanie Samida/Manfred K. H. Eggert/Hans P. Hahn (Hrsg.), Handbuch Materielle Kultur, Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen (Stuttgart 2014) 269-278.

Hoffmann 2012
Beatrix Hoffmann (Hrsg.), Das Museumsobjekt als Tausch- und Handelsgegenstand (Berlin 2012).

Höfer 2004
Candida Höfer, In ethnographischen Sammlungen (Köln 2004).

ICOM Schweiz 2010
ICOM Schweiz, Ethische Richtlinien für Museen von ICOM (Paris 2010).

Johansen 1992
Ulla Johansen, Materielle oder materialisierte Kultur? Zeitschrift für Ethnologie 117, 1992, 1-15.

Kirchberg 2000
Volker Kirchberg, Die McDonaldisierung deutscher Museen. Tourismus Journal 4/1, 2000, 117-144.

Kleindorfer-Marx/Löffler 2000
Bärbel Kleindorfer-Marx/Klara Löffler (Hrsg.), Museum und Kaufhaus. Warenwelten im Vergleich (Regensburg 2000).

Kopytoff 1986
Igor Kopytoff, The Cultural Biography of Things. In: Arjun Appadurai (Hrsg.), The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective (Cambridge 1986) 64-91.

Korff 1995
Gottfried Korff, Die Eigenart der Museumsdinge. In: Kirsten Fast (Hrsg.), Handbuch der museumspädagogischen Ansätze. Berliner Schriften zur Museumskunde 9 (Opladen 1995) 17-28.

Leeb 2013
Susanne Leeb, Asynchrone Objekte (über ethnologische Ausstellungen). Texte zur Kunst 91, 2013, 43-62.

Lionnet 2001
Françoise Lionnet, The Mirror and the Tomb. Africa, Museums, and Memory. African Arts 34/3, 2001, 50-59, 93.

Macdonald 2011
Sharon Macdonald, Expanding Museum Studies: An Introduction. In: Sharon Macdonald (Hrsg.), A Companion to Museum Studies (Chichester 2011) 1-12.

Marx *et al*. 2006
Barbara Marx/Karl-Siegbert Rehberg/Christoph O. Mayer/Manuela Vergoossen (Hrsg.), Sammeln als Institution. Von der fürstlichen Wunderkammer zum Mäzenatentum des Staates (München 2006).

Miller 2010 [2009]
Daniel Miller, Der Trost der Dinge (Frankfurt a.M. 2010) [zuerst: The Comfort of Things (London 2009)].

Muensterberger 1995
Werner Muensterberger, Sammeln, eine unbändige Leidenschaft. Psychologische Perspektiven (Berlin 1995).

Niekisch 2002
Sybille Niekisch, Kolonisation und Konsum. Kulturkonzepte in Ethnologie und Cultural Studies (Bielefeld 2002).

Nippa 1999
Annegret Nippa, Kontexte. In: Annegret Nippa (Hrsg.), Abhandlungen und Berichte des Staatlichen Museums für Völkerkunde Dresden 50 (Dresden 1999) 9-15.

Norris 1991
Edward G. Norris, Trivialisierung der Allgemeinbildung durch Ausstellungen mit überseeischer Exotik: Carl Hagenbeck. In: Dirk Rustemeyer/Jürgen Wittpoth (Hrsg.), Kultur im Spannungsfeld von Wirtschaft und Politik (Berlin 1991) 149-170.

Pomian 1988 [1987]
Krzysztof Pomian, Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln (Berlin 1988) [zuerst Kryzytof Pomian, Collectionneurs, amateurs et curieux. Paris, Venise XVIe – XVIIIe siècle (Paris 1987)].

Rooch 2001
Alarich Rooch, Zwischen Museum und Warenhaus. Ästhetisierungsprozesse und sozialkommunikative Raumaneignungen des Bürgertums (1823-1920) (Oberhausen 2001).

Samida 2012
Stefanie Samida, Heinrich Schliemann (Tübingen 2012).

Scheppe 2014
Wolfgang Scheppe, Die Dinge des Lebens/Das Leben der Dinge. Franco Vimercati und George Kubler (Köln 2014).

Schenk 2008
Dietmar Schenk, Kleine Theorie des Archivs (Stuttgart 2008).

Schnalke 2010
Thomas Schnalke, Das Ding an sich. Zu Geschichte des Berliner Gallensteins. In: Jochen Hennig/Udo Andraschke (Hrsg.), WeltWissen. 300 Jahre Wissenschaften in Berlin (München 2010) 58-65.

Sommer 2014
Manfred Sommer, Sammeln. In: Stefanie Samida/Manfred K. H. Eggert/Hans P. Hahn (Hrsg.), Handbuch Materielle Kultur, Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen (Stuttgart 2014) 109-117.

Stoecker *et al.* 2013
Holger Stoecker/Thomas Schnalke/Andreas Winkelmann (Hrsg.), Sammeln, Erforschen, Zurückgeben? Menschliche Gebeine aus der Kolonialzeit in akademischen und musealen Sammlungen. Studien zur Kolonialgeschichte 4 (Berlin 2013).

Strohschneider 2012
Peter Strohschneider, Faszinationskraft der Dinge. Über Sammlung, Forschung und Universität, Denkströme. Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften 8, 2012, 9-26.

Trentmann 2009
Frank Trentmann, Consumption and Globalization in History. Journal of Consumer Culture 9/2, 2009, 187-220.

Vander Wall 1990
Stephen B. Vander Wall, Food Hoarding in Animals (Chicago 1990).

Vieregg 2006
Hildegard Vieregg, Museumswissenschaften. Eine Einführung (München 2006).

Wettstein 2005
Annina Wettstein, ‚Messies' und das ‚Zuviel der Dinge'. Zur kulturellen Bedeutung des Auswählens und Ordnens von Gegenständen. Schweizerisches Archiv für Volkskunde 101, 2005, 67-89.

Widlok 1999
Thomas Widlok, Living on Mangetti. Hai||om „Bushmen" Autonomy and Namibian Independence (Oxford 1999).

Worm 1655
Ole Worm, Museum Wormianum; seu, Historia rerum rariorum, tam naturalium, quam artificialium, tam domesticarum, quam exoticarum (Leiden 1655).

Über den Autor:

Hans P. Hahn ist Professor für Ethnologie mit regionalem Schwerpunkt Westafrika an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Seine Forschungsthemen sind materielle Kultur, Handwerk, Konsum und der Einfluss der Globalisierung auf Gesellschaften weltweit. Neben verschiedenen Projekten der internationalen Museumskooperation hat er auch Projekte zu Konsum verschiedener Güter sowie zum Gebrauch von Mobiltelefonen in Westafrika durchgeführt. Seine Publikationen umfassen unter anderem auch Beiträge über Fahrräder, Plastiksandalen, Mobiltelefone und andere Alltagsgüter in Afrika, sowie zu wirtschaftsethnologischen Themen. Als Autor hat er eine „Einführung zu materieller Kultur" (2. Aufl. 2014) verfasst und ein „Handbuch Materielle Kultur" (2014) mit herausgegeben. Er ist Sprecher des Graduiertenkollegs „Wert und Äquivalent" (GRK 1576) an der Goethe-Universität und Mitglied des wissenschaftlichen Beirats für das Humboldt-Forum in Berlin.

Prof. Dr. Hans Peter Hahn
Institut für Ethnologie – Campus Westend
Goethe-Universität Frankfurt, Grüneburgplatz 1
60323 Frankfurt am Main
Hans.hahn@em.uni-frankfurt.de

My preciousssss …

Zwanghaftes Horten, Epistemologie und sozial verhaltensgestörte Archäologie

Raimund Karl

Since the beginnings of our subject in the German speaking countries, a mostly unreflected, firmly logical positivist epistemology has been the foundation of our practice. Established by 'fathers' of modern archaeology like Virchow and Hoernes, we believe that "… beginning and progress …" in archaeology lie in "… the observation of plain fact, in the stringing together of individual, of themselves unremarkable observations to incontrovertible knowledge …" (Hoernes 1892, 43; translation: RK). Virchow (quoted in Hoernes 1892, 70; translation: RK) hoped that the anthropological disciplines would progress "… by purely inductive means …" in the future. One of the necessary (epistemo-) logical preconditions for the possibility of arriving at proof positive by inductive reasoning is the completeness of observations. And since it has become a disciplinary dogma that only inductive reasoning based on correct and complete observations of archaeology can create reliable, i.e. 'true', knowledge about archaeological things (and people), a particular relationship of the discipline with these things necessarily follows: every archaeological object is an infinitely valuable treasure, is sacrosanct, must be conserved forever. Only this can guarantee that our observations remain repeatable and thus allow our discipline progress by no other than inductive means. Industrial hoarding thus is a necessary consequence of our epistemological approach.

This paper demonstrates that the approach to professional archaeological collecting resulting from this is both causing suffering within the discipline and causes damage to our subject and the objects that we pretend need to be maintained 'in perpetuity', and is ultimately unsustainable. Perhaps even more significantly, the resulting professional practice exhibits virtually all diagnostic criteria of a recently newly-defined obsessive-compulsive spectrum mental disorder, namely compulsive hoarding. It is thus argued that the discipline of archaeology as a community of like-minded and like-educated professionals in the German speaking countries exhibits a serious social functionality disorder: it is, quite literally, sick and in urgent need of therapy.

Schlüsselbegriffe: deutschsprachige Archäologie; Positivismus; professionelle archäologische Sammlungen; zwanghaftes Horten

Keywords: German language archaeology; positivism; professional archaeological collections; hoarding disorder

‚Die deutschsprachige Archäologie' ist ein abstrakter Begriff: sie ist eine wissenschaftliche Disziplin und damit keine reale Sache und schon gar nicht ein Mensch. Sie kann daher nicht geisteskrank sein, denn es fehlt ihr ein ‚Geist' im engeren Sinn, der krank sein könnte. Als wissenschaftliche Disziplin ist sie allerdings auch nicht frei von Menschen: erst die soziale Gemeinschaft der WissenschaftlerInnen, die sich mit ihr beschäftigen, macht sie zur (etablierten) wissenschaftlichen Disziplin. Und wo Menschen sind, da ‚menschelt' es, wie es gern umgangssprachlich ausgedrückt wird. Menschen wiederum können allerdings sehr wohl geisteskrank sein und – vielleicht im gegenständlichen Kontext wichtiger – soziale Verhaltensstörungen entwickeln, die so stark von ‚normalem' menschlichem Verhalten abweichen, dass wir sie als Krankheiten einstufen, die eine psychologische Behandlung der Betroffenen erforderlich machen.

In der Folge möchte ich aufzeigen, wie solche sozialen Verhaltensstörungen auch auf der Ebene einer Gesellschaft, eben der deutschsprachigen archäologischen Gemeinschaft, entstehen können, ohne dass jedes einzelne Mitglied dieser Gemeinschaft, oder auch nur ein bedeutender Anteil der Mitglieder dieser Gemeinschaft (also der deutschsprachigen ArchäologInnen), in seinem außerwissenschaftlichen Sozialverhalten an ebendieser sozialen Verhaltensstörung leidet. Vielmehr entwickelt sich die konkrete soziale Verhaltensstörung als Folge sozialer Eigengesetzlichkeiten (Elias 1969, 325) überhaupt erst auf der Ebene der archäologisch ‚disziplinierten' Gemeinschaft, und ihre Symptome zeigen sich daher auch hauptsächlich in formalisierten disziplinären Strukturen, die als (Teil von) Rechtspersonen eigenständige Handlungskapazitäten haben (auch wenn die Handlungen dann durch natürliche Personen gesetzt werden, die als Vertreter der Rechtsperson agieren). Mein Argument in der Folge ist also, dass nicht etwa einzelne oder alle deutschsprachigen ArchäologInnen krank sind, sondern die deutschsprachige Archäologie als wissenschaftliche Disziplin krank ist.

Der ‚griffige' Titel dieses Bandes, „Massendinghaltung in der Archäologie", verrät dazu gleich zweierlei: erstens, dass ein charakteristisches Problem (bzw. Symptom) der Archäologie der Gegenwart die zunehmende Anhäufung unabzählbar vieler Dinge in staatlichen und anderen Depots ist; und zwar in einem Ausmaß, dass die dafür verfügbaren Lagerkapazitäten kaum oder nicht mehr für die Archivierung der eingehenden Dinge ausreichen. Im *Call for Papers* war z.B. vom bereits in Bälde wieder übergehenden Erweiterungsbau des Archäologischen Archivs Sachsen (AAS) die Rede, der 2002 nur fünf Jahre nach Bezug des neu ausgebauten Depotgebäudes notwendig wurde. Im AAS sind inzwischen etwa 18 Millionen Einzelobjekte archiviert, Tendenz um 250.000-300.000 Objekte pro Jahr steigend. Vergleichsbeispiele dazu sind auch von andernorts bekannt (Marius 2011). Zweitens verrät der an den gegenwärtig stark negativ besetzten Begriff ‚Massentierhaltung' angelehnte Begriff ‚Massendinghaltung', dass selbst innerhalb des Faches die Wahrnehmung eines gewissen Leidensdrucks besteht, der aus diesem Problem resultiert. So wie die massentiergehaltenen Hühner keine ‚glücklichen Hühner' sind und daher eine Lobby brauchen, die mit ihnen mitleidet und deshalb für bessere Haltungsbedingungen zu sorgen versucht, so scheint es als ob unsere massendinggehaltenen Funde keine ‚glücklichen Funde' sind und wir mit ihnen mitleiden, weil wir ihnen derzeit keine besseren Haltungsbedingungen bieten können.

Zwanghaftes Horten

Das (unter anderem auch) für die deutschsprachige Archäologie charakteristische Phänomen der Massendinghaltung und der damit wenigstens teilweise verbundene Leidensdruck weist erstaunliche Parallelen zu einer speziellen Form von Zwangsstörung auf, der sogenannten *hoarding disorder* (American Psychiatric Association 2013a, 247-251; 2013b). Im deutschen Sprachraum wird diese Zwangsstörung gerne als *Messie*-Syndrom bezeichnet (Wikipedia 2013a), ist aber korrekter als *zwanghaftes Horten* zu übersetzen.

Es handelt sich bei zwanghaftem Horten um eine von normalen menschlichen Verhalten so stark abweichende **Unfähigkeit oder Unwilligkeit Dinge wegzuwerfen**, dass derartiges Verhalten als krankhaft anzusehen ist, nicht zuletzt weil es **oft Ursache von maßgeblichen Behinderungen und Erschwernissen** ist und oft einen **bedeutenden Leidensdruck erzeugt**, entweder bei Betroffenen selbst und/oder bei deren sozialen Bezugspersonen. Es kennzeichnet sich durch einen **hohen Nutzraumverbrauch** und ist nicht zuletzt deshalb oft verbunden mit akuten oder chronischen **Gefährdungen der körperlichen Gesundheit**, mit erheblichen **ökonomischen Belastungen** und maßgeblichen **Störungen des funktionalen Sozialverhaltens**.

Laut der American Psychiatric Association (2013a, 247-251) sind vermutlich etwa 2-6 % der erwachsenen Bevölkerung in geringerem oder stärkerem Ausmaß von dieser Zwangsstörung betroffen. Die Störung manifestiert sich oft erstmals in der Kindheit, mit zunehmendem Alter tritt allerdings häufig auch eine Symptomverschärfung ein; einerseits deshalb, weil mit steigendem Alter Betroffene mehr Zeit haben um größere Horte anzusammeln; andererseits, weil mit zunehmendem Alter symptommoderierende Angehörige und andere soziale Bezugspersonen wegfallen und HorterInnen daher ‚ungehemmter' Dinge ansammeln können. Die Häufung des Auftretens dieser Störung in der Geschichte betroffener Familien weist des Weiteren auch stark darauf hin, dass diese Störung entweder ererbt oder sozial erlernt von einer Generation an die nächste weitergegeben werden kann und häufig auch weitergegeben wird.

Typisch für zwanghafte HorterInnen ist, dass sie den Wert bestimmter (oder sogar aller) Dinge anders einschätzen als der Durchschnitt der Bevölkerung; wobei sich der Zwang zur Aufbewahrung von Dingen auf alle, aber auch nur auf ganz bestimmte Dinge beziehen kann. Trotz der durch den populären deutschen Begriff ‚Messie' (der aus dem englischen Wort *mess*, ‚Unordnung', entlehnt ist) implizierten Unordentlichkeit (die tatsächlich für viele zwanghafte HorterInnen typisch ist) ist diese nicht unbedingt immer gegeben: zwanghafte HorterInnen können durchaus auch sehr ordentlich die von ihnen gehorteten Dinge ablegen. Aus meiner persönlichen Erfahrung kann ich z.B. berichten, dass einer meiner Großväter alle klassischen Symptome eines zwanghaften Horters an den Tag legte und vor allem ab dem Tod meiner Großmutter praktisch alles sammelte, was er in die Hände bekam, dabei aber alles sehr sauber und systematisch ordnete und ablegte.

Betroffene sind jedenfalls wenigstens selektiv, wenn nicht sogar generell unfähig, zwischen wichtigen Dingen, die noch einen Nutzen haben (und die man daher aufheben sollte), und unwichtigen Dingen, die keinen Nutzen mehr haben (und die man daher wegwerfen sollte), zu unterscheiden oder zu entscheiden, welche

Dinge in die letztere Kategorie fallen; und zwar selbst wenn sie die Irrationalität ihres Handelns einsehen und unter den daraus resultierenden Problemen stark leiden. Eine typische Selbstrechtfertigung von HorterInnen für ihr Horten ist, dass die gehorteten Dinge noch wichtig sind (z.B. wichtige Informationen enthalten – so die Erklärung meines Großvaters für sein Horten alter Tageszeitungen) und in der Zukunft noch gebraucht und genutzt werden können (sollen, müssen).

Zwanghaftes archäologisches Horten

Die Parallelen zwischen dieser Verhaltensstörung und der Sammeltätigkeit archäologischer Einrichtungen, vor allem staatlicher Zentraleinrichtungen wie Bundes- und Landesarchiven bzw. ebensolchen Museen ist ebenso auffällig wie bedrückend. Zu den Beispielen aus dem *Call for Papers* für die Massendinghaltungs-Tagung seien zwei weitere etwas ausführlicher dargestellt.

Das österreichische Bundesdenkmalamt (BDA) hat 2002/3 mit dem Umbau der Kartause Mauerbach in ein Archäologiezentrum begonnen, in der in diesem Zusammenhang auch das zentrale Fundlager des BDA untergebracht wurde. Dieses Archäologiezentrum wurde formell am 14.11.2012 eröffnet (BDA 2012). Der im dortigen Zentrallager verfügbare Lagerraum war jedoch bereits 2011 praktisch zur Gänze gefüllt. Die dort gelagerten Gegenstände – geschätzt etwa eine Million Fundgegenstände – sind allerdings oft nicht als Einzelobjekte katalogisiert, sondern in vielen Fällen bloß als Fundkisten, weshalb auch das BDA keine genaue Zahl nennen kann, wie viele Fundgegenstände sich nun tatsächlich in diesem Zentrallager befinden (pers. Mitt. Marianne Pollak, BDA). Wenig überraschend ist der wissenschaftliche Auswertungsstand der in diesem Depot aufbewahrten Funde sehr gering, wohl nur im Bereich einiger weniger Prozente anzusetzen. Und wie anlässlich einer Revision der Sammlung 2011 festgestellt wurde, ist es selbst um bereits restaurierte Funde in diesem Zentrallager nicht unbedingt immer allzu gut bestellt: „Es stellte sich bald heraus, dass bereits restaurierte Eisenobjekte zum Teil gravierenden Schaden genommen haben“ (Marius 2011, 32).

Kaum weniger dramatisch gestaltete sich der anlässlich der Tagung erfolgte Besuch im Depot des Berliner Museums für Vor- und Frühgeschichte im Schloss Charlottenburg. Freundlicherweise führte uns eine der drei archäologischen Fachkräfte, die für die Betreuung dieses Depots zuständig sind, nicht nur in die einigermaßen sauber geordneten Depoträume des Museums unter dem Dach, sondern auch durch die ehemaligen Ausstellungsräume in den unteren Stockwerken, die derzeit als ‚Fundnotlager‘ genutzt werden. Im eigentlich als solches geplanten Depot unter dem Dach sind wenigstens noch die meisten der dort gelagerten Funde einzeln verzeichnet und fein säuberlich nach Fundorten sortiert gelagert (Abb. 1), wenn es auch hier bereits einige ‚Ausreißer‘ gibt (Abb. 2) und vor allem Funde von jüngeren Grabungen ebenfalls auf Grund der ‚Personalnot‘ schon nur mehr auf Fundkistenbasis und nicht mehr als Einzelobjekte inventarisiert sind. In den ‚Notlagerräumen‘ sieht das Ganze dann allerdings bedeutend schlechter aus (Abb. 3 und 4), wo selbst von Inventarisierung auf Fundkistenbasis nicht mehr wirklich die Rede sein kann.

Nun würde man meinen, dass das bereits genug Fundmaterial wäre, das zwar ausgegraben aber bislang kaum adäquat inventarisiert und schon gar nicht aufgearbeitet wurde, dass man nicht noch zusätzlichen ‚alten Mist' aufheben müsste. Doch das eigentliche Massendinghaltungs-Highlight bilden ehemals katalogisierte und ursprünglich auf papierenen Aufklebern beschriftete Funde, die 1948 aus dem Trümmerschutt der ausgebombten und ausgebrannten Forschungsstelle Lebus des Museums für Vor- und Frühgeschichte geborgen worden waren (Abb. 5 und 6) – wobei die Papieretiketten mit der Beschriftung selbstverständlich verbrannt sind und daher die überwiegende Mehrzahl der noch dazu stark zum Teil sekundär gebrannten Funde überhaupt nicht mehr identifizierbar ist. Diese werden aufbewahrt und – wenigstens zum Teil – vom Museumspersonal bei Revisionen der Inventarbücher immer wieder betrachtet, weil sich doch immer wieder noch das eine oder andere besonders charakteristische Steinbeil identifizieren und damit dem Inventarbucheintrag zuordnen lässt (der von sehr variabler Qualität sein kann). Man hebt also seit über 65 Jahren ausgebombten und großteils gänzlich ruinierten archäologischen Schutt auf und stellt MitarbeiterInnen dafür ab, diesen immer wieder auf fehlende und vielleicht ‚doch noch identifizierbare' Einzelstücke zu durchsuchen – als ob es nicht genug andere (erst jüngst ausgegrabene) archäologische Objekte in den verschieden gut aufgearbeiteten Depoträumen des Museums gäbe, die noch einer Erstinventarisierung harren – um von einer wissenschaftlichen Bearbeitung, die über eine bloße archäologische Ansprache von Einzelobjekten hinausgeht, erst gar nicht zu reden.

Abbildung 1: Feinsäuberlich geordnetes Depot im Berliner Museum für Vor- und Frühgeschichte im Schloss Charlottenburg (man beachte den attraktiven Wasserschaden samt untergestelltem Kübel im Bildhintergrund).

Abbildung 2: Nicht ganz so sauber geordnete unzuordenbare Metallfunde im gleichen Depotraum.

Mit nichts davon soll behauptet werden, dass den Verantwortlichen für diese konkret genannten Sammlungen oder auch der KollegInnenschaft allgemein das Sammlungsproblem nicht bewusst wäre oder sie nicht auf die eine oder andere Art versuchen würden, seiner Herr zu werden (z.B. ICOM 2010; Aulich 2012). Dennoch sind die Auswirkungen des archäologischen zwanghaften Hortens teilweise dramatisch, die Lagerbedingungen oft für die Langzeiterhaltung und vor allem die Zugänglichkeit von archäologischen Sammlungen inadäquat, für die MitarbeiterInnen und Sammlungsverantwortlichen unzumutbar und die Lagerkapazitäten oft schon fast oder zur Gänze ausgeschöpft.

Reinhard Bernbeck hat in seinem Beitrag (dieser Band) verschiedene Arten des Sammelns klassifiziert, das Horten hingegen freundlicherweise mir überlassen. Laut seiner Kategorisierung ist das Horten nicht zuletzt durch einen Anspruch auf bzw. das Ziel der dauerhaften Aufbewahrung ‚für alle Ewigkeit' ausgerichtet. Das Beispiel des Berliner archäologischen Bombenschutts zeigt das in höchst plakativer Weise und auch gleichzeitig, wie erschreckend ähnlich das Krankheitsbild des zwanghaften Hortens der gängigen archäologischen Praxis ist: jede, aber wirklich auch absolut jede noch so unnütze und kaputte Scherbe, die jemals als archäologisches Objekt definiert wurde, muss um jeden Preis aufgehoben und darf trotz der offenkundigen Absurdität dieses Handelns und der dadurch verursachten massiven Ressourcenverschwendung nicht weggeworfen werden.

Dass das alles auch tatsächlich einen Leidensdruck erzeugt, ist ebenfalls nicht von der Hand zu weisen und hat sich ebenfalls im Kontext der Tagung recht deutlich gezeigt. Junge (und nicht nur junge) KollegInnen klagten, dass auf Grund der Überforderung und Überarbeitung der Sammlungsverantwortlichen (siehe dazu auch schon in etwa diesem Sinn Wemhoff 2010) der Zugang zu Fundmaterialien alles andere als leicht sei und zunehmend schwerer werde: die SammlungsbetreuerInnen hätten einfach nicht mehr die Zeit, Funde herauszusuchen und den/die die Sammlung besuchenden (angehende/n) WissenschaftlerIn zu beaufsichtigen. Ein Material zur Bearbeitung zu bekommen, sei daher alles andere als einfach und behindere manche Studierende sogar in ihrem Studienfortschritt, weil sie nicht rechtzeitig an die Materialien, die sie bearbeiten sollten, herankämen. Für junge AkademikerInnen seien die Zugangshürden oft auch karriereschädigend, weil Publikationen verunmöglichend. Selbst nicht mehr ganz junge KollegInnen klagten über ähnliche Schwierigkeiten. Das Leid der SammlungskuratorInnen selbst bedarf kaum der Erwähnung, diese klagen schließlich nahezu stetig darüber, dass sie weder die notwendigen Mittel noch die notwendige Zeit haben, ihre Sammlungen auch tatsächlich (außer in ihrer Freizeit) wissenschaftlich zu bearbeiten, ja meist nicht einmal um diese Sammlungen auch nur halbwegs angemessen zu erhalten – um das Leid ob und der akuten Gesundheitsgefährdung in z.B. verschimmelnden Depots gar nicht erst zu nennen (z.B. ORF 2012).

Und bei all dem reden wir noch gar nicht von den Kosten für die Aufrechterhaltung dieser und dem praktischen Ausschluss der Öffentlichkeit aus diesen Depots, in denen wir Funde angeblich im Auftrag und Interesse eben dieser Öffentlichkeit aufbewahren, die wir aber nicht an die Funde heranlassen, weil sie die ja sonst ‚kaputt machen' oder unsere ‚heilige' Sammlungsordnung und vor allem -ruhe stören könnten. Trotzdem die Depots personell unterbesetzt sind und daher

der Öffentlichkeit selbst dann nicht direkten Zugang zu ‚unserem gemeinsamen kulturellen Erbe' ermöglichen könnten, wenn sie das wollten; und die gesammelten Objekte auch von tausenden dafür dauerbeschäftigten ArchäologInnen in den nächsten hundert Jahren nicht zur Gänze sinnvoll wissenschaftlich aufgearbeitet werden könnten und daher die Öffentlichkeit auch nicht aus ihrer wissenschaftlichen Auswertung irgendeinen direkten oder indirekten Nutzen ziehen kann, wird hier massenweise teurer Nutzraum verbraucht um ‚altes Zeugs' zu lagern, das niemals wieder irgendjemand außer einer Handvoll ausgewählter ArchäologInnen anschauen wird (wenn es überhaupt noch jemals irgendwer anschaut) und über das praktisch niemals etwas in einer Weise veröffentlicht werden wird, das auch nur ein interessiertes Mitglied der (nicht-archäologischen) Öffentlichkeit davon profitieren wird.

Abbildung 3: Nicht ganz so sauber geordnete unkatalogisierte Funde in einem „Notlagerraum" im gleichen Depotgebäude (Zustand Mai 2013; inzwischen sind die Funde in ein anderes Gebäude umgelagert worden).

Abbildung 4: Lagerung von unkatalogisierten Fundmassen in einem ehemaligen Ausstellungsraum ebenda (Zustand Mai 2013; inzwischen sind die Funde in ein anderes Gebäude umgelagert worden).

Abbildungen 5 und 6: Säuberlich geordnete Kistentürme mit 1948 aus dem Trümmerschutt der ausgebombten Forschungstelle Lebus des Berliner Museums für Vor- und Frühgeschichte geborgenen Funden – mehrheitlich stark durch den Brand beschädigt, praktisch alle, obwohl vor 1945 katalogisiert, heute unzuordenbar (Zustand Mai 2013; inzwischen sind die Funde in ein anderes Gebäude umgelagert worden).

Und wozu verlangen wir dieses archäologische Horten? Die Begründung überrascht im Kontext des oben dargestellten Krankheitsbildes ganz und gar nicht mehr: diese Objekte, so behaupten wir, enthalten wichtige Informationen! Diese Informationen werden für zukünftige wissenschaftliche Untersuchungen gebraucht und genutzt werden! Schließlich kann man davon ausgehen, dass sich unsere Methoden in der Zukunft weiter verbessern werden und wir dann aus diesen Objekten Daten auslesen können, die wir uns heute noch gar nicht vorstellen können! Und dafür müssen wir eben alle Objekte für immer und ewig aufheben, wenn sie einmal gefunden wurden.

Spannenderweise – und ganz der oft selektiven Wertbeimessungsstörung von zwanghaften Hortern entsprechend – sehen wir die Notwendigkeit, alle diese ‚alten Dinge' zu horten jedoch nur, wenn wir sie als archäologische Funde ansehen: die gleiche römische Münze ist für uns weitgehend bis völlig uninteressant, wenn sie seit 500 Jahren in einer privaten Sammlung liegt; liegt sie hingegen im Boden, ist sie ein unendlich wichtiger archäologischer Fund, der einer staatlichen Sammlung einverleibt werden muss. Und ehe Sie nun sagen, dass es ja um den Kontext geht, nicht um die Fundobjekte selbst: soll auf einem im Krieg ausgebombten Gründerzeithaus gebaut werden, ist jedes Bruchstück seiner ehemaligen Einrichtung oder Innenverzierung offenbar (wenigstens nach der archäologisch-denkmalpflegerischen Gesetzgebung in den meisten deutschsprachigen Ländern)[1] ein unendlich wichtiger archäologischer Fund, der unbedingt ausgegraben und staatlichen Depots einverleibt werden muss – während das am Nachbargrundstück noch stehende Gründerzeithaus, dessen Einrichtung und Innenverzierung nur seit dem Krieg langsam verkommen sind, eine Schande ist, die dem Bagger zum Opfer fallen und durch einen schönen modernen Neubau ersetzt werden darf, ja sogar soll, ohne dass wir irgendwie das Bedürfnis haben, die nur abgekommene aber erhaltene Einrichtung und Dekoration dem Bestand eines archäologischen Depots

1 Die meisten deutschen Denkmalschutzgesetze sehen (mit wenigen Ausnahmen, so z.B. Art. 1 Abs. 4 Bayerisches DMSG) in ihren jeweiligen Begriffsdefinitionen (und in manchen Fällen auch nicht in den Durchführungsbestimmungen, sofern solche existieren) kein Mindestalter und auch sonst keine eindeutigen, objektiven Kriterien vor, die zur Bestimmung, ob ein im Erdboden aufgefundener Gegenstand ein Bodendenkmal ist, herangezogen werden können; sondern definieren den Denkmals- und damit verbunden auch den Bodendenkmalsbegriff in der Regel primär über die ‚historische' (oder sonstige ‚wissenschaftliche' oder ‚kulturelle') Bedeutung, die einem konkreten Fundgegenstand zukommt. Nachdem aber auch sehr junge Überreste im Erdboden solche archäologisch-wissenschaftliche Bedeutung haben können, wie archäologische Ausgrabungen von diversen zeitgeschichtlichen Überresten (z.B. Schlachtfelder und KZs aus dem 2. Weltkrieg, Reste der ‚Mauer', Massengräber aus jüngsten Kriegen, Mülldeponien aus der Mitte des 20. Jh. n.Chr., etc.) zeigen, fallen selbstverständlich streng genommen auch Objekte des 19. und 20., ja sogar des beginnenden 21. Jh. n.Chr. unter die Schutzbestimmungen der meisten deutschsprachigen Denkmalschutzgesetze; insbesondere unter die Fundmeldepflicht (die dem Zweck dient der zuständigen Denkmalschutzbehörde die Möglichkeit zu bieten ‚besonders' wichtige Funde unter dauernden Denkmalschutz zu stellen und daher die Meldung jedes potentiell schutzwürdigen Gegenstandes voraussetzt) und – wo vorhanden – das Schatzregal (das dem Zweck dient der zuständigen Denkmalschutzbehörde die Möglichkeit zu bieten jedes – potentiell auch weniger bedeutende – archäologische Kulturgut zum Zweck seiner Langzeiterhaltung durch Einverleibung in eine öffentliche Sammlung einzuziehen). Nachdem die Behörde in der Regel aber erst beurteilen kann, ob ein Fundgegenstand ausreichend bedeutend ist um geschützt und dem Staatseigentum einverleibt zu werden, wenn sie diesen Fundgegenstand auch kennt, muss dieser *a priori* so behandelt werden als wäre er so bedeutend, dass dies notwendig ist; d.h. nach allen Regeln der Kunst ausgegraben und dokumentiert werden.

einzuverleiben (obwohl BaudenkmalpflegerInnen das anders sehen mögen und das Gebäude eventuell als Baudenkmal erhalten wollen werden). Es ist also nicht so sehr der archäologisch-historische Kontext, um den es geht, – denn dieser ist beim noch erhaltenen Gebäude natürlich viel besser erhalten und dokumentierbar als beim zerstörten – sondern darum, dass das betreffende ‚Zeug' ausgegraben wurde, das es scheinbar zum unendlich wertvollen archäologischen Schatz macht, den wir unbedingt für alle Ewigkeit aufheben müssen.

Aber müssen wir wirklich alle archäologischen Funde aufheben, bis hin zu den sekundär gebrannten und nicht mehr zuordenbaren Altfunden aus dem Trümmerschutt von im 2. Weltkrieg ausgebombten archäologischen Forschungsstätten? Tatsächlich erscheint die Wahrscheinlichkeit dafür, dass wir alle brauchen, sehr gering – nicht zuletzt, weil das, was sich bis heute erhalten hat, ohnehin nur ein Bruchteil aller ehemals vorhandenen Dinge ist, d.h. wir bereits mit einem Material arbeiten, dass durch zahlreiche ‚archäologische Filter' bereits massiv selektiert ist. Wir arbeiten also von Anfang an nur mit einem Bruchteil der ursprünglich existenten Materialkultur; und es würde daher vollständig genügen, wenn wir nur einen Bruchteil dieses Bruchteils, ein Subsample des auf uns gekommenen Samples, für weitere – zukünftige – Forschungen aufheben würden. Gerade in Anbetracht der überaus großen und *de facto* wissenschaftlich unbewältigbaren Materialmenge, die auf uns gekommen ist, wäre es also bei vernünftiger Betrachtung weit sinnvoller, strategisch auszuwählen, was wir tatsächlich zukünftig wahrscheinlich noch brauchen können und alles andere auf die eine oder andere Weise zu entsorgen (dazu noch mehr später).

Nun kann, wie bereits anfänglich gesagt, eine Wissenschaft nicht geisteskrank sein, weil sie keinen ‚Geist' im engeren Sinn hat. Wie kann es also dazu kommen, dass das Sozialverhalten der Wissenschaft Archäologie im deutschsprachigen Raum alle Symptome einer pathologischen Zwangsstörung aufweist?

Ein Beispiel aus der fachlichen Kindheit: Moriz Hoernes (1852-1917)

Die Archäologie als Disziplin hat bekanntermaßen eine Fachgeschichte, mit ‚Vätern' des Faches, deren Ansichten, epistemologische und methodische Vorgaben das Fach seitdem stark beeinflusst haben.[2] Den Weg zu einer Erklärung der Symptome des zwanghaften Hortens in der deutschsprachigen Archäologie findet man daher eventuell am leichtesten dadurch, dass man in der fachlichen ‚Kindheit' beginnt – denn in dieser treten auch bei Menschen die Symptome des zwanghaften Hortens oft erstmals auf.

Als Fallbeispiel eines dieser ‚Väter' der deutschsprachigen Archäologie möchte ich auf Moriz Hoernes (1852-1917) eingehen, den ersten Professor für Ur- und Frühgeschichte an einer deutschsprachigen Universität, Gründer der ‚Wiener Schule' der prähistorischen Archäologie und – da sich seine Tätigkeit noch zur Zeit der k.u.k. Donaumonarchie entfaltete – Begründer dieses universitären Faches in weiten Teilen Mitteleuropas. Nach einem Studium der klassischen Philologie

2 Siehe dazu Biehl *et al.* 2002; Härke 2000; Mante 2007; Gramsch/Sommer 2011; und auch z.B. Karl 2010.

und Archäologie an der Universität Wien arbeitete er ab 1885 als Volontär, dann ab 1889 als Assistent am Naturhistorischen Museum in Wien, wo er auch 1904 zum Kustos II. Klasse befördert wurde. 1892 habilitierte er sich an der Universität Wien mit der Schrift „Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stand der Wissenschaft" (Hoernes 1892) für das Fach prähistorische Archäologie und begründete damit diese akademische Disziplin in der k.u.k. Monarchie. 1899 wurde ihm für dieses Fach eine unbesoldete außerordentliche Professur verliehen, 1907 diese zu einer besoldeten umgewandelt und 1911 wurde er schließlich zum ordentlichen Professor für dieses Fach befördert. Wie das österreichische biografische Lexikon es sehr schön ausdrückt: „Von der klass. Archäol. her gewohnt, dem Denkmal besondere Aufmerksamkeit zu schenken, wurde er zum suchenden, ordnenden und gliedernden Typologen, den das formale und künstler. seiner Objekte besonders fesselte." und „H., erster Ordinarius für Urgeschichte an einer mitteleurop. Universität, verhalf ihr als method. unterbauter Disziplin zur Anerkennung; ohne sein Wirken wäre der spätere Aufstieg der Urgeschichte nicht möglich geworden" (Österreichische Akademie der Wissenschaften 2011, 368-369).

Insbesondere seine in seiner einschlägigen Habilitationsschrift entwickelte Methode ist von eminenter Bedeutung, nicht zuletzt weil, wie es auf der deutschsprachigen Wikipedia ausgedrückt wird, er „der führende und richtungweisende Urgeschichtler seiner Zeit in Österreich" war, dessen „Arbeitsmethode […] durch Oswald Menghin, Richard Pittioni und Herwig Friesinger weitergeführt und verfeinert" wurde (Wikipedia 2013b). Die Grundlagen von Hoernes' Methode sind einerseits die Kulturkreislehre (Rebay-Salisbury 2011), d.h. ein klassisch ‚kulturgeschichtlicher' Zugang zur archäologischen Materialkultur, der später stark durch die von Wilhelm Schmidt 1895 begründete „Wiener Schule der Ethnographie" beeinflusst wurde und andererseits der Positivismus, der im späten 19. Jahrhundert an der Universität Wien sehr populär war, wo sogar ebenfalls 1895 der bedeutende Physiker und (positivistische) Wissenschaftstheoretiker Ernst Mach eine neu geschaffene Professur für „Philosophie, insbesondere Geschichte der induktiven Wissenschaften" erhielt. Insbesondere diese erkenntnistheoretische Ausrichtung ist von besonderer Bedeutung, denn der Positivismus geht von zwei ganz grundlegenden Annahmen aus, die in weiterer Folge wichtige logische Konsequenzen haben, die sich letztendlich ganz direkt im oben beschriebenen Symptombild niederschlagen und ihren praktischen Ausdruck finden.

Diese beiden Grundlagen sind die Folgenden: Erstens das Postulat des erkenntnistheoretischen **Primats der Daten**, zweitens die Annahme, dass **mittels induktiver logischer Schlüsse ‚positive Beweise'** geführt werden können, die **wissenschaftliche Wahrheitserkenntnis** ermöglichen. ‚Generalisierungen', d.h. auf rationalem Weg und nicht auf Basis induktiver Synthesen von Beobachtungen erstellte Theorien bzw. Hypothesen, werden hingegen als „unwissenschaftlich" generell abgelehnt.

Hoernes spricht diese Grundlagen auch ganz deutlich in seiner Habilitationsschrift an und aus. So schreibt er ganz allgemein, dass „…Anfang und Fortschritt…" in der Urgeschichtswissenschaft in „…der Beobachtung nackter Tatsachen, im Aneinanderreihen der einzelnen an sich geringfügigen Wahrnehmungen zu unerschütterlichen Erkenntnissen…" (Hoernes 1892, 43)

liegen würden. Die Betonung des Primats der Daten, der Beobachtung dieser Daten und ihre synthetische Zusammenfügung zu einer Wahrheitserkenntnis über die Urgeschichte kommen hier ganz deutlich zum Ausdruck. Ebenso deutlich wird er in seiner Darstellung der historischen Entwicklung der Wissenschaft von der Urgeschichte des Menschen, wo er zur ‚neuen Urgeschichte', die nach seiner Darstellung ab etwa den 1860ern zum Durchbruch kam, festhält: „Man proklamierte mit Entschiedenheit die Geltung der induktiven – d.h. bei emsiger Detailarbeit zuwartenden, aller subjektiven, von oben herab generalisierenden Einflüsse entkleideten – naturwissenschaftlichen Methode für dieses neue Wissensgebiet" (Hoernes 1892, 36). Die Ablehnung von ‚Generalisierungen', von ‚oben herab' ans Material herangeführten Hypothesen, ist hier ebenso deutlich zu erkennen wie die Hervorhebung, dass in der Archäologie nur induktive, also synthetische, Schlüsse ‚methodisch zulässig' seien.

Hoernes ist hierin auch keineswegs allein, ja er ist nicht einmal originell, wenn er diese Forderungen erhebt. Vielmehr beruft er sich auf einen im deutschen Sprachraum wenigstens ebenso, wenn nicht noch bedeutenderen, ‚Vater' der Archäologie, nämlich Rudolf Virchow, den er zur Unterstützung seines Wunsches auf die „…Hilfsmittel der Beobachtung und des Experiments…" zu bauen und in den anthropologischen Wissenschaften (zu denen beide selbstverständlich auch die Urgeschichte zählen) „…fortan ohne Hypothesen, ohne ‚Schulden' auf rein induktivem Weg…" (Hoernes 1892, 70) vorwärts zu schreiten, direkt zitiert. Und im späten 19. Jahrhundert war all das auch am neuesten Stand der Wissenschaft, war der Positivismus nahezu universell als ‚die Methode' wissenschaftliche Wahrheitserkenntnis zu erreichen akzeptiert und anerkannt.

Eine kurze fachliche Familiengeschichte: die ‚Wiener Schule'

Väter haben natürlich Kinder, und gerade im universitären Bereich sind diese nicht nur dem häuslichen Erziehungsprozess ihrer Eltern unterworfen, sondern gehen gleichzeitig auch noch in eine von ihren fachlichen Eltern geleitete ‚höhere Schule', die nicht zuletzt auch dazu dient, ungehorsame und vor allem unbelehrbare Kinder auszusortieren. Włodimierz Rączkowski hat dies vor kurzem in nicht zu übertreffender Prägnanz ausgedrückt: „[…] the highly hierarchised system of science (including archaeology) in Germany […] and other countries affects the knowledge produced […] High in the hierarchy are scholars who have knowledge […] Their knowledge is positivistic, they are convinced that science (archaeology) uncovers the truth about the past. […] Positivistic truth is singular and absolute, objective and irrefutable. […] Moreover, this group is also equipped with […] means of evaluation (repression) of those who try to infiltrate it. Thus, what is the prescription for a successful academic career? […] Accept the theoretical foundations, the tools and scientific procedures as used by your masters because they […] will be positively evaluated […] In this way the masters clone themselves (at least as far as archaeological procedures are concerned)" (Rączkowski 2011, 206).

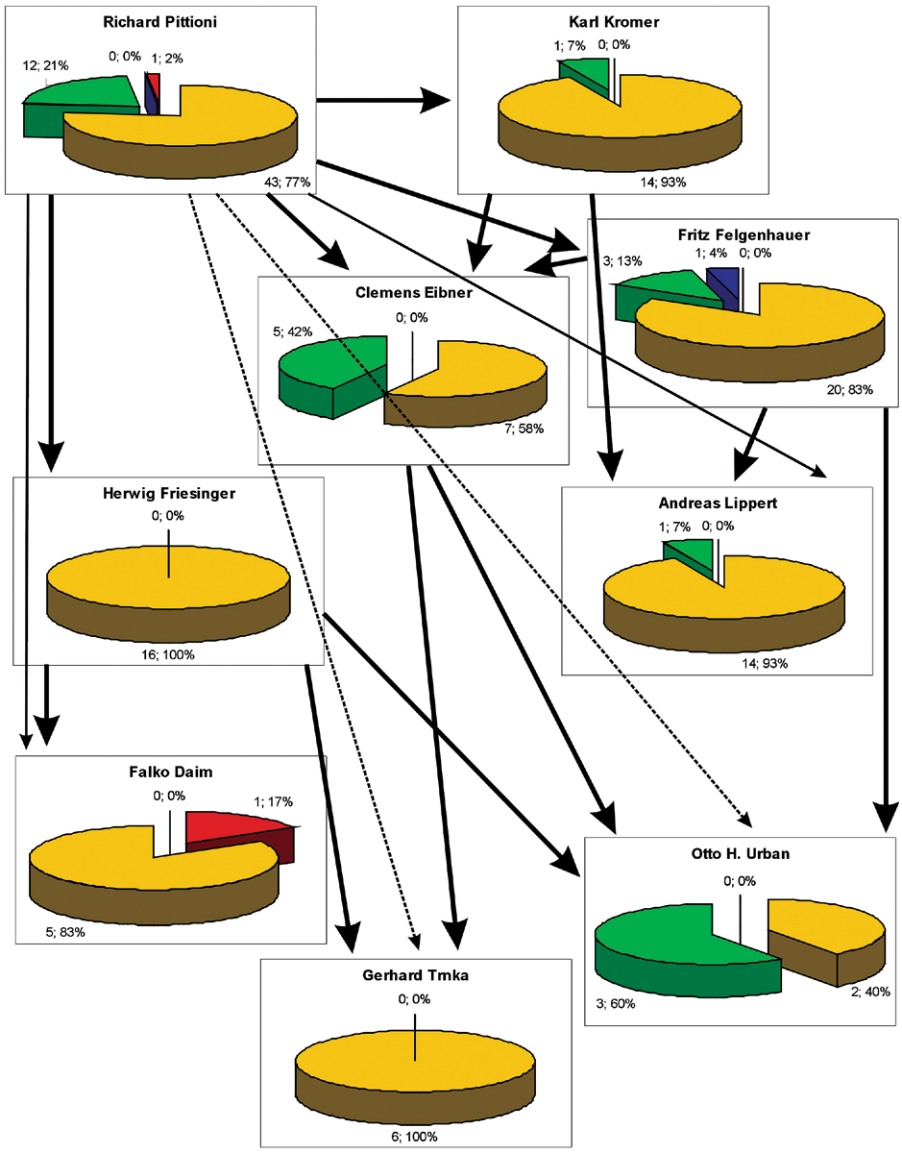


Abb. 7: Grad theoretisch-methodischer Selbstreflexion in zufällig ausgewählten Publikationen von Mitgliedern der „Wiener Schule" seit 1945 und ihre Verbindungen durch die Lehre (adaptiert nach Urban 1996, 10). Fett durchgezogene Pfeile bedeuten starke, gestrichelte Pfeile schwache Verbindungen. Gelb dargestellt sind weitgehend selbstreflexionslose Werke stark positivistischer Prägung, grün Arbeiten, die ein geringes Maß an Selbstreflexion zeigen, blau Arbeiten mit expliziter Theoriereflexion und rot solche nahezu ausschließlich theoretischen Inhalts (Karl 2004, 278).

Die fachliche ‚Familiengeschichte' der Wiener Ur- und Frühgeschichte folgt diesem von Rączkowski beschriebenen Konditionierungsmuster in allen Belangen, ja stellt im deutschen Sprachraum vielleicht sogar das Paradebeispiel schlechthin für diese theoretisch-methodologische Selbstreproduktion akademischer Lehrer in ihren akademischen Schülern dar. Hoernes späterer Nachfolger,

Oswald Menghin (1888-1973), studierte von 1906 bis 1910 bei Hoernes, wurde 1913 in Wien für Urgeschichte des Menschen habilitiert und übernahm nach Hoernes Tod 1917 dessen Wiener Lehrstuhl, den er bis 1945 innehatte, als er auf Grund seiner Rolle als Unterrichtsminister in der Seyß-Inquart-Regierung (der ‚Anschlussregierung') interniert wurde, bis er schließlich 1948 nach Argentinien emigrieren konnte. Dass Menghin ein Hauptvertreter der von Schmidt und Hoernes geprägten Kulturkreislehre war, kann als bekannt vorausgesetzt werden (Kromer 1994). Menghins späterer Nachfolger, Richard Pittioni (1906-1985), wiederum studierte von seinem Studienbeginn 1927 bis zu seiner Promotion 1929 bei Menghin und wurde 1932 in Wien für prähistorische Archäologie habilitiert (Urban 2006). Auf diesen wiederum folgten Fritz Felgenhauer (1920-2009) und Herwig Friesinger (*1942), die ebenfalls in Wien Ur- und Frühgeschichte studiert hatten, und später Andreas Lippert (*1942), für den das Gleiche gilt. Auch die weiteren Institutsvorstände des Wiener Instituts mit Ausnahme der derzeitigen Vorständin, nämlich Clemens Eibner (*1942), Falko Daim (*1953) und Otto H. Urban (*1953), absolvierten ihr Studium jeweils in Wien, ebenso wie die Mehrheit des sonstigen Lehrpersonals am dortigen Institut für Ur- und Frühgeschichte. Wie ich in einer Analyse einer Stichprobe wissenschaftlicher Publikationen der genannten (und zwei weiterer Mitglieder der „Wiener Schule") seit 1945 in Wien tätigen Prähistoriker gezeigt habe (Karl 2004, 278), kennzeichnet sich deren wissenschaftliche Tätigkeit durchgehend durch eine hochgradige Absenz theoretisch-methodischer Selbstreflexion (Abb. 7). Allen diesen ‚Hoernes-Söhnen' ist daher auch die weitgehend bis völlig unreflektierte Weiterführung seines wissenschaftlichen Ansatzes gemein, samt dessen epistemologischen und methodischen Grundlagen (Karl 2004; 2010). Ob ungehorsame und vor allem theoretisch und methodisch ‚unbelehrbare' Kinder in dieser Zeit aussortiert wurden, soll an dieser Stelle nicht weiter besprochen werden.

Die positivistischen Grundlagen von Hoernes' ‚Methode' wurden dadurch allerdings nicht nur reproduziert. Vielmehr wurde Hoernes' ‚Methode' von jeder neuen Generation von SchülerInnen weitestgehend unkritisch als richtige (lies: ‚einzig wahre') Grundlage archäologischer Forschung akzeptiert und angewandt. Es wurde weder die Notwendigkeit gesehen, Hoernes' Methode im Licht neuer (nicht zuletzt auch erkenntnistheoretischer) Entwicklungen zu reflektieren (und gar – z.B. nach der weitgehenden logischen Vernichtung des Positivismus' Wiener Prägung durch Karl R. Popper [Popper 1935] – eventuell gänzlich zu verwerfen oder wenigstens neu zu überdenken), geschweige denn auch nur genauer zu diskutieren, noch gab es Diskussionen über sie. Stattdessen wurde ‚die Methode' durch wiederholte Anwendung in der Praxis vermittelt und erlernt und damit zu einem fachlichen Habitus, einer orthodoxen Praxis im Sinne Pierre Bourdieus (1977 [1972], 168-170), die nicht nur den fachlichen Diskurs fundamental beschränkt und alle ‚Abweichung' vom ‚richtigen' Denken zur Häresie macht, sondern auch (wenigstens für die Praxisgläubigen) alle anderen Herangehensweisen unvorstellbar macht. Damit wurde ‚die Methode' von Hoernes in Österreich zum fachlichen Dogma, das nötigenfalls auch von den universitären HohepriesterInnen und WächterInnen der Glaubensreinheit mit allen Mitteln verteidigt wird, wenn es HäretikerInnen infrage zu stellen wagen.

Die daraus folgende Gleichschaltung des fachlichen Denkens bei gleichzeitiger Aussortierung (der Mehrheit) der Andersdenkenden hat, wo sich aus den positivistischen Grundlagen Wertzuweisungen an Dinge und praktische Handlungsanweisungen für den Umgang mit Dingen ergeben, ganz unmittelbare Konsequenzen, insbesondere auf der Ebene der Disziplin und ihrer institutionellen Einrichtungen; und natürlich damit unmittelbar verbunden auf das disziplinäre, institutionelle Handeln. Denn die Gleichschaltung in Wertzuweisung und Handlungsmaximen bewirkt, dass sich fachliche Institutionen und die diese in Handlungsentscheidungen vertretenden natürlichen Personen durch ihre gleichartigen Wertzuweisungen und ihr gleichgerichtetes Handeln gegenseitig bestätigen und bestärken und somit außerhalb des fachlichen Kontextes irrational erscheinendes Handeln als dennoch fachlich ‚richtig' ausweisen (weil alle anderen gleichartigen Institutionen und deren entscheidungsbefugte VertreterInnen das ja auch so machen; es kann also nicht falsch sein) – wodurch sich eine zusätzliche Symptomverstärkung ergibt. Und die bereits im Vorfeld erfolgte Ausscheidung der Andersdenkenden entfernt bereits vorab jene ‚Verwandten', die – auf Grund ihrer anderen, im gesellschaftlichen Vergleich ‚normaleren', Wertzuweisungen – symptommoderierend eingreifen könnten oder wenigstens durch ihr eigenes, anders gerichtetes Handeln in ihrem eigenen Wirkungsbereich ein gewisses innerfachliches Korrektiv bieten könnten, das letztlich ebenfalls symptommildernd wirken würde (weil dann eben nicht alle Anderen es auch so machen, sondern im Fach auch alternative Wertzuweisungen und Handlungsstrategien beobachtbar sind).

Die ‚Wiener Schule' der Gegenwart

Dass ‚die Methode' von Hoernes auch tatsächlich bis in die Gegenwart überlebt hat und auch nicht bloß auf die ‚Wiener Schule' beschränkt ist, sondern Hoernes, seine Methode und die „Wiener Schule" bloß ein repräsentatives Beispiel für den deutschen Sprachraum insgesamt sind, sei auch noch anhand eines konkreten Beispiels aus der Gegenwart kurz dargestellt. Die im vorherigen Abschnitt erläuterte nahezu vollständige Absenz von theoretischer Selbstreflexion, die letztendlich eine direkte Folge des von Rączkowski (2011, 206) beschriebenen und soeben an einem konkreten Beispiel illustrierten fachlichen Selbstreproduktionsprozesses ist, führt nämlich bis in die Gegenwart zur Ablehnung nicht-positivistischer Epistemologien als zulässige ‚Methoden' für den wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn in der deutschsprachigen Archäologie.

Als konkretes Fallbeispiel sei hier ein Zitat aus einem Bescheid in einem jüngeren Habilitationsverfahren an der Universität Wien für das Fach Ur- und Frühgeschichte gebracht. Der Bescheid stammt mittelbar von einem AutorInnenkollektiv (der Habilitationskommission), dem die bereits oben genannten Andreas Lippert und Otto H. Urban und als weitere Fachvertreter die ebenfalls ‚Wiener Schülerin' seiende Alexandra Krenn-Leeb sowie die in Deutschland (Bonn und München, Habilitation in Hamburg) akademisch ausgebildete klassische Archäologin Marion Meyer angehörten. Dieses AutorInnenkollektiv stützte sich dafür wiederum auf ein Gutachten der ebenfalls in Deutschland (Marburg und Bonn, Habilitation in Berlin) ausgebildeten Claudia

Theune-Vogt, nun ebenfalls Professorin (für Ur- und Frühgeschichte) in Wien, in dem die folgende Formulierung bereits in sehr ähnlicher Form erscheint. Konkret wird darin angesprochen, dass eine auf radikal konstruktivistischer Epistemologie beruhende ur- und frühgeschichtliche wissenschaftliche Arbeit allein auf Grund der Tatsache, dass sie auf konstruktivistischer Epistemologie beruht, in der Ur- und Frühgeschichte nicht als methodisch einwandfrei betrachtet werden kann, und zwar mit der folgenden genaueren Begründung: Es „… ist zu sagen, dass der Konstruktivismus in manchen Disziplinen durchaus von Bedeutung sein mag… In der **in erster Linie auf archäologischen Quellen aufbauenden Ur- und Frühgeschichte** kann **er** dagegen kaum neue wissenschaftliche Erkenntnisse bringen, sondern **höchstens zu pauschalen oder spekulativen Aussagen führen.** Für den Fall, dass diese sich **durch archäologische Verifikation bestätigen** ließen, könnte das eventuell von Bedeutung sein" (Bescheid der Universität Wien zu Zl/ Habil 02/161/2006/07 vom 28.11.2008, 10; Hervorhebungen RK). In ihrem diesem Argument zu Grunde liegenden Gutachten äußert sich Theune-Vogt noch viel eindeutiger: „Eine Untersuchung, die unter solchen [Anmerkung RK: radikal konstruktivistischen] Grundannahmen steht, kann nicht als methodisch einwandfrei bezeichnet werden…" (Gutachten Theune-Vogt vom 6.9.2007 im Verfahren der Universität Wien zu Zl/Habil 02/161/2006/07, 2).

An derartigen Aussagen lassen sich alle Kernmerkmale des von Hoernes in Österreich und Virchow und anderen ‚Vätern' der Archäologie in Deutschland als epistemologische Grundlage des Fachs eingeführten Positivismus deutlich ablesen. Die für die Archäologie angeblich unbrauchbare Epistemologie eines radikalen Konstruktivismus wird aus drei hauptsächlichen Gründen abgelehnt, die exakt die Vorgaben von Hoernes in seiner ‚Methode' spiegeln: erstens baue die Ur- und Frühgeschichte in erster Linie auf (archäologischen) Quellen auf – ganz exakt wie Hoernes (1892, 43) den Ursprung archäologischer Erkenntnis „in der Beobachtung nackter Tatsachen" sehen will. Wir haben hier also einen ganz klaren Verweis auf das typisch positivistische Primat der Daten für den Erkenntnisgewinn. Zweitens könne der Konstruktivismus in der Ur- und Frühgeschichte höchstens zu pauschalen Aussagen führen – ganz wie Hoernes (1892, 36) für seine Methode alle Generalisierungen explizit ablehnt. Hier finden wir also die Ablehnung von Hypothesenbildung auf Basis rationaler Überlegung, wie sie ebenfalls ganz typisch für den Positivismus ist. Und schließlich folgt drittens der Verweis darauf, wie konstruktivistisch erreichte Ergebnisse vielleicht doch noch Bedeutung erhalten könnten, nämlich wenn sie sich durch archäologische Verifikation, also einen archäologischen Wahrheitsbeweis, bestätigen ließen – ganz wie Hoernes (1892, 36 u. 43) durch induktives Aneinanderreihen von Beobachtungen zu unerschütterlicher (lies: ‚wahrer') Erkenntnis gelangen will. Auch hier finden wir wieder den für die deutschsprachige Archäologie typischen ‚grenzenlosen Positivismus'[3] in der Forderung nach dem positiven Beweis, der eventuell aus ‚pauschalen oder spekulativen' Aussagen doch noch etwas für die Archäologie Nützliches machen könnte. Kurz gesagt: eine nicht positivistische epistemologische Herangehensweise an ein archäologisches Problem gilt auch in

3 Atzbach 1998, 4; vgl. auch Narr 1966, 382; Girtler 1976; Karl 2004; 2010; Rączkowski 2011, 206.

der Gegenwart der „Wiener Schule"– und nicht nur dieser – als archäologisch methodisch nicht einwandfrei, weil sie nicht positivistisch ist.

Dass an dieser Aussage und Argumentation auch zwei deutsche Archäologinnen, die nicht ‚Wiener Schülerinnen' sind, mit beteiligt sind, zeigt wiederum deutlich, dass das Problem nicht nur auf die ‚Wiener Schule' beschränkt ist, sondern ein allgemeineres deutschsprachiges Archäologieproblem darstellt: auch wenn man in einer Kombination aus Bonn, Marburg, München, Berlin und Hamburg Archäologie gelernt hat, wurde man offenkundig zur archäologischen PositivistIn deutschsprachiger Prägung ausgebildet, ebenso gut als ob man in Wien in ‚die Methode' von Hoernes eingeführt worden wäre. Es replizieren sich also nicht nur die ‚alten Meister' in ihren SchülerInnen, sondern es existiert in weiten Teilen des deutschen Sprachraums ein (epistemologisch und) methodisch gleichgerichtetes archäologisches Denken.

Positivistische Wahrheitsbeweise und ihre Ding-Konsequenzen

Es scheint nun angebracht, den Positivismus noch etwas genauer unter die Lupe zu nehmen. Unter positivistischer Erkenntnistheorie ist die Voraussetzung für wissenschaftliche Erkenntnis (und damit für methodisch korrekt erzeugte wissenschaftliche Aussagen) die **Verifikation** von Wissen bzw. wissenschaftlichen Aussagen durch **Beweise** oder ‚positive Befunde'. In jeder wissenschaftlichen Beweisführung gilt dabei das **Primat der Daten**: als Beweisgrundlage gilt die **Beobachtung von ‚Evidenzen'**, also der uns umgebenden Welt durch unsere Sinnesorgane. Der Positivismus nimmt dafür an, dass die menschlichen Sinne es ermöglichen objektiv wahre Beobachtungen zu machen und mittels dieser Beobachtungen essentielle Eigenschaften der beobachteten Dinge zu erkennen. Diese essentiellen Eigenschaften werden in der Folge in Form von Beobachtungssätzen expliziert, d.h. ein wahrer Beobachtungssatz beschreibt korrekt die essentiellen Eigenschaften eines beobachteten Dings. Ein **formal und inhaltlich richtiger Beobachtungssatz gilt** daher **als wahr**, nicht zuletzt weil er (wenigstens theoretisch) durch einen beliebigen anderen Beobachter nachvollzogen werden kann; und stellt somit einen ‚positiven Befund', einen Beweis dar. Ein zu demonstrativen Zwecken vereinfachtes Beispiel ist der Beobachtungssatz (BS): **BS1: Dieser Schwan (Abb. 8) ist weiß**.

Abbildung 8: Schwan (Bild: PantherTom, URL: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Schwan_2010-03-21.jpg [letzter Zugriff 19.06.2013]).

Durch die wiederholte Beobachtung von Dingen in unserer Umwelt lässt sich aus diesem einzelnen, als wahr geltenden Beobachtungssatz gemäß positivistischer Epistemologie auch verallgemeinertes Wissen ableiten, indem nämlich zahlreiche unabhängig voneinander erstellte, gleichartige Beobachtungssätze synthetisch miteinander zu einer allgemeingültigen bzw. Allaussage (AS) verbunden werden. Neuerlich als demonstratives Beispiel, wenn wir davon ausgehen, dass wir eine beliebig große Anzahl unabhängig voneinander erstellter wahrer Beobachtungssätze vorliegen haben, die essentiell inhaltsgleich sind, wie z.B. **BS1-n: Dieser Schwan ist weiß**, dann können wir diese jeweils wahren Beobachtungssätze synthetisch mittels eines logischen **Induktionsschluss**es zu einer Allaussage verbinden, nämlich zur Aussage **AS: Alle Schwäne sind weiß**. Nachdem jeder einzelne ihr zu Grunde liegende Beobachtungssatz für sich wahr ist (wie Sie auf Abb. 8 leicht nachvollziehen können, indem Sie einfach nachschauen), sollte nach dieser Logik auch die daraus abgeleitete Allaussage wahr sein. Es ist also im Sinne des Positivismus dadurch, dass man sich alle Schwäne angeschaut hat und alle weiß waren, positiv bewiesen, dass die Aussage „Alle Schwäne sind weiß" auch wahr ist.

Es gibt damit bloß ein einziges, klitzekleines Problem: diese sehr schön anmutende Methode des positiven Wahrheitsbeweises für eine wissenschaftliche Aussage funktioniert (wie bereits um 1740 David Hume gezeigt hat; Hume 2000 [1738/40], 61-65 u. 89-97) dann und nur dann, wenn der Induktionsschluss eine **Vollinduktion** darstellt, d.h. auf **allen** (wahren) **Beobachtungen** basiert. Tut er das nicht, ist kein Wahrheitsbeweis erbracht, weil schon die nächste Beobachtung zeigen kann, dass die abgeleitete Allaussage nicht wahr ist, z.B.: **BSn+1: Dieser Schwan** (Abb. 9) **ist schwarz**.

Auf der logisch zwingenden Notwendigkeit der Vollinduktion für positive induktive Beweise beruht letztlich die in der Archäologie im deutschen Sprachraum übliche Forderung nach Vollständigkeit der Quellenaufnahme, die als Vorbedingung dafür gilt, dass eine archäologische Arbeit als methodisch einwandfrei durchgeführt betrachtet werden kann. Nur am Rande bemerkt sei, dass diese Forderung natürlich epistemologisch völliger Unsinn ist, denn für die echte Vollinduktion ist natürlich nicht nur die Beobachtung aller bekannten und derzeit gerade vorhandenen Daten notwendig, sondern tatsächlich die Beobachtung aller Daten – hat man nicht wirklich alle Dinge angeschaut, die es jemals gegeben hat und geben wird, um seine synthetische Schlussfolgerung zu ziehen, dann handelt es sich bei dem Induktionsschluss immer bloß um eine Teilinduktion, die aus den

Abbildung 9: Schwan (Bild: © 2009 Fir0002/Flagstaffotos, URL: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Black_swan_ jan09.jpg [letzter Zugriff 19.06.2013]).

schon von Hume (2000 [1738/40], 61-65, 89-98) dargestellten Gründen niemals einen einwandfreien positiven logischen Beweis erbringen kann. Damit ist der Positivismus in der Archäologie von vornherein zum Scheitern verdammt: er kann auch nicht zu mehr führen als zu ‚pauschalen oder spekulativen Aussagen'.

Nichtsdestotrotz glauben viele deutschsprachige ArchäologInnen eben, Virchow, Hoernes und den anderen ‚Vätern' der deutschsprachigen Archäologie brav und unkritisch und vor allem epistemologisch unreflektiert folgend, immer noch daran, dass wir auf Basis der Beobachtung von Daten und deren synthetischer Zusammenfügung mit archäologischen Mitteln positive Wahrheitserkenntnis erreichen können. Und das erklärt, weshalb wir alle archäologischen Funde horten zu müssen glauben:

Eine **positivistische Archäologie braucht** um ihr Ziel der „archäologischen Verifikation" ganz „…ohne Hypothesen, ohne ‚Schulden' auf rein induktivem Weg…" (Virchow zitiert bei Hoernes 1892, 70) auch tatsächlich erreichen zu können, die **Vollständigkeit aller** ‚wahrer' **Beobachtungen über die archäologischen Dinge**, denn das ist logisch zwingende Voraussetzung **für das Funktionieren ‚wahrer' induktiver Schlüsse**. Sie braucht daher alle archäologischen Dinge, und zwar für alle Zukunft, um sicherstellen zu können, dass die ‚wahren' Beobachtungen der Vergangenheit auch zukünftig wiederholbar bleiben und gegebenenfalls – wenn sich später einmal herausstellt, dass alte Beobachtungen nicht ausreichend vollständig waren, um alle essentiellen Eigenschaften der beobachteten Dinge erkannt zu haben, oder neue Methoden verfügbar werden, die Beobachtungen zuvor unbeobachtbarer Eigenschaften der Dinge ermöglichen – zu späterer Zeit auch ‚neue' Beobachtungen dieser Dinge vornehmen zu können. Nicht zuletzt deshalb ist die normale Forderung zur Entscheidung von wissenschaftlichen Meinungsverschiedenheiten das *ad fontes* (z.B. Trachsel 2008, 97), der Regress auf die neuerliche (eigene) Beobachtung der Originalquellen, um selbst nachvollziehen zu können, welche wissenschaftliche Meinung auf ‚wahren' Beobachtungen aufbaut und welche nicht.

Daraus folgt logisch zwingend eine ganz bestimmte Wertzuweisung an archäologische Dinge: ist ein beliebiges Ding erst einmal (aus welchen Gründen auch immer) als ‚archäologisch' bestimmt, wird es zur Quelle (potentieller) archäologischer Beobachtungen (ob diese nun gleich oder erst irgendwann in ferner Zukunft angestellt werden sollen). Und nachdem die deutschsprachige Archäologie als Disziplin glaubt, dass die Vollständigkeit von Beobachtungen eine notwendige Voraussetzungen für derzeitige oder künftige archäologische Wahrheitserkenntnis ist, ergibt sich logisch zwingend, dass jedes konkrete archäologische Ding einen unendlich hohen Wert hat: es ist für jetzt und alle Zukunft absolut unverzichtbar, weil es unverzichtbare Daten enthält, die für alle Zukunft beobachtbar bleiben müssen. Damit ist es natürlich nicht (mehr) möglich, zwischen wertvollen und wertlosen, zwischen brauchbaren und unbrauchbaren archäologischen Dingen zu unterscheiden, zwischen archäologischen Dingen, die man tatsächlich aufheben muss oder wenigstens aufheben sollte, und solchen, die man entsorgen kann oder sogar sollte.

Zwanghaftes Horten als Folge der epistemologischen Grundlage

Die Massendinghaltung in der Archäologie folgt damit logisch zwingend direkt aus den epistemologischen Grundlagen unseres Faches; Grundlagen, die noch dazu aus logischen Gründen ebenso zwingend völlig unhaltbar sind: bei vernünftiger Betrachtung muss klar sein, dass in einer Wissenschaft, deren Quellenbasis auf Grund des zeitbedingten unvermeidbaren Datenverlusts durch Quellenverfall und natürliche und humangenerierte Quellenerosion, logisch zwingende, positive Beweise durch Induktionsschlüsse nicht möglich sein können, weil die essentielle Unvollständigkeit der Quellen die Vollinduktion unmöglich macht und Teilinduktion aus logisch zwingenden Gründen niemals positive Beweise erbringen kann. Alle erhaltenen Quellen aufzuheben und zu untersuchen erlaubt daher in der Archäologie keinesfalls einen privilegierten Zugang zur Wahrheitserkenntnis und hat daher auch keinen Sinn.

Damit fällt jedoch die Begründung, warum man alle archäologischen Dinge aufheben müsse, gänzlich weg: wenn man sowieso niemals alle Quellen beobachten kann, die man bräuchte, braucht man auch nicht alle aufheben, derer man habhaft werden kann. Es genügt vielmehr völlig, ein repräsentatives Sample der erhaltenen Quellen aufzuheben, das groß genug sein muss um, wie es Rainer Atzbach bereits ausgedrückt hat, den „Fehler der kleinen Zahl" (Atzbach 1998, 4) bei statistischen Auswertungen ausschließen zu können. Damit ist nicht mehr jedes archäologische Ding unendlich wertvoll und eine Unterscheidung zwischen wertvoll und wertlos, zwischen nützlich und (weitgehend bis völlig) nutzlos wird möglich, ja sogar notwendig.

Zwar ist an dieser Stelle anzumerken, dass die epistemologische Erklärung der archäologischen Massendinghaltung sicherlich keine vollständige Erklärung der Gründe dieses Phänomens darstellt. Andere Faktoren wie die Hoffnung mit zukünftigen, besseren, auf Serienuntersuchungen beruhenden Methoden tatsächlich mehr Erkenntnisse aus dem Fundmaterial zu gewinnen, verbunden mit der Angst durch heutige ‚verfrühte' Selektion zu späterer Zeit als wichtig eingestufte Funde zu verwerfen (wie das z.B. in der fachlichen Frühzeit oft mit Keramik oder Knochenfunden der Fall war, deren Verlust man heute bedauert) tragen sicherlich ebenso zu diesem Phänomen bei. Auch soziale Gründe wie die Angst davor, KollegInnen, die monatelang emsig und mit äußerster Sorgfalt alle diese Fundgegenstände mühselig geborgen haben, erklären zu müssen, dass der Großteil der ‚Früchte ihrer Arbeit' aus museal-archivalischer Sicht nicht erhaltenswert ist, trägt sicher einen Teil zu dem Problem bei. Und auch fachliche Identitätsbildungsprozesse tragen sicherlich ihren Teil zu diesem Problem bei: sowohl in ihrer Selbst- als auch in der Fremdsicht durch Andere definieren sich ‚die ArchäologInnen' als distinkte soziale Gruppe nicht zuletzt dadurch, dass sie archäologische Funde finden. Damit sind die gemachten Funde nicht nur in dem Sinn ‚archäologische Kulturgüter', dass es sich dabei um die hauptsächlichen ‚historisch-originalen' Quellen unserer Wissenschaft handelt, sondern auch in dem Sinn, dass sie ein, wenn nicht sogar das, Produkt unseres kontemporär-originalen (wissenschaftlichen) Schaffens sind. Auch das trägt dazu bei, dass wir uns besonders schwer damit tun, solche materiellen Symbole unserer Identität einfach aufzugeben

und nicht für nachfolgende Generationen zu erhalten (siehe dazu auch Karl 2015). Die epistemologische Erklärung liefert jedoch den entscheidenden Grund, weshalb wir glauben ‚alles' erhalten zu müssen, denn das ergibt sich ausschließlich aus der logischen Notwendigkeit der Vollständigkeit der Beobachtungen als Voraussetzung für einen positiv beweiskräftigen Induktionsschluss.

Somit erweist sich die Massendinghaltung in der deutschsprachigen Archäologie als klassische Wertbeimessungsstörung einer sozialen Gemeinschaft, eben der archäologischen Fachgemeinschaft. Ursache dafür, dass diese Wertbeimessungsstörung in dieser Gesellschaft auftritt, ist ein sozial erlerntes Wertzuweisungsverhalten, wobei sich dieses Wertzuweisungsverhalten direkt, unmittelbar und logisch zwingend aus den epistemologischen Grundlagen ergibt, welche die ‚Väter' der deutschsprachigen Archäologie ihrer ‚Methode' zu Grunde gelegt haben und die seitdem unreflektiert und „gedankenlos" (Rączkowski 2011, 205-210) durch Vorführung und Nachahmung, also durch Praxis, tradiert worden sind. Das daraus folgende zwanghafte Horten von archäologischen Dingen in der deutschsprachigen Archäologie ist tatsächlich eine pathologische Störung, die bei hohem Nutzraumverbrauch und hoher ökonomischer Belastung zu einem nicht unbedeutenden Leidensdruck (bei KuratorInnen und jenen Studierenden und Fachleuten, die Zugang zu bestimmten Objekten brauchen oder wollen, diesen aber immer schwerer bekommen), Gesundheitsgefährdung (für Menschen, die in den vergammelnden Depots arbeiten müssen, ebenso wie für die wirklich wichtigen archäologischen Dinge, die man tatsächlich aufheben sollte, aber denen man weil man alles aufzuheben versucht, nicht die ihrer Bedeutung entsprechende Aufmerksamkeit schenken und die für ihre langfristige Erhaltung notwendigen Ressourcen zuwenden kann) und nicht zuletzt auch einem gestörten funktionalen Sozialverhalten (vor allem gegenüber der Allgemeinheit, in deren Namen und Auftrag wir vorgeblich alle diese Dinge erhalten und untersuchen wollen, die wir jedoch aus unseren ‚heiligen' Archiven ebenso wie von unseren ‚heiligen' Fundstellen und Funden im Feld – siehe Suchverbote; siehe dazu z.B. Karl 2011; 2013; und fachlichem Drang zu Schatzregalen; siehe die jüngsthin erfolgte Einführung eines solchen in Nordrhein-Westfalen[4] – und in nur geringfügig geringerem Maß unseren Untersuchungsergebnissen nahezu völlig ausschließen). Mit anderen Worten: die deutschsprachige Archäologie ist tatsächlich ‚geisteskrank' und braucht ganz dringend Behandlung. Unser zwanghaftes Hortverhalten, die archäologische Massendinghaltung, ist kontraproduktiv, schädlich und irrational.

Hilfe zur Selbsthilfe

Was ist also zu tun? Man kann schließlich die deutschsprachige Archäologie nicht zu PsychiaterInnen schicken, um sie therapieren zu lassen, weil ebenso wie ihr ein ‚Geist' im engeren Sinne fehlt, den man therapieren, fehlt ihr auch ein Körper, der sie zu PsychiaterInnen bringen könnte. Es bleibt der deutschsprachigen Archäologie

4 Für diverse Stellungnahmen aus der archäologischen Fachwelt siehe URL: http://www.landtag.nrw.de/portal/%20WWW/Webmaster/GB_I/I.1/aktuelle_drucksachen/aktuelle_Dokumente.jsp?docTyp=ST&wp=15&dokNum=Gesetz+zur+%C4nderung+des+Gesetzes+zum+Schutz+und [letzter Zugriff 20.06.2013].

also bloß die Möglichkeit zur Selbsthilfe, die wiederum nur von den natürlichen Personen kommen kann, die als VertreterInnen der Disziplin handlungs- und entscheidungsfähig sind; also von uns WissenschafterInnen, uns ArchäologInnen selbst.

Zuerst einmal ist es jedenfalls notwendig, dass wir die Irrationalität unseres zwanghaften fachlichen Hortverhaltens erkennen und auch tatsächlich als fachliche Verhaltensstörung akzeptieren. Ich hoffe, dass die obige Demonstration und Dekonstruktion der positivistischen epistemologischen Grundlagen unseres Faches, mit der ich hoffentlich erfolgreich zeigen konnte, dass es nicht notwendig oder auch nur wünschenswert ist jedes archäologische Ding für alle Zukunft aufzuheben, hier einen Selbstreflexions- und Selbsterkenntnisprozess auslösen kann, der es der Mehrheit der LeserInnen dieses Beitrags ermöglicht, diese Irrationalität zu erkennen (‚wenn sie es nicht schon vorher selbst erkannt hatten; siehe dazu z.B. die Empfehlungen des deutschen Museumsbundes, DMB 2012). Erst dadurch wird es nämlich möglich, Strategien zu entwickeln (wie z.B. in Großbritannien schon 2007 von Duncan H. Brown [Brown 2011] und jüngst auf europäischer Ebene durch das ARCHES-Projekt[5] vorgeschlagen; siehe dazu auch Karl 2015) und vor allem auch umzusetzen, die den derzeit bestehenden drastischen Symptomen des zwanghaften fachlichen Hortens entgegenwirken und diese wenigstens abzuschwächen, wenn nicht sogar langfristig völlig zu beseitigen, geeignet sind. Eine Entsammlungs-Debatte hat also durchaus bereits begonnen, nicht zuletzt, weil auch im deutschen Sprachraum manche öffentlichen Sammlungen inzwischen so voll sind, dass Aufnahmestopps für Neufunde drohen, steckt aber – vor allem im Vergleich zu Nachbarwissenschaften (siehe dazu DMB 2012 samt weiterführender Literatur), die in dieser Beziehung schon viel weiter sind als wir – noch sehr in den Kinderschuhen.[6]

Haben wir akzeptiert, dass frei nach Monthy Python nicht jede Scherbe ‚heilig' und der ‚Gott der Archäologie' nicht zornig ist, wenn auch nur eine einzige davon entsorgt wird (auch wenn sicherlich einige selbsternannte höchste VertreterInnen des ‚archäologischen Gottes' auf Erden darob zornig Zeter und Mordio schreien werden), sollte die Entsorgung unwichtiger, unbrauchbarer und unnützer archäologischer Dinge möglich werden. Und diese Entsorgung von archäologischem Überschuss, um nicht zu sagen archäologischem Müll, ist unbedingt notwendig, um die Probleme, die aus der derzeitigen Massendinghaltung resultieren, zu lösen.

Das soll nun keineswegs bedeuten, dass wir plötzlich alles, was wir früher selbstverständlich aufgehoben haben und derzeit selbstverständlich aufheben, wegwerfen sollten. Auch ich bin der Meinung, dass das Sammeln und nötigenfalls

---

5 Siehe URL: http://archaeologydataservice.ac.uk/arches/Wiki.jsp?page=Main [letzter Zugriff 29.12.2014].

6 Auch die Diskussion unter den TeilnehmerInnen der Sektion der deutschen MuseumsarchäologInnen zur Frage des Entsammelns beim 8. Deutschen Archäologiekongress in Berlin 2014 zeigt, dass zwar durchaus realisiert wird, dass mit beschränkten Mitteln nicht alles dauerhaft gesammelt werden kann, aber gleichzeitig trotz der Wahrnehmung des Bestehens des Problems keine wirkliche Bereitschaft zum vorausschauenden Handeln besteht. Denn, wie das Ergebnis dieser Diskussion zusammengefasst wurde, scheinen „derzeit allerorten noch genügend Ressourcen vorhanden zu sein" und es sei daher angeraten „alles mitzunehmen, was sich bietet. Ob einem dadurch auch ein wissenschaftlicher Vorteil entsteht, bleibt zu hoffen, in jedem Falle ist man auf der sicheren Seite und entgeht der fachinternen Kritik" (siehe DMB-Fachgruppe 2014, 4).

auch langfristige Aufbewahren relevanter archäologischer Daten von eminenter Wichtigkeit für unser Fach und seine wissenschaftliche Funktionsfähigkeit ist. Wir brauchen selbstverständlich auch weiterhin Evidenz für unsere wissenschaftliche Arbeit, wenn auch nicht unbedingt in dem Sinn, von dem wir bisher ausgegangen sind; nämlich nicht als Basis für induktive Schlüsse, sondern als Mittel zur Falsifikation bzw. Viabilitätsprüfung von Hypothesen (siehe dazu Karl 2010, 26-33). Aber wir brauchen eben nicht alles aufzuheben.

Vielmehr ist ein strategischer Selektionsprozess notwendig, in dem die nützlichen von den unnützen, die heute oder zukünftig aller Voraussicht nach noch gebrauchten von den mit hoher Wahrscheinlichkeit niemals mehr gebrauchten, die wichtigen von den unwichtigen archäologischen Dingen geschieden und alle, die nicht mehr nützlich, nicht mehr brauchbar, nicht wichtig sind, entsorgt werden (siehe dazu DMB 2012); damit wir uns in Hinkunft auf die Erhaltung, Auswertung und öffentliche Zugänglichmachung der noch nützlichen, brauchbaren und wichtigen Dinge konzentrieren können. Denn es bringt weder uns noch der zukünftigen Wissenschaft noch der derzeitigen oder zukünftigen Allgemeinheit, zu deren Nutzen wir uns (wenigstens vorgeblich, meist sogar wirklich) mit diesen Dingen überhaupt erst beschäftigen, irgendeinen Vorteil, wenn aufbewahrte Sachen entweder in irgendwelchen weitgehend unzugänglichen Depots langsam oder auch schneller vor sich hin korrodieren oder verschimmeln oder aber jedenfalls mit höchster Wahrscheinlichkeit nie wieder von irgendjemandem angeschaut, geschweige denn wirklich wissenschaftlich ausgewertet werden.

Ein solcher Ansatz erfordert allerdings Einiges von uns: zuallererst ein echtes Verständnis dafür, wozu wir Archäologie betreiben und was wir damit erreichen wollen und auch realistisch erreichen können, dann ein ebensolches Verständnis, wie wir das Erreichbare auch tatsächlich erreichen können und was wir dafür wirklich (jetzt und in der absehbaren Zukunft) brauchen, und eine nicht zu gering bemessene Portion von Courage, um die dann notwendigen Entscheidungen, was entsorgt werden kann, auch tatsächlich zu treffen und auszuführen. Und nicht zuletzt erfordert es auch eine realistische Abschätzung von verfügbaren Ressourcen, wenigstens kurz- und mittelfristig, besser noch langfristig; da es nichts bringt, sich jetzt zu viel aufzuhalsen, das einem später nur doppelt schwer fällt zu entsorgen. Über die Gründe unseres Tuns, seine Ziele und wie und womit wir diese erreichen können, müssen wir dringend verstärkt nachdenken und die dazu notwendigen Kompetenzen – zu denen neben der bereits bisher vorhandenen (wenn auch noch positivistisch gleichgerichteten) Fachkompetenz auch und vor allem Entscheidungs- und wirtschaftliche Planungskompetenz gehören – wären, sofern sie bisher noch nicht vermittelt wurden, in der Zukunft auch schon in der fachlichen universitären Ausbildung zu vermitteln; bzw. von bereits in Entscheidungspositionen befindlichen KollegInnen, sofern sie diese noch nicht ausreichend besitzen, stärker zu entwickeln oder mittels Fortbildung zu erwerben.

Was dann mit den archäologischen Dingen geschieht, die entsorgt werden können, erfordert ebenfalls einen gewissen fachlichen Mut. Diese können entweder nach einer vorläufigen Bewertung ‚im Feld' entsorgt werden – z.B. einfach interessierten Mitgliedern der Öffentlichkeit, GrundeigentümerInnen und/oder FinderInnen überlassen oder auch einfach weggeworfen oder wieder

eingegraben werden – oder erst nach zentraler Aufnahme ihrer Existenz (z.B. mittels einer allgemeinen Fundmeldepflicht samt temporärer Überlassungspflicht zur wissenschaftlichen Aufnahme an eine Denkmalbehörde wie in § 9 Abs. 4 österreichisches Denkmalschutzgesetz [DMSG 1999] vorgesehen) entweder ihren FinderInnen bzw. FundstellengrundeigentümerInnen zurückerstattet oder – falls diese sie nicht mehr möchten – an interessierte Mitglieder der Öffentlichkeit verschenkt oder sogar verkauft werden. Gegebenenfalls kann man auch – wenn die dafür notwendigen Ressourcen verfügbar sind – die Dinge zuerst wissenschaftlich untersuchen und erst nach ihrer Untersuchung eine Entscheidung treffen, ob ihre langfristige Aufbewahrung notwendig ist oder nicht, und dann ebenfalls entweder zurückerstatten oder verschenken bzw. verkaufen oder sogar als Müll entsorgen. Auch Mittelwege wie die Lagerung in auf designierten Flächen vergrabenen Kisten statt dem Wegwerfen sind vorstellbar, ebenso wie die Entwicklung automatisierter Digitalisierungssysteme, die bei physischer Entsorgung der Objekte eine ressourcenschonendere langfristige Aufbewahrung wenigstens der derzeit als relevant erachteten Informationen über alle Objekte ermöglichen (auch wenn Letzteres das Problem der Massendinghaltung bloß vom physischen in den virtuellen Raum verschiebt). Und auch derzeitige Depotbestände könnte man entsprechend aussortieren und die aussortierten Objekte entweder mit einwandfreiem Provenienznachweis und Titel am internationalen Antiquitätenmarkt verkaufen (was eventuell zusätzliche Mittel für das Fach bringt und eventuell dem illegalen Antiquitätenmarkt wenigstens teilweise das Wasser abgräbt), oder einfach als Müll entsorgen (was im Gegensatz zur vorigen Möglichkeit allerdings dann zusätzliche Entsorgungskosten verursacht), um nur einige der denkbaren Möglichkeiten zu nennen (siehe dazu ausführlicher Karl 2015).

All das ist natürlich unter den derzeitigen positivistischen Voraussetzungen fachliche Häresie, aber irgendeine Möglichkeit, wie man die unnötigen, die überflüssigen oder einfach überzähligen archäologischen Dinge entsorgt, wird man sich einfallen lassen müssen. Denn lassen wir uns selber keine strategisch geplante Lösung für das Massendinghaltungsproblem einfallen, dann wird uns früher oder später eine ungeplante und nicht nach fachlichen Notwendigkeiten ausgerichtete Lösung von Außen aufgezwungen werden, sei es durch die immer weniger zahlungswillige Politik (und Öffentlichkeit) oder einfach durch die Tatsache, dass sich mit beschränkten Ressourcen nur eine beschränkte Anzahl an Objekten aufbewahren lässt – und sei es nur, dass eben dann die im Depot gelagerten Objekte vollständig durch Korrosion oder Schimmel zerfressen werden oder uns einfach der verfügbare Platz ausgeht, um vom verfügbaren Personal erst gar nicht zu sprechen. Und es ist uns sicher allen klar, dass eine solche durch äußere Umstände erzwungene und weitgehend nach dem Zufallsprinzip erfolgende Selektion von archäologischen Dingen sicherlich schlechter ist als eine nach unseren eigenen Bewertungskriterien erfolgende, strategische und fachlich vertretbare(re) Selektion; auch wenn es vielleicht wehtut, manche unserer uns unverzichtbar erscheinenden Schätze jemand anderem oder gar der Vernichtung überlassen zu müssen.

Literatur

American Psychiatric Association 2013a
American Psychiatric Association, Diagnostic and statistical manual of mental disorders[5] (Washington, DC 2013).

American Psychiatric Association 2013b
American Psychiatric Association, Compulsive Hoarding Disorder Fact Sheet (2013). URL: http://www.dsm5.org/Documents/Obsessive Compulsive Disorders Fact Sheet.pdf [letzter Zugriff 17.06.2013].

Atzbach 1998
Rainer Atzbach, Vom Nutzen und Nachteil der Archäologie – Ein Aufruf zur Theoriediskussion. Archäologisches Nachrichtenblatt 3, 1998, 3-5.

Aulich 2012
Uwe Aulich, Ein Knochenhaus am Petriplatz. Berliner Zeitung vom 15.11.2012. URL: http://www.berliner-zeitung.de/berlin/ausgrabungsfunde-ein-knochenhaus-am-petriplatz,10809148,20882640.html [letzter Zugriff 11.12.2014].

BDA 2012
Bundesdenkmalamt, Das Archäologiezentrum Mauerbach wurde eröffnet (2012). URL: http://www.bda.at/events/14/18670/Das-Archaeologiezentrum-Mauerbach-wurde-eroeffnet [letzter Zugriff 17.06.2013].

Biehl *et al.* 2002
Peter F. Biehl/Alexander Gramsch/Arkadiusz Marciniak (Hrsg.), Archäologien Europas/Archaeologies of Europe. Geschichte, Methoden und Theorien/History, Methods and Theories. Tübinger Archäologische Taschenbücher 3 (Münster 2002).

Bourdieu 1977 [1972]
Pierre Bourdieu, Outline of a Theory of Practice. Cambridge Studies in Social Anthropology 16 (Cambridge 1977) [zuerst Esquisse d'une Théorie de la Pratique, précédé de trios études d'ethnologie kabyle. Travaux de Droit, d'Économie, de Sociologie et de Sciences Politique 92 (Genf 1972)].

Brown 2011
Duncan H. Brown. Archaeological Archives. A guide to best practice in creation, compilation, transfer and curation[2] (Reading 2011).

DMB 2012
Deutscher Museumsbund, Nachhaltiges Sammeln. Ein Leitfaden zum Sammeln und Abgeben von Museumsgut. URL: http://www.museumsbund.de/fileadmin/geschaefts/dokumente/Leitfaeden_und_anderes/NachhaltigesSammeln_2012.pdf [letzter Zugriff 12.12.2014].

DMB-Fachgruppe 2014
Deutscher Museumsbund Fachgruppe Archäologische Museen/Sammlungen, Wie sollen, wollen, können wir sammeln? Sammlungsstrategien auf dem Prüfstand Protokoll vom 6.10.2014. 8. Deutscher Archäologiekongress. URL: http://www.museumsbund.de/fileadmin/fg_arch_mus/Protokoll_Berlin_Tagung_DMB_2014.pdf [letzter Zugriff 05.03.2015].

DMSG 1999
Bundesgesetz betreffend den Schutz von Denkmalen wegen ihrer geschichtlichen, künstlerischen und sonstigen kulturellen Bedeutung (Denkmalschutzgesetz – DMSG). Bundesgesetzblatt für die Republik Österreich, Jahrgang 1999, Teil I, 170. Bundesgesetz, mit welchem das Bundesgesetz betreffend Beschränkungen in der Verfügung über Gegenstände von geschichtlicher, künstlerischer und kultureller Bedeutung (Denkmalschutzgesetz – DMSG) geändert wird. http://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPDF/1999_170_1/1999_170_1.pdf [letzter Zugriff 21.02.2013].

Elias 1969
Norbert Elias, Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen 2. Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation (Bern 1969).

Girtler 1976
Roland Girtler, Wissenschaftstheorie und ihre Möglichkeiten in der Urgeschichte. In: Herbert Mitscha-Märheim/Herwig Friesinger/Helga Kerchler (Hrsg.), Festschrift für Richard Pittioni zum 70. Geburtstag 1. Urgeschichte. Archaeologia Austriaca Beiheft 13 (Wien 1976) 23-41.

Gramsch/Sommer 2011
Alexander Gramsch/Ulrike Sommer (Hrsg.), A History of Central European Archaeology (Budapest 2011).

Härke 2000
Heinrich Härke (Hrsg.), Archaeology, Ideology and Society. The German experience. Gesellschaften und Staaten im Epochenwandel 7 (Frankfurt 2000).

Hoernes 1892
Moriz Hoernes, Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft (Wien 1892).

Hume 2000 [1738/40]
David Hume, A Treatise of Human Nature (Oxford 2000; Neudruck 2008) [zuerst 1738-40].

ICOM 2010.
ICOM Deutschland, Die Ethik des Sammelns (2010). URL: http://www.icom-deutschland.de/client/media/406/heft_abstracts.pdf [letzter Zugriff 11.12.2014].

Karl 2004
Raimund Karl, Zur Theorierezeption in der Ur- und Frühgeschichte in Ostösterreich seit 1945. Archäologische Informationen 27, 2004, 269-292.

Karl 2010
Raimund Karl, Macht und Ohnmacht des positivistischen Denkens. Der Positivismus in der deutschsprachigen Ur- und Frühgeschichte unter besonderer Berücksichtigung des Instituts für Ur- und Frühgeschichte in Wien. Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas 58 (Langenweissbach 2010).

Karl 2011
Raimund Karl, On the highway to hell. Thoughts on the unintended consequences of § 11(1) Austrian Denkmalschutzgesetz. The Historic Environment – Policy and Practice 2, 2011, 111-133.

Karl 2013
Raimund Karl, Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Archäologische Denkmalpflege und die ungeliebte Öffentlichkeit in Österreich. Archäologische Informationen 35, 2013, 99-111.

Karl 2015
Raimund Karl, Besser dem Zufall vertrauen oder strategisch auswählen? Selektionsstrategien für archäologische Sammlungen. Archäologische Informationen 38, 2015, 219-231.

Kromer 1994
Karl Kromer, Menghin, Oswald. In: Bayerische Akademie der Wissenschaften (Hrsg.), Neue Deutsche Biographie 17 (Berlin 1994) 75-76.

Mante 2007
Gabriele Mante, Die deutschsprachige prähistorische Archäologie. Eine Ideengeschichte im Zeichen von Wissenschaft, Politik und europäischen Werten. Internationale Hochschulschriften 467 (Münster/New York/München/Berlin 2007).

Marius 2011
Michael Marius, Archäologische Restaurierung und Konservierung 2011. Fundberichte aus Österreich 50, 2011, 31-32.

Narr 1966
Karl J. Narr, Archäologie und Vorgeschichte. In: Claus D. Kernig (Hrsg.), Sowjetsystem und demokratische Gesellschaft – eine vergleichende Enzyklopädie 1 (Freiburg 1966) 369-386.

ORF 2012
Österreichischer Rundfunk, Das Kärtner Landesmuseum verschimmelt (2012). URL: http://kaernten.orf.at/news/stories/ 2561582/ [letzter Zugriff 17.06.2013].

Österreichische Akademie der Wissenschaften 2011
Österreichische Akademie der Wissenschaften, Österreichisches Biographisches Lexikon 1815-1950 2. Online Edition (Wien 2011). URL: http://www.biographien.ac.at/oebl?frames=yes [letzter Zugriff 18.06.2013].

Popper 1935
Karl R. Popper, Die Logik der Forschung (Wien 1935).

Rączkowski 2011
Włodimierz Rączkowski, The „German School of Archaeology" in its Central European Context. In: Alexander Gramsch/Ulrike Sommer (Hrsg.), A History of Central European Archaeology. Theory, methods and politics (Budapest 2011) 198-210.

Rebay-Salisbury 2011
Katharina C. Rebay-Salisbury, Thoughts in Circles: *Kulturkreislehre* as a hidden paradigm in past and present archaeological interpretations. In: Benjamin Roberts/Marc Vander Linden (Hrsg.), Interpreting Archaeological Cultures. Material culture, variability and transmission (New York 2011) 41-59.

Trachsel 2008
Martin Trachsel, Ur- und Frühgeschichte. Quellen, Methoden, Ziele (Zürich 2008).

Urban 1996
Otto H. Urban, „Er war der Mann zwischen den Fronten“. Oswald Menghin und das Urgeschichtliche Institut der Universität Wien während der Nazizeit. Archaeologia Austriaca 80, 1996, 1-24.

Urban 2006
Otto H. Urban, 100. Geburtstag von Prähistoriker Richard Pittioni (2006). Archiv der Online-Zeitung der Universität Wien. URL: http://www.dieuniversitaet-online.at/personalia/beitrag/news/100-geburtstag-von-prahistoriker-richard-pittioni/297.html [letzter Zugriff 19.06.2013].

Wemhoff 2010
Matthias Wemhoff, Von der Grabung ins Museum? Fundmengen als Herausforderung. In: ICOM Deutschland, Die Ethik des Sammelns. Jahrestagung Leipzig 23.-25. September 2010. Beiträge zur Museologie 3 (Berlin 2011) 56-64.

Wikipedia 2013a
Wikipedia, Messie-Syndrom. URL: http://de.wikipedia.org/wiki/Messie-Syndrom [letzter Zugriff 17.06.2013].

Wikipedia 2013b
Wikipedia, Moriz Hoernes (Prähistoriker). URL: http://de.wikipedia.org/wiki/Moriz_Hoernes_(Prähistoriker) [letzter Zugriff 18.06.2013].

Über den Autor:

Raimund Karl ist Professor für Archäologie und Denkmalpflege an der Prifysgol Bangor University im Vereinigten Königreich. Er studierte Ur- und Frühgeschichte an der Universität Wien und ist ebenda auch für keltische Altertumskunde habilitiert. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören neben der keltischen Archäologie die archäologische Epistemologie, der archäologische Denkmalschutz (insbesondere in Österreich), das Verhältnis der Archäologie zur Öffentlichkeit, die gesellschaftlichen Rollen der Archäologie und der archäologische Arbeitsmarkt. Zu seinen jüngeren Publikationen gehören Altkeltische Sozialstrukturen (2006), Discovering the Archaeologists of Europe: Österreich. Ein Profil der Profession 2007-08 (2008), Macht und Ohnmacht des positivistischen Denkens (2010) und Archäologischer Denkmalschutz in Österreich (2011).

Prof. Raimund Karl
Prifysgol Bangor University
School of History, Welsh History and Archaeology
College Road, Bangor, Gwynedd LL57 2DG
United Kingdom
r.karl@bangor.ac.uk

Akkumulation ist eine Suchtkrankheit, und Archäologie ist ihr Symptom

Reinhard Bernbeck

In this paper, I show that the activities of excavating and curating museum collections correspond to capital accumulation in modern economic regimes. Structurally analogous, archaeological activities and capitalist accumulation have even the same historical roots. I read archeology as an ideological instrument of the capitalist system. On the other hand, archeology has the potential to contribute to our knowledge of worlds that were utterly different from our own with its pathological addiction and desire for material items. I use the finds and features of the Late Neolithic site of Tol-e Bashi in Iran to show that this site – and possibly many others – shows traits that turn it into a stark alternative to our consumer world. Finally, I discuss the problem of learning to understand ‚object sparseness' in archaeological contexts not as scarcity but as an intended effect of past societies that tried to suppress potentials for distinction, competition and the dangers of emerging hierarchies.

Schlüsselbegriffe: Konsumkapitalismus; Spärlichkeit; Objektakkumulation; Neolithikum; Iran; Tol-e Bashi

Keywords: consumer capitalism; sparseness; object accumulation; Neolithic; Iran; Tol-e Bashi

Einleitung

Sucht wird gemeinhin definiert als ein Verhältnis, bei dem ein Mensch von etwas Materiellem oder Immateriellem so abhängig geworden ist, dass er dieses Verhältnis willentlich nicht mehr kontrollieren kann (Sussman/Sussman 2011). Beispiele sind neben der Spielsucht etwa die Trinksucht, das Rauchen, Anorexie und vieles andere von der Gesellschaft und ihren Institutionen als Exzessiv deklarierte.

Nun gibt es aber auch gesellschaftlich sanktionierte Phänomene, die alle Anzeichen der Sucht zeigen, jedoch nicht als eine solche bezeichnet werden. Ein Grenzphänomen ist die Arbeitssucht (z.B. McMillan *et al.* 2001). Denn bei uns ist Arbeit positiv konnotiert, und diejenige, die sich kaputt schafft, erhält sehr viel eher Anerkennung denn Verachtung, ganz im Gegensatz etwa zum Alkoholiker und seiner Sucht. Zumal die Grenze zwischen ‚viel' und ‚zuviel' ja nicht eindeutig gezogen wird. Die Handy-Sucht gehört schließlich auch in den Bereich nicht sanktionierter Exzesse.

‚Sucht' und ihre Definition sind ein grundsätzlich soziales Phänomen. Die Bewertung einer übersteigert und in Hochfrequenz ausgeführten Tätigkeit ist teils davon abhängig, ob sie als grundsätzlich ‚asozial' oder ‚sozial wertvoll' eingestuft wird. Wo die Grenze zum Exzessiven überschritten wird, und das ‚Normale' oder gar Lobenswerte in ein geächtetes Verhalten umschlägt, hängt also weitestgehend von den Verhältnissen ab, in denen ein solches Verhalten praktiziert wird (Szasz 2013).

Damit bin ich beim Akkumulieren als einer sozialen Praxis angelangt. Das griffige Thema dieses Bandes ist angelehnt an industrialisierte Landwirtschaft. Der Ersatz des Tiers durch das Wort Ding impliziert zweierlei. Erstens eine Verwandtschaft zwischen lebenden und nicht lebenden Materialien, und zweitens die Möglichkeit, beide in hohen Stückzahlen zu ‚halten'. Mein Hauptthema in diesem Beitrag ist der zweite Aspekt.

Unterschiedliche Arten des ‚Sammelns'

Akkumulieren ist das Anhäufen von etwas, ob Museumsobjekte, Machtinsignien, Geld, Tiere, TextilarbeiterInnen oder, worauf es mir im Besonderen ankommt, Kapital. Akkumulieren gehört in den generellen Umkreis der Praxis des Sammelns (s. Sommer 1999), ein Verhalten, das wir schon seit dem Paläolithikum identifizieren können. Jedoch möchte ich hier einige wichtige begriffliche Unterscheidungen vorschlagen. Das Sammeln von in der Natur vorhandenen Pflanzen und Tieren, als ‚wildbeuterische Produktionsweise' im Deutschen bezeichnet, ist ein ‚Aufsammeln' mit dem Ziel der Subsistenz (s. Beiträge in Leacock/Lee 1982). Dabei gibt es nach James Woodburn (1982) zwei Arten von Systemen, die er mit den Adjektiven ‚*immediate return*' und ‚*delayed return*' belegt. Sie bezeichnen einerseits den direkten Verbrauch nach dem Aufsammeln bzw. andererseits das Aufheben für den späteren Verbrauch. Letzterer Mechanismus unterliegt allen dominant agrikulturellen Systemen, denn diese sind nichts anderes als das Planen einer Sammeltätigkeit, deren Resultate einer zeitlich gestreckten Nutzung zugeführt werden. Aufheben ist also ein zeitliches Phänomen, das der menschlichen Tätigkeit einiges an Spontaneität nimmt und damit bei seiner historischen Genese einen deutlichen Einfluss auf das Denken und den Habitus der Menschen insgesamt gehabt haben muss.

‚*Immediate return*' ist uns durchaus auch aus Geschichten bekannt, die wir heute nur noch als ferne Utopien bezeichnen können. In erster Linie sind dies Beschreibungen wie die des Schlaraffenlandes, ein Zustand des Glücks, den wir als Muße und ‚Dauer-Festmahlzeit' beschreiben können. Es herrscht kein Mangel, und niemand muss arbeiten. Auch diejenigen nicht, die mit der Herstellung der Mahlzeiten befasst sind, denn es würden einem ja sprichwörtlich die Tauben gebraten ins Maul fliegen. Bedürfnisbefriedigung ist, wie auch in vielen Paradiesbeschreibungen, ein Zustand physischen Wohl- und Sattseins. Damit ist das Märchen vom Schlaraffenland für die industrialisierte Welt ein Anachronismus geworden, denn Not in Form von Hunger ist heutzutage erfolgreich an die Ränder solcher Gesellschaften gedrängt worden – wir leben in einer partiellen ‚*post-scarcity*'-Wirtschaft (Bookchin 2004). Dennoch bleibt bis heute ein Aspekt dieser Utopie erhalten: die Versorgung, ohne dass man zeitlich irgendetwas vorplanen muss.

‚*Delayed return*' hingegen bedeutet, über den Moment hinaus planen zu müssen, Erwartungen negativer wie positiver Art zu hegen. Das Lagern eines Überschusses wird mit dem Ziel des Austeilens durchgeführt, und erst hier kann das sozialpolitische Phänomen der verteilungsbedingten ‚Knappheit' überhaupt erscheinen.[1] Dies ist der Übergang vom einfachen Aufsammeln zum ‚Einsammeln' und Wiederverteilen.[2] Das entspricht in den archäologischen Arbeiten zur politischen Ökonomie in etwa dem ‚*staple finance*' Modell von Terence D'Altroy und Timothy Earle (D'Altroy/Earle 1985). Das Ziel des Verbrauchs wird nun in eine Zukunft verlegt, und kann, wenn es sich um ein kollektives Einsammeln und Verteilen handelt, auch zu Konflikten führen. Jedoch ist durch die Zielvorgabe des Verbrauchs dem Einsammeln eine klare quantitative und Sinnes-Grenze gesetzt: es ist Mittel zu einem Ziel.

Hiervon sind Tribute und andere Ausbeutungsverhältnisse zu unterscheiden, die darauf basieren, dass eine Gruppe einen Mehrwert erarbeitet, den sich eine andere Gruppe oder Person aneignet. Das ‚Ansammeln' der Tribute ist in diesem Falle auf einen Transformationsprozess und nicht den Verbrauch ausgerichtet: die angesammelten Güter sollen in Prestige, oder, wie sich Pierre Bourdieu (1986) ausdrückt, in symbolisches Kapital umgewandelt werden, welches als Zeichen von Macht und Legitimation fungiert. Die räumliche Konzentration beweglicher Objekte geschieht mit dem Ziel des Verwandelns in ein immaterielles Gut, in der Regel politische Macht und Einfluss, die höher eingeschätzt werden als das materielle Gut selbst. Auch die Zerstörung der materiellen Güter kann in diesen Umwandlungsprozess einfließen, wie beim Potlatch (Beck 1993; siehe auch Mauss 1975 [1923/24], 59-70). Im Prozess des ‚Ansammelns' scheint zum ersten Mal eine Maßlosigkeit auf. Frühe Beispiele beziehen sich meist auf politische Macht. Diese kann versucht sein, wie etwa im Falle des Perserreichs aus der 2. Hälfte des 1. Jts. v.u.Z., ohne Einschränkungen zu wachsen (Khatchadourian 2012). Jedoch bleibt diese Möglichkeit in der Regel auf ganz wenige Akteure beschränkt und kann sich deshalb nicht als ein grundsätzliches Sozialverhältnis durchsetzen.

Eine weitere Kategorie des Sammelns, das ‚Horten', klammere ich hier aus und möchte dazu nur soviel bemerken, dass die damit verbundene Zeitdauer aufgrund des oft religiös-transzendenten Charakters sehr viel langfristiger ist als bei anderen Formen des Sammelns (s. Hansen 2008).

---

1 Durch natürliche Prozesse wie Trockenheit, Flut und andere Phänomene entstehende Not ist als Mangel definierbar, nicht als Knappheit. Letztere ist in neoliberalen Wirtschaftstheorien gefasst als das Verhältnis zwischen Bedürfnis/Bedarf und Angebot, so dass ‚Knappheit' medial über Werbung als Wunschgenerator erzeugt werden kann, und damit auch dann eintreten kann, wenn eine objektive Notlage in keinster Weise vorliegt.

2 Demgegenüber baut Brian Haydens Erklärung der Neolithisierung auf einer universell angenommenen kompetitiven Einstellung des Menschen auf. Er postuliert einen ‚*accumulator/feasting complex*' (Hayden 1990), eine Zurschaustellung des erwirtschafteten Subsistenz-Überschusses, der dann durch großzügige Weitergabe auf Festen in politische Macht umgewandelt wird. M.E. handelt es sich bei diesem Modell um eine naive Rückprojektion heutiger, an gnadenlosen Wettbewerb gewohnter Subjektivitäten ins Neolithikum. Hayden unterschiebt Einzelpersonen des levantinischen Natufian eine Disposition, die vielleicht einem John D. Rockefeller oder Bill Gates anstünde, nicht aber vorkapitalistischen Subjekten.

Akkumulation

Eine grundsätzlich neue Art des Sammelns, die ‚Akkumulation', tritt erst in der Renaissance auf, also im 15. bis 16. Jh. u.Z. Hier hat die heutige Massendinghaltung ihren doppelten Ursprung. Zum einen nimmt in den italienischen Stadtstaaten der merkantile Kapitalismus durch den Handel einen ungeahnten Aufschwung. Zum anderen geht es in diesem Handel mit Textilien auch um exotische Güter aus dem Mittelmeerraum und weiter östlich (Goldthwaite 2009). Einzelne Exotica bilden zudem den Kern der in Italien aufkommenden Kuriositätenkabinette (Pomian 1988 [1987], 33-37; Kohl 2003, 229-244). Cosimo de Medici und andere seines Clans sowie Kapitalgeber in Mailand, Venedig und Genua wählten Dinge aus, die sie nach einer ihnen zugänglichen Logik, von Michel Foucault (1974 [1966], 102-107) als „Episteme der Ähnlichkeit"[3] beschrieben, zusammenstellten. Dabei wandte sich der Blick den Objekten deutlich als Besitztümern zu.[4] Man sah in ihnen nicht mehr allein, wie im Mittelalter, den Ausdruck göttlichen Erschaffens.

Diese Kuriositäten-Sammlungen oder Wunderkammern enthielten vor allem Dinge, die mit der Seefahrt nach Europa gekommen waren. Sie sollten dementsprechend auch im Zusammenhang mit den hieraus sich entwickelnden kolonialen Seefahrten der spanischen, britischen und niederländischen Kolonialisten und Imperialisten gesehen werden. So zeigt ein Gemälde des niederländischen Malers Frans Francken von 1636 mit dem Titel „Kunstkamer" nicht nur die für uns disparat erscheinenden Objekte einer Wunderkammer (Abb. 1). Außer klassischen Statuen sind hier auch Stempel, ein Notizbuch, Muscheln und andere Dinge zu bewundern, die sicherlich Teil der Seefahrt gewesen waren. Daneben sind etwas vage am rechten Bildrand Personen beim Inspizieren eines Textes zu entdecken. Es wird wohl immer noch um des Prestiges willen gesammelt, aber auch aus Neugier. Krysztof Pomian (1994, 114) behauptet, dass vor allem bei den Adligen ein ästhetisches Interesse eine Rolle im Aufbau der Sammlungen gespielt habe. Im Kern fügt sich jedoch die Akkumulation der Exotica eher mit der Akkumulation von merkantilem Kapital; die Parallelität des Sammelns mit offenem Ende ist geradezu frappierend.

Kunstkammern sind in ihrem Objektbestand noch sehr beschränkt, von Naturalien-Einzelsammlungen bis zu ausgedehnten Kollektionen reichend, für die es schon im Barock Führer und Kataloge gab (Findlen 1989). Zudem erscheinen sie dem heutigen kategorisierenden Habitus als disparat. Doch obwohl der allgemeine Objektbesitz im Europa der Renaissance gering war, zeigen sich hier auch die Wurzeln einer Sammelsucht und eines sozialen Differenzstrebens mittels materieller Güter. Fast zur selben Zeit, nämlich im 16. Jahrhundert, findet von England ausgehend eine Spaltung der Landbevölkerung statt, in völlig verarmte Bauern und Landbesitzende oder ‚*Gentry*' (Thompson 1991). Dies ist der Hintergrund für die Entstehung einer besitzlosen proletarischen Schicht und der industriellen Kapitalisten des 18. und 19. Jhs. Kapital ist ein Potenzial, das nur dann seinen Sinn behält, wenn es investiert wird; doch es wird investiert, um es

3 Im Original *similitude*, eher angebracht als das allgemeine deutsche Wort ‚Ähnlichkeit'.

4 Eilean Hooper-Greenhill (1992: 23-46) gibt einen exzellenten Überblick über die Zustände in der Renaissance und das, was sie in Anlehnung an Michael Baxandall (1972) den ‚*evaluative gaze*' nennt.

Abbildung 1: Frans Francken, „Kunstkamer", 1636.

zu mehren. Diese Art des Sammelns unterscheidet sich von den anderen Arten des Sammelns, die ich oben angeführt habe. Aufsammeln, Einsammeln, Ansammeln sind Aktivitäten mit einem außerhalb ihrer selbst liegenden Ziel. Hier jedoch ist das, was gesammelt wird, also das Kapital, gleichzeitig Mittel und Zweck, nämlich Kapital zu akkumulieren. Zudem gibt es für den Akkumulationsprozess in den Vorstellungen unserer heutigen Lebenswelt keine obere Schranke (Marx 1962 [1867], 591-639).

Mit dem auf das merkantile Kapital bald folgenden Aufkommen von Industriekapital geht ein Prozess einher, den Foucault (1974 [1966], 46-113, bes. 86-98) als den Übergang von einer Episteme der Renaissance zur einer ‚klassischen Episteme' beschreibt. Die bis dahin existierenden Kunstkammern kann man als ‚Gefüge' (*agencement)* im Sinne Gilles Deleuzes bezeichnen (Deleuze/Guattari 1992 [1980], 698-700), ein zögerliches Arrangement an uneinheitlichen Dingen ohne klares Innen/Außen.[5] Der im Zuge des Kolonialismus und der Aufklärung aufkommende Drang, sich die Welt als Wissen anzueignen, führt zu einem rigiden Ordnungswillen, von Foucault (1974 [1966], 91-102) passend als taxinomisches

5 Hier kann nicht insgesamt auf die gewollte Unschärfe des Begriffs *agencement* und die Probleme der Übersetzung als *‚Assemblage'* eingegangen werden. Siehe hierzu aber: Phillips 2006 und DeLanda 2006.

Denken bezeichnet. Diese Einstellung sah im Ordnen und Tabellieren das Ziel intellektuellen Arbeitens. Welteroberung qua Sortieren ist evident in der Geschichte der Biologie, Geographie und anderer wissenschaftlicher Disziplinen. Das Sammeln von Antiquitäten und deren Klassifizierung durch Johann Joachim Winckelmann und seine NachfolgerInnen fügen sich unproblematisch in diese Praktiken und Diskurse.

Die großen Museen, die im Zuge dieser langfristigen Tendenzen entstehen, sind Weltbeherrschungsinstrumente (Barringer 1998; Bakkor 2013), und zwar in zweierlei Sinn. Einerseits als öffentlicher Besitz einer ganzen Gesellschaft, die sich damit in Wettbewerb zu anderen Gesellschaften stellt; und andererseits als Materialisierung von Wissensbeständen. Es ist also leicht einsichtig, warum Museen als Operationen der Massendinghaltung eng an den Kapitalismus gebunden sind. Es sind zwei historisch aufeinander folgende Koinzidenzen, die dies ermöglichen. Zunächst handelt es sich um das Aufkommen von merkantilem Kapital und Exotica-Ansammlungen;[6] und wenig später die Ausbreitung von industriellem Kapital und eine säkularisierte Wissensbegierde, deren historisch am besten bekanntes Beispiel die französischen Enzyklopädisten des 18. Jhs. sind. Langfristigere Manifestationen dieser Prozesse sind die großen Museen Europas mit ihren säuberlich getrennten Abteilungen, die anfangs disparate zu kongruenten Objektbeständen wandeln (z.B. Bennett 1995; Pearce 1995).

Akkumulation als grundsätzlicher Subjektivierungsprozess

Doch zur vollen Entfaltung kommt die Massendinghaltung auch mit diesen Prozessen noch nicht. Im frühen Kapitalismus breitet sich die Praxis des Aufhäufens von Kapital und kleinen Privatwunderkammern auf die wachsende aber minoritäre Klasse der Bourgeoisie aus, während die Arbeiter, so die damalige Idee, durchaus nicht allein arm bleiben, sondern als Ansporn zu guter Arbeit auch hungern sollten. So schreibt John Townsend (1971 [1786], 23): „The poor know little of the motives which stimulate the higher ranks to action – pride, honour, and ambition. In general it is only hunger which can spur and goad them on to labour […] Hunger will tame the fiercest animals, it will teach decency and civility, obedience and subjection, to the most brutish, the most obstinate, and the most perverse."

In krassem Gegensatz zu diesen Vorstellungen über die Arbeiterklasse führte der Konsum der Bourgeoisie schon im 19. Jh. zu einer erheblich steigenden Güterproduktion. Es mag daher wenig verwundern, dass im 19. Jh. auch klar wurde, dass die industrielle Produktivität über die Konsumfähigkeit hinausging: im Jahre 1854 wurde in Berlin die erste Litfaßsäule aufgestellt (Damm 2005). Sie ist Anzeichen dafür, dass die Bedürfnisse nach Gütern stärker gefördert werden

6 Die Idee des Sammelns von Exotica allein ist nicht auf die Renaissance zu reduzieren. Auch in Susa gab es zu Zeiten des mittelelamischen Königs mit dem erbaulichen Namen Schutruk Nahhunte im 13. Jh. v.u.Z. eine Museums-ähnliche Sammlung, ebenso wie anscheinend späterhin in Babylon (s. dazu aber Klengel-Brandt 1990). Pharaonen ließen sich Sammlungen ins Grab mitgeben. In anderen Fällen sehen wir die Logik des Akkumulierens walten, ohne dass Exotica aufgehäuft werden. Merkantiles Kapital ist etwa bei den Kaufleuten des 19. Jhs. v.u.Z. in den anatolischen Handelskolonien klar zu belegen (Veenhof/Eidem 2008). Doch die Koinzidenz beider Prozesse finden wir erst in der Renaissance.

mussten, um auch kaum notwendige Güter unter die Menschheit zu bringen. Dies gilt erst recht ab dem frühen 20. Jh. und der Zeit, in der Henry Ford mit seiner Strategie höherer Löhne und billigerer Autos den Massenabsatz von bis dahin als Luxusgüter betrachteten Dingen hervorrief. Auch dies währte nicht lange: schon in den 20er Jahren war der Auto-Markt mit dem Model T von Ford wieder weitgehend gesättigt.

Ein entscheidender Einschnitt war die nunmehr erfolgende Umschaltung auf eine Propaganda, die Konsum völlig anders konzipierte. Für General Motors war der neue Chevrolet des Jahres 1926 nicht als notwendiges Objekt zu verkaufen, sondern wegen seines modischen Designs. Dafür musste eine neue Emotion produziert werden, die Kauflust und die damit einhergehende Notwendigkeit, kontinuierlich ‚ein anderer' sein zu wollen, ein Begehren, welches v.a. durch das Kaufen neuer materieller Accessoires befriedigt werden sollte. Hatte bislang das Erstehen von materiellen Gütern noch dominant den Status einer notwendigen Handlung, so sollte dies soweit umgebaut werden, dass der Vorgang des Aneignens selbst im emotionalen Haushalt fest positiv besetzt werden musste (Cochran/Mullins 2011). Im Zuge der *Great Depression* und des *New Deal* nahm diese Idee noch schärfere Form an.[7] So schrieb damals der Ökonom Earnest Calkins (1932, 14): „Goods fall into two classes, those we use, such as motor-cars or safety razors, and those we use *up*, such as toothpaste or soda biscuit. Consumer engineering must see to it that we use *up* the kind of goods we now merely use. Would any change in the goods or habits of people speed up their consumption? Can they be displaced by newer models: Can artificial obsolescence be created? Consumer engineering does not end until we can consume all we can make" (Hervorhebung im Original, R.B.).

Die Einteilung in Gebrauchs- und Verbrauchsgüter sollte also durch Herstellungsprozesse soweit modifiziert werden, dass allein Verbrauchsgüter übrig bleiben. Die Erschließung neuer Märkte, bis heute ein Mantra der Volkswirtschaftslehre, sollte so ermöglicht werden, um die sinkende Profitrate in anderen Sparten abzufedern. Der Trend, Konsum anzufachen, führte zunächst zu der Lösung, neben den Arbeitern nunmehr auch Hausfrauen zu Konsumentinnen zu machen, die nicht nur neue Maschinen zum Waschen, Kochen, Bügeln, Abtrocknen, usw. kaufen sollten, sondern diese auch möglichst oft abzustoßen und neu zu erwerben hatten (Lupton 1993). Als auch dies wegen rasant steigender Produktivität nichts mehr half, orientierte man sich an Kindern (s. Fleischmann 2009). Schon absehbar ist der spezifische Absatzmarkt für die Alten, die allerdings erst noch in wirklich brauchbare KonsumentInnen umerzogen werden müssen (s. aber Mann 2008; Helm *et al*. 2012).

Wie sehr in Deutschland diese Konsumidee vorherrscht, zeigt sich, wenn es um die eigene und nicht um derzeitige südeuropäische Krisen geht. Man erinnere sich nur an den Wahnsinn der von der Bundesregierung ausgelobten sogenannten ‚Umweltprämie' auf Autos, die Reaktion auf die große Wirtschaftskrise im Jahre

7 Krisen scheinen in Amerika den Konsumreflex verstärkt hervorzurufen. Statt Äußerungen des Mitgefühls für die Opfer fiel etwa George W. Bush nach dem 11. September 2001 nur ein perfider Aufruf zum Konsum ein, in dem er zu „continued participation and confidence in the American economy" aufrief (Bush 2001).

2008 (Reuß/Dannoritzer 2013, 147-149).[8] Man verfuhr nach dem Motto, „Wir zahlen Euch ein Kleingeld, damit ihr eine Großausgabe tätigt", und der ziemlich durchsichtige Trick hat aufgrund einer Mentalität des ‚Schnäppchenschlagens' extrem gut funktioniert. Widersinnig wie dies ist, wird die Nachfrage heutzutage vom Angebot erst mit produziert, wie schon Wolfgang Haug (1971) in seiner „Warenästhetik" kritisierte. Um dies in ökonomische Kriterien zu übersetzen: Die Gesamtausgaben für die Werbung, die Produktion des Begehrens nach Dingen, beliefen sich im Jahre 2010 auf weltweit 450 Milliarden Dollar.

Werbung beruht darauf, dass Aufmerksamkeit potenzieller KundInnen erheischt wird. Nach dem Philosophen Georg Franck (2005) sind wir allerdings an dem denkwürdigen Punkt angelangt, wo nunmehr schon die Aufmerksamkeit der Menschen selbst ein knappes Gut wird, nicht allein die Finanzen, mit denen um diese Aufmerksamkeit ersucht wird. Das heißt, wir befinden uns auf einem Meta-Level der Kommodifizierung: man handelt mit unterschiedlichen Medien, so dass Aufmerksamkeitsmärkte entstehen (Davenport/Beck 2001). Doch auch diesem ‚Zuviel' der Aufmerksamkeitsmärkte entkommt das Individuum auf komplexe Weise. Robert Pfaller (2000) beschreibt ‚Interpassivität' als das Verschieben des Genießens auf andere; Beispiele hierfür sind etwa das elektronische Speichern von Filmen im Fernsehen, die man sich nie ansieht; oder Touristen-Fotos, die einem die direkte Auseinandersetzung mit dem besuchten Ort weitestgehend abzunehmen in der Lage sind. In beiden Fällen wird das eigentliche Genießen als ein im Kern traumatisches Erleben auf Apparate verschoben.

Fassen wir dies in etwas abstrakteren Termini zusammen: wir leben mittlerweile in einer Gesellschaft, deren Subjektivierungsprozeduren vom Kapitalismus fast komplett dominiert werden. Diese Prozeduren sind so ausgerichtet, dass Sozialität durch den Warenkonsum erst zustande kommt (Schrage 2009, 125-132). Wir werden ‚vergesellschaftet' durch den Güterkonsum, und um dies überhaupt leisten zu können, werden wir von Kindesbeinen an in eine Welt hineingezwängt, aus deren Korsett von Sparen, Ausgeben und Arbeiten, um mehr sparen und ausgeben zu können, es kein Entrinnen gibt.

Doch das genügt nicht. Zudem werden wir so diszipliniert, dass wir dem visuellen, teils auditiven Angriff auf das eigene Begehren nicht mehr widerstehen, sondern uns sozial verpflichtet sehen, ‚informiert' zu sein über den letzten Schrei der Kleider, Autotypen, Ökowaschmittel, E-Reader etc. Das erleichtert dem System enorm das Kapitalwachstum. Bei den KonsumentInnen aber ist irgendwann die Schwelle zum obsessiven Akkumulieren von Dingen überschritten, und zwar nicht erst bei der – in Deutschland nicht als Krankheit anerkannten – *Oniomanie* oder ‚Kaufsucht' (Hartston/Koran 2002).

8 Es wurden 1,7 Millionen Autos verschrottet, ohne dass sie recycelt werden durften. Das Ganze kostete den Staat 5 Milliarden Euro, die der Autoindustrie allein zugute kamen. Schlecht getarnt als ökologische Maßnahme war durch die Aktion diesbezüglich kein nennenswerter Gewinn zu verzeichnen (BAFA 2010).

Ganz im Gegensatz zu Richard Rubins (2008) Bemerkung, das Konsumieren geschehe aus ‚Liebe zu den Dingen',[9] ist es vielmehr der Erfolg der im Laufe der kapitalistischen Neuzeit gewachsenen Subjektivierungsprozesse, die uns alle in vermeintliche Hedonisten verwandelt haben, deren seligster Moment das Erstehen von Dingen ist. Wie Colin Campbell (1987; s.a. Boden/Williams 2002) so anschaulich beschreibt, folgt dem Erwerb der Dinge alsbald die Enttäuschung, sowohl über das begehrte Objekt als auch über sich selbst; woraufhin sich das Begehren nach einem weiteren Erwerbsprozess von etwas anderem anschließt. Diese Schleife läuft endlos, und genau eine solche Einstellung ist die wichtigste Bedingung für die Möglichkeit des Anhäufens von Dingen überhaupt.

In den letzten fünf Jahrhunderten hat Europa eine Entwicklung durchlaufen, die zu einer Gesellschaft führt, deren Subjektivitäten vom Kapitalismus fast komplett dominiert werden. Die Vergesellschaftung der Individuen geschieht nicht durch Beziehungen zwischen Personen, sondern fast ausschließlich mit Waren als Mittlern, scharf kritisiert schon bei Georg Lukács (1968 [1923], 170-208) als potenzielle Verdinglichung unserer gesamten Lebenswelt. Das Subjekt ist zur Figur der/s KonsumentIn degradiert. Doch das genügt nicht. Wir werden so diszipliniert, dass wir dem schamlosen visuellen und auditiven Angriff auf das eigene Begehren (durch Werbung) nicht mehr widerstehen, sondern uns positiv daran ausrichten. Die Soziologie und ganze Sparten der Kulturanthropologie haben sich diese Abrichtung des Menschen als Treibstoff für den Kapitalismus unkritisch zu eigen gemacht. Sie erforschen Konsumpraktiken und typologisieren unterschiedliche KonsumentInnen-Typen, vom Konsumdepp (‚*dupe*') und Konsumheld (‚*hero*', beide in Slater 1997, 33) hin zu den Lifestyle-KonsumentInnen oder den ‚*craft consumers*' (Campbell 2005). In diesen Studien kommt eine akklamierende Einstellung gegenüber einem individuellen und gesellschaftlichen Zustand zutage, die sich auch auf das Extrem des privaten Sammelns als ‚kreatives Handeln' bezieht, welches Sparen und Ausgeben miteinander vereint. Natürlich ist Briefmarken-, Teekannen-, oder Fußballbildchen-Sammeln von soziologischem Interesse (Stagl 1998). Doch nach wie vor sollte Forschung den Weg von einer ‚traditionellen Wissenschaft' zur kritischen finden (Horkheimer 1987 [1937], 205-260): die objektivistische Betrachtung gegenwärtiger Bedingungen ohne jedes Interesse an den durch diese Bedingungen entstandenen und weiterhin voraussehbaren Gesellschaftsproblemen ist eine vollkommen verantwortungslose Art, mit dem Potenzial des Wissenschaftlichen umzugehen. Denn der obsessive Verbrauch von Dingen zeigt sich nicht nur in ihrem ‚tröstenden' Charakter (Miller 2008; s.a. Ekström/Brembeck 2004), sondern ebenso in den Müllbergen des Kapitalismus,[10] die man heutzutage ebenfalls außer Sichtweite nach Afrika schafft, wo die letzten brauchbaren Reste unter Arbeitsbedingungen, die uns kriminell erscheinen, ausgeschlachtet werden (s. Alexander/Reno 2012).

---

9 „*That, you see, is the real reason that people collect things: because they love them. It doesn't matter why, if they even know why; it doesn't matter if these things are obsolete or ungainly or ugly, that they cost far too much and take up a ridiculous amount of space and serve absolutely no practical purpose whatsoever.*"

10 Die Archäologie hat in William Rathje (1992) jemanden gefunden, der diesen Bergen sogar noch Erkenntnisse abgewinnen kann.

Kehrtwende: Alterität und Archäologie

Wenn ich diesen Gesellschaftszustand mit seinem Dingverbrauch als unhinterfragbarer Praxis als pathologisch einschätze, dann hat dies auch Auswirkungen auf die Bewertung archäologischer Praktiken. Archäologie hatte ihren Ursprung im Ansammeln von Kuriositäten und später im systematischen Sammeln. Im 19. Jh. entwickelte sich vor allem die Klassische Archäologie in eine Wissenschaft des Kategorisierens, und bis heute spielt diese Tätigkeit eine Hauptrolle unter den Praktiken des Faches, die ich andernorts als ‚Katalogismus' bezeichnet habe (Bernbeck 2010a). Diese geistigen Einseitigkeiten eines kleinen Faches wären vernachlässigbar, hätten sie nicht ihren Spiegel in den Objektakkumulationen von Museen. In Berlin geht man sogar so weit, diese Institutionen der Massendinghaltung selbst an einem Ort anzuhäufen. Die Museumssammlung in der Stadtmitte ist eine Akkumulation zweiter Ordnung und wurde wohl deswegen mit dem ‚Weltkulturerbe'-Signet versehen (z.B. Wedel 2002). Museen sind Denkmäler der Akkumulation, eine Monumentalisierung kapitalistischer Prinzipien. Nur können sie nicht direkt als Investitionskapital dienen. Vielmehr verbirgt sich hinter der angeblichen Unverkäuflichkeit der musealen Objekte ein langfristig viel größeres Verkaufspotenzial, das etwa im Falle von Berlin Millionen von Besuchern anlockt, deren Erspartes sich in Museumsshops und einer umfassenden, angelagerten Geschäftswelt manifestiert.

Archäologie fungiert nach wie vor als Lieferbetrieb für die Museen und damit als eine affirmative Wissenschaft für dominante Akkumulationsprinzipien. Oder wie soll man sonst Ankündigungen wie die des Badischen Landesmuseums in Karlsruhe aus dem Jahr 2006 verstehen, dass etwa Neuentdeckungen des Vorderasiatischen Neolithikums in einer Ausstellung ein ‚Publikumsmagnet' werden sollen?[11] Noch deutlicher wird dies in der interpretativen Einordnung ganzer ‚Entwicklungsstufen' wie eben des westasiatischen Neolithikums. Berühmte Orte sind diejenigen, welche eine hohe Dichte, bzw. Aufsehen erregende Artefakte und Installationen geliefert haben, zuvörderst Göbekli Tepe und Çatal Höyük, beide mit einem weit über wissenschaftliche Kreise hinausreichenden Nimbus. Ian Hodders belächelte, aber letztlich hochproblematische Einlassung, Obsidian sei die erste Form von Kreditkarten gewesen (z.B. Hodder 2010, 588), zeigt recht platt das Missbrauchspotenzial der Vergangenheit für eine Ahistorisierung des Kapitalismus. Daneben hat sich eine als ‚normal', weil unspektakulär aufgefasste Archäologie der weiter östlich liegenden Regionen entwickelt, die Iran, Turkmenistan und Gebiete in Belutschistan umfasst – quasi eine ‚Dritte Welt' des Altertums.

Gerade diese scheinbar vernachlässigenswerten, vergleichsweise ‚armen' Fundorte haben jedoch das Potenzial, uns eine Alternative zur kapitalistischen Akkumulationsorgie zu zeigen. Ich möchte dies anhand eines spätneolithischen Beispiels aus dem Iran ausführen. Dabei handelt es sich um den Ort Tol-e Bashi, der von Kamyar Abdi, Susan Pollock und mir in einer Kurzgrabung im Jahre 2003 sondiert wurde.

---

11 URL: http://www.baden-wuerttemberg.de/de/service/presse/pressemitteilung/pid/schau-vor-12000-jahren-in-anatolien-soll-publikumsmagnet-werden/?type=98&cHash=d3e798901183fa6974e55261fb9ead79&print=1 [letzter Zugriff 02.12.2014].

Abbildung 2: Karte mit der Lage von Tol-e Bashi.

Tol-e Bashi liegt in der Provinz Fars in Süd-Zentraliran (Abb. 2), etwas südlich des Kur-Flusses, der die Ebene von MarvDasht von Westnordwest nach Ostsüdost durchfließt. Der Ort datiert ins Spätneolithikum, ins späte 7. bis frühe 6. Jt. v.u.Z. Bei den Sondierungen wurden zwei spätneolithische Phasen identifiziert, die Bashi- und die darauf folgende Jari-Phase. Architektur wurde an einigen Stellen gefunden, jedoch waren die meisten erforschten Schnitte durch Außenbereiche und pyrotechnische Installationen gekennzeichnet. Die Häuser waren aus Stampflehm gebaut und bestanden aus rechteckigen Räumen, die sich auf die freien Flächen hin öffneten.

Hausinterne Tätigkeiten sind nur geringfügig belegt: kleine Feuerstellen, eine Vorratsgrube und Bänke. Als Raumfunktionen ergeben sich hauptsächlich Aufenthalt in kalten Zeiten und Vorratshaltung. Auch die Auswertung der Mikroartefakte ergab für die Innenräume eine sehr geringe Funddichte (Saeedi 2010, 252-253), während dieselben Analysemethoden darauf hinweisen, dass die Alltagsaktivitäten in Außenräumen durchgeführt worden waren.

So fand der größte Teil der Nahrungsmittelverarbeitung im Freien statt, wie die zahlreichen Herde und ein Ofen anzeigen. Der Hauptaufenthaltsort scheint der kommunale Bereich zwischen den Gebäuden gewesen zu sein. Öffentliche Bereiche machten mithin Handlungen wie das Herstellen, Tauschen oder Weitergeben von Dingen für alle sichtbar. Eine ‚Privatsphäre' im modernen Sinne war in Tol-e Bashi sicherlich unbekannt. Immerhin gab es die Möglichkeit, Gegenstände gesondert im Hausinneren zu sammeln. Die Fundlagen zeigen jedoch, dass diese nur selten genutzt wurde. ‚Heimliches' Horten von Gegenständen kam nach heutigen Erkenntnissen nicht vor.

Die Funddichte ist jedoch nicht nur in den Innenräumen gering, sondern auch die Außenflächen haben im Vergleich zu Orten derselben Zeit in Westasien eine geringe Funddichte, und zwar quer durch alle üblichen archäologischen Kategorien, von Keramik über Lithik bis zu Figurinen. Woran liegt das? Traditionell, und ganz im Sinne des oben über unsere Lebenswelt Ausgeführten scheint es uns selbstverständlich, dass Knappheit an Gütern ein Begehren nach dem ‚Mehr' nach sich gezogen haben sollte. Doch sind diese Annahmen richtig? Kann es nicht sein, wie Pierre Clastres (2010) oder Marcel Mauss (1975 [1923/24]) so eindrücklich beschrieben haben, dass Dinge gar nicht so erwünscht waren wie bei uns heute?

Wir haben bei der Reflexion über die geringe Dichte der Dinge in Tol-e Bashi bewusst Abstand von den unhinterfragten Ansichten aus dem Heute genommen, und die Befunde als Hang zur Enthaltsamkeit im materiellen Bereich interpretiert, als „Unterdrückung von Materialität" (Pollock/Bernbeck 2010, 284-285). Dem entspricht, dass z.B. lithische Objekte aus lokal leicht erreichbaren Quellen kommen, vom direkt südlich des Ortes sich hinziehenden Berg Kuh-e Ayyub. Steingeräte wurden zudem vor Neuproduktion durch Nachschärfen und Umwandeln weitgehend aufgebraucht. Obsidian fanden wir gar nicht, und auch bei den Felssteingeräten herrscht Material aus der nächsten Umgebung vor. Auch andere exotische Materialien waren äußerst rar. Zwei winzig kleine Perlen sind die einzigen Gegenstände, die aus einer belegbar größeren Entfernung vom Persischen Golf stammen.

Unter den bemalten Keramikgefäßen gibt es ebenfalls insgesamt nur fünf Stücke, die aus dem lokalen Rahmen soweit herausfallen, dass man eventuell von einem Import ausgehen kann. Noch erstaunlicher ist die sehr geringe Variationsbreite der Bemalungsmotive der lokal produzierten Gefäße. Die spätneolithischen TöpferInnen verwendeten in der Bashi-Phase ein einziges Hauptmotiv für mehr als 80 % ihrer Produkte, und zwei dazugehörige Varianten eines Randmotivs (Abb. 3).[12] In den späteren Jari-Schichten findet man zwei Hauptmotive und dieselben Randmotive wie in der vorhergehenden Phase (Bernbeck 2010b, 108-125). Die Struktur der Bemalungsfelder besteht jeweils aus einem rigide eingehaltenen A – B – A Schema. Es scheint mithin einen starken sozialen Druck gegeben zu haben, Gefäße in einer genau festgelegten, als akzeptabel angesehenen Weise zu dekorieren. In der Keramikverzierung gab es nur minimale Möglichkeiten, von diesen Normen abzuweichen. Das Ergebnis einer ungewöhnlich starken Einheitlichkeit der Gefäße schränkt die Distinktionsmöglichkeit von BesitzerInnen oder NutzerInnen der Gefäße stark ein, inklusive der potentiell mittels solcher Behälter übermittelten Gaben. Die Fundkontexte zeigen an, dass die Gefäßnutzung sehr stark auf den außerhäuslichen Bereich konzentriert war, dass also Aktivitäten, die diese Behälter involvierten, einerseits öffentlich sichtbar waren, dass sie kommunalen Charakter hatten und die Einnahme von Mahlzeiten in der Regel in einem öffentlichen Raum stattfand. Andererseits stand die serielle Beschaffenheit dieser Objekte einer *conspicuous consumption* radikal entgegen.

12 Die Anzahl der Gefäße, die Schmauchspuren haben, und damit auf Verwendung beim Kochen hinweisen, ist extrem niedrig. Insgesamt scheinen die Töpferwaren in Tol-e Bashi eher als Tafelgeschirr benutzt worden zu sein.

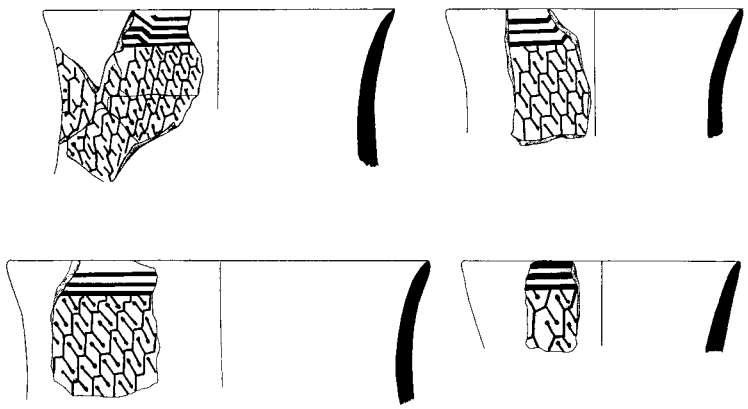


Abbildung 3: Bemalte Keramik der Bashi-Phase, Tol-e Bashi.

Abbildung 4: Zylindrische Objekte als Körperschmuck, Tol-e Bashi.

Für ein Verständnis der materiellen Welt sind schließlich die von uns als ‚Miniaturzylinder' bezeichneten Objekte relevant. Diese fein geformten Gegenstände aus Keramik sind in großen Mengen in spätneolithischen Siedlungen auf dem iranischen Hochland vorhanden. Ethnographische Parallelen weisen auf eine Verwendung als Körperschmuck hin, wahrscheinlich als Lippenpflöcke. Auch diese Objekte, komplett und unzerstört, wurden zum großen Teil in den Freiflächen zwischen Häusern gefunden (Abb. 4). Akzeptiert man die vorgeschlagene funktionale Interpretation (Pollock 2010, 187-190), folgt daraus, dass die Dekoration des Körpers – ob des eigenen oder der anderen – in offenen sozialen Zusammenhängen

stattfand. Die Schmuckgegenstände waren wohl auch kein persönliches Eigentum, sonst wären sie nicht achtlos im Freien deponiert worden.

Zusammenfassend können wir über die spätneolithische Kultur im Kur-Flussbecken feststellen, dass sie von Kargheit und Repetition gekennzeichnet war. Das Exotische wurde geradezu zurückgewiesen, wobei zudem Handlungen, die materielle Objekte einschlossen, bevorzugt in der Öffentlichkeit ausgeführt wurden. Im Bereich der Produktion muss es eine deutliche Unterdrückung künstlerischer Kreativität gegeben haben, was damit zu tun hat, dass man ein ostentatives Nutzen besonders exquisiter Dinge verhindern wollte. Denn ein solcher Umgang mit Dingen hätte das Potenzial der Distinktion und Hierarchisierung in sich getragen. Tol-e Bashi war eine Anti-Welt im Vergleich zu unseren postmodernen Zuständen des Konsums und der dominanten KonsumentInnen-Subjektivität. Wir haben für den Ort Tol-e Bashi eine kollektive Subjektivität zu rekonstruieren, die sich nicht über den Besitz bestimmter Objekte konstituiert.

Wie verhält es sich dann mit dem Gabentausch? Ethnologie und Kulturanthropologie scheinen zu lehren, dass Dinge, die nicht primär der Zielsetzung des Aneignens und Akkumulierens unterliegen, leicht zu Gaben werden. Diese aber schließen eine Logik ein, die Anette Weiner (1992) und Maurice Godelier (1999 [1996]) eindringlich als Verpflichtungscharakter beschrieben haben. Doch auch davon unterscheidet sich der Befund in Tol-e Bashi. Das von Gaben ausgehende soziale Verpflichtungspotenzial sollte, so nehmen wir an, minimiert werden. Das kann nun nicht so ausgelegt werden, dass Reziprozität in Tol-e Bashi keine Rolle spielte. Doch nach Durchsicht aller Analysen von Einzelmaterialien konnten wir den Befund so interpretieren, dass soziale Relationen hauptsächlich durch performative, spontane Handlungen etabliert und aufrecht erhalten wurden, nicht aber durch materiell vermittelte, die vor allem dazu eingesetzt werden, spezifische Erwartungen zukünftiger Erwiderung zu erwecken (Pollock/Bernbeck 2010, 283-287). Damit kann man auch annehmen, dass der zeitliche Erwartungshorizont (zum Begriff: Koselleck 1979) der BewohnerInnen von Tol-e Bashi sehr viel geringer war als unserer heute. ‚Planungssicherheit' und genaue Vorhersehbarkeit der Handlungen der am kollektiven Alltagsleben Teilnehmenden mag sehr viel weniger ausgeprägt gewesen sein als heute, allen Vorurteilen einer angeblich an Tradition ausgerichteten und ‚geschichtslosen' bäuerlichen Gesellschaft zum Trotz.

Der in Tol-e Bashi scharf begrenzte Handlungsraum für Innovationen in der materiellen Produktion deutet an, dass das Erlernen handwerklicher Fertigkeiten stark vorstrukturiert war, um die Reproduktion bestimmter Normen generationenübergreifend zu sichern. Kreativität in der materiellen Produktion wurde bewusst heruntergespielt. Wie die räumliche Verteilung der Tätigkeiten aber anzeigt, hatte diese Unterdrückung der Vielfalt in der Herstellung von Gegenständen eine positive Kehrseite: sie ging mit einem Sozialisationsverfahren einher, das hohen Wert auf unvermittelte, also nicht durch Materialien erstellte zwischenmenschliche Beziehungen legte. Die kulturellen Bedingungen in Tol-e Bashi konnten Tendenzen zunehmender Ungleichheit leicht im Griff behalten bzw. ausschalten. Denn diese Verhältnisse förderten das Beibehalten der Gewohnheit, Alltagshandlungen im öffentlichen Raum durchzuführen. Die Praxis des oben

beschriebenen Ansammelns von Dingen als ein Vorgang des Absonderns und des Vergleichens untereinander, aber auch des Aneignens hatte in diesen Lebenswelten wenig Chancen.

Betrachtet man andere, mehr oder minder zeitgleiche neolithische Orte aus dem ‚Western Wing' des Fruchtbaren Halbmonds, etwa Çatal Höyük (u.a. Hodder 2006), Hacılar (Mellaart 1970) oder Sabi Abyad (Akkermans/Verhoeven 1995), erscheint die in Tol-e Bashi ausgegrabene Assemblage als verarmt. Dies dürfte jedoch ein chrono- und ethnozentristischer Fehlschluss sein. Denn Verarmung muss nicht rein materiell, sondern sollte als Ausdruck des Handlungsraums einer Gesellschaft und ihrer Mitglieder verstanden werden. Die Vielfalt der materiellen Kultur in Çatal Höyük, die ArchäologInnen so beeindruckt, und auf die sie auch an anderen Orten zu stoßen hoffen, produzierte im Zweifelsfalle ein dichtes und verpflichtendes Beziehungsgeflecht, dessen Unübersichtlichkeit und Unausweichlichkeit von Hodder mit „*entanglement*" noch allzu harmlos ausgedrückt wird (Hodder 2012).

Die im zentraliranischen Neolithikum angetroffenen Zustände betreffen also eine Wirtschaftsweise des *delayed return*, wie ich sie anfangs unter den Begriff ‚Einsammeln' gefasst habe. Offensichtlich organisierte man aber bewusst Tauschverhältnisse des Eingesammelten so, dass ein *Ansammeln* und damit das Potenzial steigender sozialer Ungleichheit minimiert wurde.

Schluss: Die Paradoxie des Archäologischen

Ich habe hier versucht aufzuzeigen, dass das routinierte archäologische Arbeiten vom Ausgraben bis zur Museumsammlung ein Set von Aktivitäten ist, das denen der Akkumulation im Kapitalismus nicht nur strukturell entspricht, sondern dieselben historischen Wurzeln aufweist. Archäologie als akademische Disziplin ist somit ein ideologisches Instrument des kapitalistischen Systems, welches besonders effektiv wirkt, da die Zusammenhänge zwischen Kapitalakkumulation und Antiquitätensammeln nicht offen zutage liegen. Die feste Verankerung unserer Disziplin in der unentrinnbar auf Wertsteigerung und Wachstum gepolten Welt heutzutage zeigt sich erst in all ihrer Absurdität dort, wo Landesdenkmalämter anfangen, aus Platzmangel ganze Fundkomplexe zu vernichten (s. Beitrag Karl in diesem Band).

Auf der anderen Seite trägt die Archäologie als Wissenschaft des zeitlich Fremden aber auch das Potenzial in sich, der heutigen Welt mit ihrer Konsum- und Sammelwut, mit ihrer Wertsteigerungssucht und dem pathologischen Akkumulationsbegehren einen Spiegel vorzuhalten. Die Funde und Befunde von Tol-e Bashi lassen sich fast programmatisch als Gegenentwurf zu unserer Welt lesen, sind aber nicht die einzigen derartigen Hinweise.

Dazu müssen wir allerdings materielle Kargheit archäologisch überhaupt erst ‚lesen' lernen – Lesen als nicht nur ein Phänomen des Sachbesitzes, sondern als Ausdruck sozialer Verhältnisse. Es ist wahrscheinlich so, dass wir in minimale Unterschiede im materiellen Bereich aufgrund eigener, und damit ethnozentristischer Lebenswelten gerne Bedeutungen hineinlesen, die gar nicht gegeben waren. Die Suche in der Jahrtausende alten Vergangenheit nach unserer eigenen, Distinktion

erheischenden Lebenswelt verführt uns dazu, das Ausgegrabene falsch, nämlich als Anzeichen des Wettbewerbs und der Unterschiede zu interpretieren. Es wird Zeit, zumindest die gesamte vorstaatliche Zeit in globalem Rahmen nochmals genau unter die Lupe zu nehmen, um die vorhandene Evidenz nach Prozessen abzusuchen, die soziale Differenzen und entstehende Hierarchien aktiv verhindern sollten. Wir müssen lernen, die soziale Dimension der ‚Seltenheit' und ‚Kargheit' von Dingen zu erkennen.

Literatur

Akkermans/Verhoeven 1995
Peter M.M.G. Akkermans/Marc Verhoeven, An Image of Complexity: The Burnt Village at Late Neolithic Sabi Abyad, Syria. American Journal of Archaeology 99, 1995, 5-32.

Alexander/Reno 2012
Catherine Alexander/Josh Reno (Hrsg.), Economies of Recycling. The Global Transformation of Materials, Values and Social Relations (London 2012).

BAFA 2010
Bundesamts für Wirtschaft und Ausfuhrkontrolle, Abschlussbericht – Umweltprämie. URL: http://www.bafa.de/bafa/de/wirtschaftsfoerderung/umweltpraemie/publikationen/ump_abschlussbericht.pdf [letzter Zugriff 07.10.2013].

Bakkor 2013
Hussein Bakkor, Zur Repräsentation von Geschichte und Kultur des Alten Orients in großen europäischen Museen (Dissertation im Fachbereich Geschichts- und Kulturwissenschaften, Freie Universität Berlin. Download unter URL: http://edocs.fu-berlin.de/diss/receive/FUDISS_thesis_000000093982 [letzter Zugriff 30.09.2013]).

Barringer 1998
Tim Barringer (Hrsg.), Colonialism and the Object: Empire, Material Culture and the Museum (London 1998).

Baxandall 1972
Michael Baxandall, Painting and Experience in Fifteenth-Century Italy (Oxford 1972).

Beck 1993
Mary Beck, Potlatch: Native Ceremony and Myth on the Northwest Coast (Portland 1993).

Bennett 1995
Tony Bennett, The Birth of the Museum: History, Theory, Politics (London 1995).

Bernbeck 2010a
Reinhard Bernbeck, „La Jalousie" und Archäologie: Plädoyer für Subjektloses Erzählen. Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 51, 2010, 64-86.

Bernbeck 2010b
Reinhard Bernbeck, The Neolithic Pottery. In Susan Pollock/Reinhard Bernbeck/Kamyar Abdi (Hrsg.), The 2003 Excavations at Tol-e Baši, Iran. Social Life in a Neolithic Village (Mainz 2010) 65-151.

Boden/Williams 2002
Sharon Boden/Simon J. Williams, Consumption and Emotion: The Romantic Ethic Revisited. Sociology 36, 2002, 493-512.

Bookchin 2004
Murray Bookchin, Post-Scarcity Anarchism[3] (Oakland 2004).

Bourdieu 1986
Pierre Bourdieu, The Forms of Capital. In: John G. Richardson (Hrsg.), Handbook of Theory and Research for the Sociology of Education (New York 1986) 241-258.

Bush 2001
George W. Bush, Address to Joint Session of Congress Following 9/11 Attacks. Rede vom 20. September 2001. URL: http://www.americanrhetoric.com/speeches/gwbush911jointsessionspeech.htm [letzter Zugriff 24.02.2015].

Calkins 1932
Earnest E. Calkins, What Consumer Engineering Really Is. In: Roy Sheldon/Egmont Arens (Hrsg.), Consumer Engineering: A New Technology for Prosperity (New York 1932) 1-14.

Campbell 1987
Colin Campbell, The Romantic Ethic and the Spirit of Modern Consumerism (Oxford 1987).

Campbell 2005
Colin Campbell, The Craft Consumer. Culture, Craft and Consumption in a Postmodern Society. Journal of Consumer Culture 5/1, 2005, 23-42.

Clastres 2010
Pierre Clastres, Archaeology of Violence (New York 2010).

Cochran/Mullins 2011
Matthew Cochran/Paul Mullins, The Archaeology of ‚Shoppertainment': Ideology, Empowerment, and Place in Consumer Culture. In: Reinhard Bernbeck/Randall H. McGuire (Hrsg.), Ideologies in Archaeology (Tucson 2011) 90-106.

D'Altroy/Earle 1985
Terrence N. D'Altroy/Timothy K. Earle, Staple Finance, Wealth Finance, and Storage in the Inka Political Economy. Current Anthropology 26, 1985, 187-206.

Damm 2005
Steffen Damm, Ernst Litfaß und sein Erbe. Eine Kulturgeschichte der Litfaßsäule (Berlin 2005).

Davenport/Beck 2001
Thomas H. Davenport/John C. Beck, The Attention Economy: Understanding the New Currency of Business (Boston 2001).

DeLanda 2006
Manuel DeLanda, A New Philosophy of Society. Assemblage Theory and Social Complexity (London 2006).

Deleuze/Guattari 1992 [1980]
Gilles Deleuze/Félix Guattari, Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie (Berlin1992) [zuerst Capitalisme et Schizophrénie 2. Mille plateaux. Collection „Critique“ (Paris 1980)].

Ekström/Brembeck 2004
Karin M. Ekström/Helene Brembeck, Elusive Consumption (New York 2004).

Findlen 1989
Paula Findlen, The Museum: Its Classical Etymology and Renaissance Genealogy. Journal of the History of Collections 1, 1989, 59-78.

Fleischmann 2009
Anne Fleischmann, Jugendliche als Marketingzielgruppe – Besonderheiten, Konzepte, Beispiele. Erfurter Hefte zum angewandten Marketing 22 (Erfurt 2009).

Foucault 1974 [1966]
Michel Foucault, Die Ordnung der Dinge (Frankfurt a.M. 1974) [zuerst Les mots et les choses (Paris 1966)].

Franck 2005
Georg Franck, Mentaler Kapitalismus. Eine politische Ökonomie des Geistes (München 2005).

Godelier 1999 [1996]
Maurice Godelier, The Enigma of the Gift (Cambridge1999) [zuerst L’énigme du don (Paris 1996)].

Goldthwaite 2009
Richard A. Goldthwaite, The Economy of Renaissance Florence (Baltimore 2009).

Hansen 2008
Svend Hansen, Bronzezeitliche Horte als Indikatoren für „andere Orte“. Das Altertum 52, 2008, 291-314.

Hartston/Koran 2002
Heidi J. Hartston/Lorrin M. Koran, Impulsive Behavior in a Consumer Culture. International Journal of Psychiatry in Clinical Practice 6/2, 2002, 65-68.

Haug 1971
Wolfgang Haug, Kritik der Warenästhetik (Frankfurt a.M.1971).

Hayden 1990
Brian Hayden, Nimrods, Piscators, Pluckers, and Planters: The Emergence of Food Production. Journal of Anthropological Archaeology 9, 1990, 31-69.

Helm *et al*. 2012
Roland Helm/Uta Scheunert/Sebastian Landschulze, Was wissen wir zum (Konsumenten-) Verhalten von Senioren? – Eine alterseffektbasierte Status-Quo-Literaturbetrachtung des Seniorenmarketing. Die Betriebswirtschaft 72, 2012, 427-446.

Hodder 2006
Ian Hodder, The Leopard’s Tale. Revealing the Mysteries of Çatalhöyük (London 2006).

Hodder 2010
Ian Hodder, The Past as Passion and Play: Çatalhöyük as a Site of Conflict in the Construction of Multiple Pasts. In: Robert W. Preucel/Stephen A. Mrozowski (Hrsg.), Contemporary Archaeology in Theory. The New Pragmatism[2] (Malden MA 2010) 582-592.

Hodder 2012
Ian Hodder, Entangled. An Archaeology of the Relationships between Humans and Things (New York 2012).

Hooper-Greenhill 1992
Eilean Hooper-Greenhill, Museums and the Shaping of Knowledge (London 1992).

Horkheimer 1987 [1937]
Max Horkheimer, Traditionelle und kritische Theorie (Frankfurt a.M. 1987) [zuerst 1937].

Khatchadourian 2010
Lori Khatchadourian, The Achaemenid Provinces in Archaeological Perspective. In: Daniel T. Pots (Hrsg.), A Companion to the Archaeology of the Ancient Near East II (Malden MA 2010) 963-983.

Klengel-Brandt 1990
Evelyn Klengel-Brandt, Gab es ein Museum in der Hauptburg Nebukadnezers II in Babylon? Staatliche Museen zu Berlin. Forschungen und Berichte 28, 1990, 41-46.

Kohl 2003
Karl-Heinz Kohl, Die Macht der Dinge. Geschichte und Theorie sakraler Objekte (München 2003).

Koselleck 1989
Reinhart Koselleck, ‚Erfahrungsraum' und ‚Erwartungshorizont' – zwei historische Kategorien. In: Reinhart Koselleck, Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten (Frankfurt a.M. 1989) 349-375.

Leacock/Lee 1982
Eleanor B. Leacock/Richard B. Lee (Hrsg.), Politics and History in Band Societies (Cambridge 1982).

Lukács 1968 [1923]
Georg Lukács, Geschichte und Klassenbewusstsein. Studien über marxistische Dialektik (Neuwied 1968) [zuerst 1923].

Lupton 1993
Ellen Lupton, Mechanical Brides. Women and Machines from Home to Office (New York 1993).

Mann 2008
Kristina Mann, Seniorenmarkt: Alterslebenslagen, Konsumstrukturen und ökonomische Potentiale (Weiden 2008).

Marx 1962 [1867]
Karl Marx, Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie 1 (Berlin 1962) [zuerst 1867].

Mauss 1975 [1923/24]
Marcel Mauss, Die Gabe. In: Marcel Mauss, Soziologie und Anthropologie II (Frankfurt a.M. 1975) 11-144 [zuerst Essai sur le don. Forme et raison de l'échange dans les sociétés archaiques. L'Année Sociologique 1923/24, 30-180].

McMillan *et al*. 2001
Lynley H.W. McMillan/Michael P. O'Driscoll/Nigel V. Marsh/Elizabeth C. Brady, Understanding Workaholism: Data Synthesis, Theoretical Critique, and Future Design Strategies. International Journal of Stress Management 8/2, 2001, 69-91.

Mellaart 1970
James Mellaart, Excavations at Hacilar (Edinburgh 1970).

Miller 2008
Daniel Miller, The Comfort of Things (Cambridge 2008).

Pearce 1995
Susan Pearce (Hrsg.), On Collecting: An Investigation into Collecting in the European Tradition (London 1995).

Pfaller 2000
Robert Pfaller (Hrsg.), Interpassivität. Studien über delegiertes Genießen (New York 2000).

Phillips 2006
John Phillips, Agencement/Assemblage. Theory, Culture & Society 23, 108-109.

Pollock 2010
Susan Pollock, Miniature Cylindrical Objects. In: Susan Pollock/Reinhard Bernbeck/Kamyar Abdi (Hrsg.), The 2003 Excavations at Tol-e Baši, Iran. Social Life in a Neolithic Village (Mainz 2010) 182-190.

Pollock/Bernbeck 2010
Susan Pollock/Reinhard Bernbeck, Neolithic Worlds at Tol-e Baši. In: Susan Pollock/Reinhard Bernbeck/Kamyar Abdi (Hrsg.), The 2003 Excavations at Tol-e Baši, Iran. Social Life in a Neolithic Village (Mainz 2010) 274-287.

Pomian 1988 [1987]
Krzysztof Pomian, Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln (Berlin 1988) [zuerst Kryzytof Pomian, Collectionneurs, amateurs et curieux. Paris, Venise XVIe – XVIIIe siècle (Paris 1987)].

Pomian 1994
Krzystof Pomian, Sammlungen – eine historische Typologie. In: Andreas Grote (Hrsg.), Macrocosmos in Microcosmo: Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450 – 1800 (Opladen 1994) 107-128.

Rathje 1992
William Rathje, Rubbish! The Archaeology of Garbage (New York 1992).

Reuß/Dannoritzer 2013
Jürgen Reuß/Cosima Dannoritzer, Kaufen für die Müllhalde. Das Prinzip der geplanten Obsoleszenz (Freiburg 2013).

Rubin 2008
Richard Rubin, Amass Appeal. American Association of Retired Persons Magazine, March/April 2008. URL: http://www.aarp.org/entertainment/arts-leisure/info-01-2008/amass_appeal.1.html [letzter Zugriff 07.10.2013].

Saeedi 2010
Sepideh Saeedi, Microdebris Analysis. In: Susan Pollock/Reinhard Bernbeck/Kamyar Abdi (Hrsg.), The 2003 Excavations at Tol-e Baši, Iran. Social Life in a Neolithic Village (Mainz 2010) 246-255.

Schrage 2009
Dominik Schrage, Die Verfügbarkeit der Dinge. Eine historische Soziologie des Konsums (Frankfurt a.M. 2009).

Slater 1997
Don Slater, Consumer Culture and Modernity (Cambridge1997).

Sommer 1999
Manfred Sommer, Sammeln. Ein philosophischer Versuch (Frankfurt a.M. 1999).

Stagl 1998
Justin Stagl, Homo Collector: Zur Anthropologie und Soziologie des Sammelns. In: Aleida Assmann/Monika Gomille/Gabriele Rippl (Hrsg.), Sammler – Bibliophile – Exzentriker (Tübingen 1998) 37-54.

Sussman/Sussman 2011
Steve Sussman/Alan N. Sussman, Considering the Definition of Addiction. International Journal of Environmental Research and Public Health 8, 2011, 4025-4038.

Szasz 2013
Thomas S. Szasz, The Ethics of Addiction. In: Dominic A. Sisti/Arthur L. Caplan/Hila Rimon-Greenspan (Hrsg.), Applied Ethics in Mental Health Care: An Interdisciplinary Reader (Cambridge MA 2013) 201-210.

Thompson 1991
Edward P. Thompson, The Making of the English Working Class (Toronto 1991).

Townsend 1971 [1786]
John Townsend, Dissertation on the Poor Laws (Berkeley 1971) [zuerst 1786].

Veenhof/Eidem 2008
Klass R. Veenhof/Jesper Eidem, Mesopotamia. The Old Assyrian Period (Göttingen 2008).

Wedel 2002
Carola Wedel (Hrsg.), Die Museumsinsel. Der Mythos, der Plan, die Vision (Berlin 2002).

Weiner 1992
Anette Weiner, Inalienable Possessions: The Paradox of Keeping While Giving (Berkeley 1992).

Woodburn 1982
James Woodburn, Egalitarian Societies. Man N.S. 17, 1982, 431-451.

Über den Autor:

Reinhard Bernbeck ist Professor am Institut für Vorderasiatische Archäologie der Freien Universität Berlin. Er untersucht die Entstehung sozialer Ungleichheit auf Grundlage seiner Feldforschungen im Iran, in der Türkei, in Jordanien und aktuell in Turkmenistan. Zwischen 2012 und 2014 war er Co-Leiter der Ausgrabungen nationalsozialistischer Zwangsarbeitslager und eines als KZ benutzten Militärgefängnisses am Flughafen Tempelhof in Berlin. Unter seinen jüngsten mitherausgegebenen Büchern sind *Ideologies in Archaeology* (mit Randall H. McGuire, 2011) und *Subjects and Narratives in Archaeology* (mit Ruth van Dyke, 2015).

Prof. Dr. Reinhard Bernbeck
Institut für Vorderasiatische Archäologie
Freie Universitaet Berlin
Fabeckstr. 23-25
14195 Berlin

Mit den Dingen rechnen

‚Kulturen'-Forschung und ihr Geselle Computer

Katja Rösler

For nearly 50 years Prehistoric Archaeology has been using Computers. During this time countless studies, workshops, seminars and conferences have been addressing problems and possibilities in the use of computer-technologies. But reflexive analyses of the adoption of computers into scientific work have yet to be carried out. In the following text I would like to provide an impetus for reflexive analyses by presenting two examples of the early use of computers in prehistoric science, especially in chronological research. As I will point out the use of computers required additional data, an expenditure of work and energy, and it changed the way researchers work together.

Schlüsselbegriffe: Geschichte der Computernutzung; Chronologieforschung; Bronzezeitforschung; Neolithikumsforschung; Resident Expert Syndrom

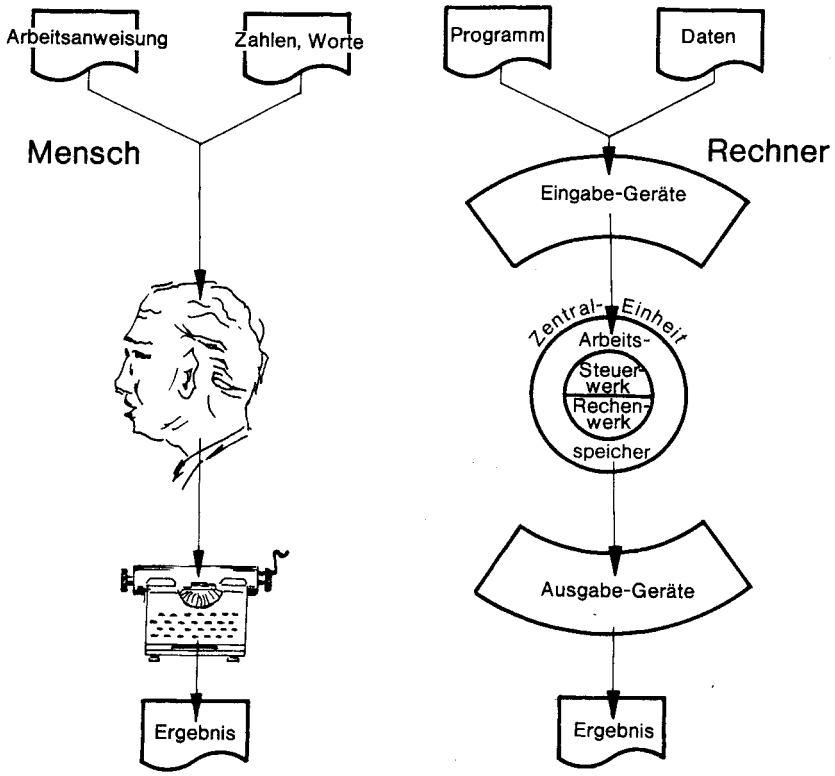
Keywords: History of the use of computer-technology; chronological research; Bronze Age research; Neolithic research; resident expert syndrome

Seit etwa 50 Jahren nutzt die prähistorische Forschung Computer. In dieser Zeit haben sich entlang der technischen Entwicklungen von Hard- und Software zahllose Studien, Kolloquien, Arbeitsgemeinschaften und Konferenzen mit den Möglichkeiten der Technik befasst. Reflexive Analysen zu der Übernahme von Computertechnologien in die Archäologie stehen jedoch noch aus. Der vorliegende Text will einen Anstoß geben und anhand von zwei Beispielen zu der frühen Verwendung von Computern in der Chronologieforschung die Möglichkeiten und die Notwendigkeiten einer solchen Analyse aufzeigen. Es wird deutlich werden, dass ‚der Computer' zu einem Mehr an Daten führt, einen keinesfalls geringen Arbeitsaufwand erfordert und ein anderes Verhalten der Forschenden erzwingt.

Der Umgang mit dem Computer wird durch die Erwartung geleitet, dass Maschinen Handlungen des Menschen durchführen können. Können doch industrielle Produktionsmaschinen menschliche Handlungen wie etwa Schlagen, Drehen, Pressen in nicht-menschlicher Geschwindigkeit und mit nicht-menschlicher Kraft ausführen, so vermag der Computer bestimmte intellektuelle Informationsverarbeitungen des Menschen zu übernehmen, indem er sie in Symbole übersetzt und anhand vorab entwickelter Pläne durchführt. In einem erstmals in

2. Die Bausteine eines Rechners

Um den Aufbau eines Rechners verständlich zu machen, soll der Rechner mit einem Menschen verglichen werden.
Beide – Mensch und Rechner – tun das gleiche:
sie verarbeiten Daten.
Daher lassen sich Mensch und Rechner – mit aller Vorsicht, die selbstverständlich geboten ist – vergleichen.



Um die Gemeinsamkeit zwischen Mensch und Rechner beim Verarbeiten von Daten deutlich zu machen, hilft folgende Vorstellung:
Ein Mensch und ein Rechner sollen die gleiche Aufgabe lösen.
Beiden muß alles »gesagt« werden, was sie brauchen, um die Aufgabe lösen zu können; beide müssen also richtig und vollständig informiert werden.

Abbildung 1: Vergleich von Mensch und Computer (Wolters 1969, 112).

den 1960er Jahren erschienen Standardwerk zur Computernutzung, dem in großer Auflage und in zahlreichen Sprachen erschienen Handbuch „Der Schlüssel zum Computer" (Wolters 1969),[1] findet sich eine unverblümte Parallelisierung von ‚Gehirn' und ‚Computer' (Abb. 1).

1 „Der Schlüssel zum Computer" wurde in deutscher Sprache zuerst 1969 im Econ-Verlag veröffentlicht und hatte 1973 eine Auflage von 77 Tsd. erreicht. Nach dem Wechsel zum Rowohlt-Verlag erschien das Werk bis 1990 und erreichte eine Auflage von 122 Tsd.

Zu dieser Gleichsetzung gesellen sich die bereits genannten Vorzüge maschineller Manipulationen menschlicher Handlungen: nicht-menschliche Geschwindigkeit und, anstelle von nicht-menschlicher Kraft, Objektivität. Somit erhält der Computer ‚übermenschliche' Eigenschaften, die Grundlagen für die oftmals unhinterfragte Richtigkeit seiner ‚Handlungen' sind: „Neben der Fähigkeit, große Massen von Daten in kürzester Zeit fehlerfrei zu verarbeiten, besitzt der Rechner noch einen weiteren wesentlichen Vorzug vor dem Menschen: Der Rechner ist objektiv! Er kennt keine Launen, keine Müdigkeit, keine Sorgen – er hat kein Unterbewusstsein, wodurch er bei der Arbeit beeinflusst werden könnte. Ihn lassen die Ergebnisse kalt" (Wolters 1969, 116).

Diese naiven Ansichten wurden und werden durch Forschungen zur *Artificial Intelligence* (AI), die davon ausgehen, dass menschliche Kognition durch Computermodelle reproduzierbar ist, weithin wissenschaftlich gefestigt (Knoblauch/Heath 2006, 143). Diese hoffnungsvolle Überzeugung wurde in die prähistorischen Archäologie von David L. Clarke getragen, der in seinem ebenfalls in den 1960er Jahren veröffentlichen Werk „Analytical Archaeology" die erhaltungs- und auffindungsbedingte Unvollständigkeit archäologischer Daten sowie die Schwierigkeit, historische Handlungen von Menschen zu erschließen, durch die Entwicklung komplexer Systeme und Modelle überwinden will. Das Nichtwissen der ArchäologInnen – von ihm mit dem systemtheoretischen Begriff der Black Box bezeichnet – ließe sich durch eine große Sammlung von Daten und den Abgleich ihrer möglichen Korrelationen überwinden. Und eben diese Handlungen des Vergleichens und Verknüpfens könnten durch Computer übernommen werden: „The analogue computer and the digital computer can act as precisely such kinds of isomorphic models and their output may be made to represent the behaviour of the problem box under investigation" (Clarke 1978, 59-60).[2]

Archäologische Analysen, die mit Hilfe von Hard- und Software durchgeführt werden, sind heute zum wissenschaftlichen Kanon geworden und Schulungen zu bestimmter Software gehören zur archäologischen Ausbildung. Es gibt wohl kaum eine akademische Abschlussarbeit in der Prähistorischen Archäologie, die sich nicht einer Datenbank und einer Software bedient. Eine Reflexion über die Vernetzung von Archäologe/in und Computer gehört jedoch nicht zum archäologischen Curriculum. Dabei existieren Fragestellungen und Analysen, die es zu beachten lohnt.

So ist etwa die klassische *science study* von Steven Shapin und Simon Schaffer über Robert Boyles Experimente mit dem Vakuum im 17. Jh. (Shapin/Schaffer 1989) vielgerühmt, weil sie die Bedingtheit von Experimenten durch politische und gesellschaftliche Zusammenhänge aufzeigt, das Labor als sozialen Raum definiert und die Gültigkeit von Wissen der Macht und Vernetzung der Akteure zuschreibt – aber eben auch aufzeigt, dass es die vorhandene Technik ist, die Erkenntnis erwirkt, aber eben auch beschränkt (Shapin/Schaffer 1989, 26-27).

Bruno Latour identifiziert jenen Einfluss der Technik als Zone, die um Mensch und Technik entsteht, und versteht sie als Zone der Vermittlungen, in der durch gegenseitige Beeinflussung neue soziale Räume evoziert werden, die Ausgang für völlig neue Aktionen, Ausdrucksweisen, Handlungen sind (Latour 1994,

2 Zur Bedeutung von Clarkes „Analytical Archaeology" für die prähistorische Archäologie s. Kienlin 1998.

37). Besonders deutlich trete diese Interaktion im Umgang des Menschen mit dem Computer zu Tage. Computer, die alles berechnen können, verwandeln die Bedeutung von Mensch und Intelligenz: Der Verstand des Menschen, so Latour, werde nun von Technologien geteilt, seine Intelligenz sei nicht länger gleich seiner psychologischen oder kognitiven Möglichkeiten, sondern entspräche vielmehr dem heterogenen Konstrukt einer Welt, die sich aus der Fähigkeit aufbaut, Fragmente von Denken, Geschichten, Handlungsroutinen und Programmen zu verbinden (Latour 1995, 302). Zentral in Latours Beurteilung dieser Vernetzungen aus Menschen und (Computer-)Technologien ist, dass sie neue Ziele (für die Menschen) und neue Funktionen (für die Technologien) hervorbringen können.[3] Die Latours Ansatz und seiner bekannten Akteur-Netzwerktheorie folgenden sozialwissenschaftlichen Technikforschungen suchen nach angemessenen Beschreibungen im Sinne einer ‚Technografie', wobei sie vor allem die ethnographische Methodologie heranziehen (Rammert/Schubert 2006; Berger/Getzinger 2009).

In folgenden Ausführungen versuche ich in Anlehnung an genannte Forschungen eine erste Beschreibung der Nutzung von Computertechnologie in der prähistorischen Forschung. Sie kann an dieser Stelle nur fragmentarisch sein, denn für eine umfassende, der Thematik gerecht werdenden Analyse fehlten der Autorin Zeit und Geld. Doch lassen sich den Publikationen aus den Anfängen der Computernutzung einige aufschlussreiche Gedanken und Handlungen der Forschenden entnehmen. Die erste Übernahme und Anwendung der fachfremden Technologie erwirkte einen Austausch über Sinn und Zweck, über Möglichkeiten und Grenzen, über praktische Anwendungen und unpraktische Auswirkungen, der später, als die Nutzung von Computern durch die akademische Lehre kanonisiert worden war, nicht mehr erforderlich war. Nach Durchsicht dieser Literatur erschien es mir, dass die Geschichte der Computernutzung in der prähistorischen Archäologie entlang der Bedeutungsentwicklung des Wortes ‚Geselle' verläuft: wurde mit ihm zunächst jemand bezeichnet, der im gleichen Saal wohnte, weitet sich seine Bedeutung zu der des ‚Gefährten' und ‚Gehilfen'; und heute finden wir uns in dauerhafter ‚Gesellschaft' wieder (Kluge 2002, 352).

Zwei Beispiele früher Computernutzungen in der archäologischen Forschung

1: Klaus Goldmanns Seriation chronologischer Leitfunde der Bronzezeit Europas

Eine der ersten vor- und frühgeschichtlichen Arbeiten, die sich der elektronischen Datenverarbeitung bediente, war die Dissertation von Klaus Goldmann (1979) zur chronologischen Gliederung der älteren Bronzezeit. Aus der Annahme heraus, dass das typologische Gliedern eine monotone Arbeit sei und also stets dieselben Handlungs- und Denkprozesse beinhalte, verfolgte er das Ziel, diese Tätigkeit „Maschinen übertragen zu können" (Goldmann 1968, 122). Sind Merkmale

3 Latour zeigt dies in seiner Analyse von Aramis, einem vollständig automatisierten Personennahverkehrssystem, das in den 1980er Jahren im Süden von Paris entstehen sollte (Latour 1996 [1992]; 2006 [1993]).

einmal kodiert und auf Lochkarten übertragen, so Goldmanns Überlegung, ließe sich die Tätigkeit des Vergleichens, bei der ja stets nur auf Übereinstimmungen im Material geachtet werden müsse, auch durch einen Rechner erledigen. Auch könne die Suche nach Fundortnamen, Merkmalen oder Merkmalskombinationen erleichtert werden (Goldmann 1968, 122).

Goldmanns Datensatz bestand aus 4000 geschlossenen Funden des ausgehenden Neolithikums und der älteren Bronzezeit aus „weiten Teilen Europas" (Goldmann 1972, 1). Eine Bearbeitung dieser Datenmenge ‚von Menschenhand' würde sicherlich eine sehr lange Zeit in Anspruch nehmen, doch auch für die computergesteuerte Sortierung musste kein geringer physischer und intellektueller Aufwand betrieben werden. In den 1960er und 1970er Jahren bestand die elektronische Datenverarbeitung (EDV) noch aus drei physisch auszuführenden Arbeitsschritten. Es mussten zunächst mittels eines Kartenlochers Daten auf maschinenlesbaren Datenträger, die Lochkarten, gestanzt werden. Diese ‚Datenträger' mussten sodann auf den Rechner ‚herübergetragen' werden, was im Gegensatz zum heute geläufigen Begriff der Daten*übertragung* bei entsprechender Datenmenge mit einem Lastwagen geschehen musste. Im Lochkartenleser wurden die Daten in eine interne Darstellungsform umgewandelt und mittels eines geeigneten Programms geordnet. Das Ergebnis wurde schließlich über einen Drucker ausgegeben.

Eine intellektuelle Herausforderung bestand nun darin, die archäologisch denkbaren Korrelierungen in das Format eines Computerprogramms zu übersetzen. Dieses Programm wurde nicht von Goldmann selbst, sondern „im Rechenzentrum der Universität zu Köln durch Christiane Klatt erstellt" und trug den Namen DOK (Goldmann 1972, 22 mit Anm. 30). Die Berechnungen erfolgten mit dem „Computer IBM 360-75 der Kernforschungsanlage Jülich" etwas 50 km westlich von Köln (Goldmann 1972, 34). Bedenkt man zu alledem, dass die Rechenvorgänge durch den Computer nicht wie heute Sekundenbruchteile, sondern Stunden dauerten, und dass die Kodierung der Merkmale für jedes einzelne Objekt, also die eigentliche Erzeugung der Daten, durch den Menschen Goldmann erfolgen musste, wiegt das Argument der Arbeitserleichterung nicht mehr ganz so schwer.

Goldmann bediente sich für die Verschriftlichung seiner Ergebnisse aus den computergesteuerten Sortierungen einer bemerkenswerten Idee. Er formulierte seine Arbeitsschritte als Computerbefehle oder – in seinen Worten – als Anweisungen:

> „*Die Anweisungen sind* [...] *fortlaufend gekennzeichnet, damit sie im folgenden* [...] *kommentiert werden können und der Leser sofort ihre jeweilige Stellung im System erkennen kann. Das Kennzeichen ‚a' ist von ‚Analyse' abgeleitet.*
> [...] *a 07-10:*
> *In Anweisung a 07 wird gefordert, einen ‚gebräuchlichen' Namen zu ermitteln* [...].
> *a 15:*
> *Während in Anweisung a 05 nur nach der gleichen Fundstelle verschiedener Objekte gefragt war* [...], *ist das Problem bei Anweisung a 15 differenzierter. ‚Ermittle alle Funde, deren Fundumstände auf Niederlegungen zu einem Zeitpunkt deuten'*" (Goldmann 1972, 7-8).

Neben der Kodierung der einzelnen Arbeitsschritte zeigen umfangreiche Flussdiagramme die Verbindung der einzelnen Schritte und sollen so das System verdeutlichen (so z.B. Goldmann 1972, 9-11 Abb. 3). Sinn und Zweck dieser Vorgehensweise ist, die Frage zu klären, „ob die Ergebnisse einzelner Arbeitsgänge sich nicht wissenschaftlicher und genauer über einen Computer erzielen lassen" (Goldmann 1972, 1).

Zehn Jahre nach den ersten Berichten zu seinem Dissertationsprojekt publizierte Goldmann die Kodierungen sämtlicher in die Seriation einbezogener Typen, den Fundkatalog und die Programmbeschreibungen der Computerprogramme (Goldmann 1979). Goldmann berichtet von Berechnungs- und Programmierungsproblemen, die er mit dem Diplom-Mathematiker Erich Kammerer diskutierte; zudem erhielt er zahlreiche „Hilfe im Rechenzentrum der Universität zu Köln und im Großrechenzentrum für die Wissenschaft in Berlin" (Goldmann 1979, 7).

Goldmann hat sich also eine sehr lange Zeit mit der Bearbeitung des Fundstoffes beschäftigt und es ergaben sich anscheinend Notwendigkeiten zu fachübergreifenden Zusammenarbeiten, denn es waren Fachpersonen sowohl für die Bedienung des Computers als auch für das Schreiben der Computerprogramme nötig. Durch die Entwicklung des Mikrocomputers und vor allem durch dessen wirtschaftliche Erschwinglichkeit wandelte sich nicht nur diese Arbeitsweise, sondern es änderte sich auch das soziale Gefüge in Institutionen, wie folgendes Beispiel zeigen wird.

2: Die ‚akademische Schule' Jens Lünings

Jens Lüning war von 1982 bis zu seiner Emeritierung 2003 Professor für Vorgeschichte an der Universität Frankfurt/Main. Anhand zahlreicher Hochschulschriften, die er in den 1980er und 1990er Jahren betreut hat und die in einer neu gegründeten und „mit den Mitteln der ihnen zur Verfügen stehenden modernen Technik" (Hampel 1989, Vorwort der Herausgeber) erstellten Reihe ‚Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie' (UPA) erschienen, wird eine ‚akademische Schule'[4] fassbar, die sich erstens durch ein bestimmtes Ziel, namentlich die chronologische und regionale Erforschung neolithischer ‚Kulturen', und zweitens durch die Art der Nutzung der EDV charakterisieren lässt. Beide Charakteristika bedingen sich. Der Begriff ‚Kultur' bezeichnet eine klassifikatorische Einheit, die durch eine große Menge von Daten und computergesteuerten Berechnungen entsteht; es handelt sich um eine „gewollte Kultur", wie sie Peter Ihm in dem unter Mitarbeit von Jens Lüning und Andreas Zimmermann entstandenen Handbuch der Statistik für Archäologen treffend bezeichnet (Ihm 1978, 10). Welcher Art die EDV-Nutzung ist, werden die folgenden Ausführungen vertiefen. Zuvor muss jedoch noch das Forschungsprojekt vorgestellt werden, das stilbildend für diese bestimmte Art des wissenschaftlichen Arbeitens in Lünings ‚akademischer Schule' gewesen ist.

4 Der Begriff der ‚akademischen Schule' ist kein schriftlich fixierter Begriff. Er dient mir zur Betonung der sozialen Verbindung zwischen Hochschul*lehrerIn* als höhere Kompetenz und ihren/seinen *SchülerInnen*, die von ihm/ihr lernen und sein/ihr Wissen perpetuieren. Ich selbst habe in Frankfurt unter der Ägide Lünings studiert, war aber nie seine Schülerin, da meine Abschlussarbeit seinen Forschungsschwerpunkt und seine Methodologie nicht berührte.

Lüning hat nach seiner Dissertation über die Michelsberger Keramik (Lüning 1967)[5] als Hochschulassistent und Mitarbeiter der Uni Köln das Projekt ‚SAP' – „Siedlungsarchäologie der Aldenhovener Platte" – begleitet. Die Aldenhovener Platte ist ein Lößgebiet zwischen der Eifel und den Flussläufen von Wurm, Inde und Rur, in dem durch Braunkohletagebau seit Mitte der 1960er Jahre archäologische Funde zutage kamen. Zunächst wurden Fundstellen in Kooperation des Rheinischen Landesmuseum Bonn mit dem Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Köln archäologisch untersucht, von 1971 bis 1981 förderte die Deutsche Forschungsgemeinschaft das Projekt, das sich auf die neolithischen Funde und Befunde im Bereich der östlichen Aldenhovener Platte und das Merzbachtal konzentrierte. Die Forschungen, die unter dem Titel „Rheinische Ausgrabungen" in der Reihe „Bonner Jahrbücher" publiziert wurden, beziehen von Beginn an die EDV ein, wobei gerade zu Beginn dem Verfahren von Goldmann gefolgt wurde (Stehli 1973, 87 Anm. 43). Guntram Schwitalla (1996, 25) schreibt rückblickend über das SAP-Projekt diesbezüglich, dass „die übergroße Menge anfallender Funde […] zum Einsatz der EDV [zwang]". Die archäologische Analyse der Funde und Befunde der durch den Braunkohletagebau inzwischen vollständig zerstörten Fundstellen dauert bis heute an (Mazerath/Pavlovic 2012).

Von 1974 bis 1981 war Andreas Zimmermann am SAP-Projekt beteiligt und verfasste sowohl seine Magister- als auch seine Doktorarbeit über Funde von der Aldenhovener Platte (Zimmermann 1977; 1988). Er folgte Lüning 1982 als wissenschaftlicher Mitarbeiter und Assistent an das Frankfurter Institut, das er nach seiner Habilitation 1992 verließ. Seit 1997 ist Zimmermann Professor in Köln.

Als Mitarbeiter Lünings war Zimmermann für die statistischen Analysen am Computer zuständig. Er qualifizierte sich für diese Aufgabe besonders dadurch, dass er bereits selbst ein Programm mit Namen KORAN geschrieben hatte.[6]

Über KORAN gibt es nichts Schriftliches. Ein magerer Vermerk in der Zeitschrift „Archäologische Informationen" aus dem Jahr 1986 lässt erkennen, dass KORAN für **KOR**respondenz**AN**alyse steht: Die 1982 gegründete AG „Quantitative Methoden in der Archäologie" hatte in der Einladung zu einer Sitzung 1986 dazu aufgefordert, „allgemein interessierende Eigenentwicklungen" zu nennen und hinter Andreas Zimmermanns Name wird ‚Korrespondenzanalyse' vermerkt (Kubach 1986, 145).

Als das Frankfurter Institut Mitte der 1980er Jahre einen eigenen Mikrocomputer erworben und ihn zuerst im Raum von Herrn Zimmermann und später in einem Raum im Dachgeschoss des Institutsgebäudes aufgestellt hatte,[7] wurde es üblich,

---

5 Lüning hat in seiner Dissertation ebenfalls eine rechnergestützte Datenanalyse vorgelegt. Leider gibt es zu wenige publizierte Angaben zu seinen Arbeiten an Computer und Computerprogrammen, so dass der Analyse Goldmanns der Vorzug gegeben werden musste.

6 KORAN basiert auf der Programmiersprache FORTRAN (FORmula TRANslation), die bereits 1954 bei IBM entwickelt wurde und besonders für wissenschaftliches Arbeiten geeignet war. Diese Programmiersprache ermöglichte zunächst numerische Berechnungen und Sortierungen mittels GOTO-Befehlen. Mit der Version FORTRAN 90 (1985) konnten dann auch Vektor- und Matrix-Operationen realisiert werden.

7 Im Laufe der 1980er Jahre wurden Mikrocomputer erschwinglich. Die letzte Abschlussarbeit am Institut für Vor- und Frühgeschichte der Frankfurter Universität, für die Lochkarten ‚getippt' wurden (Zimmermann 1988, 569 Anm. 711), war die Magisterarbeit von Birgit Höhn (1984) über das Steinmaterial der Michelsberger Siedlung Koslar 10, Kr. Düren.

dass Frankfurter Magisterarbeiten und Dissertationen, die von Jens Lüning betreut wurden, mindestens eine statistische Berechnung enthielten, die meist mit dem Programm KORAN erfolgte. Hiervon geben die Hinweise in den Vorworten, Danksagungen oder Einleitungen der Hochschulschriften Zeugnis (siehe z.B. Hillemeyer 2003; Höhn 2002; Lindig 2002[8]; zuletzt Ritter 2014, Anm. 13).

Eine Vielzahl der Hochschulschriften hatte chronologische Gliederungen zum Ziel; ich werde weiter unten auf eine dieser Schriften näher eingehen. Ein weiteres wichtiges Ziel war, übertragbare Kodierungen und Aufnahmesysteme zu erarbeiten und zu publizieren. Schon im SAP-Projekt wurde diese Aufgabe angegangen. So erstellte Andreas Zimmermann in seiner Dissertation über „Das Steinmaterial der bandkeramischen Siedlung Langweiler"[8], ein Aufnahmesystem, „mit dessen Hilfe alle Steine, also nicht etwa nur die Feuersteinartefakte aus den Grabungen im Merzbachtal aufgenommen werden können" (Zimmermann 1988, 569).

Das Problem von allumfassend gültigen Aufnahmesystemen ist auch Thema der Dissertation Jürgen Kneipps über die Bandkeramik zwischen Rhein, Weser und Main (Kneipp 1998). Sein Entwurf beruht auf einem bis dahin ungedruckten Katalog der bandkeramischen Rand- und Bandtypen, den Petar Stehli und Hans-Christoph Strien entwickelt hatten (Kneipp 1998, 92 Anm. 4). Durch Kneipps Arbeit und durch die Dissertation Maria Cladders' über die Tonware der Ältesten Bandkeramik (Cladders 2001) werden umfangreiche Aufnahmeschlüssel, Formblätter und Typentafeln erstellt und publiziert und dann in anderen Arbeiten weiter erprobt und modifiziert (siehe z.B. Wolfram 2008).

Bis heute setzt sich die Arbeit an diesen Merkmalskatalogen und Aufnahmesystemen in der AG Merkmalskatalog der Stiftung „Archäologie im Rheinischen Braunkohlerevier" fort (URL: http://www.archaeologie-stiftung.de/Wissenschaft/Bandkeramik+online/8aa2d117-d442-42c2-9190-2da388c64f73.htm [letzter Zugriff 20.1.2014]). Der bereits erwähnte Petar Stehli, der das Aufnahmesystem der neolithischen Keramik von der Aldenhovener Platte initiierte, warnt in der „Gebrauchsanleitung" des aktuell gültigen Merkmalskatalogs davor, die Typendefinitionen von Kneipp zu verwenden:

> *„Insbesondere die Typenlisten von Kneipp (1998) sind problematisch, da hier zum Teil bereits definierte Typen umdefiniert (z.B. R43 und B62: statt als zwei einzelne Stichreihen als eine Doppelstichreihe beschrieben) oder Typbeschreibungen falsch abgeschrieben wurden (z.B. B125). Daneben wurden bereits an andere Bearbeiter (z.B. Fritsch 1998) vergebene Typnummern erneut belegt. Deshalb wurde der Katalog im Rahmen eines von der Braunkohlenstiftung finanzierten Projektes bereinigt und neu strukturiert. Im Zuge der Bereinigung der Listen wird stets die Definition der jeweiligen Erstpublikation verwendet.*
>
> **Bitte keinesfalls mehr die Definitionen von Kneipp verwenden!**
>
> *Das gilt auch für alle in Umlauf befindlichen kopierten Sammlungen, da sie in der Regel auf dem Katalog von Kneipp basieren. Die Texte der Typdefinitionen wurden standardisiert und deshalb in weiten Teilen neu formuliert. Das war*

8 Sabine Lindig hat bei Professor Niels Bantelmann in Mainz promoviert, allerdings hatte sie enge Verbindungen nach Frankfurt.

notwendig, um mit Sortierfunktionen die Typen in eine sinnvolle Reihenfolge bringen zu können" (URL: http://www.archaeologie-stiftung.de/Wissenschaft/Bandkeramik+online/8aa2d117-d442-42c2-9190-2da388c64f73.htm [letzter Zugriff 20.01.2014]).

Die Ergebnisse der statistischen Analysen, also vor allem die Graphiken der Korrespondenzanalysen, werden sodann interpretiert. Am Beispiel der 1990 abgeschlossenen Dissertation Birgit Höhns über die Michelsberger Kultur in der Wetterau (Höhn 2002) lässt sich die Interpretationsarbeit anhand der Ergebnisse gut nachvollziehen (Abb. 2), weil die Bearbeiterin mit dem graphischen Output des Computers ringt. Ihr Lehrer Jens Lüning hatte in seiner Dissertation eine fünfstufige Chronologie erstellt, deren Gültigkeit durch die Dissertation Christoph Willms' (1982) an der Universität Münster erstmals in Frage gestellt wurde, denn dieser erkennt nur drei chronologische Stufen. KORAN gibt nun Graphiken aus, die entweder die dreistufige Gliederung Willms' bestätigen, oder 11 Stufen nahelegen – je nach dem, mit welchem Augenabstand man die Graphiken betrachtet. Höhn zoomt heran und entscheidet sich schließlich für die 11 Stufen, die jedoch nur als Intervalle innerhalb der fünf Stufen Lünings interpretiert werden (Abb. 2). Dieser Perspektivwechsel wird einzig an den Abbildungen, die KORAN erzeugt hat, vollzogen und nicht am Material überprüft, obwohl die Sinnfälligkeit einer derartigen Perspektivänderung nur an den Gefäßen selbst überprüfbar ist und plausibel gemacht werden kann.

Hinter dem ‚bedenkenlosen' Zoomen an die Punktwolken heran oder von den Punktwolke weg versteckt sich zudem ein wichtiges, grundsätzliches Problem: Es handelt sich je nach dem um verschiedene Historiographien! Der Filmtheoretiker und Soziologe Siegfried Kracauer hat in seiner Abhandlung „Geschichte – Vor den letzten Dingen" (Kracauer 1971 [1969], bes. 125-146) zwischen einer Makro- und einer Mikrohistoriographie, zwischen einer überblickshaften und einer faktenorientierten Geschichtsschreibung, unterschieden. Beide könnten nie in Einklang gebracht werden, so Kracauer, denn Makro-Erklärungen geben vor, für Mikro-Fakten gültig zu sein, wohingegen die Mikro-Einsichten nach Anerkennung auf der Makro-Ebene strebten. Da sich Makro-Erklärungen jedoch nur zum Teil auf Mikro-Fakten stützen, gibt es am Ende zwei Typen von Einsichten: jene, die nur der Makro-Dimension angehören und jene, die durch Mikro-Analysen in die Makro-Dimension gelangen – und diese zerstören. Denn beide Typen sind unvereinbar. So können Mikro-Fakten jede Ähnlichkeit, die in der Makro-Dimension behauptet wird, widerlegen, indem der Abstand zum Subjekt verringert wird. Eben das ist bei dem Wechsel zwischen Weitsicht und Nahsicht bei der Analyse der Keramikchronologie durch Birgit Höhn geschehen.[9]

2.1: Das ‚*resident expert syndrome*'

Neben diesen forschungsinhärenten Veränderungen führt die Computernutzung aber auch zu sozialen Veränderungen. Im Jahr 1985, zur gleichen Zeit, in der die ForscherInnen des Frankfurter Seminars für Vor- und Frühgeschichte in das

9 Ausführlich zu diesem Fall Rösler i. Vorb.

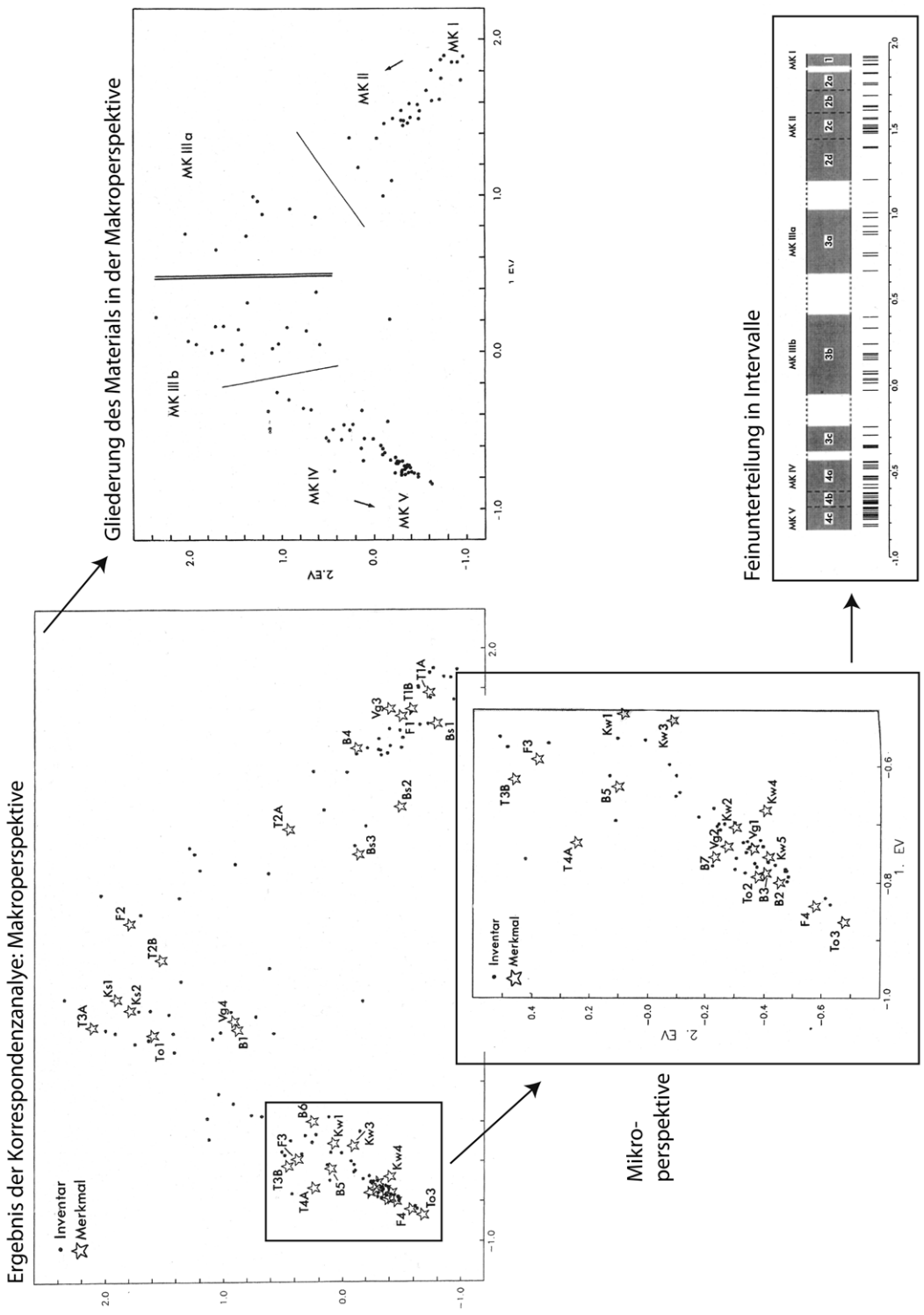


Abbildung 2: Der Perspektivwechsel in der Auswertung der Diagramme in der Dissertation Birgit Höhns (verändert nach Höhn 2002, Abb. 156-158, 161).

Dachgeschoss gingen und ihre Daten von Andreas Zimmermann und KORAN ‚rechnen' ließen,[10] beschreibt der britische Archäologe Gary Lock präzise eine soziales Gefüge innerhalb einer Forschergruppe, aus dem ein Computerexperte hervorgehen kann und weist auf das Machtgefüge hin, das sich daraus ergibt:

> *„It is a familiar pattern that no one within the team has any knowledge of computing but eventually one person is curious enough to use the machine or else is delegated to do so. Once that person has gained a basic familiarity with the machine, the ‚resident expert' is born who then becomes the focal point for any discussion or projects involving the computer"* (Lock 1985, 37).

Ein anderer britischer Archäologe, Stephen Shannon, fügt in seinem einführenden Werk zu den Methoden der quantitativen archäologischen Forschung (Shannon 1988) den Ausführungen Locks eine weitere Beobachtung hinzu, welche die Affiliation von einigen Personen zur Computertechnologie betrifft:

> *„It might be said that such an exciting new toy as the computer was eventually bound to be tried by archaeologists, and that the involvement of archaeology in quantitative methods simply stem from an attempt by archaeologists who like toys to find a use for them. This cannot altogether be excluded"* (Shannon 1988, 3).

Das ‚*resident expert syndrome*' aber entsteht dann, wenn die Machtposition des/der ExpertIn/ExpertInnen durch bestimmte soziale Handlungen, wie etwa die alleinige Überlassung von statistischen Auswertungen, weiter gefestigt wird und er sein Wissen nicht teilt. „There are fundamental philosophical problems involved in our reliance on ‚experts' and how blinkered belief in them can limit the progression of knowledge", warnt Lock (Lock 1985, 37).

So ist es im Fall des Programms KORAN und des Experten Andreas Zimmerman geschehen: Im Gegensatz zu den Entwicklungen von Programmen wie etwa Conoco (*canonical correspondence analysis*) durch den Biologen Cajo ter Braak in den 1980er Jahren oder der Entwicklung von SPSS (*Statistical Package for the Social Sciences*) (ter Braak 1986; Nie 1975), wurden jene nicht schriftlich diskutiert und publiziert. Kann man die Entwicklung von Canoco in der Zeitschrift Ecology verfolgen und die Eigenschaften von SPSS durch die Publikationen des Entwicklers Norman Nie nachvollziehen, bleibt KORAN bis auf einen kurzen Vermerk in der Zeitschrift ‚Archäologische Informationen' stumm (s.o.). Und dies ist fatal, denn wenn man die Idee gelten lässt, dass das Programm die menschliche Handlung, die ja nichts anderes als die menschliche Denkleistung des Vergleichens und Sortierens ist, übernimmt, kann man nur sagen, dass nichts über das Denken, das sich in KORAN verbirgt und das zahlreiche Arbeiten über das Neolithikum der ‚akademischen Schule' Lünings prägte, bekannt ist.

Einziges Mittel gegen Macht- und Kontrollverlust ist die Demokratisierung in Form von Lehre, fordert Lock. Jede/r Archäologe/in müsse auch Computer- und vor allem Softwareexperte/in werden (Lock 1985, 36). Doch reicht dies nicht aus. Denn wenn, wie im Falle der ‚akademischen Schule' Lünings der ‚*resident expert*' Andreas Zimmermann selbst ab dem Wintersemester 1984/85 regelmäßig

10 Mündliche Mitteilung Dr. Wolf Kubach (Frankfurt a.M.).

Übungen zu „Datenerfassung und EDV-Auswertung“ anbietet,[11] wird die Macht- und Monopolstellung nicht verändert, sondern perpetuiert. Erst die Entwicklung von Software, die nicht nur von einer Person, einer Forschergruppe oder einer Institution genutzt wird, und erst der Austausch in Form von – möglichst disziplinübergreifenden – Lehrveranstaltungen, Publikationen und Konferenzen schwächen das ‚*resident expert syndrome*‘ ab.

Bestrebungen, einen Austausch zumindest innerhalb des Faches zu konstituieren, gab es in der archäologischen Wissenschaft von Beginn an. So gründete sich Anfang der 1970er Jahre in Großbritannien die CAA (*Computer Applications in Archaeology*; siehe URL: http://caa-international.org/about/history/ [letzter Zugriff 20.01.2014]), ein inzwischen internationaler Zusammenschluss von statistisch arbeitenden Archäologen mit jährlichen Konferenzen und Publikationen. Im deutschsprachigen Raum formierte sich Anfang der 1980er Jahre die AG „Quantitative Methoden in der Archäologie“ unter Mitwirkung von Andreas Zimmermann. Auch sie tagte regelmäßig und publizierte kurze Berichte und thematische Aufsätze in der bereits erwähnten Zeitschrift „Archäologische Informationen“ (ab 1983).

Den Zeugnissen Gary Locks zufolge jedoch beruhte der Austausch der ComputerexpertInnen unter den ArchäologInnen auf den Konferenzen der CAA darauf, dass jede/r ihr/sein eigenes Programm vorstellte. So habe sich augenscheinlich der Umstand nicht geändert, dass jede/r Archäologe/in, vor oder in der Computerzeit lebend, ihr/sein eigenes Aufnahmesystem entwickeln müsse. Die wachsende Verfügbarkeit von Mikrocomputern erhöhe aber die Zeitaufwendungen um ein Vielfaches, denn nun wolle zusätzlich jeder sein eigenes Programm schreiben, ja sogar, „the writing of the program can become more important than its eventual use to archaeology“ (Lock 1985, 36). Die von Goldmann gepriesene Zeitersparnis durch die Nutzung der EDV wird durch diesen Befund in Frage gestellt.

Fazit

Es sind drei Wünsche, die sich mit dem Computer verknüpfen: Erstens die Mechanisierung und damit die Ablösung von monotonen Handlungen vom Menschen, zweitens eine Datenkumulation und Zeitgewinn und drittens neue und im stärkeren Maße gesicherte Erkenntnisse. Doch erfüllen sich diese Versprechen nicht bedingungslos.

Der erste Wunsch erfüllt sich nur durch zeit- und arbeitsaufwendige Standardisierungsprozesse: Das Lochen der Lochkarten oder die Eingabe von Daten in den PC erfordert eine Kodierung der Merkmale. Diese Kodierung ist an sich eine langwierige Arbeit, die nur dadurch erleichtert werden könnte, indem sie nicht zu oft wiederholt werden muss, d.h. ein Kodekatalog zum Standard wird. Dass Bestrebungen solcherart nur bedingt erfolgreich waren, habe ich am Beispiel des Merkmalskatalogs für die neolithische Keramik gezeigt.

11 Nachvollziehbar anhand der Vorlesungsverzeichnisse der Frankfurter Universität unter URL: http://www.uni-frankfurt.de/org/ltg/admin/lsf/vv/ [letzter Zugriff 20.01.2014].

Dem zweiten Wunsch sind durch die Notwendigkeit der Dateneingabe, d.h. der Lochung der Karten bzw. die Eingabe in eine entsprechende Software, Grenzen gesetzt. Durch ein entsprechendes Programm können natürlich mehr Daten schneller sortiert werden, als von Menschenhand. „Der Zeitgewinn gegenüber herkömmlichen Suchverfahren [also der manuellen Suche; K.R.] kann nach unserer Erfahrung in der Größenordnung Z = 1000:1 liegen, womit viele Untersuchungen, die bisher aus Zeitmangel unterblieben, heute durchführbar sind", prophezeite Goldmann (1968, 125). Dieser Gewinn von Zeit wird aber gleich wieder investiert, nämlich in die Möglichkeit, größere Massen zu verarbeiten. So erlaubten „[d]ie vorgeschlagenen Verfahren […] bei systematischer Anwendung in absehbarer Zeit einen Korpus aller bisher bekanntgewordenen prähistorischen Funde zu schaffen. Es ist möglich, alle von bisherigen Bearbeitern vorgeschlagenen Vergleiche einzugeben, womit erstmals eine echte Kumulation des Wissens erreicht wird. Da ein Bearbeiter schnell auf alle Daten zurückgreifen kann, ist das Material weitgehender zu untersuchen als früher" (Goldmann 1968, 129).

Die Möglichkeiten des Computers, größere Massen an Daten zu verrechnen, führen tatsächlich zur Aufnahme von größeren Datenmengen. Die überwiegende Zahl der Studien zur neolithischen Keramikchronologie, die unter der Ägide Lünings in Frankfurt entstanden sind, legt eine vierstellige Datenzahl vor, während etwa die meist ohne Computer erstellten Chronologien und Chorologien der Reihe „Prähistorische Bronzefunde" (PBF) überwiegend dreistellige Fundzahlen aufweisen. Dies liegt natürlich auch an der Fundgattung selbst, denn die Häufigkeit von neolithischen Keramikfunden schlägt diejenige der Bronzefunde sicher um Längen. Doch gibt es sicherlich auch eine menschliche Grenze des Datensammelns und Kodierens.

Bleibt noch hinzuzufügen, dass die Veränderungen der Hard- und Software unter Umständen dazu führt, dass nicht die Quantität der Daten das Problem sind, sondern ihre Qualität unzureichend ist. So wird etwa in der Verwendung von Geographischen Informationssystemen (GIS) bemängelt, dass die archäologischen Daten für viele Analysen, die GIS bereitstellt, nicht gut genug seien und dass es zu wenige gute Daten gebe (so z.B. Posluschny 2002, 60-61). Computer und Software sind zu mehr in der Lage, erfordern aber auch ein Mehr an anderen, neuen Daten.

Der dritte Wunsch soll sich aus der Datenkumulation heraus erfüllen. Diese generelle positivistische Haltung der/des Forschenden gegenüber der neuen Technologie (Lock 2003, 10), nach der sich aus einem ‚Mehr an Daten' das Output, welches der Computer produziert, der Wirklichkeit annähern müsste, wirkt dahingehend, dass das Output des Computers als Abbild der Wirklichkeit gewertet wird. Die bloße Möglichkeit, dass dem so sein könnte, wird jedoch entschieden dadurch gemildert, dass die wissenschaftlichen Schlussfolgerungen auf den graphischen Darstellungen, dem Output, anstelle der archäologischen Objekte beruhen; und damit beruht diese Erkenntnis auf Metaphern (Rheinberger 2001, 112) und nicht auf den Objekten, durch die sich die archäologische Forschung doch eigentlich legitimiert. Um dieser Metaphorizität zu entkommen, bliebe nur die Überprüfung des Outputs, indem es mit den Objekten rekonstruiert wird. Das erscheint bei einer großen Datenmenge zu zeitraubend.

Schließlich haben die Beispiele gezeigt, dass während und durch die Nutzung von Computern ein sozialer Raum entsteht, in dem sowohl die Technologie als auch die Menschen Veränderungen unterworfen sind. Die produktiven Kollektive, die Bruno Latour entwirft, sind im Fallbeispiel der ‚akademischen Schule' Lünings jedoch Kollektive, die stumm sind. So ist zu vermuten, dass das Programm KORAN in seiner Entwicklung und insbesondere bei seiner Anwendung, bei der Diskussion seiner Ergebnisse zu sozialen Kollektiven führte, die Ideen produzierten. Doch gab und gibt es keine publizistische Tradition in der Archäologie, vermittels derer das Programmieren oder der Umgang mit Programmen diskutiert werden konnte und kann. Diese stummen Abschnitte in einer Wissensproduktion wären nur durch Befragungen der damals Beteiligten zu erkunden. Eine *Workplace-Study* könnte dem eine Analyse von derzeitigen Forschungskonstellationen in der archäologischen Wissenschaft hinzufügen und die eingangs erwähnten Verteilungen von Denkleistungen und Handlungsroutinen im Sinne Latours zwischen Archäologe/in und Computer offenlegen.

Gleichwohl sollte die Archäologie etwas tun, um stumme Abschnitte dieser Art gar nicht erst entstehen zu lassen. sondern als Ausgangspunkt für Reflexionen nutzen. Dabei muss es nicht um die eigene Dekonstruktion, in der jede Begebenheit durch Kontextualisierung begründet wird, gehen. Es reicht vielleicht ein ‚Mehr' an Sprache (Latour 1988). Hierzu muss die wissenschaftliche Gemeinschaft der ArchäologInnen die Strenge ihrer Auffassung von wissenschaftlichem Schreibstil mildern und andere Genres zulassen (Latour 1988, 171-173). Denn wie wertvoll erscheint doch folgende Schimpftirade:

> *„Ein bereits früh bewirtschaftetes Feld ist die Datenverarbeitung. Vor allem Museen und Denkmalpflegeämter erwarten bei der servicemäßigen Betreuung riesiger Materialmengen Hilfe durch die elektronische Datenverarbeitung. So verfügt das Archäologische Landesmuseum in Schleswig über etwa 3 Millionen Funde und ein Archiv mit über 40.000 Akten. Die Verwaltung dieser Bestände und ihre Erschließung für den Bedarf von Fachforschung und Öffentlichkeit legen den Gebrauch moderner Informationsverwaltung nahe, und so ist es kein Zufall, dass aus diesem Bereich immer wieder Versuche unternommen wurden, in großen systematischen Aktionen die Materialien der EDV-Bearbeitung zu erschließen. Alle derartigen Versuche waren bisher zum Scheitern verurteilt, und die zahlreichen Projektleichen verstopfen allmählich den Weg für weitere Versuche. Ursache hierfür sind fast stets der immense Aufwand der Informationserfassung in Verbindung mit der schleppenden bürokratischen Verwirklichung des Projekts auf der einen und die rasch fortschreitende Entwicklung auf der anderen Seite. Da werden mit großem Aufwand Mittel beschafft, eine Institution gegründet, nach langem Beraten ein systematischer Fragebogen entwickelt, der aus Mangel an Selbstdisziplin seiner Väter für jede Tonscherbe vier Seiten Information verlangt* […] *und noch während ein kleines Heer junger Damen im Rahmen einer Pilotstudie daran geht, die ersten tausend Funde zu erfassen, hat man vielleicht in Japan ein Rechengerät erfunden, das selbsttätig das Magazin durchschreitet, das Personal grüßt und nach einem neuen Verfahren die Funde direkt erfasst, wiegt und zeichnet (nur ist es mit den bisherigen Geräten nicht kompatibel). Zudem zeigt die Pilotstudie schon bald, dass zur Verwicklung der geplanten Totalerfassung des Museumsmagazins etwas mehr als zwei Jahrhunderte benötigt würden"* (Gebühr 1990, 109).

Literatur

Berger/Getzinger 2009
Wilhelm Berger/Günter Getzinger, Einleitung. In: Wilhelm Berger/Günter Getzinger (Hrsg.), Das Tätigsein der Dinge. Beiträge zu Handlungsträgerschaft von Technik. Technik- und Wissenschaftsforschung 58 (München/Wien 2009) 7-14.

ter Braak 1986
Cajo J.F. ter Braak, Canonical Correspondence Analysis. A new Eigenvector Technique for Multivariate Direct Gradient Analysis. Ecology 65, 1986, 1167-1179.

Cladders 2001
Maria Cladders, Die Tonware der ältesten Bandkeramik: Untersuchung zur zeitlichen und räumlichen Gliederung. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 72 (Bonn 2001).

Clarke 1978
David L. Clarke, Analytical Archaeology^{2} (London 1978).

Gebühr 1990
Michael Gebühr, Zum Einsatz von Personalcomputern in der Ur- und Frühgeschichte. Archäologische Informationen 13, 1990, 106-120.

Goldmann 1968
Klaus Goldmann, Zur Auswertung archäologischer Funde mit Hilfe von Computern. Die Kunde N.F. 19, 1968, 122-129.

Goldmann 1972
Klaus Goldmann, Zwei Methoden chronologischer Gruppierungen. Acta Praehistorica et Archaeologica 3, 1972, 1-34.

Goldmann 1979
Klaus Goldmann, Die Seriation chronologischer Leitfunde der Bronzezeit Europas. Berliner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte N.F. 1 (Berlin 1979).

Hampel 1989
Andrea Hampel, Die Hausentwicklung im Mittelneolithikum Zentraleuropas. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 1 (Bonn 1989).

Hillemeyer 2003
Eva-Maria Hillemeyer, Die Tonware der Ältesten Bandkeramik in Wang, Landkreis Freising. In: Eva-Maria Hillemeyer/Britta Ramminger, Studien zur Siedlungsarchäologie 3. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 94 (Bonn 2003) 1-162.

Höhn 1984
Birgit Höhn, Das Steinmaterial der Michelsberger Siedlung Koslar 10, Kr. Düren (Magisterarbeit Univ. Frankfurt 1984).

Höhn 2002
Birgit Höhn, Michelsberger Kultur in der Wetterau. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 87 (Bonn 2002).

Ihm 1978
Peter Ihm, Statistik in der Archäologie. Probleme der Anwendung, allgemeine Methoden, Seriation und Klassifikation. Archaeo-Physika 9 (Bonn 1978).

Kienlin 1998
Tobias L. Kienlin, Die britische Processual Archaeology und die Rolle David L. Clarkes und Colin Renfrews: Herausbildung, Struktur, Einfluss. In: Manfred K.H. Eggert/Ulrich Veit (Hrsg.), Theorie in der Archäologie. Zur englischsprachigen Diskussion. Tübinger Archäologische Taschenbücher 1 (Münster/New York/München/Berlin 1998) 67-113.

Kluge 2002
Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache[24] (Berlin/New York 2002) 352 s.v. Geselle.

Kneipp 1998
Jürgen Kneipp, Bandkeramik zwischen Rhein, Weser und Main. Studien zu Stil und Chronologie der Keramik. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 47 (Bonn 1998).

Knoblauch/Heath 2006
Hubert Knoblauch/Christian Heath, Die Workplace Studies. In: Werner Rammert/Cornelius Schubert (Hrsg.), Technografie. Zur Mikrosoziologie der Technik (Frankfurt a.M. 2006) 141-161.

Kracauer 1971 [1969]
Siegfried Kracauer, Geschichte – Vor den letzten Dingen (Frankfurt 1971) [zuerst: History. The Last Things Before the Last (New York 1969)].

Kubach 1986
Wolf Kubach, Bericht über das Arbeitstreffen der Arbeitsgemeinschaft Quantitative Methoden in der Archäologie am 22. Mai 1986 in Koblenz. Archäologische Informationen 9, 1986, 144-146.

Latour 1988
Bruno Latour, The Politics of Explanation. An Alternative. In: Steve Woolgar (Hrsg.), Knowledge and Reflexivity. New Frontiers in the Sociology of Knowledge (London 1988) 155-177.

Latour 1994
Bruno Latour, On Technical Mediation. Philosophy, Sociology, Genealogy. Common Knowledge 3/2, 1994, 29-64.

Latour 1995
Bruno Latour, Social Theory and the Study of Computerized Work Sites. In: Wanda J. Orlinokowski/Geoff Walsham (Hrsg.), Information Technology and Changes in Organizational Work (London 1995) 295-307.

Latour 1996 [1992]
Bruno Latour, Aramis or the Love of Technology (Cambridge MA/London 1996) [zuerst Aramis ou l'amour des techniques (Paris 1992)].

Latour 2006 [1993]
Bruno Latour, Ethnografie einer Hochtechnologie. Das Pariser Projekt „Aramis" eines automatischen U-Bahn-Systems. In: Werner Rammert/Cornelius Schubert (Hrsg.), Technografie. Zur Mikrosoziologie der Technik (Frankfurt a.M. 2006) 25-60 [zuerst Ethnography of High-Tech: about the Aramis case. In: Pierre Lemonnier (Hrsg.), Technical choices. Transformations in Material Culture since the Neolithic (London 1993) 372-398].

Lindig 2002
Sabine Lindig, Das Früh- und Mittelneolithikum im Neckarmündungsgebiet. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 85 (Bonn 2002).

Lock 1985
Gary Lock, A New Direction or a New Distraction. A Pragmatic Assessment of Computer Applications in Archaeology based on the Work at Danebury Hillfort. In: Malcolm Cooper/Julian Richards (Hrsg.), Current Issues in Archaeological Computing. British Archaeological Reports International Series 271 (Oxford 1985) 35-46.

Lock 2003
Lock, Gary: Using Computers in Archaeology. Towards virtual pasts (London 2003).

Lüning 1967
Jens Lüning, Die Michelsberger Kultur. Ihre Funde in zeitlicher und räumlicher Gliederung. Berichte der Römisch-Germanischen Kommission 48, 1967, 1-350.

Mazerath/Pavlovic 2012
Simon Mazerath/Markus Pavlovic, Frühes Rössen auf der Aldenhovener Platte. Datierung mittelneolithische Keramik aus den Siedlungen ‚Aldenhoven 1' und ‚Schleiden 3'. Archäologische Informationen 35, 2012, 253-258.

Nie 1975
Norman H. Nie, SPSS. Statistical Package for the Social Sciences[2] (New York 1975).

Posluschny 2002
Axel Posluschny, Die Hallstattzeitliche Besiedlung im Maindreieck. GIS-gestützte Fundstellenanalysen. British Archaeological Reports International Series 1077 (Oxford 2002).

Rammert/Schubert 2006
Werner Rammert/Cornelius Schubert (Hrsg.), Technografie. Zur Mikrosoziologie der Technik (Frankfurt a.M. 2006).

Rheinberger 2001
Hans-Jörg Rheinberger, Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas (Göttingen 2001).

Ritter 2014
Johanna Ritter, Zu Chronologie und Herstellungstechniken der Bandkeramik anhand der Fundstelle Friedberg B3a km 19 (Wetteraukreis). Archäologisches Korrespondenzblatt 44, 2014, 325-335.

Rösler i. Vorb.
Katja Rösler, Begriff – Metapher – Methode. Vom Nutzen der Fachsprache der Biologie in der Archäologie am Beispiel der Schriften Jens Lünings (Dissertation Freiburg 2012; Druck in Vorb.).

Schwitalla 1996
Guntram Schwitalla, Zur Entwicklung der jungsteinzeitlichen Siedlungsstruktur im Voreifelgebiet. Ein öko-archäologischer Versuch mit Oberflächenfunden. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 31 (Bonn 1996).

Shannon 1988
Stephen Shannon, Quantifying Archaeology (Edinburgh 1988).

Shapin/Schaffer 1989
Steven Shapin/Simon Schaffer, Leviathan and the Air-Pump. Hobbes, Boyle, and the Experimental Life (Princeton NJ 1989).

Stehli 1973
Petar Stehli, Keramik. In: Jean-Paul Farruggia/Rudolph Kuper/Jens Lüning/Petar Stehli (Hrsg.), Der bandkeramische Siedlungsplatz Langweiler 2, Gemeinde Aldenhoven, Kr. Düren. Rheinische Ausgrabungen 13 = Beiträge zur neolithischen Besiedlung der Aldenhovener Platte 1 (Bonn 1973) 57-100.

Willms 1982
Christoph Willms, Zwei Fundplätze der Michelsberger Kultur aus dem westlichen Münsterland, gleichzeitig ein Beitrag zum neolithischen Silexhandel in Mitteleuropa. Münstersche Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte 12 (Hildesheim 1982).

Wolfram 2008
Sabine Wolfram, Die verzierte Keramik der bandkeramischen Siedlung Hanau – Klein-Auheim. Taphonomie, Chronologie, Siedlungsentwicklung. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 158 (Bonn 2008).

Wolters 1969
Martin F. Wolters (Hrsg.), Der Schlüssel zum Computer. Einführung in die elektronische Datenverarbeitung (Düsseldorf/Wien 1969).

Zimmermann 1977
Andreas Zimmermann, Die bandkeramischen Pfeilspitzen aus den Grabungen im Merzbachtal. In: Rudolph Kuper (Hrsg.), Der Bandkeramische Siedlungsplatz Langweiler 9, Gemeinde Aldenhoven, Kr. Düren. Rheinische Ausgrabungen 18 (Bonn 1977).

Zimmermann 1988
Andreas Zimmermann, Steine. In: Ulrich Boelicke (Hrsg.), Der bandkeramische Siedlungsplatz Langweiler 8, Gemeinde Aldenhoven, Kr. Düren. Rheinische Ausgrabungen 28 = Beiträge zur neolithischen Besiedlung der Aldenhovener Platte 3 (Köln 1988) 569-786.

Über die Autorin:

Studium der Ur- und Frühgeschichte in Regensburg und Frankfurt, anschließend Wissenschaftliche Mitarbeiterin mit unterschiedlichen Aufgaben am Archäologischen Institut, Abteilung Vor- und Frühgeschichte, der J.W. Goethe-Universität Frankfurt/Main und am Historischen Seminar, Professur für Ur- und Frühgeschichte, der Universität Leipzig. Promotion an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br. über das Thema: Begriff – Metapher – Methode. Vom Nutzen der Fachsprache der Biologie in der Archäologie am Beispiel der Schriften Jens Lünings. Seit zwei Jahren nur mehr intellektuell und nicht mehr beruflich in der Archäologie tätig.

katiaroesler@gmx.de

„Riskante Zwischenschritte“

Archäologische Kartographie in Deutschland zwischen 1870 und 1900

Susanne Grunwald

Experimental maps from the very beginning of the archaeological cartography in the late 19th century show the variety of strategies in statistical and cartographical methods of managing and presenting archaeological data before cartography was established as a regular and epistemic matter of course. Looking back on the discussions on the potentials and limits of archaeological cartography, the steps of transformation between the finding and mapping of archaeological sources and their consequences become visible. Thus the risky intermediate steps defined by Bruno Latour in the description of the path from objects to signs become evident. Considering these steps opens a useful perspective on archaeological mapping in past and present.

Schlüsselbegriffe: Archäologische Kartographie; Transformation; Wissenschaftsgeschichte; Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte

Keywords: archaeological cartography; transformation; history of science

Fund- und Typenkarten aus der Anfangszeit der archäologischen Kartographie im ausgehenden 19. Jahrhundert zeigen, welche Strategien der Verwaltung und Darstellung von umfangreichen archäologischen Funddaten erwogen wurden, *bevor* das Kartieren archäologischer Dinge endgültig zur verwaltenden und epistemischen Selbstverständlichkeit im Fach wurde. Im Rückblick darauf, wie Potentiale und Grenzen der archäologischen Kartographie ausgehandelt wurden, wird deutlich, welche Transformationsschritte mit welchen Konsequenzen stets zwischen dem Auffinden und dem Kartieren archäologischer Quellen vollzogen werden und welche kontinuierliche Reduktion die Fundmassen dadurch erfahren. Es werden die ‚riskanten Zwischenschritte‘ erkennbar, von denen Bruno Latour zur Beschreibung des Weges vom Ding zum Zeichen sprach, und die bei der ungebrochenen Begeisterung für das archäologische Kartieren all zu oft aus dem Blick geraten.

Einleitung: Das prähistorische Deutschland als Urwald

Das Kartieren archäologischer Funde und Befunde als Modus der Beschreibung wie der Analyse ist seit über einhundert Jahren eine ebensolche essentielle archäologische Praktik wie das Nummerieren, Restaurieren, Analysieren, Beschreiben, Abbilden, Ausstellen und Lagern. Als technische Dinge im Sinne Hans-Jörg Rheinbergers beruhen die Ergebnisse des Kartierens, also vor allem Verbreitungskarten und Fundplatzkartierungen, auf der komplexen Sedimentation der eigenen und anderer Disziplinen, Instrumenten, Sprachen und Praktiken (Rheinberger 2006, 29). Durch diese Sedimentationen wurde die archäologische Kartographie von Beginn an präjudiziert und in ein spezifisches System von Referenzen eingebunden, denn archäologische Karten verweisen stets nicht nur auf Funde, sondern auch auf andere Karten und vielfältige Entscheidungsprozesse. Archäologisches *mapping*[1] ist auch deshalb als komplexer reziproker, traditionsreicher Prozess zu verstehen. Er dient nicht nur der Bewältigung von Fundmassen durch Visualisierung, sondern wirkt auch auf die Ordnungsformen von Wissensbeständen zurück und beeinflusst Forschungsentwicklungen innerhalb verschiedener disziplinärer, wissenschaftspolitischer und politischer Konstellationen (Grunwald 2012; im Druck).

Es sind verschiedene Zurichtungen oder „eine Serie von Transformationen" erforderlich (Latour 2000 [1999], 85 Abb. 2.21), bevor eine Fibel oder ein Hausgrundriss als Forschungsobjekte kartiert werden. Diese Transformationen sind selten beobachtbar, erfolgen vielfach routiniert und gelten als selbstverständliche und folgerichtige Bearbeitungsschritte an den Untersuchungsgegenständen. Sie sind jedoch auch mit weitreichenden Risiken und Nebenwirkungen verbunden, deren Diskussion im Folgenden aus historischer Perspektive skizziert werden soll. Der Zeitraum, den ich dafür betrachten werde, umfasst die drei Jahrzehnte zwischen 1870 und 1900. Damals teilten die meisten deutschen und europäischen ArchäologInnen[2] die Überzeugung, dass Karten die „Grundlage für die objektive Bearbeitung" nahezu sämtlicher Fragen zur ur- und frühgeschichtlichen Archäologie seien (Lissauer 1903, 124). Im Jahr 1871 berief deshalb die Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte (DGAEU)[3] eine

1 Kritisch zur *mapping*-Metapher in den zeitgenössischen Kulturwissenschaften: Picker 2010; Dünne 2013.

2 Eine institutionengeschichtliche Perspektive würde nur wenigen TeilnehmerInnen der hier behandelten Initiative den Status „ArchäologeIn" zuweisen, da im ausgehenden 19. Jahrhundert erst wenige archäologierelevante Einrichtungen wie Museen und Denkmalämter arbeiteten und noch keine reguläre Berufsausbildung für ArchäologInnen erfolgte. Eine solche Perspektive widerspräche aber der Selbstwahrnehmung und -bezeichnung der genannten Akteure und würde auch ihre Experimente und Forschungen als ‚vorinstitutionell' disqualifizieren. Damit wären ihre Beiträge aber entkoppelt von späteren methodischen Diskursen, für die sie von essentieller Bedeutung waren. Dementsprechend soll im Folgenden ganz bewusst von Archäologie, ArchäologInnen und archäologischer Forschung gesprochen werden. Über den Anteil von Frauen an der archäologischen Forschung des hier betrachteten Zeitraums kann derzeit immer noch nur spekuliert werden. Er ist aber als gering anzunehmen, wie die bislang wenigen Studien zum Thema nahelegen (Fries/Gutsmiedl-Schümann 2013). Auch für die hier vorgestellten Kartierungsinitiativen kann derzeit eine geringfügige Mitarbeit von Frauen, wenn auch mit einiger Berechtigung, nur vermutet werden, weshalb von ArchäologInnen zu sprechen sein wird, sofern nicht von einer Gruppe ausschließlich männlicher Archäologen die Rede sein wird.

3 Die DGAEU wurde 1870 nach dem Vorbild von Rudolf Virchows Berliner anthropologischen Gesellschaft gegründet und entwickelte sich schnell zur überregionalen, nationalen Plattform auch der frühen archäologischen Forschung (u.a. Pohle *et al.* 1969-1970).

Kartenkommission, die sich schnell zu einer wesentlichen diskursiven Struktur für diejenigen entwickelte, die sich um die Einführung und Standardisierung der archäologischen Kartographie bemühten (Grunwald 2012). Einige der dabei entwickelten experimentellen Karten möchte ich näher untersuchen.

Um die Transformationsleistung darstellen zu können, die stets zwischen Identifikation und Kartierung archäologischer Funde erbracht wird, möchte ich archäologisches Kartieren mit Rückgriff auf Bruno Latours Transformationsbegriff beschreiben. Latour gebrauchte ihn u.a. in seiner Studie zu einer interdisziplinären Expedition in den brasilianischen Urwald, mit der er seine These von der Hybridizität von Zeichen-Dingen zu belegen suchte (Latour 2000 [1999]).[4] In seinem Beispiel beobachtete er, wie Pflanzen, Sedimente oder ein ganzer Wald in analysierbare und als Zeichen und Worte kommunizierbare Untersuchungsgegenstände einer botanischen und bodenkundlichen Untersuchung transformiert wurden. Er sah dabei seine Überzeugung bestätigt – „There is no information, only transformation" (Lovink/Schultz 1997).[5] Latour beschreibt in seinem Beispiel die Transformations- oder Übersetzungskette zwischen Bodenprobe und einem eingemessenen Punkt auf einer Karte oder gemachten Beobachtungen und den Formulierungen in einem Abschlussbericht als eine Gewinn-/Verlustrechnung. Dieser Aspekt in Latours Darstellung soll auch im Folgenden interessieren. Ich werde dabei aber weder auf die Kritik an Latours Zeichen-Ding- und Zeichen-Zeichen-Relationen eingehen, die seinem am brasilianischen Beispiel dargestellten Konzept der zirkulierenden Referenz zugrunde liegen, noch die Frage diskutieren, ob archäologische Funde als artifizielle, ‚entdeckte' Dinge überhaupt Latours verschiedenen Objekt-Definitionen entsprechen (Kneer 2008, 286-295; Roßler 2008).[6]

Nach Latour geht mit jedem neuen, jeweils unterschiedlich langen und verschieden intensiven Schritt entlang dieses als Kette gedachten Transformationsprozesses beispielsweise die Lokalität oder die Materialität der Proben verloren. Gleichzeitig werden die Proben aber kompatibler, erfahren eine Standardisierung oder bessere Kommunizierbarkeit. Zwischen diesen stets „riskanten Zwischenschritten" der Transformation hin zu vielfältigen Inskriptionen liegen jeweils verlustreiche, allerdings nicht scharfe Brüche (Latour 2000 [1999], 70). Als Inskriptionen versteht Latour dabei alle Arten transformierter, materialisierter, analysierbarer Entitäten, durch die ursprünglich schwer fassbare oder immobile Phänomene mobil, analysierbar und kommunizierbar werden (Latour 2000 [1999], 375). Sein sehr

4 Ich möchte den OrganisatorInnen und TeilnehmerInnen der beiden Lesezirkel, die von den *key topics Identities* und *Transformation* des Excellenzclusters 264 „Topoi – The Formation and Transformation of Space and Knowledge in Ancient Civilizations" in Berlin veranstaltet werden, für zahlreiche anregende Diskussionen zu Latours Konzept der zirkulierenden Referenz danken!

5 Latour gebraucht damit einen engen Transformationsbegriff, wie er vor allem in der Semiotik zur Beschreibung der Überführung sinngleicher Zeichen in andere Zeichen genutzt wird. Dem gegenüber findet ein weiter Transformationsbegriff z.B. derzeit in den Kulturwissenschaften für die Beschreibung aneignender und konstruktiver Prozesse bei der Rezeption vergangener Wissensformen und -bestände oder Praktiken durch jüngere Rezeptionskulturen Anwendung (Töpfer/Böhme 2010; Böhme *et al.* 2011).

6 Inwieweit sich diese frühe kartographische Praxis nicht nur mit einem Aspekt, sondern Latours gesamtem Konzept der zirkulierenden Referenz beschreiben lässt, müssen weitere Arbeiten zeigen. Dafür wird nicht nur die kartographische Praxis einzelner Beiträger der frühen archäologischen Kartographie zu untersuchen sein, sondern auch die Rezeptionsgeschichte verschiedener Karten als Fortsetzung der hier skizzierten Transformationsketten.

weit gefasster Inskriptionen-Begriff soll im Folgenden zusammen mit dem engeren, wie ihn z.B. Sybille Krämer für die Diskussion diagrammatischer Inskriptionen gebraucht (Krämer 2011, 226-227), auf Fundberichte, Notizen, Fundortlisten und Karten im Rahmen archäologischer Wissensproduktion bezogen werden.

Für die Erforschung des brasilianischen Urwaldes erscheinen die verlustreichen Brüche zwischen den riskanten Zwischenschritten der Transformation als akzeptabler Preis dafür, den Untersuchungsgegenstand überhaupt analysieren zu können, denn der Wald bleibt erhalten und kann wiederholt untersucht werden. Archäologische Befunde als Überreste vergangener gesellschaftlicher Systeme sind dagegen schon allein durch Erhaltungs- und Überlieferungsbedingungen um einen unbekannten, aber wahrscheinlich sehr hohen Prozentsatz reduziert. Jede zusätzliche Reduktion während der Transformation hin zum Untersuchungsobjekt ist sehr viel problematischer als diejenigen an botanischen oder zoologischen Proben. Theoretisch könnten die erwähnten Transformationen kontrolliert ablaufen, denn der Ausgräber oder die Ausgräberin und alle involvierten Mit- und BearbeiterInnen der Funde und Befunde könnten sich aller riskanter Zwischenschritte bewusst sein. Und wären alle Beteiligten gleichermaßen kommunikationsstark, von hoher Lebenserwartung und mit hinreichenden ökonomischen Ressourcen ausgestattet, könnten diese unzähligen Zwischenschritte auch im Forschungsprozess mitkommuniziert werden. Praktisch jedoch klaffen seit je zwischen Ausgrabung und Auswertung oft große Zeiträume, wobei es kaum eine personelle Kontinuität gibt, so dass der Kreis derer, die ein Objekt teilweise über einen sehr langen Zeitraum hinweg erforschen, kontinuierlich größer wird.

Viele der Brüche, die Latour beschreibt, blieben aber selbst bei Videoüberwachung der Transformation der Dinge in Zeichen unbemerkt. Die Brüche vollziehen sich in Momenten wie diesem, wenn die Kollegin oder der Kollege sagt, „irgendwann bekommt man ein Gefühl für sein Material“, und es sind Entscheidungen wie „Rot soll auf der Karte die Bronzezeit darstellen, da der Hauptbestandteil von Bronze das rote Kupfer“ ist. Sie sind selten beobachtbar und kaum dokumentierbar und deshalb möchte ich sie aus wissenssoziologischer und wissenschaftshistorischer Perspektive als tote Winkel bezeichnen. Diese Winkel sind wie die verkehrstechnischen kaum auszuleuchten, aber doch lokalisierbar. Zum einen kann dies durch teilnehmende Beobachtung erfolgen, wie Latour es getan hat. Zum anderen kann, wie im vorliegenden Fall, versucht werden, diese Winkel durch die historiographische Auswertung von Publikationen und Diskussionsprotokollen festzustellen. Die zielführende Fragestellung dabei ist, welche der zahlreichen Transformationsschritte zwischen der Fundidentifikation und der Fundkartierung jeweils bewusst dokumentiert und diskutiert wurden – und welche nicht.

Der Forschungsstand zur Geschichte der archäologischen Kartographie ist für eine solche Fragestellung, verglichen mit demjenigen der allgemeinen (z.B. Kretschmer *et al*. 1986) und der sog. kritischen Kartographiegeschichte (u.a. Harley 1988; Harley/Woodward 1987/2007) oder den umfangreichen Auseinandersetzungen mit den Methoden und Ergebnissen Latours (u.a. Kneer *et al*. 2008), derzeit noch unzureichend (Grunwald 2012). Der vorliegende Beitrag ist daher ein erster Versuch, die methodischen toten Winkel der kartographischen

Praxis als einer Form der Bewältigung und Auswertung von Fundmassen in der frühen deutschen Archäologie zu lokalisieren und zur Diskussion zu stellen.

Kartographische Utopie und Realität

Für eine archäologische Kartographie stand im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts ein umfangreiches Set an Strategien und Routinen bereit und Karten wurden für ArchäologInnen ebenso wie für ihre Zeitgenossen im zivilen und beruflichen Alltag eine mediale Selbstverständlichkeit. Mit hoher Wahrscheinlichkeit waren die uns hier interessierenden Archäologen bereits als Schulkinder mit Karten intensiv in Kontakt gekommen; diejenigen unter ihnen, die in ihren Primärberufen Militärangehörige oder Vermessungsingenieure waren, hatten sogar eine entsprechende systematische Ausbildung erhalten (Grunwald 2012).

Besonders die wirtschaftlich erfolgreiche und wissenschaftlich überaus einflussreiche interdisziplinäre Atlaskartographie vermittelte die drei wesentlichen Potentiale der modernen Kartographie überzeugend. Mit Karten konnten erstens große Datenmengen auf ein kompaktes Format komprimiert und dem Auge als räumliche Konfiguration simultan vorgeführt werden. Dadurch ergab sich ein Tempovorteil gegenüber dem sequentiellen Lesen (Heintz/Huber 2001, 13). Karten visualisierten damit, was sonst gar nicht sichtbar war – die ganze Welt in einem Augenblick. Zweitens: Die vielfach mit Erklärungstexten und Legenden ausgestatteten zeitgenössischen Karten sind gekennzeichnet durch die Synthese diskursiver und ikonischer Merkmale und den Graphismus der Liniatur. Mit ihrer spezifischen Mischung aus Punkten, Strichen, Flächen und wörtlichen Einschreibungen sind sie damit jenseits der Bilder und diesseits der Sprache angesiedelt. Sie sind damit als kognitive ‚Denkzeuge' dem Sprachvermögen gleichzusetzen und wurden als solche akzeptiert (Krämer 2011, 226-227). Drittens: Karten verstetigten Raumwissen und machten es transportabel und kommunizierbar, wie es der Titel des 1930 von Jes Petersen veröffentlichten Taschenatlas versprach: man hatte „die ganze Welt in der Tasche" (Petersen 1930; Dünne 2011).

Zivile und professionelle kartographische Routinen und das etablierte Image der Karten als Medium von Raumordnungen gestalteten den Transfer der Karten in die archäologische Praxis in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts technisch, ideologisch und epistemisch nahezu barrierefrei. So waren Fundplatzkartierungen bereits seit Mitte des 19. Jahrhunderts gebräuchlich, als z.B. 1859 der Altertumsforscher und Mitarbeiter des Statistisch-topographischen Bureaus in Württemberg Karl Eduard Paulus (1803-1878) die „Archäologische Karte von Württemberg" veröffentlichte[7] und ein erster Vorschlag für eine prähistorische Karte Deutschlands gemacht wurde (Riecke 1859).

7 Auf einer topographischen Karte von Württemberg im Maßstab 1:200 000 hatte er „römische, altgermanische (keltische) u. fränkische (alemannische) Ueberreste" kartiert, die er selbst, Kollegen oder Vereinsmitglieder des von ihm 1843 mitbegründeten Württembergischen Altertumsvereins lokalisiert und oft auch untersucht hatten (Kreienbrink 2012; Grunwald 2012).

Zwanzig Jahre später war die deutsche Archäologie soweit in Vereinen und wissenschaftlichen Gesellschaften institutionalisiert und vernetzt, dass ein solcher Vorschlag als aussichtsreich erachtet wurde. Im Zeitraum der Reichsgründung gelang es dem ersten hauptamtlichen Bodendenkmalpfleger in Mecklenburg, Friedrich Lisch (1801-1883), die Generalversammlung der DGAEU von der Gründung einer Karten-Kommission zu überzeugen. Man wollte „die bemerkenswerthesten vorhistorischen Ansiedelungen, Befestigungen, Pfahlbauten, Höhlenwohnungen, Gräber und Grabfelder" Deutschlands erfassen und in einer „Prähistorischen Karte von Deutschland" verzeichnen (Fraas 1872, 27) – ein utopisches Unterfangen, wie sich zeigen sollte. Obwohl in keinem der vorliegenden Diskussionsbeiträge direkt von einem politischen Impetus dieses Projektes und lediglich vereinzelt von einer ‚patriotischen Aufgabe' gesprochen wird, liegt es doch nahe, diese Idee in eine Reihe mit anderen politisch orientierten Kartierungsprojekten zu stellen. Seit dem frühen 19. Jahrhundert unterstützten Vertreter verschiedener Disziplinen, vor allem der Geographie, die europäischen Nationalbewegungen, was besonders um 1848 zu einer nachweisbaren Kartenkonjunktur führte (Gugerli/Speich 2002; Schröder 2007). Ein weiterer Boom disziplinärer Raumdarstellungen des nunmehr geeinten Deutschland ist mit der deutschen Reichsgründung 1871 und kartographischen Innovationen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Verbindung zu bringen (Schröder 2007; 2011, 199-260). Besonders Nationalitäts- und statistische Sprachkarten dominierten dabei das Angebot (Labbé 2007) und dürfen als Inspiration für die ersten systematischen Kartierungsprojekte der deutschen Archäologie gelten. Darüber hinaus entwickelten auch Archäologen in anderen europäischen Staaten zeitgleich ähnliche Kartenprojekte, so in Frankreich, Polen und Schweden (Grunwald 2012).

Der Württemberger Geologe und Altertumsforscher Oscar Fraas (1824-1897) leitete die Kartenkommission der DGAEU seit ihrer Gründung 1871 und koordinierte die regionalen Zuarbeiten aus den deutschen Staaten sowie aus Österreich zur geplanten Deutschlandkarte.[8] Alle Mitglieder der deutschen anthropologischen Gesellschaft waren dazu aufgerufen worden, schriftlich oder auf Kartenskizzen „Steindenkmäler, Erdhügel, Einzelgräber oder Reihengräber, Urnen und Aschehügel, Höhlen mit Knochen, Pfahlbauten und Knochenabfälle" mit ihrer genauen Lage zu bezeichnen und der Kommission zuzusenden (Fraas 1877). Diesen Freiwilligen und regionalen Gesellschaften und Vereinen wurden

8 Mitglieder der Kommission waren der Geograph Heinrich Kiepert (Berlin), der Anthropologe und Altertumsforscher Rudolf Virchow (Berlin), der Anthropologe Hermann Schaaffhausen (Bonn), der Professor für Bergbau Ernst Heinrich von Dechen (Bonn), der Zoologe und Anatom Alexander Ecker (Freiburg), der Geologe Fridolin Sandberger (Würzburg), der Politiker und Altertumsforscher Moritz F. Essellen (Hamm), der Naturwissenschaftler und Altertumsforscher Ferdinand Wibel (Hamburg), der Zoologe und Paläontologe Karl Ludwig Rütimeyer (Basel), der Journalist Friedrich Anton Heller von Hellwald (Augsburg), der Theologe und Historiker Gottlieb Masch (Demern), der Altertumsforscher Rudolf Baier (Strahlsund), der Physiologe Wilhelm von Wittich (Königsberg) sowie als korrespondierende Mitglieder der Altertumsforscher Eduard Freiherr von Sacken (Wien), der Geologe Ferdinand von Hochstätten (Wien), der Kunsthistoriker und Altertumsforscher Friedrich Klopffleisch (Jena), der Berufsoffizier und Altertumsforscher August von Cohausen (Wiesbaden), der Bauingenieur (?) Wilhelm Hostmann (Celle), der Altertumsforscher Friedrich Lisch (Schwerin), der Historiker Gottfried Handelmann (Kiel) sowie der Berufsoffizier und Altertumsforscher Oskar Schuster (Freiberg/Sachsen) (Fraas 1872, 27).

die ihrem Arbeitsgebiet entsprechenden Blätter der Deutschlandkarte von Daniel G. Reymann zugesandt, auf denen die Funde mit Symbolen eingetragen werden sollten.[9] Zurückgeschickt an die Redaktion unter Fraas, sollten die Fundpunkte auf einer Version der Deutschlandkarte von Ernst H. von Dechen zusammengefasst und anschließend gedruckt werden (Fraas 1872; 1878).[10]

Anders als in Latours Urwald-Beispiel lag also der Forschungsprozess von der Fundentdeckung und -erschließung bis hin zur Kartierung nicht in den Händen eines kleinen, direkt kommunizierenden Teams. Er erstreckte sich auch nicht über einen verhältnismäßig kurzen Zeitraum von mehreren Wochen, sondern die Kartenkommission schaltete sich mit ihrem Aufruf um Fundortmeldungen in unzählige, bereits unterschiedlich lang andauernde Fund- und Fundplatzbiographien ein und mobilisierte zahlreiche Zuträger. Sie legte damit einen neuen Abzweig der jeweiligen Transformationsketten an. Die Funde verblieben zwar in ihren bisherigen Forschungszusammenhängen einzelner oder vernetzter Forscher oder Sammler, aber sie wurden nun auch in einen einzigartigen neuen kollektiven Diskurs eingebunden. Diese Abzweigung stellt den Beginn der von der Kartenkommission gestarteten Transformationskette dar und ist ein erster, in seinem Ausmaß nicht abzuschätzender epistemischer und wissenssoziologischer toter Winkel. Anders als in Latours Beispiel, wo VertreterInnen unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen durch ein adäquates Verständnis von Datenerhebung, -abstraktion und -analyse und vor allem durch direkte Zusammenarbeit miteinander verbunden waren, lieferte eine nicht zu rekonstruierende große Anzahl von Kooperationspartnern Daten zu Fraas nach Stuttgart. Deren Sammlungspraxis ist wiederum nur in Ausnahmefällen dokumentiert und deshalb kaum auswertbar.

Die freiwilligen Mitarbeiter an diesem Kartenprojekt waren in seinerzeit 26 Gruppen der DGAEU organisiert (Fraas 1878, 100). Sie vertraten eine Vielzahl von Professionen und besaßen unterschiedliche Kompetenzen und Motivationen für das Projekt (Daum 1998; Müller-Scheeßel 2012), ohne dass es aber für ihre archäologische Forschung verbindliche Standards der Ausgrabung, Dokumentation oder Konservierung von Funden gab. Dementsprechend waren die Arbeitsdauer, aber vor allem die Art und Qualität der Fund- und Befundmeldungen unkalkulierbar. Nachdem Fraas 1876 darüber geklagt hatte, dass nur 178 der 455 Blätter der Reymannschen Karte in Bearbeitung wären (Fraas 1876), und er wiederholt bat und ermahnte, dass Projekt doch engagierter zu unterstützen, nahmen die Fundmeldungen zu. Allein für das Vereinsjahr 1877/1878 konnte er den Eingang von 81 Kartenblättern mit Informationen zu 2409 Fundstellen vermelden (Fraas 1878, 99).

Leider lieferte Fraas in keinem seiner Berichte konkrete Angaben darüber, ob und wie die eingegangenen Meldungen evaluiert und wie viele weiterverarbeitet oder verworfen wurden. Deshalb lässt sich dieser tote Winkel vorläufig tatsächlich

---

9 Bezeichnung nach Reymann (1759-1837), dessen nationales Kartenwerk bis 1908 gebräuchlich war und das im Zeitraum der Kartenkommission in 455 Sektionen mit einer Blattgröße von je 34 cm x 23 cm im Maßstab 1:200 000 Mitteleuropa mit den deutschen Staaten im Zentrum darstellte.

10 Dechen (1800-1889) gab im Auftrag der Deutschen Geologischen Gesellschaft 1869/1870 die Geologische Karte von Deutschland im Maßstab 1:1 400 000 heraus. Die 16-teilige, auf Leinwand aufgezogene farbige Karte war insgesamt 95 x 81,5 cm groß (Lang 1994).

nur lokalisieren, aber nicht auszuleuchten. Fraas bemerkte lediglich vereinzelt, ob den Kartenblättern Fundstellenverzeichnisse beigegeben waren oder nicht. Dass die Fundmeldungen vielfach unzureichend gewesen sein müssen, deutete er nur vage an, wenn er von Zuträgern sprach, „die theils aber in einer gewissen Selbsttäuschung lebten, als ob sie Einzeichnungen in die Karte zu machen in der Lage wären, vor der wirklichen Arbeit aber zurückschreckten" (Fraas 1878, 98).

Experimentelle Kartographie

Ab 1871 lieferten die Beiträger zahlreiche sehr unterschiedliche Vorschläge dafür, wie der archäologische ‚Urwald' Deutschland kartographisch dargestellt werden könnte. Seitens der Kommission war man sich bewusst, dass „die ganze Karte erst durch einzelne Versuche hergestellt werden" könne (Fraas 1876) und ermutigte die Gesellschaftsmitglieder, solche Experimente zu wagen. Vor allem die süddeutschen Länder Bayern und Württemberg traten durch zügige und sehr engagierte Arbeiten hervor, während andere Gebiete lediglich vergleichsweise geringe Datenmengen oder gar keine Informationen an die Kommission meldeten. Die experimentellen Karten der süddeutschen Beiträger bildeten deshalb die Basis der methodischen Diskussionen dieses Verbundes und sollen hier besprochen werden.

Der Gymnasialprofessor und Altertumsforscher Friedrich Ohlenschlager (1840-1916) verantwortete im Auftrag der Münchner anthropologischen Gesellschaft die Erfassung aller archäologischen Fundplätze in Bayern, die aber in einem eigenständigen Kartenwerk veröffentlicht wurden (Ohlenschlager 1875; 1890; Böhmländer 1919/20).[11] Der württembergische Major a.D. Eugen von Tröltsch (1828-1901) übernahm im Auftrag der DGAEU die Kartierung der archäologischen Funde Südwestdeutschlands (Tröltsch 1879) sowie derjenigen aus Mecklenburg, Launeburg und Lübeck (Fraas 1880, 93-95) und schließlich der Jadeitfunde (Tröltsch 1885). Beide Männer legten ihre Arbeiten jeweils auf den Versammlungen der DGAEU vor und beschrieben dabei unterschiedlich umfangreich ihre Verfahrensweisen, die Intentionen für ihre jeweiligen graphischen Entscheidungen und ihre inhaltlichen Schlussfolgerungen aus den entstandenen Karten. Ohlenschlager vertrat dabei einen traditionellen kartographischen Weg, indem er Fundortinformationen durch Symbole am topographischen Platz auf der Karte darstellte und an ein tabellarisches Fundortinventar koppelte. Er kartierte ausschließlich Funde aus seinem eigenen bayrischen Arbeitsgebiet und war bestens in der regionalen Forschung vernetzt, so dass ihm wahrscheinlich eine Evaluation der eingegangenen und publizierten Fundmeldungen vielfach möglich war. Tröltsch dagegen bündelte lokale Fundplatzinformationen durch eine spezifische Farbgestaltung, um so einen Überblick über die regionale Verbreitung von Funden einzelner archäologischer Epochen zu bieten. Als praktisches Vorbild diente ihm die geologische Kartographie, vor allem geognostische Karten (Vai 2004). Auch

11 Bayern verfolgte damit „keineswegs partikularistische Tendenzen", wie es von der dortigen anthropologischen Gesellschaft hieß, sondern man sah sich in der Lage, durch eigene finanzielle Mittel die Karte zu publizieren (Zittel 1876), ohne sich vom Arbeitstempo der anderen deutschen Länder und den Mitteln der DGAEU abhängig zu machen, und damit schneller für die regionalen archäologischen Forschungen nutzen zu können. Auch bei anderen anthropologischen und medizinischen Kartenprojekten der DGAEU verfuhr die bayerische Sektion so.

die Kartenkommission vertrat Anfang der 1870er die Meinung, dem Archäologen seien Gräber, Befestigungen und Grabfunde *das*, was dem Geognosten Aufschlüsse, Steinbrüche und Eisenbahnlinien seien, und man sah sich an demselben methodischen Punkt wie die Geologie Ende des 18. Jahrhunderts (Fraas 1872, 27; Winchester 2001). Tröltsch war sicherlich mit den Forschungstraditionen und Netzwerken der südwestdeutschen archäologischen Forschung bestens vertraut und dadurch in der Lage, die Qualität der ihm zur Verfügung stehenden Fundinformationen abzuschätzen. Ob er in gleichem Maße mit den Forschungen im Rheinland oder Norddeutschland überblickte, darf bezweifelt werden.

Ohlenschlagers Kartenarbeit

Das Büro ist in Latours Beispiel die willkommene, da klimatisierte Alternative zum natürlichen Laboratorium des Urwaldes, in dem Arbeiten des Ordnens und des Vergleichens möglich sind, während der Urwald ein Ort des Sammelns ist (Latour 2000 [1999], 49-51; 57). Ohlenschlagers und Tröltschs mutmaßliche private Arbeitszimmer waren dagegen für beide ohne Alternative und ihre Beziehungen zu den gelieferten Fund- und Befundbiographien begann erst dort als Beitrag zum Kartenprojekt der Kommission. Allerdings griff Ohlenschlager dafür auch auf eine eigene ältere Sammlung von Fundinformationen zurück, die er für eine Karte „des römischen Bayerns“ angelegt hatte (Ohlenschlager 1875, 37). Er schrieb also auch eine ältere persönlich erarbeitete Transformationskette archäologischer Informationen fort.

Zwischen 1879 und 1890 publizierte Ohlenschlager 15 Karten, auf denen er die Mehrheit der seinerzeit bekannten archäologischen Funde aus ganz Bayern kartiert hatte. Einzelne Karten stellte er zuvor den Mitgliedern der DGAEU direkt zur Diskussion, so 1875 die drei Kartenblätter für die Regionen um Ulm, Regensburg und Ansbach.[12] Er hatte dafür aus Vereinsschriften, Reisebeschreibungen, Urkunden, Karten, Chroniken, „geschriebenen älteren Berichten“ sowie „freundlichen Mitteilungen der Gesellschaftsmitglieder“ (Ohlenschlager 1875, 38; 1879) die Lage von ca. 900 Fundstellen ermittelt, darunter 334 ausgezählte Grabhügelgruppen mit nahezu 7000 Grabhügeln sowie 326 nicht ausgezählte Grabhügelgruppen mit schätzungsweise 12000 einzelnen Grabhügeln (Ohlenschlager 1875, 37). Es fehlen leider Angaben darüber, von wie vielen Fundstellen er insgesamt Kenntnis erhielt und welche davon er aus welchen Gründen bei der Kartierung verwerfen musste. Hier zeigt sich also, anders als in Latours Beispiel, ein nächster, überaus scharfer Bruch innerhalb der Transformationskette zwischen der ursprünglichen Datenerhebung durch zahlreiche Zuträger und Ohlenschlagers Kartierung.

Ohlenschlager schaltete der Kartierung auf den Reymannschen Kartenblättern, wie sie von der Kommission vorgeschlagen worden war, zwei Kartierungsschritte vor. Zuerst markierte er die Fundpunkte auf großmaßstäbigen Katasterblättern im Maßstab 1:5000 (Ohlenschlager 1875, 38). Solche Gradabteilungskarten,

12 Es gab verschiedene Gründe für diesen langen Produktions- und Lieferzeitraum. Zum einen fertigte Ohlenschlager diese Karten ausschließlich in seiner Freizeit an und zum anderen fehlten am Beginn seiner Kartierungstätigkeit z.B. für das nördliche Bayern noch die entsprechenden Kartenblätter der Reymannschen Karte (Ohlenschlager 1875, 37; 1890).

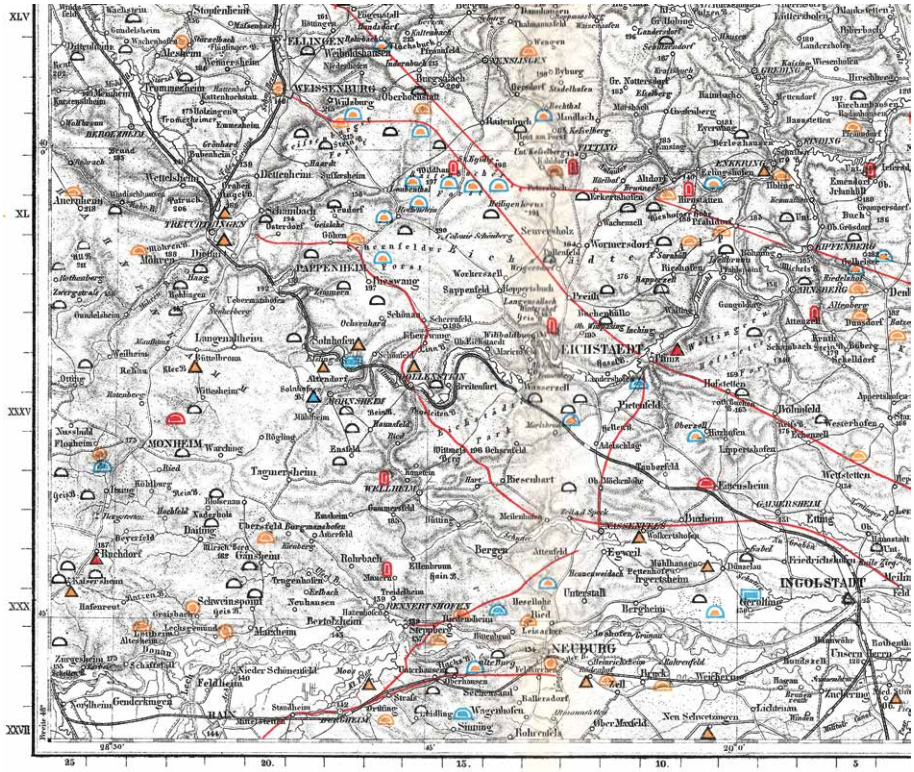


Abbildung 1: Ausschnitt aus Ohlenschlagers Kartenblatt zu Regensburg (Ohlenschlager 1881, Blatt 8).

deren Quadranten mit einer Seitenlänge von 8000 Fuß[13] durch Meridiane und Parallelkreise und nicht durch veränderliche Gebietsgrenzen gebildet wurden, empfahlen sich vor allem für eine langfristige Verwendung und damit für zukünftige Forschungen (Ohlenschlager 1875, 38). In einem zweiten Schritt fasste Ohlenschlager diese Markierungen auf einer Karte im Maßstab 1:20 000 zusammen, die dann als Grundlage für die Eintragungen auf den Reymannschen Kartenblättern dienten (Ohlenschlager 1875, 38; Abb. 1).

Für Ohlenschlager behielt die schriftliche Dokumentation der archäologischen Funde ihre Bedeutung bei, denn er kam frühzeitig zu der Einsicht, dass sich nicht alle Fundinformationen am topographischen Punkt darstellen lassen. Am Beispiel der Grabhügelfelder erklärte Ohlenschlager den Mitgliedern der DGAEU, dass bei zahlreichen Grabhügelfeldern nicht alle Hügel untersucht worden seien. Deshalb könnten nicht alle datiert werden und aus den untersuchten Hügeln lägen oftmals Grablegen unterschiedlicher Zeitstellung vor, wodurch die Zeichenanzahl zwangsläufig ins Unpraktikable potenziert würde (Ohlenschlager 1890, 146). „Durch unermüdliche Forschungen" sei die bisherige materielle Ordnung der Funde nach Stein, Bronze, Eisen „in zeitlich aufeinanderfolgende Gruppen zerlegt worden" und Ohlenschlager sah sich deshalb mit der Frage konfrontiert, „ob es

13 Seit 1872 entsprach 1 Fuß in Bayern einer Länge von ≈ 0,29 Meter; die Katasterquadranten hatten demnach eine Seitenlänge von ca. 2,3 km und entsprachen einem Gebiet von ca. 5,4 km².

Blatt 8. Regensburg.

Schicht	Reihe	Fundort	Zeichen in der Karte	Hügelgräber Gesammtzahl	Geöffnete Hügel	Reihengräber	Hügelbau	Körperreste	Werkzeuge u. Waffen	Schmuck	Gefässe
		NORD-WEST.									
N. XXVII.	W. 9.	Neuschwetzingen	△	.	.	.	.	.	B	B	
	15.	Sinninger Forst	⌓⌓	1	1	.	.	.	E?	.	
	16.	Leidling	⌓⌓	16	2						
	17.	Zw. Strass und Biding . . .	⌓	60	5	.	.	.	S	B	
XXVIII.	2.	Manching, Regenbogenschüsselchen	o								
	4.	Oberstimm, Bronzebeinschiene etc.	△	.	.	.	.	.	B	B	
	10.	Bruckerforst bei Rotheim .	⌓⌓	14	3	.	.	.	B	B	T
	11.	Zell im Zeller Eichet . . .	⌓⌓	8	?	.	.	.	B	.	T
	12.	Rödenhof, Bronzelanzenspitze .	△	.	.	.	.	B	B		
	15.	Zw. Höfelhof u. Oberhausen	⌓	10	5	.	.	B	E	B	T
		Zw. Oberhausen und der Kaiserburg	⌓	18	2	.	.	A	B?	.	T
	16.	Unterhauser Forst, Abth. Kahlberg u. beim Ziegler	⌓	6							
	17.	Moos, Bronzelanzenspitze . . .	△	.	.	.	.	.	B		
XXIX.	13.	Neuburg, Regenbogenschüsselch.	o								
	14.	Zw. Beutmühle u. Neuburg	⌓⌓	7							
	16.	Stettberger Hartl	⌓⌓	?	3	.	f	B	.	B	T
	21.	Lechsend, Regenbogenschüsselchen	o								
	22.	Leitheim	⌓	?	?	.	.	B	B	B	T
	25.	Zw. Lederstatt u. dem Schellenberg	⌓								
XXX.	1.	Zw. Irsching u. Knodorf. .	o								
	5.	Ingolstadt, verschiedenes . .	△								
	8.	Gerolfing im Löwenbuckel	⌓⌓	.	.	1	.	B	E	.	G
	9.	Zw. Bergheim u. Gerolfing	⌓⌓	11							
	—	— — — etwas s. der vorigen .	⌓⌓	c 20	?	.	.	.	B E	.	T
	13.	Leisacker	⌓⌓	1	.	.	c	B	B	B S	T
	14.	Bittenbrunn.	⌓⌓	?	1	.	.	B	E S	.	T
	15.	Riedensheim 1/4 St. n. . . .	⌓	12	.	.	d c	B	.	B	T
	20.	Schweinspoint im Götzenhölzel.	⌓								
	22.	Graisbach, Regenbogenschüsselchen	o								
	25.	Kaisheim, Bronzepfeilspitze .	△	.	.	.	.	.	B		
XXXI.	3.	Zw. Meiling und der Donau .	⌓	?							
	4.	Unterhaunstadt der „Krautbuckel“	⌓	1							
	8.	Bei der Gabel.	⌓⌓	2							
	9.	Mühlhausen.	△	.	.	.	.	.	.	B	
	13.	Attenfeld	⌓⌓	28	28	.	c d i	B	B E	B	T
	17.	Mauern	⌓	.	.	.	.	.	.	.	T
	20.	Gansheim, 1/4 St. sw. in den Krautgärten	⌓	19							
	21.	— 3/4 St. sw. im Himmelsschlag	⌓	10							
	24.	Buchdorf, Beil von Grünstein	△	.	.	.	.	.	S		
	—	Kaisheim im Walde Haidwang	⌓⌓								
	25.	Kaisheim, w. der Landstrasse	⌓⌓	7							
	—	— östl. der Landstrasse. . .	⌓	4							

Abbildung 2: Erste Seite der insgesamt 10 Seiten Fundortinventar zum Blatt Regensburg (Ohlenschlager 1881, 117).

nicht nöthig sei, diesen Unterschieden auch auf den späteren Blättern der Karte Ausdruck zu geben“ (Ohlenschlager 1890, 146). Er entschied, dass dadurch die Deutlichkeit der Karten belastet würde und lieferte diese Detailinformationen in einem „Fundbuch“ oder Fundortverzeichnis (Ohlenschlager 1875, 38; 1890, 96). Auch bei der Erstellung seiner Karten, die er der Kartenkommission 1879 vorlegte und die er demütig als „Probeblätter“ bezeichnete, hatte er vor einer solchen Entscheidung gestanden. Er hatte die ihm bekannten römischen Fundstellen und Schanzen nicht mit kartiert, „denn dieselben sind vielfach an den nämlichen Plätzen, wo sich auch die prähistorischen Fundstellen finden und es wären somit die Zeichen über- oder ineinander zu liegen gekommen“ (Ohlenschlager 1890, 96).

Ohlenschlagers Lösung für diese Probleme, das Fundortverzeichnis, war nach der Lage der Fundorte in den Katasterquadranten geordnet, „deren Reihen mit dem nördlichen Frauenthurm in München als Ausgangspunkt von Ost nach West mit römischen und von Süden nach Norden mit arabischen Ziffern bezeichnet“ waren. Jedem einzelnen Quadranten war ein Blatt im Fundverzeichnis zugeordnet, das alle Funde in diesem Bereich aufführte. Befunde, die über mehrere Quadranten reichten, wurden auf dem Blatt desjenigen mit der niedrigsten Nummer verzeichnet und auf den anderen Blättern erfolgte ein Verweis darauf. Zusammen mit einem Ortsnamensverzeichnis und einem einfachen Register ließe sich damit „jederzeit Alles, was in der Nähe einer Ortschaft gefunden wurde, leicht ermitteln“, wie Ohlenschlager zu Recht hoffte (Ohlenschlager 1875, 38). Im Fundortverzeichnis gab er neben dem geographischen Namen des Fundortes verbal die Fundart an, das Material und die Art der Informationsquelle darüber, also Publikationen, Sammlungsinventare oder Mitteilungen, womit es einem Fundortinventar entspricht (Abb. 2). Im ausführlichen Vorwort zu diesen ersten drei Karten waren die potentiellen Funde und Befunde aufgelistet, womit sowohl ein Überblick über den zeitgenössischen Kenntnisstand als auch über die regionalen Forschungsschwerpunkte geliefert wurde (Ohlenschlager 1875, IX–XVIII).[14] Die regionale bayrische Forschung konzentrierte sich demnach um 1875 wesentlich mehr auf Siedlungsbefunde mit einem vollständigen Fundspektrum von Metallobjekten über Keramik bis hin zu knöchernen Siedlungsabfällen als noch zur Jahrhundertmitte, als vor allem Grablegen und deren Beigaben interessierten. Zusätzlich lieferte Ohlenschlager im „Ortsnamensverzeichnis“ in einer Tabelle neben der Fundortbezeichnung durch Ziffern und Symbole Angaben zur Anzahl der Befunde und zur Anzahl der untersuchten Befunde sowie zur Art der Funde (Abb. 2). Damit trug er einerseits dem allgemeinen zeitgenössischen Interesse an der statistischen Aufbereitung von Daten Rechnung. Andererseits setzte die archäologische Forschung

14 „a. Vorgeschichtliche Wohnstätten“, womit unbefestigte Siedlungs- und Rastplätze aller Baumaterialien und Zeitstellungen gemeint waren; „b. Vorgeschichtliche Wirthschaftsabfälle“, die Siedlungs-, Produktions- und Schlachtabfälle aller Art umfaßten; „c. Vorgeschichtliche Geräthschaften“ einschließlich Waffen, Kleidung, Werkzeugen, Möbeln, Fahrzeugen aus allen Materialien; „d. Vorgeschichtliche Befestigungen“ aller Art sowie Damm- und Deichanlagen und Bergwerkspuren; „e. Vorgeschichtliche Opferplätze“, womit neben Einhegungen auch sog. Opfersteine, Quellen, Seen und alte Bäume gemeint waren; „f. Vorgeschichtliche Grabstätten“ wie „Einzelgräber, Massengräber, Reihengräber, Hühnengräber, Heidengräber, Riesenbetten, Bülzenbetten, Schlachtfelder“ sowie Holz- und Steinsärge; verwiesen wurde ausdrücklich auf den Grabinhalt aus menschlichen Überresten aller Art und auf die potentiellen Beigaben; „g. Thierische und pflanzliche Reste“ (Ohlenschlager 1875, IX – XII).

Grabhügel: ohne Fund. mit Steinf. mit Bronzef. Bronze u. Eisen. mit Eisen.
Reihengräber: Einzelnfunde: unbestimmt. Stein. Bronze. Eisen.
Höhlen u. unterird. Gänge: natürl. künstl.
Münzen: (Regenbogenschüsselchen): v. Gold.
Römische Gränzlinie (Teufelsmauer): Römische Strafse:

Abbildung 3: Legende zu Ohlenschlagers Kartenblatt zu Regensburg (Ohlenschlager 1881, Blatt 8).

traditionell Fundreichtum mit umfangreicher Besiedlung gleich, und Ohlenschlagers Datenaufbereitung verstärkte wahrscheinlich diesen Blickwinkel.

Ohlenschlager verzeichnete auf seinen Karten, auch auf den dreien von 1875, jeweils Grabhügel, Reihengräber, Einzelfunde, Höhlen, sog. Trichtergruben, Münzen und Regenbogenschüsselchen sowie römische Straßen. Das Material der einzelnen Fundpunkte gab er mit der Einfärbung der genannten Symbole an: Rot für Stein, Gelborange für Bronze, Blau für Eisen und Weiß bei unklarer Zuordnung (Abb. 3). Die Kartenblätter zu Ulm und Ansbach trugen darüber hinaus noch kleinere, in größerem Maßstab ausgeführte Karten.[15] Darauf markierte er sog. Hochäcker, Schanzen und Erdwerke. Er teilte mit, dass er jedoch nicht alle dieser Anlagen aufgenommen habe, denn dies hätte eine Erweiterung des Manuskriptes und der Karten bedeutet, die in der nur zwölftägigen Vorbereitungszeit des Manuskriptes für die Drucklegung nicht zu leisten gewesen wäre (Ohlenschlager 1875, XX–XXI). Hier zeigt sich ein weiterer, nicht abzuschätzenden Bruch zwischen den Fundortdaten, die Ohlenschlager zugänglich waren und denjenigen, die er in seinen Karten und Fundortverzeichnissen weitergab, und der durch die beschriebene Zeitnot eine zusätzliche, gänzlich unkalkulierbare Schärfe gewinnt.

Tröltschs Kartenarbeit

Die Diskussionen um die Kartierbarkeit der Vorgeschichte Deutschlands sind oftmals leidenschaftlich geführt worden. Es gab wiederholt Zweifel am Unternehmen selbst, an der Arbeitsmoral der Beiträger und hin und wieder auch daran, womit eigentlich Vergangenheit darzustellen sei. Fraas konstatierte noch während der im August 1880 in Berlin veranstalteten Ausstellung „Prähistorischer und Anthropologischer Funde Deutschlands“, die von der DGAEU organisiert worden war (Voss 1880), dass sie „das thatsächliche Bild von der Vorgeschichte“ Deutschlands zeigen würde. Demgegenüber sei die geplante Karte „nur eine

15 Karte Ulm: Umgebung von Bruck am Amper (M 1:50 000); Karte Ansbach: schematischer „Plan der 74 Reihengräber bei Langweid“, schematischer „Plan der Reihengräber bei Nordendorf“ und „Grundplan von Nordendorf und dem dortigen Reihengräberfeld“ (M 1:5 000).

gemalte Darstellung unseres Wissens um die Vorgeschichte, eine graphische Behandlung des reichen Stoffes, der vor uns liegt“ (Fraas 1880, 92). Fraas war offenbar überwältigt von den reichen Fundmassen und den vielfachen Parallelen zwischen den gezeigten Funden und Befunden ganz unterschiedlicher Herkunft. Deshalb bezeichnete er die Berliner Schau als „einen Wendepunkt in betreff der Behandlung der prähistorischen Karte“, da sie zeige, „dass wir nothwendig verschiedene Kartenbilder brauchen, um je in einem derselben die Vertheilung der prähistorischen Periode über den Boden Deutschlands vor Augen zu haben“ (Fraas 1880, 96). Fraas schlug eine Anordnung sowohl der realen Funde als auch der kartierten Funde „nach einem sachlichen archäologischen Prinzip“ vor (Fraas 1880, 92). Indem er sich damit für eine Typenkartierung statt einem kartographischen Fundinventar aussprach, lud er die Mitstreiter in der Kartenkommission zu einer Art frühen *material turn* in der deutschen Prähistorischen Archäologie ein. Die Notwendigkeit, Ordnung in die archäologischen Massen zu bringen, drängte sich offensichtlich stärker als jemals zuvor in der Geschichte der archäologischen Forschung auf.

Tröltsch hatte bereits ein Jahr vorher, 1879, auf der 10. allgemeinen Versammlung der DGAEU in Straßburg seinen Vorschlag zur archäologischen Deutschlandkarte vorgelegt und dieser Entwurf entsprach bereits teilweise Fraas' Vorstellungen.[16] Tröltsch hatte auf einem Kartenausschnitt (Maßstab 1:1 000 000) archäologische Funde aus Südwestdeutschland und der Schweiz kartiert (Abb. 4). Innerhalb von 10 Monaten hatte er dafür Manuskriptkarten von vier kooperierenden Gesellschaftsmitgliedern sowie Angaben in „über 50, zum Theil sehr umfangreichen Werken“ ausgewertet und die Daten kartiert (Tröltsch 1879, 92). Mit der Versicherung, nur die zuverlässigste Literatur benutzt zu haben und die Zuhörer nicht langweilen zu wollen, verzichtete er auf die Angabe dieser Quellen. Diese Entscheidung wiegt umso schwerer, da der Karte auch kein Fundortverzeichnis o.ä. beigegeben ist (Tröltsch 1879, 92). Hier zeigt sich deshalb ein deutlich schärferer Bruch zwischen der kollektiven Datensammlung und der Kartenarbeit des Einzelnen als bei den Arbeiten Ohlenschlagers.

Tröltsch hatte für seine Kartierung „diejenigen Punkte, welche einen sicheren chronologischen Anhalt boten“, als „für die Beurteilung des Localverbandes“ grundlegend betrachtet. Er verband Fundpunkte gleicher Zeitstellung und mit einem Abstand von 1 Meile zu Flächen („Kurvenflächen“) und kolorierte sie (Tröltsch 1879, 92; 1881, 96). Im Vorjahr hatte sich die Kartenkommission auf der allgemeinen Versammlung der DGAEU in Kiel über die Farbgebung der Epochen bzw. Materialgruppen geeinigt und Tröltsch folgte diesem Votum: Ältere Steinzeit (Zinnober), Jüngere Steinzeit (Rot), Bronze (Gelb), Eisen (Blau), Bronze und Eisen (Grün) sowie Weiß für chronologisch oder materiell unbestimmte Funde oder Befunde (Fraas 1878). In die so entstandenen Farbflächen platzierte Tröltsch Signaturen, die er für 21 in seinem Darstellungsraum relevante Befundarten und Funde gewählt hatte, wobei er die von der DGAEU empfohlenen teilweise übernahm, aber auch abwandelte bzw. neue Signaturen entwickelte (Grunwald 2012).

16 Schon zwei Jahre früher hatte er den Mitgliedern der 8. allgemeinen Versammlung der DGAEU in Konstanz seine „Prähistorische Karte des Bodensees und Umgebung“ präsentiert (Tröltsch 1877).

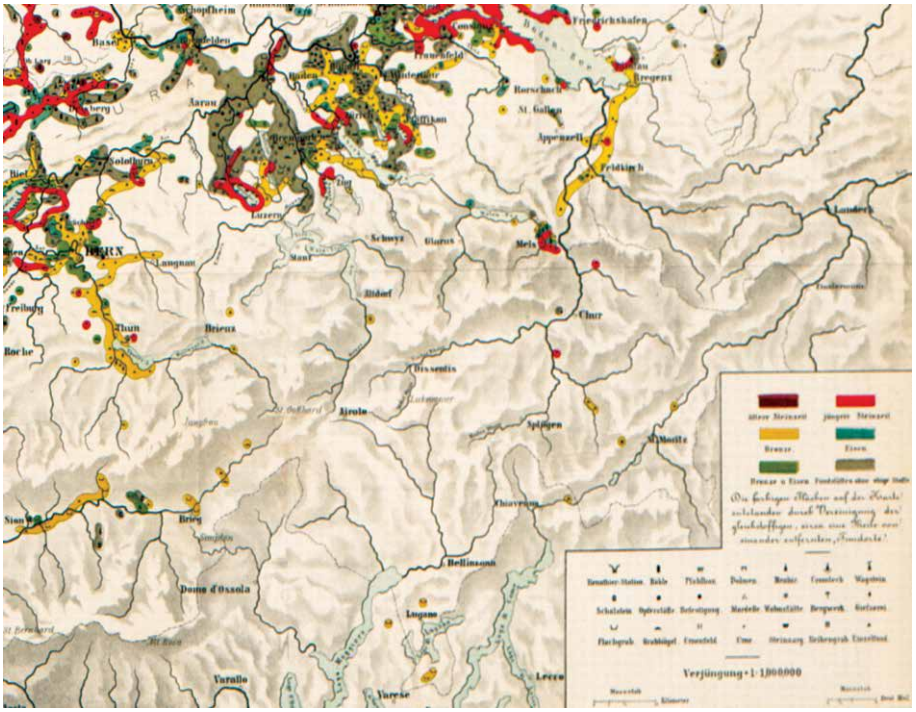


Abbildung 4: Tröltschs Kartierung archäologischer Funde in Südwestdeutschland und der Schweiz nach Art der geologischen Karten (Tröltsch 1879).

Tröltsch darf als einer der eifrigsten Mitarbeiter des Kartenprojektes bezeichnet werden und war innerhalb der DGAEU schnell „als Kartograph rühmlich bekannt" (Fraas 1878, 99). Bereits 1880 legte er, der Südwestdeutschlandkarte vergleichbar, die Kartierung der prähistorischen Funde von Mecklenburg, Lauenburg und Lübeck vor (Fraas 1880, 93-95). Tröltsch hatte dafür alle verfügbaren Publikationen zur Region ausgewertet, aber keinerlei zeitgenössische Fundmeldungen oder Kartierungsvorarbeiten zur Verfügung gehabt (Fraas 1880, 95). Fraas, der den Beiträgen Tröltschs große Anerkennung entgegenbrachte, kam angesichts des unübersichtlichen Kartenbildes und des wiederum fehlenden Fundortverzeichnisses zu der Überzeugung, dass statt einer großen Karte für Deutschland vier Karten zu erstellen seien. Er schlug vor, Karten jeweils für die Funde und Befunde der älteren Steinzeit, der jüngeren Steinzeit („die geschliffene Steinzeit"), der „Periode bis zur römischen Okkupation" einschließlich der römischen Zeit und schließlich der nachrömischen Zeit bis zur Merowingerzeit anzufertigen, wobei die jeweiligen Fundplätze monochrom koloriert sein sollten nach dem z.B. von Tröltsch genutzten Farbschema (Fraas 1880, 95). Erstaunlicherweise führte Fraas an dieser Stelle erstmals die nicht genau definierte ‚Öffentlichkeit' als Rezipienten der geplanten Karten an. Er äußerte die Befürchtung, diese würde von umfangreichen Kartenlegenden und unzähligen Signaturen abgeschreckt und geplagt, obwohl man doch „Propaganda" machen wolle für die Wissenschaft. Daher sei es von Interesse, das Publikum mit übersichtlichen, jeweils einfarbigen Epochenkarten zu erfreuen (Fraas 1880, 95-96). Die Aufklärung der Öffentlichkeit über die Methoden und Ziele der Archäologie,

verbunden mit der Warnung vor kontinuierlichem Denkmälerverlust, galt seit den entsprechenden Agitationen solcher Denkmalschutzpioniere wie Karl Benjamin Preusker in Sachsen (Smolnik 2011) als Weg, zivilen wie gesetzlichen Denkmalschutz herbeizuführen. Dieser Themenkomplex lieferte bereits dem ersten Aufruf zu einer archäologischen Deutschlandkarte ein wesentliches Argument (Riecke 1859, 286) und sollte bis in die Zeit der Weimarer Republik ein wesentliches Motiv für die Arbeit der ArchäologInnen in der DGAEU und der meisten anderen archäologischen Gesellschaften und Vereine bleiben. Die geplante Deutschlandkarte war fest verankert in diesen Interessen und Zielen der ArchäologInnen der DGAEU und deshalb sollte sie deutschlandweiten schützenswerten Fundreichtum überzeugend visualisieren.

Entsprechend Fraas' Vision von 1880 in Berlin legte Tröltsch schon auf der zwölften allgemeinen Versammlung der DGAEU in Regensburg 1881 einen solchen Satz aus vier Karten der vorgeschichtlichen Funde Schleswig-Holsteins vor (Tröltsch 1881).[17] Bei der Präsentation dieses Versuches beschränkte er sich wieder auf die knappe Nennung seiner Quellen, in diesem Falle mehrerer regionaler Übersichtswerke und der Fundortlisten dreier regionaler Forscher (Tröltsch 1881, 95). Tröltschs Verfahren, die Farbflächen und Fundpunkte ohne schriftliche Referenzen scheinbar für sich sprechen zu lassen, und sein Ziel, nicht nur eine Funddokumentation, sondern visuelle Synthesen archäologischer Epochen oder Befundgruppen zu bieten, wurde zumindest in den überlieferten Diskussionen und Vorträgen der Kartenkommission nie direkt kritisiert. Allein im Lob über solche Kartierungsbeiträge, die mit Fundortlisten ergänzt wurden, wird aber deutlich, dass man der Reversibilität der kartierten Daten doch Bedeutung beimaß und Karten mit Fundortlisten als vielfältig nutzbare Inskriptionen verstand und erhoffte.

Tröltsch scheint anders als die meisten Zuträger der Kartenkommission für seine kartographischen Experimente Anregung bei zeitgenössischen thematischen Kartographien gesucht und auch gefunden zu haben. So hatte er Ende der 1870er Jahre der Kartenkommission vorgeschlagen, auf der geplanten Deutschland-Karte die „procentuale[n] Verhältnisse der Stein-, Bronze- und Eisenfunde" eines Fundgebietes oder Fundortes zu thematisieren und durch farbige, dem Prozentsatz entsprechende Nuancierung von Kurvenflächen darzustellen (Fraas 1878, 99), wie es seinerzeit vor allem in der demographischen Forschung modern war (Pinwinkler 2005, 238). Tröltsch sprach sich aber auch bereits 1879 gegen die Illusion aus, dass das gesamte prähistorische Fundspektrum Deutschlands auf einer einzigen Karte dargestellt werden könne. Ausgehend von seinem ersten eigenen Beitrag empfahl er der Kommission, die geplante Deutschlandkarte in mindestens fünf Blättern vorzulegen (Tröltsch 1879, 96).[18]

Im Jahr 1883 präsentierte er vor der Kartenkommission mit seiner „Fund-Statistik der vorrömischen Metallzeit im Rheingebiete" seine Vorstellungen einer ausdrucksstarken archäologischen Kartographie (Tröltsch 1883), die er

17 Karte (1) der jungsteinzeitlichen Funde, (2) der Steingräber sowie der Kjökken-Möddingers und Feuersteinwerkplätzen, (3) der Grabhügel und Bronzewerkstätten und (4) der Urnengräber, Befestigungen und Runenfunde (Tröltsch 1881).

18 „eine Karte der prähistorischen Stoffe, anzugeben in farbigen Flächen und Punkten", eine „Karte der beiden Steinperioden", eine „Karte der Metallzeit mit Weglassung der Reihengräber", eine „spezielle Karte der Grabhügel" und eventuell eine „Reihengräber-Karte" (Tröltsch 1879, 96).

Bronze.

Schmuck u. a. Geräthe.

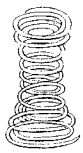
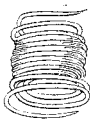
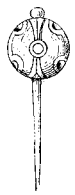
Fundgegenstände	Schweiz, Tirol, Vorarlberg			Elsass-Lothringen			Baden			Württemberg, Hohenzollern		
	Fundort	präh. Denkmal	Sammlung	Fundort	präh. Denkmal	Sammlung	Fundort	präh. Denkmal	Sammlung	Fundort	präh. Denkmal	Sammlung
72.  Armschmuck.	Estavayer	P. B.	p. 6	Hagenau	G. H.	c. 6	Konstanz	—	—			
	Font u. andere Pfahlbaustationen?	„	„				Seefelden	—	a. 4			
	Montsalvens	G. H.	„				Weilheim	—	„			
	Wangen a. Aare	F. G.	p. 2									
73.  Armschmuck.	Charpigny	F. G.	p. 8	Hagenau	G. H.	c. 6	Hohenstaufen	K. F.	a. 7	Böckingen	—	—
	Gönnersbrunn v. Gold, Fingerring	G. H.	p. 13	Heidolsheim v. Gold	F. G.	c. 4	Huttenheim	U. F.	„	Schwörzkirch	G. H.	k. 18
	Neuenburger-See	P. B.	p. 19				Rappenau	G. H.	„	Trochtelfingen	„	f. 1
	Ollon	—	p. 8				Sinsheim	„	„	unbekannt	—	k. 3
	Schlatt	G. H.	p. 19				U. Uhldingen	P. B.	a. 9			
	Stein	„	p. 13				Wallstadt	F. G.	a. 10			
	Wippei Fingerring	„	„									
74. 	Auvernier	P. B.	p. 2. 3				Hagnau ähnlich	P. B.	a. 9	Magolsheim ohne Verzierung	G. H.	k. 20
	Bevais	„	„				Ranenegg	„	„			
	Cortaillod	„	„				Sipplingen ähnlich	„	k. 11			
	Dörflingen	G. H.	—						a. 11			
	Estavayer	P. B.	p. 2				U. Uhldingen ähnlich, 3 Ex.	„	k. 1			
	Montilier	P. B.	p. 3. 6									
	Mörigen	„	p. 11									
	Nidau	„	p. 3									
	Sitten	F. G.	—									
	Zürich	P. B.	p. 19									
	Häufig in allen Bronze-Stationen des Bieler- und Neuenburger-Sees.											

Abbildung 5: Auszug aus Tröltschs „Fund-Statistik der vorrömischen Metallzeit im Rheingebiete", bei der die Karten bereits nicht mehr im Mittelpunkt stehen, sondern die aufbereiteten Funddaten (Tröltsch 1884, 34).

selbst nicht mehr nur als Versuch betrachtete und daher im folgenden Jahr als Buch veröffentlichte (Tröltsch 1884). Nicht die sechs Karten waren die Essenz dieser Publikation, sondern eine Tabelle. Sie wies für fortlaufend nummerierte

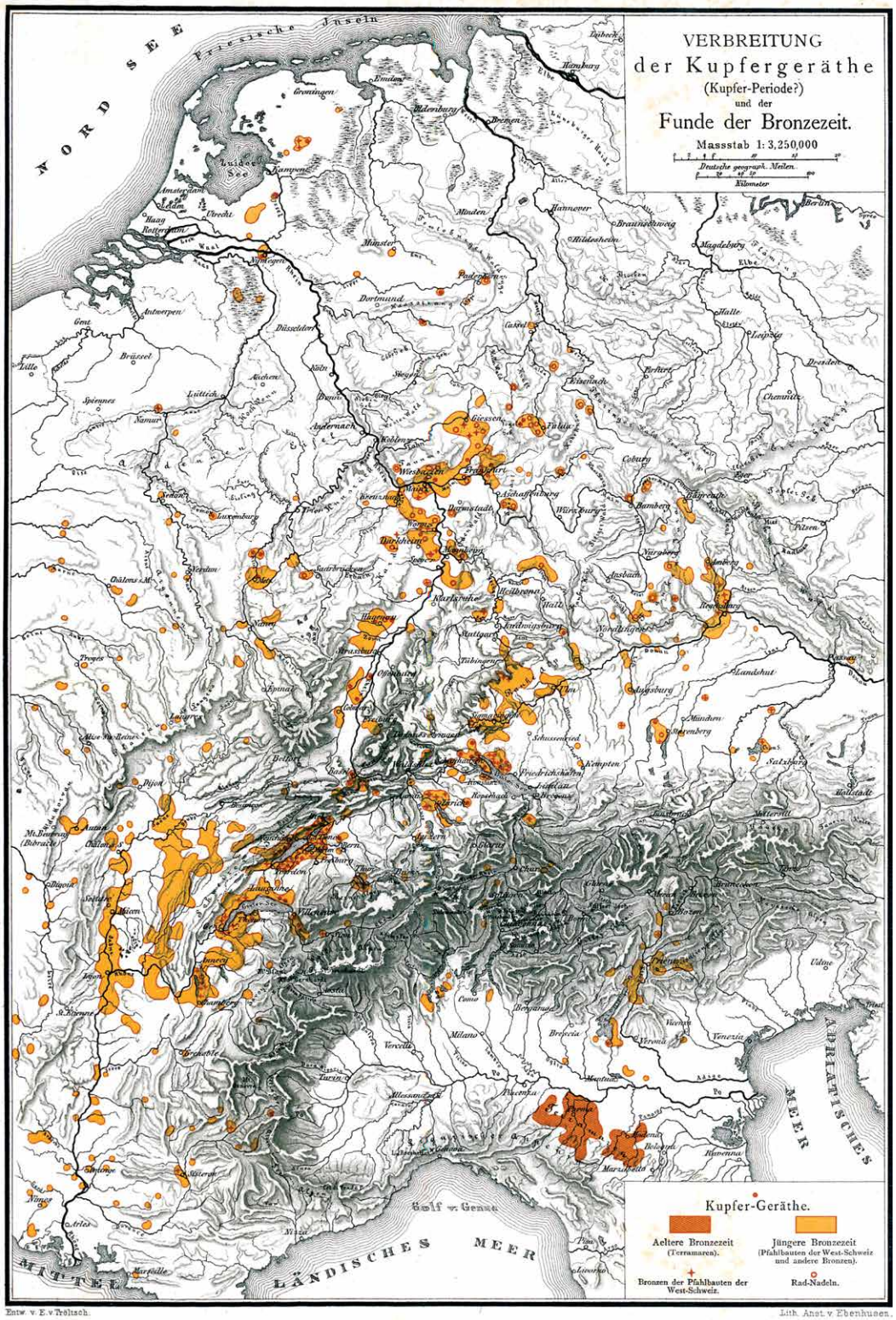


Abbildung 6: Tröltschs Verbreitungskarte der Kupferfunde der älteren und jüngeren Bronzezeit in Mitteleuropa (Tröltsch 1884).

123 bronze- und eisenzeitliche Fundtypen[19] deren Fundorte innerhalb von neun mittel- und südeuropäischen Fundprovinzen[20] samt Objektskizzen aus (Tröltsch 1884, 7-91; Abb. 5). In einer weiteren Übersicht listete Tröltsch für 12 Fundprovinzen „außerhalb des Rheingebietes" durch Angabe der Fundorte die Verbreitung von spätbronze- und früheisenzeitlichen Schmuck-, Waffen-, Fahrzeug- und Gefäßformen auf (Tröltsch 1884, 93-95).[21] In einer nach Fundtypen geordneten zweiseitigen Liste wies er weiterhin jeden dieser Typen einer der vier „Hauptperioden der vorrömischen Metall-Zeit" zu (Tröltsch 1884, 96-97) und in einem abschließenden, siebzehnseitigen alphabetischen Fundortverzeichnis korrelierte er Fundort und Fundtyp miteinander (Tröltsch 1884, 102-119). Für diese Veröffentlichung hatte Tröltsch 70 Kartenblätter, die der Kartenkommission zugegangen waren, sowie Fragebögen ausgewertet, die an 80 archäologische Sammlungen versandt worden waren. Zusätzlich hatte er u.a. publizierte Fundberichte berücksichtigt, die er in einer Literaturliste angab, die aber nicht mit den einzelnen Funden korreliert werden können; eine Zuordnung der Funde zu den jeweiligen Sammlungen ist dagegen möglich. Tröltsch kartierte die Daten zu etwa 5000 Fundorten wieder als ‚Kurvenflächen' auf einer physischen Karte im Maßstab 1:3 250 000, die Mitteleuropa von der Rheinmündung bis zur Adria bzw. bis zum Golf von Genua zeigt (Abb. 6).

In seinem Vorwort dazu schrieb Tröltsch, für die Verwertung des Fundmaterials für die Forschung sei es erforderlich, „zunächst nur die Haupt- und die wichtigsten Nebenformen in Betracht zu ziehen, seltenere Objekte aber, und solche ohne typologische Bedeutung auszuscheiden" (Tröltsch 1884, IV). In seinem ‚Nachtrag' zählte er diejenigen Objekte „ohne oder mit wenig charakteristischen Formen" auf, von „seltenem Vorkommen" und solche, die erst während des Drucks bekannt geworden sind (Tröltsch 1884, 14). Er ließ offen, wie er Wichtiges von Unwichtigem, Haupt- von Nebenformen trennte und wieweit er sich dabei an zeitgenössischen Fachdebatten orientierte. Mit der Typisierung der Funde eröffneten Archäologen wie Tröltsch einen neuen Transformationsschritt, der erst im Verlauf der nächsten Jahrzehnte hinterfragt und methodisch stabilisiert werden sollte. Hinsichtlich unserer Fragestellung zeigt sich hier ein weitläufiger toter Winkel, der seine Fortsetzung in der graphischen Umsetzung dieses Transformationsschrittes fand. Es ist unklar, warum Tröltsch zu den epochenspezifischen ‚Kurvenflächen' noch Signaturen einzelner Funde kartierte und unter welchen Gesichtspunkten er diese auswählte. Seine Kartierung der ‚vorrömischen Verkehrswege' allein anhand der Fundverteilung erscheint heute vollends spekulativ (Tröltsch 1884, IV; Abb. 7).

---

19 Fundarten: Bronzefunde (div. Schmuckformen, Waffen und Geräte), Bronze-Eisen-Funde (div. Gefäße, Schutz- und Angriffswaffen), Kupferfunde (div. Waffen, Schmuck, Geräte), bronzener Massenfunde, Reste von Bronzewerkstätten, Eisenfunde (div. Waffen, Schmuck und Geräte), Gold- und Silberfunde (div. Schmuck), Glasfunde, Bernsteinfunde, Keramik (div. Gefäßarten), vorrömische Münzen (Regenbogenschüsselchen, div. gallische und etruskische Münzen).

20 Schweiz, Tirol, Voralberg; Elsaß-Lothringen; Baden; Württemberg, Hohenzollern; Bayern; Pfalz, Groß Hessen und Hessen-Nassau; Rheinprovinz und Westfalen; Belgien und Holland sowie Frankreich und Italien.

21 In einem „Verzeichnis der prähistorischen Sammlungen im Rheingebiete und in den angrenzenden Ländern" listete Tröltsch 184 deutsche Sammlungen und 112 weitere europäische Sammlungen auf (Tröltsch 1884, 99-101).

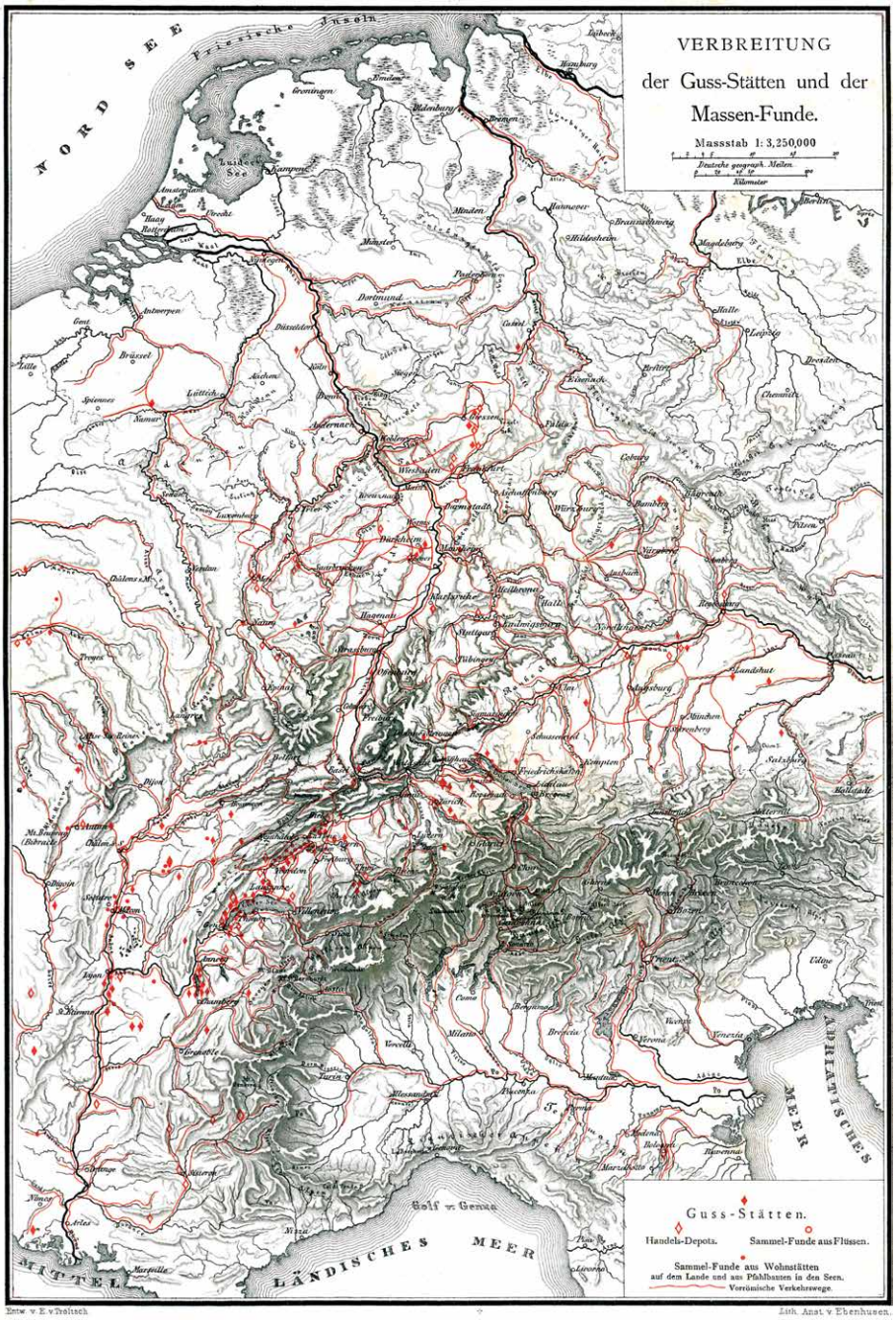


Abbildung 7: Tröltschs Rekonstruktion „vorrömischer Verkehrswege“ auf seiner Kartierung der Metallwerkstätten und Depotfunde in Mitteleuropa (Tröltsch 1884).

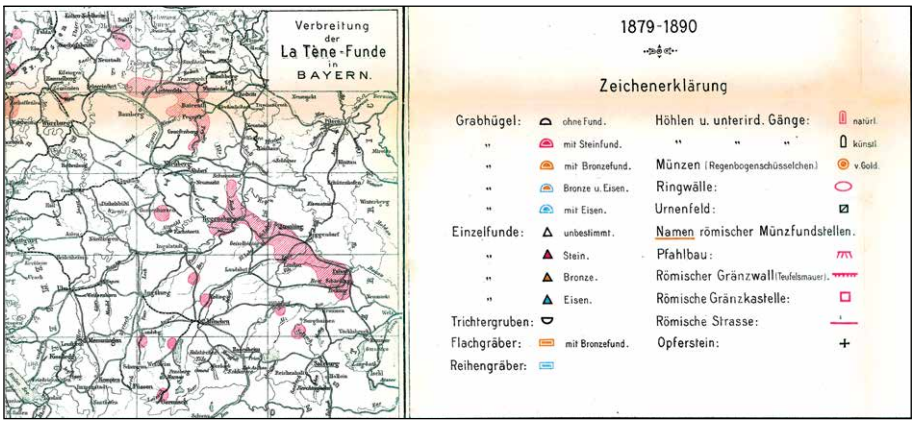


Abbildung 8: Ausschnitt aus der vierteiligen Karte zu den prähistorischen Funden in Bayern von Ohlenschlager (Ohlenschlager 1890, Blatt 3).

„Ein volles Bild von der Vorgeschichte“[22]

Angesichts methodischer Weiterentwicklungen bei gleichzeitig steigendem Fundaufkommen und mangelhaften Zuarbeiten zur Kommissionsarbeit konstatierte Fraas schließlich 1888: „Was vor 10 Jahren angefangen wurde in den Karten, ist heutzutage sehr zweifelhaft. Es wird sich darum handeln, dass wir nicht so fort machen wie seither, sondern es wird sich wohl um eine neue Art handeln. […] Alles, was bisher geliefert wurde, kann man wohl als angenehmen Beitrag ansehen, nicht aber als Basis“ (Fraas 1889, 227). Man beschloss, statt der nationalen Strategie eine regionale u.a. nach bayerischem Vorbild zu verfolgen und löste die Kartenkommission 1889 auf. Nun galt auch die ‚Idee einer Kommission‘ als gescheiterte Fiktion. Virchow schlug deshalb erfolgreich vor, statt einer Gruppe vorläufig allein den Generalsekretär der DGAEU, den Anthropologen Johannes Ranke (1836-1916) in München, mit der weiteren Sammlung eingehender Vorschläge zu betrauen. Wenn „erst reiches Material da ist, [könne] man wieder eine Kommission zur Durcharbeitung einsetzen“ (Virchow 1889).[23]

Das Unvermögen, eine konzertierte Arbeit durchzuführen, ließ die gesamtdeutschen Ambitionen vorerst versiegen und beförderte langfristig die Vielfalt regionaler archäologischer Kartographietraditionen. So stellte Ohlenschlager 1890 auf einer von drei weiteren Karten zu Bayern seinen Versuch vor, die Gebiete durch rot schraffierte ‚Kurvenflächen‘ darzustellen, innerhalb welcher die Steinfunde, Funde der sog. Bronzezeit, der Hallstatt- und La Tènezeit in Bayern gemacht wurden (auf Kartenblatt 3; Abb. 8). Er folgte damit den Vorschlägen Fraas’ und Tröltschs, gab aber zu bedenken, die Karten würden selbstverständlich nur „die Verbreitung der ausgegrabenen und zu unserer Kenntnis gelangten Funde“ wiedergeben (Ohlenschlager 1890, 99). Damit erinnerte er an die unzähligen,

22 Beltz 1901, 10.

23 Der Mediziner und Anthropologe Ranke beförderte in Süddeutschland die anthropologische und archäologische Forschung auf vergleichbare Art wie Virchow in Ostdeutschland. Er leitete die 1885 als Abteilung der Paläontologischen Sammlung gegründete Prähistorischen Sammlung (u.a. Ziegelmayer 2003).

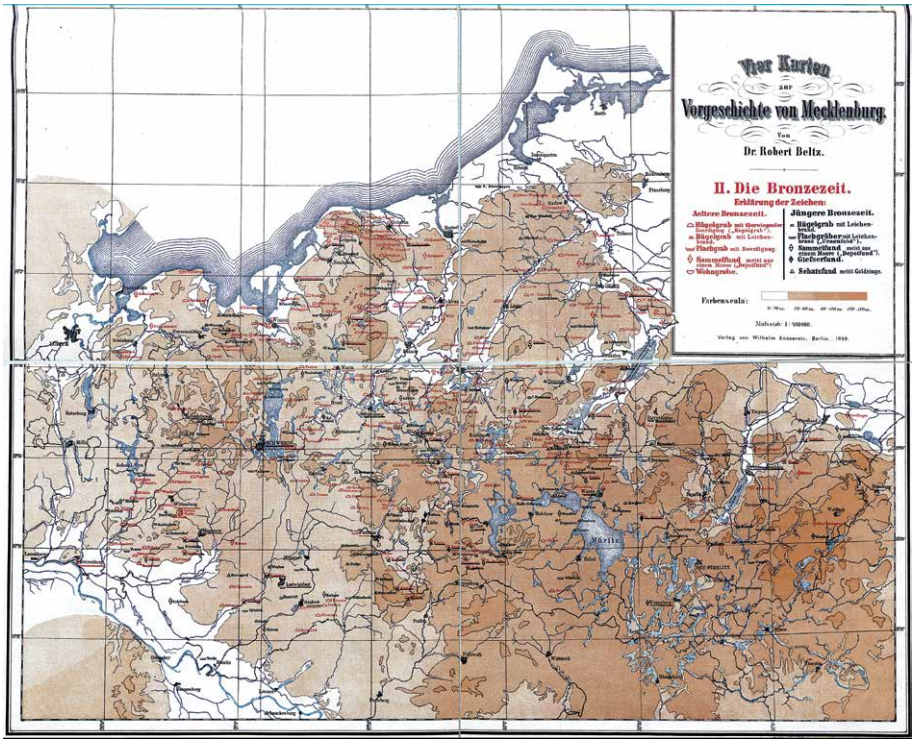


Abbildung 9: Die zweite von vier Karten zur Vorgeschichte Mecklenburgs von Beltz (Beltz 1899).

verlustreichen Transformationsschritte zwischen der Niederlegung und Kartierung archäologischer Funde. In seinen Erläuterungen dazu lieferte er ein interessantes Detail zu seiner und Tröltschs Arbeitsweise: „wenn also beispielsweise in einem Grab der La Tènezeit noch eine Hallstattform vorkam, so blieb diese bei mir unberücksichtigt, während sie in v. Tröltschs Karten zur Erscheinung kommen mußte“, weshalb auf den Tröltschen Karten „die Fundstellen hier und da zahlreicher erscheinen als bei mir“ (Ohlenschlager 1890, 99). Nicht nur, dass Tröltsch damit einer entscheidenden methodischen Unschärfe seiner Datentransformationen überführt war – die Kartenkommission bewährte sich, über ihre Auflösung hinaus, als kritisches Auditorium.

Ohlenschlager und auch anderen schien es so, als sei diesem Dilemma der unkartierbaren archäologischen Vielfalt nur durch eine ‚Vermehrung der Zeichen‘ beizukommen. Aber man nahm davon Abstand, denn dadurch wäre ein Hauptzweck archäologischer Karten, nämlich „die Verbreitung gleichartiger Erscheinungen rasch übersehen zu können“, wesentlich erschwert (Ohlenschlager 1890, 88). Stattdessen sollten zukünftig lediglich die Art des Fundplatzes kartiert und alle weiterführenden Informationen in Fundberichten und -listen dokumentiert werden. Karten wie diejenigen von Tröltsch wurden als „buntes, aber wenig eindrucksvolles Bild“ bezeichnet und diese Art der geologischen Kartierung nun als ungeeignet für archäologische Fragen erachtet (Waldeyer 1900, 123).

In dieser Situation beantragte der Kustos der Berliner Prähistorischen Sammlung Albert Voß (1837-1906)[24] im Jahr 1900 auf der Generalversammlung der DGAEU erfolgreich die Einrichtung einer neuen Kartenkommission (Virchow 1900; Grunwald 2012).[25] Ein Jahr später spezifizierte Robert Beltz (1854-1942)[26] deren Aufgaben für die archäologische Kartographie. Er selbst hatte 1899 mit seinen vier Karten zur mecklenburgischen Vorgeschichte eine neue Phase der archäologischen Kartographie eröffnet. Ähnlich wie Tröltsch und Ohlenschlager in ihren Kartensätzen zum Rheinland und zu Bayern hatte Beltz Mecklenburg im Spiegel der archäologischen Funde der Stein-, Bronze-, Eisenzeit mit Hallstatt- und La Tènezeit sowie der Römischen Zeit und der sog. Wendenzeit, des Frühmittelalters, dargestellt. Aber anders als die beiden arbeitete er nicht mit Kurvenflächen, sondern wieder mit konkreten Signaturen, die er auf einer Höhenschichtenkarte im Maßstab 1:400 000 kartierte (Abb. 9). In seinem Redebeitrag von 1901 konstatierte Beltz, dass in erster Linie die Verbreitungsgebiete der vorgeschichtlichen Geräte von Interesse seien. Jeder, „der die Schwierigkeiten durchzumachen hat, einen für seine Studien wichtigen Typus aus dem Wuste unserer vorgeschichtlichen Literatur local und zeitlich zu bestimmen", würde solche Kartierungen „dankbarst begrüßen" (Beltz 1901, 10). Um aber „ein volles Bild von der Vorgeschichte eines Landes zu bekommen", bedürfe es nach wie vor einer „Übersicht über die geschlossenen Funde und die Denkmäler", was ja schon für die erste Kartenkommission eine konstitutive Vorstellung gewesen war (Beltz 1901,10).

Nahezu zeitgleich legte Abraham Lissauer (1832-1908) im Auftrag der zweiten Kartenkommission der DGAEU Typenkartierungen vor, die zu den deutschlandweit wahrgenommenen Prototypen einer vielversprechenden archäologischen Kartographie wurden. Lissauer hatte bereits der ersten Kartenkommission seit 1874 hochgelobte regionale Kartierungen geliefert und sich dadurch für das Unternehmen qualifiziert (Fraas 1874, 18).[27] Mit Hilfe solcher Typenkarten sollten „die wahrscheinlichen Quellen verschiedener Typen [zu ermitteln sein] und über die Abgrenzung gewisser archäologischer Provinzen und vielleicht auch von

---

24 Unter der Leitung des Mediziners Voß und in engem Austausch mit Virchow und der BGAEU wurde die Berliner Prähistorische Sammlung um die Jahrhundertwende zu einem Zentrum für die Methodisierung der Archäologie (Gärtner 2004/05, 98-99).

25 In die zweite Kartenkommission wurden u.a. berufen: Theodor Schlemm (Berlin), [Berthold] Auerbach (Gera), [Hermann] Baumann (Mannheim), der Mediziner und Anthropologe Ferdinand Birkner (München), der Philologe Gotthold E. Gundermann (Tübingen), der Historiker Richard Hausmann (Dorpat), der Philologe und Archäologe Gustaf Kossinna (Berlin), Apotheker und Stadtrat Ludwig Leiner (Konstanz), der Archäologe Roska Márton (Budapest), der Historiker Christian Mehlis (Neustadt a. d. Haardt), Josef L. Píč (Prag), der Lehrer und Heimatforscher Johann Pollinger (Landshut) und der Heimatforscher Konrad Zechlin (Salzwedel) (Lissauer 1904, 537).

26 Der Lehrer Beltz leitete zwischen 1880 und 1930 ehrenamtlich die vorgeschichtliche Sammlung am Großherzoglichen Museum in Schwerin (Werner 1955).

27 So lobte Virchow 1888 ausführlich Lissauers „Karte von Westpreußen und Nachbarschaft […], auf der er die Kulturepochen geschieden und in geologischer Weise dargestellt hat. Es ist ein Triumph der Methode, welche Herr Fraas zuerst vorgeschlagen hat. Die Karte ist mustergültig in allen Distrikten und vorzüglich gelungen. Herr Lissauer stützt sich auf die Angaben von 500 gut konstatirten Fundstellen in Westpreußen und Nachbarschaft. Er hat damit die Grundlage für die weitere Erforschung dieses Gebietes gegeben." (Virchow 1888). Der Mediziner und Archäologe Lissauer hatte bis 1892 in Westpreußen, vor allem Danzig, gelebt und geforscht, danach bis zu seinem Tod in Berlin.

Volksstämmen“ Hinweise gewonnen werden (Voss 1902); Fragestellungen, die die archäologische Kartographie in den nächsten Jahrzehnten dominieren sollten.[28]

Schlussbetrachtungen

Im vorliegenden Beitrag habe ich den Versuch unternommen, die Arbeiten der ersten Kartenkommission der DGAEU im ausgehenden 19. Jahrhundert als einen überregionalen, langwierigen und kollektiven wissenschaftlichen Transformationsprozess historiographisch zu begleiten. Da aber allein die dafür herangezogenen Quellen, Sitzungsprotokolle und Publikationen, selbst vielfältige, nichtreversible Transformationsprozesse durchliefen, potenzierte sich die, ohnehin bestehende, zeitliche Distanz zwischen mir und den Arbeiten der Kommission unkalkulierbar. Während die kritischen Zwischenschritte und verlustreichen Brüche in der direkten kartographischen Phase der Transformation gut zu lokalisieren und auch auszuleuchten sind, bleiben diejenigen vor der Kartierung weitgehend im Dunkeln. Nur durch zusätzliche Auswertungen persönlicher Notizen, Korrespondenz und Manuskriptkarten etc. wären sie für einzelne Karten auszuloten; ebenso wären ältere Referenzkarten und vor allem die Zusendungen der jeweiligen regionalen Mitarbeiter auszuwerten. Damit kann mein Versuch kaum mit dem Aussagewert teilnehmender wissenssoziologischer Beobachtungen, wie sie Latour in seinem Urwaldbeispiel geleistet hat, verglichen werden. Dennoch sind aber mit einem solchen historiographischen Zugriff wertvolle Ergebnisse zu gewinnen. So wurde deutlich, dass die Vorstellung, für einzelne deutsche Staaten sowie das gesamte Deutsche Reich ein ‚volles Bild‘ der Vorgeschichte zu kartieren, von beiden Kartenkommissionen der DGAEU geteilt wurde. Sie folgten damit der europäischen Wissenschaftstradition und behaupteten auch für die Archäologie eine Bildevidenz, eine mechanische Objektivität, die ganz dem Okularzentrismus verpflichtet war (Zittel 2009).

Aus heutiger Sicht erscheint es ohnehin illusionär, Karten als Bilder der Vorzeit gebrauchen zu wollen. Ebenso wie die ideale Karte allenfalls im Maßstab 1:1 dem entsprechen könnte, was sie abbildet, aber technisch unmöglich ist und auch dem Ziel der Karte, zu abstrahieren, entgegen stünde (Borges 1982 [1946]), ist auch das Abbild der Vergangenheit unerreichbar.

Sowohl die archäologischen ForscherInnenkollektive als auch das WissenschaftlerInnenteam, das Latour in Brasilien begleitete, waren essentiell angewiesen auf ihrer Arbeit vorausgehende „zweidimensionale, überlagerbare und kombinierbare Inskriptionen“ – auf Karten, in deren Gestalt ihnen die Welt, in diesen Fällen der brasilianische Urwald oder das Deutschland des späten 19. Jahrhunderts, entgegenkommt, um sie durch Forschungsleistungen zu „beherrschen“ (Latour 2000 [1999], 41). Ohne Raumbezug ist der botanische, geologische oder archäologische Fund von einer wesentlichen Dimension seiner Objektbiographie abgeschnitten und kann gleichzeitig nicht für die Rekonstruktion von Raumgeschichten oder von

28 Lissauer legte im Auftrag der DGAEU auf Grundlage der Topografischen Karte (M 1:2 500 000) des Deutschen Reiches sechs gesamtdeutsche Typenkarten vor: „T. der Flach- und Randäxte aus Bronze“, „T. der Ruder- und Scheibennadeln“, „T. der Radnadeln“ (Beilagen I – III zu Lissauer 1904), „T. der Absatzäxte“ (Beilage zu Lissauer 1905), „T. der Lappenäxte aus Bronze“ (Beilage zu Lissauer 1906) und „T. der ältesten Gewandnadeln der Bronzezeit“ (Beilage zu Lissauer 1907).

menschlicher Kultur im Raum herangezogen werden. Deshalb wurden Techniken zu Herstellung von Raumbezügen im Verlauf des 19. Jahrhunderts wesentlicher Bestandteil naturgeschichtlicher ebenso wie archäologischer Forschung, wobei im Fall der frühen Archäologie die kleinräumigen, objektbezogenen Entdeckerfreuden in großräumige kulturwissenschaftliche Fragestellungen übergingen.

Durch die Einzeichnung eines mitgeteilten Fundortes auf ein großmaßstäbiges Katasterblatt war es bereits frühen Archäologen wie Ohlenschlager und Tröltsch möglich, die Fundverhältnisse zu überblicken. Mit jeder weiteren Übertragung eines dieser Fundplätze auf eine Karte mit jeweils kleinerem Maßstab gingen solche visuell zu rekonstruierenden topographischen Gegebenheiten verloren zugunsten eines Überblicks über in Zeit und Raum verstreute Gegenstände (Latour 2000 [1999], 51). Dabei wurde der Überblick wie bei Latours Expedition erkauft durch das Wegsehen, das Ignorieren eben solcher Fundumstände und lokalen Besonderheiten. „Lokalität, Partikularität, Materialität, Vielfalt und Kontinuität" gingen verloren, indem „Kompatibilität, Standardisierung, Text, Berechnung, Zirkulation und relative Universalität" gewonnen wurden, wie Latour die unausweichlichen Effekte wissenschaftlicher Transformationsleistungen beschreibt (Latour 2000 [1999], 87).

Ein wesentlicher Unterschied zu Latours Urwaldexpedition besteht darin, dass die frühen Archäologen während ihres Unternehmens nicht nur Neues und Problematisches über ihren Untersuchungsgegenstand, das prähistorische Deutschland, und dessen Repräsentationen, die archäologischen Funde, entdeckten und interpretierten, sondern dass sie dabei auch ihre Methodik weiterentwickelten. Sie konnten keinem fachspezifischen methodischen Masterplan folgen, sondern passten ihre Entscheidungen dem Datenanstieg und den Chronologiedebatten, vor allem aber den Bedingungen der kartographischen Praxis selbst, an – dem Kartieren und der Kartenlektüre. Aus ihren konfliktreichen Erfahrungen zogen diese experimentierenden und lernenden Archäologen eine drastische Konsequenz – sie lösten 1889 ihre Kommission auf, um einzeln, auf regionaler Ebene weiter am Plan der prähistorischen Karte von Deutschland zu arbeiten.

Literatur

Beltz 1901

Robert Beltz, Erläuterung der Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg. Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie 32, 1901, 10-16; 30-32; 37-39.

Böhme *et al.* 2011

Hartmut Böhme/Lutz Bergemann/Martin Dönike/Albert Schirrmeister/Georg Toepfer/Marco Walter (Hrsg.), Transformation. Ein Konzept zur Erforschung kulturellen Wandels (München 2011).

Böhmländer 1919/20

Ernst Böhmländer, Friedrich Ohlenschlager. Altbayerische Monatsschrift 15/1, 1919/1920, 1-3.

Borges 1982 [1946]
Jorge Luis Borges, Von der Strenge der Wissenschaft. In: Jorge Luis Borges, Borges und ich (München 1982) 121 [zuerst Del rigor en la ciencia. Los Anales de Buenos Aires 1.3, 1946, 53].

Daum 1998
Andreas Daum, Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit 1848-1914 (München 1998).

Dünne 2011
Jörg Dünne, Portable Media und Weltverkehr. Justus Perthes' Taschenatlanten. In: Steffen Siegel/Petra Weigel (Hrsg.), Kartographieren. Materialien und Praktiken visueller Welterzeugung (München 2011) 185-203.

Dünne 2013
Jörg Dünne, Die Unheimlichkeit des Mapping. In: Marion Picker/Véronique Maleval/Florent Gabaude (Hrsg.), Die Zukunft der Kartographie. Neue und nicht so neue epistemologische Krisen (Bielefeld 2013) 221-240.

Fraas 1872
Oscar Fraas, Redebeitrag. Ber. Allgem. Versammlung DGAEU, Stuttgart 8.-11.8.1872. Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 3, 1872, 27-28.

Fraas 1874
Oscar Fraas, Redebeitrag. Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 7, 1874, 28-29.

Fraas 1876
Oscar Fraas, Redebeitrag. Bericht der 7. Allgemeinen Versammlung DGAEU, Jena 9.-12.8.1876. Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 7, 1876, 113.

Fraas 1877
Oscar Fraas, Aufruf „Prähistorische Karte". Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 8, 1877, 2, 9.

Fraas 1878
Oscar Fraas, Redebeitrag. Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 9, 1878, 98-100.

Fraas 1880
Oscar Fraas, Redebeitrag. Verhandlungen der XI. allgemeinen Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Berlin, 1880, 92-96.

Fraas 1889
Oscar Fraas, Redebeitrag. Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 20, 1889, 227.

Fries/Gutsmiedl-Schümann 2013
Jana Esther Fries/Doris Gutsmiedl-Schümann, Pionierinnen der Archäologie – warum, woher und wohin. In: Jana Esther Fries/Doris Gutsmiedl-Schümann (Hrsg.), Ausgräberinnen, Forscherinnen, Pionierinnen. Ausgewählte Porträts früher Archäologinnen im Kontext ihrer Zeit (Münster/New York 2013) 15-28.

Gärtner 2004/2005
Tobias Gärtner, Begründer einer international vergleichenden Forschung – Adolf Bastian und Albert Voß (1874-1906). In: Winfried Menghin (Hrsg.), Das Berliner Museum für Vor- und Frühgeschichte. Festschrift zum 175-jährigen Bestehen. Acta Praehistorica et Archaeologica 36/37, 2004/2005, 80-102.

Grunwald 2012
Susanne Grunwald, „Das ergab aber ein so buntes und wenig eindrucksvolles Bild". Zu den Anfängen der archäologischen Kartographie in Deutschland (1870-1914). Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 53, 2012 [2014], 5-34.

Grunwald im Druck
Susanne Grunwald, Metaphern – Punkte – Linien. Zur sprachlichen und kartographischen Semantik ur- und frühgeschichtlicher Wanderungsnarrative bei Gustaf Kossinna. In: Felix Wiedemann/Kerstin P. Hofmann/Hans-Joachim Gehrke (Hrsg.), Vom Wandern der Völker. Migrationserzählungen in den Altertumswissenschaften [Tagung Berlin 2012]. Berlin Studies of the Ancient World [im Druck] S. 261-304.

Gugerli/Speich 2002
David Gugerli/Daniel Speich, Topografien der Nation. Politik, kartographische Ordnung und Landschaft im 19. Jahrhundert (Zürich 2002).

Harley 1988
John Brian Harley, The New Nature of Maps. Essays in the History of Cartography (Baltimore, London 1988).

Harley/Woodward 1987/2007
John Brian Harley/David Woodward (Hrsg.), The History of Cartography 1-3 (Chicago 1987/2007).

Heintz/Huber 2001
Bettina Heintz/Jörg Huber, Der verführerische Blick. Formen und Folgen wissenschaftlicher Visualisierungsstrategien. In: Bettina Heintz/Jörg Huber (Hrsg.), Mit dem Auge denken. Strategien der Sichtbarmachung in wissenschaftlichen und virtuellen Welten (Wien/New York 2001) 9-40.

Kneer 2008
Georg Kneer, Hybridizität, zirkulierende Referenz, Amoderne? Eine Kritik an Bruno Latours Soziologie. In: Kneer *et al*. 2008, 261-305.

Kneer *et al*. 2008
Georg Kneer/Markus Schroer/Erhard Schüttpelz (Hrsg.), Bruno Latours Kollektive. Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen (Frankfurt a. M. 2008).

Krämer 2011
Sybille Krämer, Diagrammatische Inskriptionen. Über ein Handwerk des Geistes. In: Horst Bredekamp/John M. Krois (Hrsg.), Actus et Imago. Sehen und Handeln (Berlin 2011) 225-241.

Kreienbrink 2012
Frauke Kreienbrink, Eduard Paulus the Elder (1803-1878) and the Archaeological Survey in Württemberg. In: Ola Wolfhechel Jensen (Hrsg.), Histories of Archaeological Practices. Reflections on Methods, Strategies and Social Organisation in Past Fieldwork (Stockholm 2012) 191-209.

Kretschmer *et al*. 1986
Ingrid Kretschmer/Johannes Dörflinger/Franz Wawrik/Elisabeth Tomasi (Bearb.), Lexikon zur Geschichte der Kartographie. Von den Anfängen bis zum Ersten Weltkrieg (Wien 1986).

Labbé 2007
Morgane Labbé, Die Grenzen der deutschen Nation. Raum der Karte, Statistik, Erzählung. In: Etienne François/Jörg Seifarth/Bernhard Struck (Hrsg.), Die Grenze als Raum, Erfahrung und Konstruktion. Deutschland, Frankreich und Polen vom 17. bis zum 20. Jahrhundert (Frankfurt a.M./New York 2007) 293-319.

Lang 1994
Hans Dietrich Lang, Die „Geologische Karte von Deutschland" bearbeitet von Dr. H. v. Dechen im Auftrage der deutschen geologischen Gesellschaft, Berlin 1869. Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft 145, 1994, 7-15.

Latour 2000 [1999]
Bruno Latour, Zirkulierende Referenz. Bodenstichproben aus dem Urwald am Amazonas. In: Bruno Latour, Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft (Frankfurt a.M. 2000) 36-95 [zuerst Circulating References. In: Panora's Hope. Essays on the Reality of Science Studies (Cambridge MA/London 1999) 24-79].

Lissauer 1903
Abraham Lissauer, Bericht der vorbereitenden Commission zur Herstellung von Typenkarten. Ber. Allgem. Versammlung DAGEU, Worms 10.-13.8.1903. Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 34, 1903, 123-125.

Lissauer 1904
Abraham Lissauer, Erster Bericht über die Tätigkeit der von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten. Erstattet auf der 35. allgemeinen Versammlung vom 4.-6.8. in Greifswald am 4. August 1904. Zeitschrift für Ethnologie 36, 1904, 537-607.

Lissauer 1905
Abraham Lissauer, Zweiter Bericht über die Tätigkeit der von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten. Erstattet auf der 36. allgemeinen Versammlung in Salzburg am 28. August 1905. Zeitschrift für Ethnologie 37, 1905, 793-841.

Lissauer 1906
Abraham Lissauer, Dritter Bericht über die Tätigkeit der von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten. Erstattet auf der 37. allgemeinen Versammlung in Görlitz am 6. August 1906. Zeitschrift für Ethnologie 38, 1906, 817-862.

Lissauer 1907
Abraham Lissauer, Vierter Bericht über die Tätigkeit der von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten. Zeitschrift für Ethnologie 39, 1907, 785-831.

Lovink/Schultz 1997
Geert Lovink/Pit Schultz, „There is no information, only transformation". An Interview with Bruno Latour. Hybrid Workspace, Documenta X, Kassel August 16, 1997. URL: http://www.medialounge.net/lounge/workspace/interviews/DOCS/1/latour.html [letzter Zugriff 29.05.2015].

Müller-Scheeßel 2012
Nils Müller-Scheeßel, „Forschungsgeschichte" einmal anders: Soziale, politische und ökonomische Einflüsse auf Ausgrabungen in ältereisenzeitlichen Grabhügeln Süddeutschlands. Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 51/1, 2011 (2012), 59-82.

Ohlenschlager 1875
Friedrich Ohlenschlager, Redebeitrag. Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 6, 1875, 37-40.

Ohlenschlager 1879
Friedrich Ohlenschlager, Redebeitrag. Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 10, 1879, 96.

Ohlenschlager 1881
Friedrich Ohlenschlager, Drei Blätter der prähistorischen Karte von Bayern: Ulm, Regensburg, Ansbach. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns 4.3 (München 1881).

Ohlenschlager 1890
Friedrich Ohlenschlager, Redebeitrag. Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 21, 1890, 96.

Petersen 1930
Jes Petersen (Hrsg.), Die Welt in der Tasche. Ein praktischer Taschenatlas für den täglichen Gebrauch (Berlin 1930).

Picker 2010
Marion Picker, Kartographie, ‚Mapping', Metapher, Mythos. In: Andrea Allerkamp/Gérard Raulet (Hrsg.), Kulturwissenschaften in Europa (Münster 2010) 196-208.

Pinwinkler 2005
Alexander Pinwinkler, Zur kartographischen Inszenierung von „Volk" und „Bevölkerung" in der deutschen „Volksgeschichte". In: Rainer Mackensen/Jürgen Reulecke (Hrsg.), Das Konstrukt „Bevölkerung" vor, im und nach dem „Dritten Reich" (Wiesbaden 2005) 236-254.

Pohle *et al.* 1969-1970
Hermann Pohle/Gustav Mahr/Charlotte Pohle (Hrsg.), Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1869-1969 3 Teile (Berlin 1969-1970).

Rheinberger 2006
Hans-Jörg Rheinberger, Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas (Frankfurt a.M. 2006).

Riecke 1859
Carl Friedrich Riecke, Anregung zu einer archäologischen Karte Deutschlands. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 6, 1859, 286-289.

Roßler 2008
Gustav Roßler, Kleine Galerie neuer Dingbegriffe: Hybriden, Quasi-Objekte, Grenzobjekte, epistemische Dinge. In: Kneer *et al*. 2008, 76-107.

Schröder 2007
Iris Schröder, Die Grenzen der Experten. Zur Bedeutung der Grenzen in deutsch-französischen Geographien des frühen 19. Jahrhunderts. In: Etienne François/Jörg Seifarth/Bernhard Struck (Hrsg.), Die Grenze als Raum, Erfahrung und Konstruktion. Deutschland, Frankreich und Polen vom 17. bis zum 20. Jahrhundert (Frankfurt a.M., New York 2007) 267-292.

Schröder 2011
Iris Schröder, Das Wissen von der ganzen Welt. Globale Geographien und räumliche Ordnungen Afrikas und Europas 1790-1870 (Paderborn, München, Wien 2011).

Smolnik 2011
Regina Smolnik (Hrsg.), Karl Benjamin Preusker. Archäologe – Reformer – Netzwerker (Beucha 2011).

Töpfer/Böhme 2010
Georg Töpfer/Hartmut Böhme (Hrsg.), Transformationen antiker Wissenschaften (Berlin, New York 2010).

Tröltsch 1877
Eugen von Tröltsch, Prähistorische Karte des Bodensees und Umgebung nach den besten Quellen entworfen von E. von Tröltsch, K. W. Hauptm. a. D. 1877. Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 9, 1877, Beilage.

Tröltsch 1879
Eugen von Tröltsch, Prähistorische Karte von Süddeutschland und der Schweiz. Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 11, 1879, 92-96, Beilage.

Tröltsch 1881
Eugen von Tröltsch, Redebeitrag. Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 12, 1881, 95-98.

Tröltsch 1883
Eugen von Tröltsch, Redebeitrag. Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 14, 1883, 114-116.

Tröltsch 1884
Eugen von Tröltsch, Fund-Statistik der vorrömischen Metallzeit im Rheingebiete (Stuttgart 1884).

Tröltsch 1885
Eugen von Tröltsch, Redebeitrag. Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 16, 1885, 135-136.

Vai 2004
Gian Battista Vai, The Second International Geological Congress, Bologna, 1881. Episodes. Journal of International Geoscience 27/1, 2004, 13-20.

Virchow 1888
Rudolf Virchow, Redebeitrag. Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 19, 1888, 103-104.

Virchow 1889
Rudolf Virchow, Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 20, 1889, 228.

Virchow 1900
Rudolf Virchow, Redebeitrag (als Vorsitzender der DGAEU). Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 31, 1900, 123-124.

Voss 1880
Albert Voss, Katalog der Ausstellung Prähistorischer und Anthropologischer Funde Deutschlands (Berlin 1880).

Voss 1902
Albert Voß, Redebeitrag. Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 33, 1902, 127.

Waldeyer 1900
Heinrich Wilhelm Waldeyer, Redebeitrag. Ber. Allgem. Versammlung DGAEU, Halle/Saale 24.-27.9.1900. Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 31, 1900, 123-124.

Werner 1955
Joachim Werner, Beltz, Robert. In: Neue Deutsche Biographie 2 (Berlin 1955) 34.

Winchester 2001
Simon Winchester, Eine Karte verändert die Welt. William Smith und die Geburt der modernen Geologie (München 2001).

Ziegelmayer 2003
Gerfried Ziegelmayer, Ranke, Johannes. In: Neue Deutsche Biographie 21 (Berlin 2003) 142-144.

Zittel 1876
Carl Alfred von Zittel, Redebeitrag. Ber. 7. Allgem. Versammlung DGAEU, Jena 9.-12.8.1876. Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 11, 1876, 114.

Zittel 2009
Claus Zittel, Theatrum philosophicum. Descartes und die Rolle ästhetischer Formen in der Wissenschaft. Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel 22 (Berlin 2009).

Über die Autorin:

Susanne Grunwald hat in Jena und Leipzig Mittlere und Neuere Geschichte und Ur- und Frühgeschichte studiert. Von 1999 bis 2002 war sie als studentische bzw. wissenschaftliche Hilfskraft am forschungsgeschichtlichen Teilprojekt A5 „Ethnogenese und Traditionskonstruktion“ des SFB 417 „Regionenbezogene Identifikationsprozesse. Das Beispiel Sachsen“ an der Universität Leipzig beschäftigt. Von 2005 bis 2008 koordinierte sie die Arbeit des wissenschaftsgeschichtlichen DFG-Projektes „Die Burgwallforschung in Sachsen und Ostmitteleuropa von 1927 bis 1995. Zielsetzungen und Methoden der Archäologie im 20. Jahrhundert“ an der Leipziger Professur für Ur- und Frühgeschichte und bearbeitete das sächsische Teilprojekt. 2012 wurde sie mit der Arbeit „Die archäologische Burgwallforschung in Sachsen (1900-1961). Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der Archäologie“ in Leipzig promoviert. Derzeit bereitet sie ein Projekt zur Geschichte der archäologischen Kartographie vor.

mrs.susanne.grunwald@googlemail.com

Ist das Archäologie oder kann das weg?

Zur Konvergenz von Archäologie und Kunst

Für den Künstler Klaus Caspers zum 75. Geburtstag 2015

Sabine Rieckhoff

Science and arts can be understood as overlapping systems of symbols with which the world is described and explained (Goodman 1990 [1978]). Thus, it is as legitimate as it is appealing to scrutinize the material turn and prehistoric archaeology's ‚object stockpiling' from an artist's point of view. This scrutinization started around a hundred years ago with the objets trouvés, when Marcel Duchamp discovered the object-character of pieces of art and transformed it symbolically. 1960's Concept Art radicalized this approach. It downplayed the meaning of pictures and sculptures but put tangible or intangible concepts of emergence, use and meaning of objects in their stead. My paper thus looks for convergencies of prehistoric archaeology and Concept Art both in theory and in practice. Convergencies not only become visible in the key role of the objects, but also in comparable methods or stylistic devices as well as in the concepts themselves. Scientists are no longer in search of absolute truth, nor is realism a criterion for artists anymore; both rather look for their product's role in society. Concept Art dismisses the idealisation of individual pieces of art; archaeological science loses interest for individual objects and rather looks at large quantities of finds which can be statistically assessed. The collective of objects, with which social structures are meant to be constructed, takes the place of the iconic figure. But together with the conceptional approach comes an existential loss. In the same way as Concept Art neglects composition in favour of words, because otherwise the piece of art could not be understood, archaeology insists on written sources, in the belief of thus having a closer proximity to historical reality. And so, in the same way as Concept Art found itself in social isolation due to the negligence of pictorial means and only exists for the art market anymore, archaeology could find itself being reduced to the marketing of the past one day, if it doesn't recollect itself on the narrative quality of things. If it succeeds, the question posed in the title will answer itself. The answers will, however, end up being very different.

Schlüsselbegriffe: Wissenschaftsbegriff; Kunst; Concept Art; Dinge; Sammlungskriterien

Keywords: term of science; art; Concept Art; things; criteria of collecting

Zusammenfassung

Wissenschaft und Kunst lassen sich als einander überschneidende Symbolsysteme verstehen, mit denen die Welt beschrieben und erklärt wird (Goodman 1990 [1978]). Es ist daher ebenso legitim wie reizvoll, den *material turn* und die ur- und frühgeschichtliche ‚Massendinghaltung' aus Sicht der Kunst zu hinterfragen, die vor rund 100 Jahren mit Marcel Duchamps *objets trouvés* begann, den Ding-Charakter des Kunstwerkes zu entdecken und symbolisch zu transformieren. Die *Concept Art* der 1960er Jahre radikalisierte diesen Ansatz. An die Stelle von Bildern und Skulpturen setzte sie reale oder mentale Konzepte zur Entstehung, Nutzung und Bedeutung von Dingen. Mein Beitrag widmet sich daher der Frage nach Konvergenzen von Prähistorischer Archäologie und *Concept Art* in Theorie und Praxis.[1] Sie werden nicht nur in der Schlüsselrolle der Dinge sichtbar, sondern auch in vergleichbaren Methoden bzw. Stilmitteln sowie in den Konzepten selbst. Die Wissenschaftler[2] suchen nicht mehr nach der absoluten Wahrheit, und für die Künstler ist Realismus kein Maßstab mehr; stattdessen fragen beide nach der gesellschaftlichen Rolle ihrer Produkte. Die *Concept Art* lehnt die Idealisierung des individuellen Kunstwerks ab; die archäologische Forschung verliert ihr Interesse am individuellen Objekt zugunsten großer Fundmengen, die sich statistisch auswerten lassen. An die Stelle der Ikone tritt das Kollektiv der Dinge, anhand derer soziale Strukturen konstruiert werden sollen. Aber mit dem konzeptionellen Zugriff ist auch ein existentieller Verlust verbunden. Denn so wie die *Concept Art* die Gestaltung zugunsten von Worten vernachlässigt, weil ohne diese das Kunstwerk unverständlich bliebe, so klammert sich die Archäologie an die Schriftquellen in dem Glauben, dadurch der historischen Realität näher zu kommen. Und so wie die *Concept Art* durch die Missachtung bildnerischer Mittel in die gesellschaftliche Isolierung geraten ist und nur noch für den Kunstmarkt existiert, so könnte eines Tages auch die Archäologie auf die Vermarktung der Vergangenheit reduziert werden, wenn sie sich nicht wieder auf die narrativen Qualitäten der Dinge besinnt. Wenn ihr das gelingt, wird sich die im Titel gestellte Frage von selbst beantworten. Allerdings werden die Antworten wohl unterschiedlich ausfallen.

Die Diktatur der Dinge

Als ich die Einladung der Arbeitsgemeinschaft „Theorien in der Archäologie" zu der Tagung „Massendinghaltung in der Archäologie. Der *material turn* und die Ur- und Frühgeschichte" erhielt,[3] haben mich vor allem die blanken

1 Sofern nicht anders vermerkt, ist im Folgenden mit ‚Archäologie' jeweils die Prähistorische Archäologie gemeint.

2 Sofern nicht ausdrücklich ein Geschlechterbezug hergestellt wird, umfasst im Folgenden die männliche Form stets beide Geschlechter.

3 Ich möchte den Veranstalterinnen und Veranstaltern sehr herzlich danken – nicht nur für eine ebenso spannende wie entspannte Tagung, sondern auch für die Anregung, mich intensiver mit „Archäologie und Kunst" zu beschäftigen. Es versteht sich von selbst, dass mein Beitrag nur einige Aspekte des noch weitgehend unerschlossenen Themas herausgreifen kann, das erst seit wenigen Jahren an Resonanz gewinnt. Während der Abfassung dieses Beitrags kündigte die *European Association of Archaeologists* (EAA) für die Jahrestagung in Istanbul 2014 eine *Round-Table-Session* an unter dem Titel „Contemporary art & archaeology, crossroads betweeen science and art, dialogues and discourses" (T06S028); vgl. Schülke 2014.

Zahlen fasziniert: 10 bis 20 Millionen archäologischer Objekte lagern in den Fundarchiven jedes größeren Bundeslandes, hochgerechnet also ca. 200 Millionen bundesrepublikanische Fundstücke, d.h. mehrere Milliarden in ganz Europa – und ein Ende ist nicht abzusehen. Im Gegenteil: Eine immer effektivere präventive Archäologie wird für permanenten und exponentiell steigenden Zuwachs sorgen. Darin könnte ja eine wissenschaftliche Chance liegen. Aber größer scheint die Gefahr zu sein, dass die Magazinierung zum Selbstzweck wird, mit dem sich die Politik aus der Verantwortung stiehlt, das notwendige Personal zu finanzieren, um diese Chance zu nutzen – darauf lassen jedenfalls in Deutschland die rasant sinkenden Budgets der Denkmalpflege schließen sowie die von Personalmangel, wenn nicht von Schließung bedrohten Universitätsinstitute. Das Missverhältnis zwischen Ausgrabung und Forschung, zwischen der Akkumulation von wissenschaftlichem Rohmaterial einerseits und der Bereitschaft zur Investition in dieses Material andererseits, kündigt eine bedrohliche Zukunft an. Denn obwohl die moderne Wohlstandsgesellschaft erstmals ideale Bedingungen böte, aus der gesetzlichen Verpflichtung zum Schutz der Kulturgüter der Vergangenheit wissenschaftliches Kapital zu schlagen, fehlt dafür offenbar die entscheidende Voraussetzung – nämlich ein ernsthaftes Interesse dieser Gesellschaft an kulturwissenschaftlich relevanten Erkenntnissen der Archäologie. Ein solches Interesse ist bis heute nicht einmal in anspruchsvollen Feuilletons und Dokumentarsendungen zu erkennen – ganz im Gegensatz zu anderen Wissenschaften. Auch über hochkomplexe Themen aus Kunst, Literatur, Philosophie oder Soziologie, ganz zu schweigen von Medizin, Ökonomie oder Physik, berichten (meist) einschlägig akademisch ausgebildete Journalisten oder Fachleute. Ur- und frühgeschichtliche Forschungsergebnisse dagegen werden offenbar meist nur als spektakuläre Sensationen und spielerische Events wahrgenommen, oder münden in einer politisch, touristisch oder esoterisch motivierten Vermarktung der Vergangenheit.[4] Höchste Zeit also, kritisch über die gesellschaftliche Relevanz des archäologischen Ding-Seins in unseren Magazinen nachzudenken.

Die ‚archäologische Massendinghaltung' ist zwar kein Phänomen des 21. Jahrhunderts, sondern war schon immer konstitutiv für das Fach Ur- und Frühgeschichte, aber der Kriterienkatalog für das, was des Aufhebens wert schien, hat sich kontinuierlich erweitert. Eine sprunghafte und lawinenartige Materialzunahme brachten die ersten Großgrabungen der frühen Bundesrepublik, die das Wirtschaftswunder der 1950er Jahre bescherte. Meine persönlichen Erfahrungen mit der ‚Diktatur der Dinge' begannen zu Beginn der 1970er Jahre, als ich das unselige Erbe einer der ersten modernen Großgrabungen nach dem Krieg in einer römischen Zivilsiedlung antreten sollte, die Tonnen von – wohlgemerkt: unstratifizierter – Keramik zutage gefördert hatte, darunter 13.098 *Terra sigillata*-Gefäße. Ich weigerte mich schließlich, diese in meine Dissertation aufzunehmen – d.h. zu bestimmen, zu zeichnen und auszuwerten -, da ohne rechnergestützte Statistikprogramme (die es noch nicht gab) keine sinnvollen

4 Vgl. die unsachlichen, sensationslüsternen Reportagen von Mathias Schulz im Wochenmagazin „Der Spiegel", z.B. über die so genannte Himmelsscheibe von Nebra (Schulz 2002).

Ergebnisse zu erwarten waren.[5] Aber auch in den 1980er Jahren verfolgte mich die ‚Massendinghaltung'. Als Verwalterin des zweitgrößten archäologischen Magazins in Bayern führte ich einen ständigen Kampf gegen die immer stärker anschwellende Materialflut – ohne ausreichendes Personal und immer noch ohne Computer. Ich war oft in Versuchung, das Problem so zu lösen wie der Mensch seit der Steinzeit – einfach wegwerfen! Wer würde unbestimmbare Lesefunde je vermissen? Einmal unternahm ich einen Versuch mit mehreren Zentnern unstratifizierter mittelalterlicher Tierknochen, aber es war fast unmöglich. Die Mülltonnen des Museums waren natürlich tabu, und der Schlachthof verweigerte die Annahme von Knochen unbekannter Herkunft. Schließlich wurden sie heimlich im Hof des Museums vergraben. Als ich mein Magazin wieder betrat, hatte ich – auch ohne Bruno Latour zu kennen (Latour 2007 [2005]) – das beklemmende Gefühl, dass die Lesefunde höhnisch frohlockten: Sie würden überleben! Und tatsächlich: Sie fristen bis heute ihr sinnloses Dasein auf Kosten des Steuerzahlers – in städtischen Räumen, administrativ umsorgt und sorgfältig bewacht. Unter dem Schutz unseres neopositivistischen Wissenschaftsverständnisses (s. Beitrag Karl in diesem Band) sind Magazine quasi zum Olymp der Objekte geworden, denn auch die unverzierte Wandscherbe, die es einmal bis dorthin geschafft hat, ist ‚unsterblich'. Magazinierte Objekte scheinen sich autonom zu reproduzieren, dehnen sich permanent aus und leben theoretisch ewig. Daran hat sich trotz moderner Dokumentationstechniken bis heute nichts geändert, wie ein aktuelles Beispiel aus Südfrankreich veranschaulichen soll: Von 2009 bis 2011 wurden in der offenen Siedlung unterhalb des Oppidum Toulouse auf einer Fläche von 2,5 ha insgesamt 45.481 Kleinfunde, 1,5 t Tierknochen, 5 t Keramik sowie 98 t Amphoren ausgegraben, die als Straßenbelag gedient hatten. Allein die Amphoren hätten das Museumsmagazin mit mindestens 4000 Kisten à ca. 30 kg Gewicht belastet. Obwohl daraufhin die Wandscherben konsequent aussortiert wurden, verweigerte das Museum Toulouse die Annahme mit der Begründung, dass dort auch Frauen beschäftigt seien, die nicht mehr als 15 kg tragen dürften. Dies ließ natürlich die Zahl der Kisten wieder ansteigen, so dass eine erneute Auswahl getroffen werden musste. Schließlich wurden nur noch ca. 20 t in weniger als 2000 Kisten eingeliefert, aber dennoch war das Museum gezwungen, dafür einen neuen Raum anzumieten. Die Diktatur der Dinge hatte – wieder einmal – gesiegt.

---

5 Von 1957-1966 wurde unter Leitung des damaligen Staatl. Amtes für Ur- und Frühgeschichte Freiburg über ein Drittel des 5 ha großen Vicus des Kastells Hüfingen (Schwarzwald-Baar-Kreis, Baden-Württemberg) systematisch ausgegraben, die ersten beiden Jahre u.a. mit Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Gegraben wurde in ca. 25 m^2 großen Quadranten in künstlichen Plana, die in unterschiedlichen Abständen von 10-50(!) cm angelegt wurden. Ab 1959 wurden keine Grabungsberichte mehr verfasst, weder Schichten noch Befunde dokumentiert. Eine Bearbeitung der Grabung wurde (und wird) daher nie in Angriff genommen, und die Auswertung sowohl der Münzen und Fibeln (Rieckhoff 1975) als auch der *Terra Sigillata* (Mayer-Reppert 2006) konnte sich nur auf externe Forschungen stützen. Das Fundmaterial lagert heute im Badischen Landesmuseum Karlsruhe (ca. 250 Kartons, überwiegend *Terra Sigillata*) sowie im Zentralen Fundarchiv des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg Rastatt (2.400 Kartons, überwiegend Gebrauchskeramik, die ca. 80 m^2 Magazinraum in Beschlag nehmen). Für freundlich gewährte Auskünfte danke ich Frau Susanne Erbelding M.A. (BLM Karlsruhe) und Herrn Dr. Martin Kemkes (ALM Rastatt).

Solche apokalyptischen Szenen kennt jeder Denkmalpfleger, die unter den Referenten der Tagung allerdings kaum vertreten waren. Daher kamen vor allem positive Aspekte der Dinge zur Sprache: ihre Hermeneutik, ihre posthumanistische Perspektive, der methodologische Gewinn ihrer Materialität. Kritische Fragen, inwieweit die Anhäufung von Dingen redundant (s. Beitrag Samida/Eggert in diesem Band), sogar krankhaft (s. Beitrag Bernbeck in diesem Band) oder entlarvend für unser Wissenschaftsverständnis sei (s. Beitrag Karl in diesem Band) blieben dagegen in der Minderzahl. Auch ich zähle mich zur kritischen Fraktion und möchte im Folgenden auf dem Umweg über die Kunst zeigen, warum es an der Zeit sein könnte, weg von der abstrakten Masse zum konkreten Ding an sich zurückzukehren.

„Wissenschaft als Kunst"

Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist die Überzeugung, dass Wissenschaft und Kunst nur scheinbar Gegensätze darstellen, weil Wissenschaft traditionell – und bis in allerjüngste Zeit (Ickerodt/Schäfer 2011; Russell 2011) – mit Wirklichkeit, Objektivität und rationaler Distanz, Kunst dagegen mit Fiktion, Subjektivität und emotionaler Nähe gleichgesetzt wird. Aber diese Dichotomie ist irreführend. Jede Wissenschaft, auch die so genannten exakten Disziplinen wie reine Mathematik und Logik gehen bei ihrer Beweisführung von „einigen undefinierten Ausdrücken und einigen unbewiesenen Aussagen über diese Ausdrücke" aus, die man als „Annahmen" oder „Axiome" bezeichnet (Davis/Hersh 1985 [1981], 357). Das gilt für hochkomplexe ebenso wie für fundamentale Theorien, für die Quantenmechanik ebenso wie für die Geometrie, die bekanntlich u.a. auf den undefinierten Ausdrücken ‚Punkt' und ‚Gerade' sowie auf dem Axiom beruht, dass durch zwei beliebige verschiedene Punkte genau eine Gerade geht. Ein Bezug zur Wirklichkeit ist damit nicht gegeben, weil ein Axiom durch Erfahrung weder verifiziert noch falsifiziert werden kann. Für den Mathematiker ist das jedoch irrelevant, weil ihn nur die ‚gültigen logischen Herleitungen' interessieren. Der Wissenschaftstheoretiker Kurt K. R. Hübner (1921-2013) weitete diesen Grundsatz auf die Geschichtswissenschaften aus, da auch sie Theorien in axiomatischer Form aufweise, die nicht ausschließlich auf Erfahrung gründen. Auf der Basis axiomatischer Theorien sei Geschichte „daher nur eine gedeutete. Ebenso wird die Natur, im Lichte naturwissenschaftlicher (axiomatischer [Zusatz S. R.]) Theorien gesehen, nur gedeutet. Die Geschichtswissenschaften können uns also nicht sagen, ‚wie es eigentlich gewesen', so wenig, wie uns die Naturwissenschaften sagen können, ‚wie es eigentlich ist'" (Hübner 1973, 16). In diesem erkenntnistheoretischen Sinne können die Erkenntnisse einer historischen Kulturwissenschaft wie der Archäologie – gleichgültig, ob aus Sicht einer hermeneutischen oder neopositivistischen Theorie – nicht ‚wahrer' und ‚objektiver' sein als das „Erfassen, Erkunden und Durchdringen der Welt" im Kunstwerk (Goodman 1973 [1968], 259).

Bereits 1923 hatte Marcel Proust geschrieben: „Die Welt ist wahr für uns alle, doch verschieden für jeden einzelnen".[6] Warum das so ist, hat der amerikanische Philosoph Nelson Goodman (1906-1998), der sich selbst als Konstruktivisten und radikalen Relativisten bezeichnete, in seinem Buch „*Ways of Worldmaking*" (1978) analysiert. Er löste das logische Dilemma, dass widersprüchliche Beschreibungen der Welt dennoch in sich widerspruchslos und in diesem Sinne wahr sein können, positiv auf, indem er die Struktur der Begriffe ersetzte „durch die Strukturen der verschiedenen Symbolsysteme" der Wissenschaften, Künste sowie unserer Wahrnehmungen, die geprägt seien von „den jeweiligen Umständen und unseren eigenen Einsichten, Interessen und vergangenen Erlebnissen". Widersprüchliche Aussagen beschreiben daher laut Goodman nicht dieselbe Welt, sondern erzeugen eine „Vielfalt von Welten" (Goodman 1990 [1978], 10, 14-15), abhängig von unserem jeweils verwendeten Symbolsystem. Damit schloss er an Ernst Cassirers „Philosophie der symbolischen Formen" (Cassirer 2010 [1923/29]) an. Cassirer zeigte, dass jede Wahrnehmung bereits eine Interpretation ist, deren Sinngebung ‚symbolische Formen' erfordere (wie sie u.a. Mythos, Sprache, Kunst, Wissenschaft zur Verfügung stellen), um das Wahrgenommene zu ordnen und für künftiges Handeln verfügbar zu machen (Cassirer 2010 [1923/29]). Da es zahllose Möglichkeiten der Wahrnehmung und Interpretation bzw. Beschreibung der Welt gibt, gibt es auch zahllose unterschiedliche ‚Weisen der Welterzeugung', die gleichermaßen Wirklichkeit seien – ob nun wissenschaftlich oder künstlerisch begründet.

Am radikalsten wurde der erkenntnistheoretische Relativismus von Paul K. Feyerabend (1924-1994) vertreten, der sich selbst als wissenschaftshistorischen Anarchisten bezeichnete und sein Leben lang „die Menschen von der Tyrannei […] abstrakter Begriffe wie ‚Wahrheit', ‚Realität' oder ‚Objektivität' befreien wollte" (Feyerabend 1995, 246). In seiner berühmten Antrittsvorlesung an der ETH Zürich 1981 mit dem Titel „Wissenschaft als Kunst" entwickelte Feyerabend seinen Wissenschaftsbegriff aus der Kunstphilosophie von Alois Riegl (1858-1905) heraus (Feyerabend 1984). Riegl hatte schon 1901 die Auffassung vertreten, dass ‚Wirklichkeitstreue' in der Kunst kein absolutes Kriterium sei und der Fortschritt daher nicht in ihrer ständigen Verbesserung liegen könne, ja dass es in der Kunst weder Fortschritt noch Rückschritt gebe, sondern nur unterschiedliche Stilformen, die jeweils Ausdruck eines spezifischen „Kunstwollens" seien, d.h. so wie der Mensch die Dinge gestaltet sehen wolle in Abhängigkeit von seiner jeweiligen „Weltanschauung" (Riegl 1964 [1901], 9, u. 401). Für Feyerabend galt das im übertragenen Sinne auch für die Wissenschaft. Der Mensch könne „nicht aus seiner Natur und seiner Geschichte heraustreten". Weder Kunstwerke noch wissenschaftliche Theorien könnten an einer vom Menschen unabhängigen Wirklichkeit oder Wahrheit gemessen werden, sondern nur an bereits vorhandenen „Denkformen, Wahrheitsformen, Rationalitätsformen und, eben, Wirklichkeitsformen". Diese Formen aber seien vielfältig, und welche der Wissenschaftler wähle, hänge ab von seiner „historischen Situation" (Feyerabend

6 Proust 1983 [1923], 252. Das Zitat bildet quasi das Motto, unter dem Achim Landwehr (2011) in seiner angenehm klaren Diktion das wirre Glaubensbekenntnis von Werner Paravicini über „Die Wahrheit der Historiker" rezensiert hat, indem Landwehr noch einmal die erkenntnistheoretischen Grundlagen einer modernen Geschichtswissenschaft beschreibt.

1984, 40. 42. 76-77). Wissenschaftlicher Fortschritt bestehe daher nicht aus additiv wachsenden Erkenntnissen, sondern aus einem beständigen Wandel der Denkstile nach dem Prinzip *„anything goes!"* (Feyerabend 1993 [1975], 11).

Die ungleichmäßige Ablösung widersprüchlicher Forschungsstile hat der Wissenschaftshistoriker Thomas S. Kuhn (1922-1996), übrigens Kollege und Freund von Feyerabend in Berkeley (Kalifornien), später als ‚Paradigmenwechsel' beschrieben (Kuhn 2012 [1962], 104-122). Ein solcher Paradigmenwechsel, der ebenfalls vom *material turn* inspiriert ist, wird derzeit im philosophischen Diskurs erprobt, da sich auch einige Philosophen neuerdings mehr für die Materialität der Welt als für das Denken über die Welt interessieren. Der ‚*Realismo positivo*' (Ferraris 2014 [2012]) bzw. der ‚Neue Realismus' (Gabriel 2013) haben dem hier zugrunde gelegten postmodernen Relativismus und dessen Vätern den Kampf angesagt – von Kants Erkenntnistheorie über Gadamers Hermeneutik, Derridas Dekonstruktivismus und Ecos Semiotik bis hin zum *linguistic turn* der modernen Kulturwissenschaft. Die neuen Realisten beharren darauf, dass die Dinge auch außerhalb unserer Wahrnehmung wirklich seien: dass Wasser nass macht und Feuer verbrennt, unabhängig davon, ob wir das wissen oder nicht. Entwertet das nun Goodmans Symboltheorie und Feyerabends Wissenschaftsbegriff? Keineswegs, denn ganz abgesehen davon, dass weder Goodman noch Feyerabend die Wirklichkeit als solche in Abrede stellen, ändert dieses banale Alltagswissen nach Ansicht von Ferraris Kritikern nichts daran, dass wir die Welt unterschiedlich wahrnehmen, beurteilen und erinnern – aus eben den Gründen, die Goodman und Feyerabend ihren Theorien zugrunde gelegt haben.

Feyerabend schloss seine Vorlesung mit den Worten: „Und da man bisher glaubte, dass sich nur die Künste in dieser Lage befinden, […] so beschreibt man die analoge Situation in den Wissenschaften und die vielen Überschneidungen, die es zwischen ihnen gibt […] am besten, indem man sagt, dass die Wissenschaften Künste sind." (Feyerabend 1984, 78). In diesem Sinn verstehe ich im Folgenden unter (archäologischer) Wissenschaft und Kunst gleichberechtigte, einander überschneidende Symbolsysteme, mit denen unterschiedliche Welten definiert, beschrieben und erschaffen werden. Und obwohl ich im Folgenden nur die bildende Kunst behandele, möchte ich doch wenigstens mit einem Satz darauf hinweisen, dass sich diese Überschneidung auch in der Literatur aufzeigen ließe, zum Beispiel anhand von Robert Musils Roman „Der Mann ohne Eigenschaften", in dem der Dichter, der von Haus aus Naturwissenschaftler gewesen ist, gedanklich und sprachlich, semantisch und metaphorisch die Mathematik nutzt, um die Wirklichkeit des Jahres 1913 aufzulösen zugunsten einer moralischen Utopie (Säckl 1990).

Archäologie und Kunst

Ein immer noch schwieriges Thema

Wenn in der deutschsprachigen Archäologie von Kunst die Rede ist, geht es üblicherweise um kunsthistorische und -soziologische Untersuchungen zumeist zur jungpaläolithischen Höhlen- und Kleinkunst (Conard *et al.* 2009) sowie

zur Bilderwelt der Eisenzeit (Bagley/Kost 2010; Pare 2012). Erst neuerdings werden in diesem Zusammenhang auch kognitionswissenschaftliche (Huth 2003), kritisch-hermeneutische (Jung 2005), semiotische (Schmidt 2006) und kommunikationstheoretische (Rieckhoff 2012, 218) Interpretationsansätze erprobt, ohne dass man jedoch die archäologische Bildforschung der prähistorischen Forschung bereits als bewusste Reflexion des *iconic turn* der modernen Kulturwissenschaften bezeichnen könnte (Bachmann-Medick 2006, 329-348; Samida 2010; Eggert 2010).

Von der Kunst als Symbolsystem hat die Archäologie dagegen bisher kaum Notiz genommen. Eine Ausnahme bildete der Ordinarius Herbert Kühn (1895-1980), Spezialist für die Kunst der Eiszeit, der zahlreiche populäre Werke verfasste, in die er auch die klassische Moderne (u.a. Wassily Kandinsky und Paul Klee) einbezog. Das war so ungewöhnlich, dass die Fachkollegen seine pathetischen Sentenzen unkritisch rezipierten: „Für den Menschen unserer Gegenwart liegt die engste Beziehung zum Unendlichen in der Kunst", beginnt eines seiner auflagenstärksten Bücher „Gegenwart und Vorzeit" (Kühn 1968, 15). Dieses Pathos der ‚Kunstreligion' des 19. Jahrhunderts, das Kühns Generation hartnäckig über zwei Weltkriege hinüber gerettet hatte, wäre in der ersten Auflage 1948 noch verzeihlich gewesen, wirkte aber in der zweiten Auflage im *annus mirabilis* 1968 restlos antiquiert – als gleichzeitig auf der Documenta 4 erstmals die gesellschaftskritische *Pop Art* dominierte und die ersten *Concept Art*-Künstler vertreten waren.[7] Noch ahnungsloser wirkt auf mich allerdings der Unterschied zwischen Archäologie und zeitgenössischer Kunst, den Ulf Ickerodt und Andreas Schäfer 2011 definiert haben: „Während die Archäologie nach wissenschaftlicher Wahrheit strebt, […] benutzt die Kunst ihre kreative und unsystematische Herangehensweise, um Kritik zu üben und Alternativen aufzuzeigen." Die Autoren sehen deshalb einen „Synergieeffekt" darin, dass Kunst die Archäologie zur „Selbstkritik" inspirieren könne (Ickerodt/Schäfer 2011, 193). Das ist positiv gemeint, aber naiv und unzutreffend. Abgesehen davon, dass die Liberalisierung der Gesellschaft längst jeden avantgardistischen Protest folgenlos gemacht hat (Bürger 1974), spricht daraus ein Wissenschaftsverständnis, das ebenfalls im 19. Jahrhundert verankert ist und bereits Feyerabend in Rage gebracht hat.

Das zeigt, wie realitätsfern das Verhältnis der Archäologie zur zeitgenössischen Kunst war und immer noch ist, obwohl beide seit einigen Jahren in der archäologischen Praxis – in Museen, Ausstellungen und auf so genannten Kunstpfaden – gelegentlich zusammen präsentiert werden (Ickerodt/Schäfer 2011, 185). Solche Präsentationen gelten jedoch noch immer als „mutiges Experiment" von „ganz unterschiedlichen Disziplinen" (Gaudzinski-Windheuser *et al.* 2007, 9), ein deutliches Zeichen dafür, dass die Veranstalter der oben zitierten Dichotomie – wissenschaftliche Wahrheit hier, kreative Alternative dort – anhängen. Da eine Einbindung dieser Präsentationen in einen theoretischen

7 Die Documenta ist die weltweit bedeutendste Ausstellung zeitgenössischer Kunst, die alle vier bis fünf Jahre in Kassel stattfindet. Die Documenta 1 wurde 1955 initiiert; die letzte Documenta 13 fand 2012 statt.

Diskurs fehlt, wie im englischsprachigen Raum zumindest teilweise vorhanden,[8] gehen Wissenschaft und Kunst entsprechend verständnislos miteinander um, wenn auch umso respektvoller, je offensichtlicher sie miteinander konkurrieren. Denn je erfolgreicher sich Künstler die archäologischen Vorlagen aneignen, indem sie diese – oft bis zur Unkenntlichkeit – verfremden, umso fleißiger sind Archäologen bemüht, die ‚Realität' durch wissenschaftliche Fakten zu belegen. Von seltenen Ausnahmen abgesehen (Schürle/Conard 2005, 104 u. 152; Denaro 2011, 126-133) stehen Ausstellungsobjekte und Katalogbeiträge daher beziehungslos nebeneinander.

Ein wesentlicher Grund für diese Situation dürfte darin liegen, dass sich im Laufe der Zeit parallel zueinander zwei ungleichgewichtige Diskurse etabliert haben. Einerseits sind auf Seiten der Archäologie diejenigen die Akteure, die nicht nur Archäologie betreiben, sondern diese auch selbst interpretieren, während andererseits die Akteure auf Seiten der Kunst nicht die Künstler, die Produzenten selbst sind, sondern deren Interpreten. Eine Verständigung zwischen den beiden Lagern ist daher schwierig, zumal im Allgemeinen Kunsthistoriker nichts von Prähistorischer Archäologie verstehen und umgekehrt die Prähistoriker nichts von Kunst, schon gar nicht von der zeitgenössischen Kunst der letzten 45 Jahre, der *Concept Art*.

Kurze Geschichte der Concept Art[9]

Für ein breites Spektrum der zeitgenössischen Kunst seit den 1960er Jahren hat sich der Begriff *Concept Art* eingebürgert. Deren Geschichte reicht jedoch weiter zurück bis zu Marcel Duchamp (1887-1968), der vor 100 Jahren den Ding-Charakter des Kunstwerkes entdeckte und symbolisch transformierte. 1913 stellte Duchamp sein erstes *objet trouvé* aus, ein aus industriell vorgefertigten Alltagsgegenständen zusammengesetztes „Fahrrad-Rad". Noch einen entscheidenden Schritt weiter ging er 1917 mit „Fountain". Es handelte sich um ein Pissoirbecken aus dem Sanitärhandel, das Duchamp lediglich mit einem Pseudonym signierte und auf einen Sockel setzte, so dass ein künstlerisches Produkt entstand, dessen Thema die radikal-kritische Auseinandersetzung mit dem traditionellen Kunstbegriff war. So gesehen war Duchamp ein echter Vorläufer der Postmoderne, weil er begriffen hatte, dass Kunst nie realistisch sein kann im Sinne dessen, was *ist*, sondern dass es nur unterschiedliche Ansichten ein und desselben Gegenstandes geben kann, abhängig von den Bedingungen, unter denen wir ihn betrachten. Die Ausstellungsjury begriff das allerdings nicht und lehnte das Urinal – für das Duchamp selbst den

8 Zahlreiche Verweise auf den Kunstbegriff finden sich im „Handbook of material culture" (Tilley *et al.* 2006), die sich jedoch ausschließlich auf ethnologische Beispiele beziehen und auf die Handlungstheorie von Alfred Gell berufen (Gell 1998). Daher sind sich alle Autoren darin einig, dass das Kunstwerk kein semiotischer Bedeutungsträger und kein Repräsentant der visuellen Kommunikation ist, sondern ein Akteur innerhalb des sozialen Netzwerkes (vgl. z.B. Mitchell 2006, 391).

9 Darunter fasse ich hier – der Übersichtlichkeit halber – etwas grob unterschiedliche Entwicklungsphasen und Strömungen zusammen, u.a. *Minimal Art*, *Process Art*, Aktionskunst, *Land Art*, *Nouveau Réalisme*, Analytische Malerei, *Appropriation Art* und *Neo-conceptualism*, um nur die wichtigsten zu nennen. Gemeinsam ist ihnen ein erweiterter Kunstbegriff, der alle Formen, Materialien und Medien einschließt.

Terminus *Ready-made* erfunden hatte – einstimmig ab. Trotzdem wurde das Urinal zur Ikone der *Concept Art*, die ihrerseits das Kunstverständnis des 20. Jahrhunderts nachhaltiger veränderte als jede andere Idee.

In der Folge von Duchamp entdeckte der Surrealismus die Poesie der Verfremdung, durch die das Alltagsding seine Bedeutung behielt, aber seine Banalität verlor. Eines der ersten Ausstellungsobjekte war die berühmte „Pelztasse" von Meret Oppenheim (1913-1985) von 1936. Was auf den ersten Blick als willkürlicher Gag erscheint, entfaltet bei längerer Betrachtung eine subtile innere Logik. Weil sich eine mit Pelz überzogene Teetasse dem Gebrauch verweigert, gewinnt sie plötzlich ein subversives Eigenleben: Ist der Tasse plötzlich ein Pelz gewachsen, oder hat sie sich verkleidet? Und wenn das alle Tassen täten? Darin liegt eine gewisse Drohung, und auf diese Weise tritt das Ding in der Fantasie des Betrachters unversehens in einen inneren Dialog mit ihm (Behringer 2002). Dieser Aspekt sollte sich als zukunftsträchtig erweisen, denn die *Interaktion* zwischen Werk und Rezipient (oder, wie auf der Tagung vorgeschlagen, genauer gesagt: die *Affordanz* der Dinge und die *Aktion* des Menschen) wird eines der zentralen Themen der postmodernen Kunst werden.

In den 1960er Jahren war das gesellschaftliche Klima endlich reif für Duchamps Thesen. Nachdem die *Pop Art* den idealistischen Kunstbegriff der abstrakt-expressiven Malerei der Nachkriegszeit aufgekündigt hatte zugunsten einer neuen, von der Konsum- und Medienwelt erzeugten Realität, nachdem das triviale Objekt Kunst geworden war – z.B. *Campbell's* Suppendose (1962) von Andy Warhol (1928-1987) – und die Aura des originalen Kunstwerks kapituliert hatte vor der endlosen Reproduzierbarkeit durch neue Techniken, entwickelte sich eine breite Palette ästhetischer Versuche, auf die Gesellschaft Einfluss zu nehmen. Das führte zum „Ausstieg" aus dem Tafelbild und zum „Einstieg" in den sozialen Raum (Loers 1982, 7). Das Ergebnis, die so genannte *Concept Art,* ermöglichte jede Form, jedes Material und jedes Medium, inner- und außerhalb des *white cube*; sie schuf keine Darstellungen, sondern Dinge (Abb. 1). Rahmen und Sockel verschwanden; an die Stelle autonomer Bilder und Skulpturen, die es natürlich weiterhin gab – traten reale oder mentale Konzepte zur Entstehung, Nutzung und Bedeutung von Dingen. Gemeinsam war den diversen Strömungen die Überzeugung, dass der Denkprozess wichtiger sei als die Ausführung und der Werkprozess wichtiger als das Resultat, das physisch greifbar bleiben konnte oder auch nicht. Statt im Stil des 19. Jahrhunderts den Künstler zum Seher zu verklären, der über einen divinatorischen Zugang zum „Geistigen in der Kunst" verfügt (Kandinsky 1963 [1911]), wurde der Betrachter aufgefordert, die in den Dingen visualisierte Idee gedanklich nachzuvollziehen und entsprechend seiner eigenen Wahrnehmungen weiterzudenken, denn: „In diesem Konzert der Gegenstände spreche nicht ich, sondern die Dinge haben ihre eigene innere Sprache. Das zu erfassen, kann man niemandem abnehmen" (Joseph Beuys).[10] Dieser Paradigmenwechsel, der im Titel *„Live in your head. When attitudes become form"* der ersten *Concept Art*-Ausstellung in Bern 1969 seine kongeniale Entsprechung fand, führte dazu, dass von 69 im Katalog aufgeführten Künstlern nur 40 in der Ausstellung vertreten waren, weil die restlichen Werke nicht – bzw. nicht mehr – ausstellbar waren (Szeemann 1969).

10 URL: http://www.lenbachhaus.de/sammlung/joseph-beuys/ [letzter Zugriff 18.05.2014].

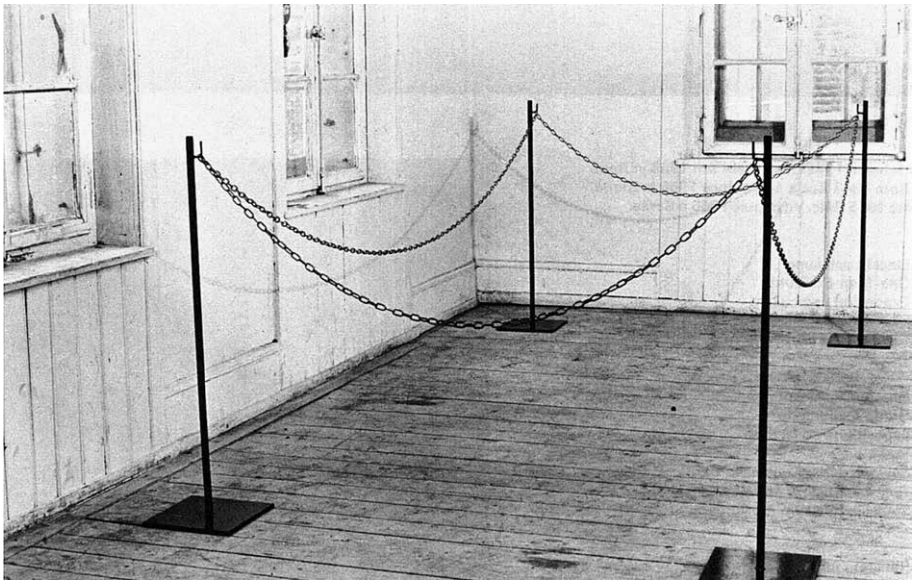


Abbildung 1: Jean-Frédéric Schnyder (geb. 1945). Ding zur Begrenzung eines präsenten Zustandes, 1968. Installation (Szeemann 1969, o.S.).

Niemand schien damals begriffen zu haben, dass dies in gewisser Weise der Anfang vom Ende war. Denn da die *Concept Art* jenseits von Galerie und Museum im sozialen Raum agieren wollte, war sie umso mehr auf gesellschaftliche Resonanz angewiesen, und gerade diese blieb ihr im erwünschten Maße verwehrt. Ihre Objekte, die nicht einmal die zweckfreie Ästhetik eines Pissoirbeckens anstrebten, geschweige denn die surreale Poesie einer Pelztasse, sondern oft wie Müll wirkten; ihre vergänglichen Materialien wie Fett oder Schokolade, die sich noch während ihrer Präsentation aufzulösen drohten; ihre Spuren im Wüstensand, die der Wind sofort wieder verwehte; ihre ‚*immaterials*', von denen allenfalls ein Foto oder auch gar nichts mehr blieb – all dies hat in der Summe im Lauf der Zeit einen hermetischen Kunst-Code geschaffen, den nur Experten dechiffrieren können. Daran änderten auch Bildtexte nichts, denn die ‚Bedienungsanweisungen' der Konzeptkünstler blieben so unverständlich wie wissenschaftliche Thesen zu archäologischen Objekten. Die Öffentlichkeit, die sich um ihren emotionalen Kunstgenuss gebracht sah, reagierte daher mit Hohn, als 1973 die „Badewanne" von Joseph Beuys (1921-1986) von einem SPD-Ortsverein ihrer Heftpflaster, sprich ihrer Symbolik beraubt und zum Kühlen von Bier zweckentfremdet worden war. Und als vor zwei Jahren ein Objekt von Martin Kippenberger (1953-1997) ein ähnliches Schicksal erlitten hatte, amüsierten sich die Medien mitleidslos mit dem bekannten Bonmot: „Ist das Kunst oder kann das weg?"[11]

11 URL: http://www.tagesspiegel.de/kultur/museum-in-dortmund-putzfrau-zerstoert-kunstwerk-von-kippenberger/5795490.html [letzter Zugriff 15.04.2014].

Archäologie als Medium und Metapher der *Concept Art*

Im Folgenden möchte ich fünf Autoren, die für das Thema ‚Archäologie und Kunst' diskursbestimmend geworden sind, unter drei Aspekten Revue passieren lassen: den Motiven der Künstler, den Thesen der Wissenschaftler sowie dem Umgang mit den Dingen.

Spurensuche und Spurensicherung

1974 versammelte eine Ausstellung des Hamburger Kunstvereins ein halbes Dutzend Konzeptkünstler der zweiten Generation (geb. 1940-1945) unter dem Titel „Spurensicherung. Archäologie und Erinnerung" (Metken/Schneede 1974). Damit war ein Begriff geboren, der bald zum Glossar der Kunsthistoriker gehörte. Wenig später veröffentlichte Günter Metken noch eine kleine kluge Monografie, die den Untertitel „Kunst als Anthropologie und Selbsterforschung. Fiktive Wissenschaften in der heutigen Kunst" trug (Metken 1977). Metken verband die künstlerischen Impulse der Spurensuche und Spurensicherung, die sich in Gegenständen, Fotos, Objekten und Aktionen niederschlugen, vor allem mit Erinnerung und Identitätssuche, sicherlich ohne zu ahnen, welch weites Diskursfeld er damit eröffnete. Heute wimmelt es auf diesem Feld von Aussagen zu ‚Fundstücken und -stätten', zu ‚archäologischen Denkmustern' und ‚Grabungen', sei es in der kollektiven, sei es in der eigenen Vergangenheit (Denaro 2011,13-20). Als erster nutzte Metken die Metaphern der Feldforschung auch dazu, die bewusste Grenzüberschreitung zwischen Kunst und Wissenschaft zu thematisieren.

Im Dialog mit den Dingen

Es dauerte ein Jahrzehnt, bis der Bregenzer Museumsdirektor Helmut Swozilek, nunmehr aus einem streng historisch-archäologischen Blickwinkel, „archäologische Motive *in* der Kunst" – aus vorderorientalischen, antiken und prähistorischen Kulturen – von der Renaissance bis zur *Concept Art* zusammenstellte (Swozilek 1987). Es ist bis heute die einzige derart weit gespannte Übersicht im deutschsprachigen Raum, die allerdings im Falle der *Concept Art* sehr regionalistische Züge trägt. Obwohl der Text mehr einem zum Fliesstext angeschwollenen Zettelkasten gleicht als einer strukturierten Rezeptionsgeschichte,[12] hat er doch zukunftsweisend gewirkt. Denn implizit deutet Swozilek die „Herstellung bzw. Behandlung, Interpretation simulierter ‚Funde'" (Swozilek 1987, 29) als gedankliche Konstrukte von Künstlern, für die Archäologie das Medium ist, mit den Dingen in einen Dialog zu treten durch die wissenschaftliche Methodik, konkret gesagt durch das Ausgraben, Dokumentieren, Ordnen, Wiederherstellen oder Zurschaustellen der Dinge. Insofern beginnt hier ein neuer einflussreicher Diskurs, der seit einigen Jahren mit spektakulären Aktionen zur ‚Kunst *als* Archäologie' von sich reden macht. Erinnert sei an Mark Dions (geb. 1961) Grabungsprojekt „Tate Thames Dig" (1999) am Londoner Themseufer (Renfrew 2003, 84-89). Dion verstand sich als „Archäologe der Gegenwart" (Bianchi 2013, 127), der „im Jetzt nach

12 Eine gelungene Geschichte des Paradigmas der Klassischen Antike in der bildenden Kunst von der Renaissance bis ins 20. Jahrhundert bietet Audrey Norcia (2011).

den Spuren der aktuellen Gesellschaft" gräbt (Denaro 2011, 16). An der Themse machte er die alte Diskussion über die Grenze zwischen Kunst und Wissenschaft selbstbewusst zu (s)einem ‚neuen' Thema – meiner Ansicht nach leider ohne bleibenden Erkenntnisgewinn, weil das Projekt weder ein Fake, noch real war. Die Gummistiefel waren zwar echt, aber die ‚Grabung' keine Grabung, sondern nur ein Einsammeln von Lesefunden.[13]

Was ist prähistorische Kunst?

„Denk-Bilder" hieß eine Ausstellung in München zur Geschichte der *Concept Art* 1960-1990, in der Frank Stella (geb. 1936), einer ihrer Wegbereiter, eines seiner frühesten konzeptuellen Werke von 1964 zeigte, auf dem ein ca. 2 m hohes, mehrteiliges rotes V zu sehen war (Messler 1991, 24). Stellas lapidarer Kommentar: *„What you see is what you see"* bedeutete einen neuen „radikalen Denkansatz" (Messler 1991, 26) und eine ebenso radikale Abkehr von den Inspirationsquellen der Nachkriegskunst: „Esoterik, Religion, Psychologie, das hat in Wahrheit mit ernster Musik nichts zu tun", stellte der Pianist Josef Bulva kürzlich noch einmal fest (Süddeutsche Zeitung 2014). Dasselbe galt für die *Concept Art*.

Trotzdem hat die amerikanische Kunsthistorikerin Lucy R. Lippard, obwohl eine anerkannte Expertin, in der ersten umfassenden Studie zu Archäologie und *Concept Art* ausgerechnet die Spiritualität zum zentralen Thema gemacht (Lippard 1983). Lippard sammelte archäologische Motive als Beweise für eine spirituelle Konvergenz zwischen zeitgenössischer und prähistorischer Kunst bzw. dem, was sie dafür hielt. Sie war überzeugt davon, dass für den prähistorischen Menschen Menhire, Steinkreise, Felszeichnungen und Ähnliches optische Metaphern gewesen seien für die Antinomien, die das Leben bestimmten: Natur und Kosmos, Geburt und Tod, männlich-weiblich, usw. Da sie dieselbe Thematik in der *Concept Art* wiederzuerkennen glaubte, insbesondere in der *Land Art* und in spirituell aufgeladenen Objekten und Performances von feministischen Künstlerinnen (z.B. Lippard 1983, 16. 55. 130. 161. 166. 177. 187), war für sie auch der Menhir ‚Kunst' – eine anregende Hypothese, freilich auch nicht mehr, weil sie eine fragwürdige Analogie zwischen modernem Künstler und prähistorischem Menschen implizierte. Man könnte daher geneigt sein, Lippards These rundherum abzulehnen, aber ich halte es für effektiver, sie aus Sicht der klassischen Wahrnehmungstheorien zu nutzen. Wenn man – wie Cassirer und Goodman (s.o.) – in der Kunst ein Symbolsystem sieht, mit dem der Mensch seinen Wahrnehmungen Sinn verleiht, um sich die Welt zu erklären – warum sollte man dieses System nicht auch auf einen Menhir anwenden können? Ob man einen meterhohen Steinpfeiler in die Landschaft pflanzt, oder – wie Christo 1976 – einen *Running fence* installiert, einen 5,5 m hohen weißen Nylonvorhang, der sich 39,4 km lang durch die Landschaft Kaliforniens schlängelte (Lippard 1983, 131) – warum sollte sich in diesen Handlungen, trotz der Distanz in Zeit und Raum, nicht das gleiche

13 Wesentlich geschickter und daher auch witziger hat Simon Fujiwara (geb. 1982) „Frozen City" (2010) auf der Kunstmesse im Londoner Regent's Park inszeniert, eine „täuschend echte Ausgrabungsstätte" einer „Vergangenheit, die niemals war" mit dialektischen Bezügen zum aktuellen Kunstbetrieb (Denaro 2011, 68).

metaphorische Bedürfnis spiegeln? Vorausgesetzt, wir vergessen nicht, dass wir dieses Bedürfnis im Fall des Menhirs nie verstehen werden (so wie wir auch die *Land Art* nicht verstehen würden, es sei denn, sie wird uns erklärt), kann man sehr wohl eine Analogie postulieren. Leider hat die Archäologie dieses Postulat nie kritisch unter dem Aspekt der ‚Ding-Mensch-Relation' diskutiert (Hofmann/Schreiber 2011, 175). Stattdessen hat Lippard, insbesondere unter Künstlerinnen, einen spirituellen Diskurs ausgelöst, der der *Concept Art* nicht gut getan hat.

Archäologie, Kunst und Gesellschaft

Die erste systematische Auseinandersetzung mit dem ‚schwierigen Thema' verdankt die Archäologie der 1995 initiierten, in der Fachwelt leider viel zu wenig beachteten Tagung der Studierenden des Tübinger Instituts für Ur- und Frühgeschichte, die den Titel trug „Archäologie als Kunst. Darstellung – Wirkung – Kommunikation" (Kümmel *et al*. 1999). Die Veranstalter griffen damit bewusst Feyerabends Formulierung auf (Kümmel 1999) und unterschieden deshalb zwischen erstens Kunst *in* der Archäologie; zweitens Archäologie *in* der Kunst; drittens Archäologie *als* Kunst und viertens Kunst *als* Archäologie (Schülke 1999).[14] Es ging in dem Tübinger Projekt weniger um ‚Kunst *in* der Archäologie', d.h. um ‚Archäologie als Kunstgeschichte', sondern stattdessen um ‚Archäologie *in* der zeitgenössischen Kunst', sowie um die dritte und vierte Kategorie. Zur ‚Archäologie *als* Kunst' zählte Almut Schülke die Kunstfertigkeit des archäologischen (Grabungs-)Handwerks, die künstlerische Gestaltung von Kommunikationsformen (visuellen Darstellungen, Museumspräsentationen, Rekonstruktionen), aber auch die Künstlichkeit von Interpretationen. Unter ‚Kunst *als* Archäologie' verstand sie dagegen das weite Feld kreativer Aktivitäten von wissenschaftlichen Laien, die prähistorische Welten sinnlich erfahrbar machen wollen durch Literatur, Musik, Film, Rollenspiele, usw. (Schülke 1999, 18-24). Diese einschränkende Definition ist allerdings inzwischen überholt angesichts des perfekten Transfers archäologischer Methoden in eine „künstlerische Archäologie der Gegenwart" (Bianchi 2013, 127 u. 129), deren Spurensuche nicht den Artefakten einer entschwundenen, sondern denjenigen unserer eigenen Zivilisation gilt (s.o. zu M. Dion).

Beispiele für ‚Archäologie *in* der Kunst' beschränkte Schülke auf die *Concept Art*. Außer den bereits bekannten Motiven der Künstler, sich der Archäologie als Medium zu bedienen – ästhetischer Reiz, Erinnerung und Identitätssuche, archäologische Methodik, spiritueller Gehalt – griff sie einen bis dahin nur von Metken angeschnittenen Aspekt auf: die Gesellschaftskritik. Daraus sprach der Zeitgeist. Hinter der Idee zur Tübinger Tagung stand letztlich dieselbe Frage, die die Kunst seit 1968 umgetrieben hatte – die Frage nach der gesellschaftlichen Relevanz ihrer Produkte. Hat Kunst, hat Archäologie eine Wirkung? Inwieweit ist diese Wirkung beinflussbar? Was soll überhaupt bewirkt werden? (Schülke 1999, 16, 27).

14 Zur Verortung der englischsprachigen Diskussion über Archäologie *als* Kunst im Postprozessualismus der 1980er Jahre vgl. Schülke 1999, 17; 2014.

Mit der Kunst in die Vergangenheit

Die jüngste Studie zum Thema Archäologie und *„contemporary visual art of the modern Western world"* von Colin Renfrew (2003) trägt den programmatischen Titel: *„Figuring it out. What are we? Where do we come from? The parallel visions of artists and archaeologists"*. Auf den ersten Blick scheinen Renfrews intellektuelle Analyse und Lippards emotionaler Zugriff nichts miteinander gemein zu haben, und der nüchterne Prozessualist würde sich wohl auch vehement dagegen wehren, mit feministischer Spiritualität assoziiert zu werden. Aber trotz ihrer unterschiedlichen Ansätze haben die Kunsthistorikerin und der Archäologe gleichartige Ambitionen, weil sie Hypothesen aufstellen, anhand derer sie Konvergenzen in Archäologie und Kunst beweisen wollen und zu diesem Zweck mit der *Concept Art* und auf einer metaphysischen Ebene argumentieren.

Renfrew hat weder das Tübinger Projekt noch Feyerabend zur Kenntnis genommen. Seine Aufforderung *„to look at art as archaeology and archaeology as art"* hat daher *a priori* nichts mit Feyerabends Wissenschaft-als-Kunst-Theorie zu tun; vielmehr dient sie als Einstimmung für Renfrews erste Hypothese, dass es zwei Wege gebe, um die Grundfragen der *conditio humana* zu beantworten: Archäologie und die zeitgenössische Kunst. Denn – so Renfrew – seit Paul Gauguins, 1897 in Tahiti entstandenem großartigem Gemälde „*D'où venons nous? Que sommes nous? Où allons nous?*" habe sich die Kunst Schritt für Schritt vom Realismusbegriff befreit, habe sich selbst transformiert durch neue Wahrnehmungen und Erfahrungen, die in der Auseinandersetzung mit den Dingen und der Natur zum Ausdruck kommen (Renfrew 2003, 7. 10. 26). In dieser Auseinandersetzung sieht Renfrew – so seine zweite These – eine Analogie zum kognitiven Evolutionsprozess von *homo sapiens sapiens*. Daher finde der künstlerische Prozess der *Concept Art*, d.h. deren Interaktion mit der materiellen Welt, sein exaktes Gegenstück in dem *„process of engagement"*, durch den die Menschheit über Jahrzehntausende hinweg ihre physische Umwelt und sich selbst verändert habe (Renfrew 2003, 8). Um diese Analogie zu belegen, sucht Renfrew nicht nach archäologischen Motiven *in* der Kunst, sondern erklärt sein archäologisch-anthropologisches *„system of cognitive phases"* anhand ausgewählter Kunstwerke. Beispielsweise sieht er die neue Selbstwahrnehmung des Aurignacien-Menschen in den Statuen von Antony Gormley (geb. 1950), die Abgüsse dessen eigenen Körpers darstellen, im wahrsten Sinne des Wortes „verkörpert" (Renfrew 2003, 116. 118).

Man hat deshalb auch Renfrew vorgeworfen, dass er unzulässige Analogien zwischen jetzt und einst postuliert (Weingarten 2005), aber Gormleys Skulpturen sind in der Tat (auch) Antworten des Künstlers auf ‚Grundfragen', wie er sie selbst formuliert hat: „Wer sind wir, was sind wir, wo kommen wir her und wohin führt unser Weg?"[15] Man kann daher zwar bezweifeln, dass diese *parallel vision* Renfrews archäologische Theorie stützt, aber nicht die Konvergenz als solche. Man kann bezweifeln, ob der ‚kognitive Archäologe' auf dem Umweg über die zeitgenössische Kunst die ‚kognitive Welt' des prähistorischen Menschen tatsächlich verstehen wird, aber diese Frage sollen die Positivisten unter sich klären (Renfrew 2003, 23-24).

15 URL: http://www.kunsthaus-bregenz.at/horizonfield/html/projekt_antony_gormley.htm#gormley [letzter Zugriff 15.05.2014].

Methodologisch bedeutsam ist für mich viel mehr, dass Renfrew in der Praxis – auch ohne Feyerabends Theorie – Wissenschaft und Kunst als gleichberechtigte symbolische Systeme nutzt. Damit initiiert er einen neuen Diskurs, der die gesellschaftliche Rolle der Archäologie neu definiert. ‚Archäologie und Kunst' ist nicht zuletzt deshalb endlich ein konferenztaugliches Thema geworden (vgl. oben Anm. 1; Schülke 2014).

Konvergenzen in Archäologie und *Concept Art*

Wie der forschungsgeschichtlich konzipierte Überblick gezeigt hat, gibt es zahlreiche Belege, dass und wie Kunst die Archäologie nutzt und umgekehrt.[16] Die Motive der Künstler, die Thesen der Kunsthistoriker und Archäologen sowie die Schlüsselrolle der Dinge schaffen formale und inhaltliche Berührungen, Überschneidungen und Übereinstimmungen zwischen Archäologie und *Concept Art*. Ich möchte die Konvergenzen in Theorie und Praxis anhand von vier ausgewählten Bereichen hervorheben.

Stil und Methode

Eines der auffälligsten Stilmittel der zeitgenössischen Kunst ist die Serie, sei es in Form von Fotos, Videoinstallationen, Siebdrucken oder Computergrafiken. Serielle Reproduktionskunst stellt, wie so viele Formen der *Concept Art,* die Tradition des originalen Kunstwerks in Frage, indem sie ihre interaktive Wirkung aus der Wiederholung von Variationen ein- und desselben Sujets bezieht. Das bedeutet, dass sich das Sujet der Form unterordnen muss, und deshalb fordert die Serie den Betrachter stets auf, das Werk als Gesamtschau zu erfassen. Als Beispiel (Abb. 2) zitiere ich eine 2,78 x 8,75 m große Fotoinstallation aus Selbstporträts von Katharina Sieverding (geb. 1944). Wie wird ein beliebiger Betrachter diese monumentale Selbstinszenierung verstehen? Im besten Fall signalisiert die Wiederholung des Porträts, dass mit der Installation nicht das einzelne Gesicht als Zeichen der Individualität und Identität gemeint ist, sondern die Frau als Teil eines weiblichen Kollektivs, das denselben Status innerhalb der Gesellschaft teilt. Aber wie jedes konzeptuelle Werk bedarf dieser Eindruck einer zusätzlichen Erklärung, ohne die auch der aufgeschlossenste Betrachter nicht begreifen kann, dass es sich dabei, nach Meinung der Künstlerin, um einen subalternen weiblichen Status innerhalb einer patriarchalischen Gesellschaft handelt (Solomon-Godeau 1993).

„*Serial order is a method, not a style*" (Bochner 1967), d.h. kein ästhetisches Phänomen, sondern künstlerische Praxis. Mit dieser Formulierung hat der Konzeptkünstler Mel Bochner (geb. 1940) eine Brücke zur Archäologie geschlagen, für die die Serie vor allem ein methodisches Hilfsmittel für statistische Analysen ist. Nicht nur die *Concept Art* hat sich vom individuellen Kunstwerk abgewandt, auch die archäologische Forschung hat ihr Interesse vom individuellen Objekt auf große Fundmengen gelenkt. An die Stelle der Ikone ist das Kollektiv der Dinge getreten, anhand derer soziale Strukturen mit Hilfe der Statistik konstruiert werden

16 Das gilt nicht nur für die Archäologie. Hans Peter Hahn (2010) hat am Beispiel von Daniel Spoerri, einem Künstler des *Nouveau Réalisme*, gezeigt, wie sich dessen Konzept der Dinge in der Ethnologie hermeneutisch nutzen lässt.

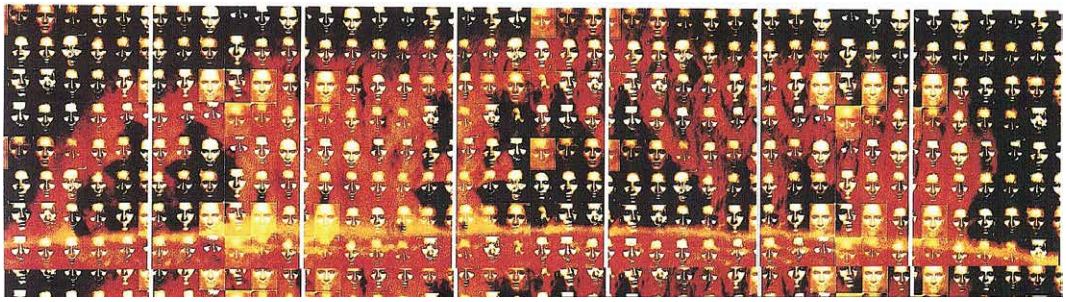


Abbildung 2: Katharina Sieverding (geb. 1944). Kontinentalkern XXXV, 1988/93. Fotoinstallation; 2,75 x 8,75 m (Solomon-Godeau 1993, 17).

sollen. Nicht nur die *Concept Art*, auch die Archäologie sieht in der Serie einen Querschnitt durch Raum und Zeit, quer durch die Gesellschaft und diachron durch die Geschichte. So wenig jedoch in der seriellen Kunst die eigentliche Aussage ohne zusätzliche Erklärung begreifbar wird, so schwierig ist es, in der Archäologie soziale Strukturen allein aus der Fundstatistik zu gewinnen. Deshalb klammert sich die Archäologie an die Schriftquellen in dem Glauben, dadurch der historischen Realität näher zu kommen, anstatt sich auf die narrativen Qualitäten der Dinge zu besinnen (s.u.).

Der Umgang mit den Dingen

Die *Concept Art* im weitesten Sinne, einschließlich diverser Vorläufer und unterschiedlicher Ausprägungen, ist die erste Kunstrichtung gewesen, die sich für die „postmoderne Einsicht" engagiert hat, dass menschlicher Fortschritt nicht in der Progression der Technologie liegt, sondern im Erkennen unserer kulturellen Bedingungen (Loers 1982, 12). Aus dieser Perspektive heraus haben Künstler versucht, aus den Dingen bzw. aus der Transformation der Dinge Einsichten in die Mechanismen unserer gesellschaftlichen Beziehungen zu gewinnen. Auf dieselbe Art und Weise verfahren Archäologen. Der Unterschied liegt nur darin, dass die Künstler die Transformation selbst vornehmen, während die Wissenschaftler diese bereits vorfinden und sich zu Nutze machen. Die kontextuelle Analyse der Verwandlung der Dinge, die zwischen einst und jetzt stattgefunden hat, sichtbar in deren Materialität und/oder deren Präsentation, ist ein Schlüssel zur archäologischen Interpretation.

Das Wesen der Dinge

Die *Concept Art* sieht in den Dingen keine tote Materie, sondern hat als erste (und lange vor Latour[17]) von ‚Akteuren' gesprochen. Am überzeugendsten hat Beuys, die Galionsfigur der *Concept Art*, dies zum Ausdruck gebracht. Auch wenn nun endgültig feststeht, dass seine Biografie größtenteils fiktiv und die Symbolik von Fett, Filz, Taschenlampe und Schlitten ein mythologisches Konstrukt ist (Riegel 2013), ändert das doch nichts daran, dass er eine neue Sicht auf die

17 Latour 2007 [2005]; kritisch zum Akteur-Begriff Stockhammer 2011, 191-193.

Funktion der Skulptur eröffnet hat. Beuys hat gezeigt, dass und wie Dinge erstens reagieren – nämlich durch natürliche Prozesse wie chemische Reaktionen, Farbveränderungen, Zerfall, etc. – und wie sie zweitens ‚agieren' durch die Denkprozesse, die sie auslösen. Unter solchen Auslösern verstand er beispielweise Zeitschichten, die sich in den Dingen abgelagert haben; eine Formgebung, die von rituellen Traditionen bestimmt worden sind; Merkmale, die durch die Teilhabe der Dinge an individueller oder kollektiver Geschichte entstanden sind. Beuys will dem Betrachter eine ambivalente Erfahrung vermitteln, die zugleich real und symbolisch, physisch und poetisch ist. Er macht uns darauf aufmerksam, dass jenseits der schieren physischen Präsenz, die wir sehen und berühren können, die Dinge ein Eigenleben entfalten, dass sie Handlungen visualisieren und symbolisieren, dass sie etwas ‚erzählen'. Hier beginnt die Konvergenz von Kunst und Wissenschaft wirksam zu werden. Denn so selbstverständlich es ist, dass jeder Betrachter eines Kunstwerkes andere Erfahrungen macht, weil jede Erfahrung von Vorwissen geprägt und kulturell bedingt ist, so selbstverständlich sollte es auch in der Archäologie sein, weil die archäologischen Objekte zwar real sind, aber ihre Symbolik kontingent ist, abhängig vom Umgang der Menschen mit den Dingen. Kontingent bedeutet in diesem Fall beispielsweise, dass es zwar gute Gründe geben kann, ein Objekt als Ritualgegenstand zu deuten, aber das schließt nicht aus, dass es auch eine pragmatische Funktion hatte – und *vice versa*. Forschung bedeutet daher immer Entscheidung, d.h. Interpretation, und diese kann immer nur narrativ vermittelt werden, d.h. aus der Perspektive des Erzählers (Rieckhoff 2012).

Worte statt Dinge

Wie bereits erwähnt, lassen sich die Denkprozesse der *Concept Art* im Allgemeinen nicht ohne Erklärungen vermitteln, so dass ihre Werke schon frühzeitig oft ‚buchstäblich' zu Worten wurden und sich eine Vernachlässigung der bildnerischen Gestaltung einschlich (Abb. 3). Aber wenn keine visuellen Reize stattfinden, werden auch keine narrativen Assoziationen ausgelöst, und das Kopfkino bleibt sozusagen leer. Wer sich die Befreiung der Kunst von der Materialität auf die Fahnen schreibt, lässt sich der breiten Öffentlichkeit nur schwer vermitteln. Außerhalb der kleinen Runde der Experten hatte es die *Concept Art* daher nie leicht. Um zu überleben, mussten sich die Künstler den Strategien des Kunstmarktes unterwerfen, gegen die sie ursprünglich angetreten waren. Heute verlangt das Gesetz des globalen Marktes, dass sich Konzeptkünstler entweder darin übertrumpfen, den Kunstbegriff immer schrankenloser auszuweiten – neuerdings auch auf Pflanzen, Tiere und Hybride bis hin zum Besucher selbst, der Teil des Kunstwerks wird (indem z.B. ein Hundebein rosa angemalt[18] oder ein leerer Raum ‚ausgestellt' wird[19]) – um Höchstpreise verlangen zu können. Oder sie beugen sich dem Geschmack des Publikums an einer deftigen Bilder-Sprache. Selbst Sol LeWitt (1928-2007), einer der Gründungsväter der *Concept Art*, kehrte mit seinen *„wall drawings"* zur farbig-konkreten Malerei

18 Pierre Huyghe (geb. 1962), „Untilled", Kassel documenta 13 (2012) URL: http://www.museum-ludwig.de/de/ausstellungen/pierre-huyghe.html [letzter Zugriff 20.05.2014].

19 Tino Sehgal (geb. 1976), „This is so contemporary", 51. Internationale Kunst-Biennale Venedig (2005) URL: http://www.artnet.de/magazine/thomas-scheibitz-und-tino-sehgal-im-deutschen-pavillon-auf-der-51-venedigbiennale/ [letzter Zugriff 20.05.2014].

Abbildung 3: Hamish Fulton (geb. 1946). Solitary raven. Solitary reindeer. A fifteen day walking journey in Lappland, 1985. Fotografie, Text; 0,92 x 2,52 m (Zurück zur Natur 1988, 75).

Abbildung 4: Eveline Kooijman (geb. 1980). Auf dem Schlachtfeld. Schlacht bei Eggmühl am 22. April 1809, Sieg der Franzosen und Bayern (ca. 50.000 Mann) über die Österreicher (ca. 83.000 Mann), insgesamt ca. 18.000 Tote und Verwundete, 2012. Fotografie (Kooijman 2014, o.S.).

zurück (Szeemann 1969; Friedel/Mühling 2013, 33). Der Nachwuchs, die dritte Generation der Konzeptkünstler (geb. 1970-1980), hat ohnehin schon längst die Magie des Bildes wiederentdeckt (Abb. 4).

Schrift und Sprache wurden auch im Umgang mit archäologischen Objekten zu einem neuen Parameter. Die Museumskonzepte der 1970er Jahre entstammten nicht zufällig demselben sozialwissenschaftlichen Diskurs von 1968, aus dem auch die *Concept Art* hervorgegangen war. Mit dem Schlachtruf „Lernort contra Musentempel" zog man gegen das verstaubte Pathos von elitären Sammlungen und vollgestopften Museen zu Felde (Hoffmann 1979). Das demokratische Geschichtsverständnis hob stattdessen die Rhetorik auf den Schild. Damit begann der Siegeszug der Archäologie in die mediale Öffentlichkeit. Der hermetische Charakter der meisten prähistorischen Objekte, die – jedenfalls verglichen mit der Venus von Milo – unscheinbar, fragmentarisch oder bestenfalls exotisch, in jedem Fall aber unverständlich waren, ließ sich weder visuell noch haptisch entschlüsseln, aber wenigstens rhetorisch vermitteln. Bei diesem archäologischen Konzept ist es jedoch geblieben. Wie zuletzt die Stuttgarter Landesausstellung „Die Welt der Kelten" zeigte, deren Wände von Beschriftungen strotzten, hat sich die Rhetorik inzwischen verselbständigt (Welt der Kelten 2012). Großes Verständnis beim Publikum haben diese Texte dennoch nicht erzielt, was nicht verwundert, weil die Wissenschaftler offenbar selbst kein Vertrauen in das hatten, was die von ihnen ausgewählten Dinge hätten erzählen können. Stattdessen klammerten sie sich an die Leitfrage des Historismus nach dem Individuum, das die historische Entwicklung vorangetrieben hat: Fürst oder Priester? Gott oder Heros? Kelte oder Germane? Usw. Da sich solche und ähnliche Fragen nach sozialen und ethnischen Konzepten schriftloser Kulturen aber nicht oder nicht definitiv beantworten lassen, endeten viele Museumstexte zwangsläufig in einer Aporie. Nach meiner Beobachtung hielten sich die Besucher daher an das Nächstliegende – an die Fundorte, die sie kannten. Auch wenn die lokalen Funde unscheinbar waren, so wirkten diese Dinge doch irgendwie tröstlich – wie Inseln der historischen Vergewisserung in dem Meer unübersichtlicher Informationen.

Zurück zu den Dingen

Wenn aber dieser unreflektierte Identifikationsprozess die einzige gesellschaftliche Legitimation für unsere überquellenden Magazine darstellt, wenn das Verständnis der breiten Öffentlichkeit für die Kopfgeburten eines kleinen Häufchens von Wissenschaftlern ausbleibt, wenn Archäologie sich darin erschöpft, sich mit populistischen Events (Keltenfeste u.ä.) einem System anzubiedern, das nur darauf zu warten scheint, sich ihrer zu entledigen – muss man dann nicht befürchten, dass die Archäologie eines Tages in der gesellschaftlichen Isolation landet? So wie die *Concept Art* nach jahrzehntelanger Missachtung bildnerischer Gestaltung nur noch auf einem überheizten Kunstmarkt blüht, so könnte eines Tages auch die Archäologie auf die Vermarktung der Vergangenheit reduziert werden, während Universitätsinstitute geschlossen, Forschungen eingestellt, Grabungen vermieden und die Magazine unbenutzt vor sich hindämmern werden.

Abbildung 5: Ai Weiwei (geb. 1957). Colored vases, 2008. Neolithic vases (5000 – 3000 BC) and industrial paint (Ai Weiwei 2009, 67).

Archäologie kostet viel und bringt wenig ein, ist chronisch unterfinanziert und präsentiert sich daher meist billig, in jedem Fall langweilig, dem Synonym für wissenschaftlich ‚richtig'.[20] Um der drohenden gesellschaftlichen Marginalisierung zu entgehen, muss die Archäologie daher lernen, zu den Dingen zurückzukehren, zu den „präsentativen Symbolen" der Vergangenheit (Langer 1984 [1942]). So wie die zeitgenössische Kunst anstelle der ‚Denk-Bilder', der visualisierten Konzepte, wieder die Poesie der Farbe und die Anziehungskraft der Figuration entdeckt, so muss sich die Archäologie von der historistischen Unterwürfigkeit unter die Schriftquellen befreien. Sie muss die Dinge ernst nehmen, so wie sie sind: ihren fragmentarischen, kontingenten Charakter akzeptieren, ihre Schriftlosigkeit als Chance sehen und ihre „Polysemie […] als spezifisches Potential materieller Kultur" (Hahn 2005, 124) erkennen – kurz gesagt, die Archäologie muss die narrative Qualität der Dinge nutzen, und zwar auf doppelte Weise. Wie ist das zu verstehen? Wenn man – im Sinne einer narratologischen Kulturtheorie – davon ausgeht, dass Erzählungen von handelnden Menschen berichten, haben es die archäologischen Wissenschaften, die die Überreste von Handlungen erforschen, immer auch mit materiellen Erzählformen zu tun, d.h. mit Objekten, die ‚eine Geschichte erzählen' – unabhängig davon, ob und wie wir diese Erzählung verstehen (Rieckhoff 2010, 215-218). Auf einer primären Ebene sind archäologische Objekte deshalb narrative Medien *par excellence*, aber da sich ihre Geschichte nicht aus ihrer Materialität erklärt, sondern aus einer abstrakten Ding-Mensch-Beziehung, können wir diese sekundär ebenfalls nur in einem narrativen Kontext abbilden – indem wir versuchen, auf neue Fragen zu antworten nach Wahrnehmung und Verwendung,

20 Wie immer wird die Regel durch Ausnahmen bestätigt, von denen hier nur die jüngste erwähnt sei, das am 15. Mai 2014 neu eröffnete „Staatliche Museum für Archäologie Chemnitz (*smac*)", das eine neue großartige Dimension in der archäologischen Museumslandschaft eröffnet hat.

Bewahrung oder Ablehnung der Dinge, aber auch nach dem gesellschaftspolitischen Kontext ihres Auffindens, Erwerbens und Wiedergewinnens durch Restaurierung und Rekonstruktion.

Wie eine solche Befragung nach ‚Affordanz und Eigensinn' der Dinge von Seiten der Wissenschaft aussehen kann, haben kürzlich Kerstin P. Hofmann und Stefan Schreiber aus Sicht des *practical turn* vorgeführt (Hofmann/Schreiber 2011, 181). Aus Sicht der Kunst hat der Chinese Ai Weiwei (geb. 1957), unbekümmert um *‚scientifical correctness'*, eine ganz andere Lösung gefunden. Ai Weiwei, einer der kreativsten lebenden Konzeptkünstler, dem es gelungen ist, Ästhetik zu politisieren und Gesellschaftskritik poetisch zu verwirklichen, bezeichnet Duchamp als sein wichtigstes Vorbild (Ai Weiwei 2009). Im Unterschied zu Duchamp nutzt er für seine *Ready-mades* jedoch am liebsten antike Objekte, die er transformiert und verfremdet, um damit gegen die Zerstörung der chinesischen Kultur zu protestieren und gleichzeitig deren kulturelles Erbe neu zu definieren. Zu diesem Zweck hat er vollständig erhaltene neolithische Tongefäße des 5.-3. Jt. v. Chr. bunt bemalt oder zu Pulver zermahlen (Abb. 5).

‚Entsammeln'[21] muss also nicht nur Wegwerfen bedeuten, sondern kann auch als künstlerische Transformation stattfinden. An erster Stelle bedeutet Entsammeln aber, Entscheidungen zu fällen – darüber, was wir wissen wollen und wissen können, was *nicht mehr* ausgegraben und was *noch* aufgehoben werden soll. Dazu brauchen wir eine neue berufliche Qualifikation. Sammeln und Aufbewahren sind schwierige Aufgaben, aber Aussortieren ist ungleich schwieriger und verantwortungsvoller.

Literatur

Ai Weiwei 2009
Ai Weiwei, So Sorry. Ausstellungskatalog (München 2009).

Bachmann-Medick 2006
Doris Bachmann-Medick, Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften (Hamburg 2006).

Bagley/Kost 2010
Jennifer M. Bagley/Catrin Kost, Bedeutungsfelder figürlicher Kunst in frühen Kulturen. In: Juwig/Kost 2010, 173-196.

Behringer 2002
Klaus Behringer, Meret Oppenheim (1913-1985), Pelztasse 1936. MdK 50/2002-10. URL: http://home.arcor.de/liebigkuttig/oppenheim01.pdf [letzter Zugriff 11.07.2015].

Bianchi 2013
Paolo Bianchi, Das Erkunden der Scherben. Jetzt-Archäologie, Retrovision und archäologische Avantgarde. In: Hochleitner 2013, 127-134.

Bochner 1967
Mel Bochner, The Serial Attitude. Artforum International 4, Dezember 1967, 28.

21 Zu diesem im Bereich der kunst- und kulturhistorischen Museen seit Jahren diskutierten Begriff vgl. Heisig 2006; DMB 2011; URL: http://www.museumsbund.de/de/das_museum/ethik_standards/museumsethik/bewahren/ [letzter Zugriff 01.08.2014].

Bürger 1974
Peter Bürger, Theorie der Avantgarde (Frankfurt 1974).

Cassirer 2010 [1923/29]
Ernst Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen. 3. Teil. Phänomenologie der Erkenntnis (Hamburg 2010) [zuerst 1923/29].

Conard *et al.* 2009
Nicholas J. Conard/Harald Floss/Martina Barth/Jordi Serangeli (Hrsg.), Eiszeit. Kunst und Kultur. Große Landesausstellung Baden-Württemberg Stuttgart (Ostfildern 2009).

Davis/Hersh 1985 [1981]
Philip J. Davis/Reuben Hersh, Erfahrung Mathematik (Basel 1985) [zuerst The mathematical experience (Brighton 1981)].

Denaro 2011
Dolores Denaro (Hrsg.), arkhaiologia. Archäologie in der zeitgenössischen Kunst (Nürnberg 2011).

DMB 2011
Deutscher Museumsbund (Hrsg.), Nachhaltiges Sammeln. Ein Leitfaden zum Sammeln und Abgeben von Museumsgut (Berlin/Leipzig 2011).

Eggert 2010
Manfred K. H. Eggert, Hermeneutik, Semiotik und Kommunikationstheorie in der Prähistorischen Archäologie: Quellenkritische Erwägungen. In: Juwig/Kost 2010, 49-74.

Ferraris 2014 [2012]
Maurizio Ferraris, Manifest des neuen Realismus (Frankfurt a.M. 2014) [zuerst Manifesto del nuovo realismo (Roma/Bari 2012)].

Feyerabend 1984
Paul Feyerabend, Wissenschaft als Kunst (Frankfurt a.M. 1984).

Feyerabend 1993 [1975]
Paul Feyerabend, Wider den Methodenzwang[4] (Frankfurt a.M. 1993) [zuerst Against Method. Outline of an Anarchistic Theory of Knowledge (London/New York 1975)].

Feyerabend 1995
Paul Feyerabend, Zeitverschwendung (Frankfurt a.M. 1995) [zuerst Killing Time. The Autobiography of Paul Feyerabend (Chicago 1995)].

Friedel/Mühling 2013
Helmut Friedel/Matthias Mühling (Hrsg.), An der Isar. Gegenwartskunst im neuen Lenbachhaus. Aus den Sammlungen der Städtischen Galerie und der KiCo Stiftung (München 2013).

Gabriel 2013
Markus Gabriel, Warum es die Welt nicht gibt (Berlin 2013).

Gaudzinski-Windheuser *et al.* 2007
Sabine Gaudzinski-Windheuser/Regina Höfer/Olaf Jöris (Hrsg.), GANZ ALT – die Archäologie des Eiszeitalters, umgesetzt von Otmar Alt (Mainz 2007).

Gell 1998
Alfred Gell, Art and Agency. An Anthropological Theory (Oxford 1998).

Goodman 1973 [1968]
Nelson Goodman, Sprachen der Kunst. Ein Ansatz zu einer Symboltheorie (Frankfurt a.M. 1973) [zuerst Languages of Art. An Approach to a Theory of Symbols (Indianapolis 1968)].

Goodman 1990 [1978]
Nelson Goodman, Weisen der Welterzeugung (Frankfurt a.M. 1990) [zuerst Ways of Worldmaking. Harvester Studies in Philosophy 5 (Indianapolis 1978)].

Hahn 2005
Hans Peter Hahn, Materielle Kultur. Eine Einführung (Berlin 2005).

Hahn 2010
Hans Peter Hahn, Von der Ethnografie des Wohnzimmers – zur „Topografie des Zufalls". In: Elisabeth Tietmeyer *et al.* (Hrsg.), Die Sprache der Dinge – kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die materielle Kultur (Münster/New York/München 2010) 9-22.

Heisig 2006
Dirk Heisig, Entsammeln – Für eine Erneuerung des Sammelns. Niedersachsen. Zeitschrift für Kultur, Geschichte, Heimat und Natur, 2006, 18-20.

Hochleitner 2013
Martin Hochleitner, Archäologie in Salzburg. Begleitband zu den Ausstellungen: Archäologie?! – Spurensuche in der Gegenwart. Salzburg Museum. – Wirklich wichtig – Archäologische Highlights erzählen ihre Geschichte. Keltenmuseum Hallein (Salzburg 2013).

Hoffmann 1979
Detlef Hoffmann, „Lasst Objekte sprechen!" Bemerkungen zu einem verhängnisvollen Irrtum. In: Ellen Spickernagel/Brigitte Walbe (Hrsg.), Das Museum. Lernort contra Musentempel (Gießen 1979).

Hofmann/Schreiber 2011
Kerstin P. Hofmann/Stefan Schreiber, Mit Lanzetten durch den practical turn. Zum Wechselspiel zwischen Mensch und Ding aus archäologischer Perspektive. Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 52, 2011, 163-187.

Huth 2003
Christoph Huth, Menschenbilder und Menschenbild. Anthropomorphe Bildwerke der frühen Eisenzeit (Berlin 2003).

Hübner 1973
Kurt R. Hübner, Was sind und was bedeuten Theorien in Natur- und Geschichtswissenschaft? In: Kurt R. Hübner/Albert Menne (Hrsg.), Natur und Geschichte. 10. Deutscher Kongress für Philosophie, Kiel 1972 (Hamburg 1973) 7-20.

Ickerodt/Schäfer 2011
Ulf Ickerodt/Andreas Schäfer, Zwischen Illustration und Imagination – Archäologische Forschung und die künstlerische Auseinandersetzung mit der Archäologie. In: Denaro 2011, 184-193.

Jung 2005
Matthias Jung, Zur objektiv-hermeneutischen Interpretation des Symbolguts prähistorischer Kulturen am Beispiel des „Entenvogels“ der Urnenfelderzeit. In: Tobias Kienlin (Hrsg.), Die Dinge als Zeichen. Kulturelles Wissen und materielle Kultur. Internationale Fachtagung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, 3.-5. April 2003. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 138 (Bonn 2005).

Juwig/Kost 2010
Carsten Juwig/Catrin Kost (Hrsg.), Bilder in der Archäologie – eine Archäologie der Bilder? Tübinger Archäologische Taschenbücher 8 (Münster/New York/München 2010).

Kandinsky 1963 [1911]
Wassily Kandinsky, Über das Geistige in der Kunst[7] (Bern-Bümpliz 1963) [zuerst 1911].

Kooijman 2014
Eveline Kooijman, Nova noir. Ausstellungskatalog Kunst- und Gewerbeverein Regensburg (Regensburg 2014).

Kuhn 2012 [1962]
Thomas S. Kuhn, Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen (Frankfurt a.M. 2012) [zuerst The Structure of Scientific Revolutions (Chicago 1960)].

Kühn 1968
Herbert Kühn, Gegenwart und Vorzeit[2] (Frankfurt a.M. 1968).

Kümmel 1999
Christoph Kümmel, „Wissenschaft als Kunst“ – Über Stil, Geschmack und Fortschritt lässt sich streiten. In: Kümmel *et al.* 1999, 47-63.

Kümmel *et al.* 1999
Christoph Kümmel/Nils Müller-Scheeßel/Almut Schülke (Hrsg.), Archäologie als Kunst. Darstellung – Wirkung – Kommunikation (Tübingen 1999).

Landwehr 2011
Achim Landwehr, Rezension zu: Werner Paravicini, Die Wahrheit der Historiker (München 2010). H-Soz-u-Kult, 05.04.2011. URL: http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2011-2-011 [letzter Zugriff 01.04.2014].

Langer 1984 [1942]
Susanne K. Langer, Philosophie auf neuem Wege. Das Symbol im Denken, im Ritus und in der Kunst (Frankfurt a.M. 1984) [zuerst Philosophy in a New Key. A Study in the Symbolism of Reason, Rite and Art (New York 1942)].

Latour 2007 [2005]
Bruno Latour, Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie (Frankfurt a.M. 2007) [zuerst Reassembling the social – An Introduction to Actor-Network-Theory (Oxford 2005)].

Lippard 1983
Lucy R. Lippard, Overlay. Contemporary Art and the Art of Prehistory (New York 1983).

Loers 1982
Veit Loers, Tausche Bilder gegen Ideen. In: Veit Loers, noi altri – wir anderen. Künstlerische Aktivität und Selbsterfahrung im sozialen Raum. Ausstellungskatalog Städtische Galerie Regensburg (Regensburg 1982).

Mayer-Reppert 2006
Petra Mayer-Reppert, Die Terra Sigillata aus der römischen Zivilsiedlung von Hüfingen-Mühlöschle (Schwarzwald-Baar-Kreis) (Microfiche-Edition Remshalden 2006).

Messler 1991
Norbert Messler, Denk-Bilder. In: Zdenek Felix (Hrsg.), Denk-Bilder. Ausstellungskatalog Kunsthalle der Hypo-Kulturstiftung München (München 1991).

Metken 1977
Günter Metken, Spurensicherung. Kunst als Anthropologie und Selbsterforschung. Fiktive Wissenschaften in der heutigen Kunst (Köln 1977).

Metken/Schneede 1974
Günter Metken/Uwe M. Schneede, Spurensicherung. Archäologie und Erinnerung (Hamburg 1974).

Mitchell 2006
Jon P. Mitchell, Performance. In: Tilley *et al.* 2006, 384-401.

Norcia 2011
Audrey Norcia, Die Archäologie in der bildenden Kunst von der Renaissance bis ins 20. Jahrhundert. In: Denaro 2011, 204-214.

Pare 2012
Christopher Pare (Hrsg.), Kunst und Kommunikation. Zentralisierungsprozesse in Gesellschaften des europäischen Barbarikums im 1. Jahrtausend v.Chr. (Mainz 2012).

Proust 1983 [1923]
Marcel Proust, Die Gefangene. Auf der Suche nach der verlorenen Zeit 5 (Frankfurt a.M. 1983) [zuerst La Prisonnière. À la recherche du temps perdu (Paris 1923)].

Renfrew 2003
Colin Renfrew, Figuring it out. What are We? Where Do We Come from? The Parallel Visions of Artists and Archaeologists (London 2003).

Rieckhoff 1975
Sabine Rieckhoff, Münzen und Fibeln aus dem Vicus des Kastells Hüfingen (Schwarzwald-Baar-Kreis). Saalburg-Jahrbuch 32, 1975, 5-104.

Rieckhoff 2010
Sabine Rieckhoff, Raumqualität, Raumgestaltung und Raumwahrnehmung im 2./1. Jahrhundert v.Chr. Ein anderer Zugang zu den ersten Städten nördlich der Alpen. In: Peter Trebsche/Nils Müller-Scheeßel/Sabine Reinhold (Hrsg.), Der gebaute Raum. Bausteine einer Architektursoziologie vormoderner Gesellschaften. Tübinger Archäologische Taschenbücher 7 (Münster/New York/München 2010).

Rieckhoff 2012
Sabine Rieckhoff, Happy End oder Aufruhr? Zur Narratologie der ‚keltischen Kunst'. Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 51, 2010 [2012], 215-238.

Riegel 2013
Hans Peter Riegel, Beuys. Die Biographie (Berlin 2013).

Riegl 1964 [1901]
Alois Riegl, Spätrömische Kunstindustrie[3] (Darmstadt 1964) [zuerst 1901].

Russell 2011
Ian Alden Russell, Art and Archaeology. A Modern Allegory. Archaeological Dialogues 18, 2011, 172-176.

Samida 2010
Stefanie Samida, Nach dem *iconic turn*: Aspekte einer bildwissenschaftlichen Programmatik in der Archäologie. In: Juwig/Kost 2010, 95-110.

Säckl 1990
Herwig Säckl, Zur Rolle der Mathematik in dem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften" von Robert Musil. In: Hans-Georg Steiner (Hrsg.), Mathematikdidaktik, Bildungsgeschichte, Wissenschaftsgeschichte (Köln 1990) 137-147.

Schmidt 2006
Klaus Schmidt, Sie bauten die ersten Tempel. Das rätselhafte Heiligtum der Steinzeitjäger. Die archäologische Entdeckung am Göbekli Tepe (München 2006).

Schülke 1999
Almut Schülke, Archäologie als Kunst: Darstellung – Wirkung – Kommunikation. In: Kümmel *et al.* 1999, 15-27.

Schülke 2014
Almut Schülke, Archäologie und Kunst. In: Doreen Mölders/Sabine Wolfram (Hrsg.), Schlüsselbegriffe der Prähistorischen Archäologie. Tübinger Archäologische Taschenbücher 11 (Münster/New York 2014) 29-32.

Schulz 2002
Mathias Schulz, Der Kult der Sternenmagier. Der Spiegel 2002.48, 192-206.

Schürle/Conard 2005
Wolfgang Schürle/Nicholas J. Conard (Hrsg.), Zwei Weltalter. Eiszeitkunst und die Bildwelt Willi Baumeisters (Ostfildern-Ruit 2005).

Solomon-Godeau 1993
Abigail Solomon-Godeau, The Face of Difference. In: Katharina Sieverding, Eine Installation. Ausstellungskatalog (Regensburg 1993).

Stockhammer 2011
Philipp W. Stockhammer, Von der Postmoderne zum *practice turn*: Für ein neues Verständnis des Mensch-Ding-Verhältnisses in der Archäologie. Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 52, 2011, 188-214.

Süddeutsche Zeitung 2014
Süddeutsche Zeitung, Comeback. Interview mit dem Pianisten Josef Bulva. Süddeutsche Zeitung 3./4. Mai 2014, Nr. 101, 10.

Swozilek 1987
Helmut Swozilek, Motiv Archäologie – Archäologische Motive in der Kunst (im besonderen Ur- und Frühgeschichte). Schriften des Vorarlberger Landesmuseums Reihe A 3 (Bregenz 1987).

Szeemann 1969
Harald Szeemann, Live in Your Head. When Attitudes Become Form. Works – Concepts – Processes – Situations – Information. An Exhibition Sponsored by Philip Morris Europe (Bern 1969).

Tilley *et al.* 2006
Christopher Tilley/Webb Keane/Susanne Küchler/Michael Rowlands/Patricia Spyer (Hrsg.), Handbook of Material Culture (Los Angeles 2006).

Weingarten 2005
Judith Weingarten, Rezension zu Renfrew 2003. American Journal of Archaeology 109, 2005, 287-289.

Welt der Kelten 2012
Die Welt der Kelten. Zentren der Macht – Kostbarkeiten der Kunst. Begleitband zur Großen Landesausstellung Baden-Württemberg 2012 (Ostfildern 2012).

Zurück zur Natur 1988
Zurück zur Natur, aber wie? Kunst der letzten 20 Jahre. Ausstellungskatalog Städtische Galerie Karlsruhe (Karlsruhe 1988).

Über die Autorin:

Sabine Rieckhoff (geb. 1944) studierte Klass. Archäologie, Alte Geschichte, Latinistik, Ur- und Frühgeschichte und Provinzialrömische Archäologie in München, Marburg und Freiburg, wo sie 1974 mit einer Arbeit über den römischen Vicus von Hüfingen, Kr. Donaueschingen promovierte. Von 1978-1993 war sie als Konservatorin der Abteilung Archäologie am Historischen Museum Regensburg tätig. Sie habilitierte sich 1992 mit einer Studie über „Süddeutschland im Spannungsfeld von Kelten, Germanen und Römern“ an der Universität Marburg. Von 1993-2009 hatte sie die neu gegründete Professur für Ur- und Frühgeschichte an der Universität Leipzig inne. Seit 1995 ist sie an dem internationalen Forschungsprojekt im Oppidum Bibracte-Mont Beuvray (Frankreich) beteiligt. Zu ihren Forschungen gehören Projekte, Tagungen und Publikationen zur Wissenschaftsgeschichte und Theorien in der Archäologie mit Schwerpunkt Eisenzeit.

Sabine Rieckhoff, Universität Leipzig
Private Anschrift:
Lederergasse 9
D 93047 Regensburg
sabine.rieckhoff@online.de

Lost in Translocation

Zur Inszenierung einer archäologisch-ethnologischen Sammlung in der Performance *Isabella's Room* (Jan Lauwers & Needcompany)

Astrid Hackel

This contribution focuses on the artistic staging of archaeological-ethnographic objects. By referring to Jacques Derrida's concept of ‚heritage', these performances will be considered within the context of both their early presentation as part of a private collection and their recent appearance in a performance of Isabella's Room by Jan Lauwers and his theater troupe Needcompany. The placelessness of the objects as they are made accessible only fleetingly in the scene constitutes a central precondition for the deconstruction of socio-historic codes. Particularly noticeable are the different codes of violence that, with Gernot Böhme's aesthetic reflections, render the ‚ecstasies of the thing' more precise. These codes are perhaps made most apparent via the provocative and aggressive acting techniques of the performers. The text will further demonstrate the extent to which this handling of the objects and the reality of the performance should be read as a critique on conventional monologue exhibitions and partitioning practices.

Schlüsselbegriffe: Performancekunst; Objekt; Ausstellung; Sammlung; Repräsentation; Kulturerbe; Ästhetik; Kolonialismus

Keywords: Performance Art; object; exhibition; collection; representation; cultural heritage; aestehtics; colonialism

Die Ortlosigkeit des Theaters

Isabella's Room ist eine Hommage des belgischen Künstlers Jan Lauwers an seinen Vater Felix Lauwers. Am 9. Juli 2004, zwei Jahre nach dem Tod des Vaters, fand die Uraufführung der Performance im Rahmen des alljährlichen Festivals von Avignon in Frankreich statt. Seitdem wurde sie in etwa neunzig Städten weltweit mehr als zweihundertdreißigmal aufgeführt, unter anderem in Zagreb, Seoul, La Réunion, New York, São Paulo, Peking und Moskau. Das ständige Unterwegssein gehört zum Programm der international arbeitenden Performancegruppe Needcompany, die Jan Lauwers 1986 zusammen mit der Choreographin Grace Ellen Barkey ins Leben gerufen hat. Im Zentrum der Inszenierung steht eine reale Erbschaft: eine Auswahl der mehr als 5800 archäologische und ethnologische Objekte umfassenden Privatsammlung, die Felix Lauwers seinem Sohn Jan hinterlassen hat.

Unter den Objekten befinden sich zahlreiche Holz- und Bronzefiguren, Amulette, Ketten, ein silberner Metall-Schleier, eine Yaka-Maske, bronzene Fußgelenkreifen, schmiedeeiserne Sklavenfesseln, geschnitzte Spazierstöcke, kunstvolle Messer und Kruzifixe. Manche von ihnen sind über 4000 Jahre alt.

Die Sammlung bildet zweifellos das Zentrum von *Isabella's Room* und einen Anlass, über institutionelle, (kultur)politische und ethische Reglementierungen im Umgang mit dem hier (re)präsentierten Erbe nachzudenken, denn es ist keinesfalls selbstverständlich, Teile davon im Rahmen einer an so vielen wechselnden Orten zur Aufführung gebrachten Inszenierung zu zeigen. Im Zuge des aufführungspraktischen Zugriffs, so die zentrale Überlegung, erfolgt die konsequente Dynamisierung und Zerstreuung von Objekten, die vordem gesammelt, bewahrt und nach Maßgabe des Amateurs Felix Lauwers wahrscheinlich auch erforscht, inventarisiert und somit innerhalb einer bestimmten Ordnung auf Bedeutungen festgelegt wurden. Demnach stellt sich die Frage, wie und mit welchen Folgen diese privaten Festlegungen durch Jan Lauwers' und Needcompanys spezifischen Umgang mit den ausgestellten Artefakten offengelegt und verändert werden. Im Anschluss an Gernot Böhmes Rede von den „Ekstasen des Dings" (Böhme 2013, 32) wird *Isabella's Room* als ein sinnlich-epistemischer Erfahrungsraum begriffen, der dazu beiträgt, jene Dinge in ihrem ‚stillgelegten' Status zu reizen und in Aufruhr zu versetzen, um so kritisch auf bestehende Normen und Beschränkungen hinzuweisen. Diese Aufgabe als das eigentliche Erbe im Sinne Jacques Derridas anzuerkennen, darum geht es in *Isabella's Room* (Derrida 1995 [1993], 81).

Die blinde Ethnologin

Die Inszenierung *Isabella's Room* basiert auf einer märchenhaften Geschichte. Die Protagonistin ist eine etwa 90-jährige erblindete Ethnologin, gespielt von Viviane De Muynck, in deren einnehmender Bühnenpräsenz die Dramaturgin Sigrid Bousset eine dunkle Kraft erkennt, die von der produktionstypischen, „*music and cheerful energy*" (Bousset 2007, 301) unterstützt wird. Der künstlerische Anspruch der Needcompany spiegelt sich in der Verdichtung der zum Einsatz gebrachten Mittel: Während das Bühnenbild mit der Heterogenität der in Vitrinen und auf Sockeln präsentierten Objekte an ein ethnologisches Museum erinnert, erscheint die Multipersonalität der PerformerInnen, die gleichzeitig als MusikerInnen, TänzerInnen und SchauspielerInnen agieren, im Zeichen eines überwältigenden Spektakels. Charakteristisch für die Spielweise der PerformerInnen ist, dass sie die Herstellung der eigenen Rolle im Gestus der epischen Verfremdung mit zur Aufführung bringen.

Die Protagonistin Isabella Morandi lässt ihr Leben im szenischen Dialog mit engen FreundInnen und Angehörigen Revue passieren: ihre ersten Erinnerungen an ein von Nonnen geführtes Waisenhaus um 1910, ihre Kindheit um 1915 auf einer kleinen Insel bei Anna und Arthur, einfachen Leuten, die nicht ihre leiblichen Eltern sind, ihre Vorliebe für klassische Musik und Poesie, ihr Aufbruch in den 1920ern nach Paris, ihre Bekanntschaft mit dem Surrealismus, mit Picasso und James Joyce, unzählige Liebschaften, ein Kind, das kaum eine Rolle in

Isabella's Room (2004), Jan Lauwers & Needcompany (© Eveline Vanassche).

der Inszenierung spielt und ein Enkel, der noch nicht ganz volljährig Isabellas Liebhaber wird und nach einem Mordanschlag in ihren Armen stirbt.

Wider besseren Wissens hält Isabella Zeit ihres Lebens an der Überzeugung fest, die Tochter eines geheimnisvollen Wüstenprinzen zu sein, der bei einer seiner zahlreichen Expeditionen durch Nordafrika verschollen ist; dieser kindliche Glaube wird befeuert durch den Umstand, dass ihr Pflegevater Arthur ihr in einem feierlichen Moment drei symbolträchtige Dinge überreicht: einen Schlüssel, einen Zettel mit einer Pariser Adresse und eine Fotografie, die einen bärtigen Mann zeigt. Isabella bezieht diese drei Dinge unmittelbar aufeinander: In dem abgebildeten Mann glaubt sie ihren Vater, den Wüstenprinzen zu erkennen, das Zimmer, das sich hinter der Adresse verbirgt, betrachtet sie als dessen Hinterlassenschaft. Es enthält eine Fülle an archäologischen und ethnologischen Objekten, von denen einige während der Aufführung in einem nahezu weißen Bühnenambiente positioniert sind (Abb. 1).

Aufgrund des geheimnisvollen Vermächtnisses schreibt sich Isabella Morandi an der Pariser Universität ein und wird Ethnologin „mit dem Spezialgebiet Afrika" (Lauwers 2008, 26), wie es in der Inszenierung vereinfachend heißt. Sie träumt zeitlebens vergeblich von einer Expedition nach Afrika. Ihre um die Mitte ihres Lebens einsetzende Erblindung kann als bildhafte Entsprechung dieses unerfüllten

Wunsches gelten, was auch ein Licht auf die Ethnologie als Wissenschaftsdisziplin wirft. Als philosophisch aufgeladene Metapher setzt sich die Blindheit der Protagonistin im sich wandelnden Umgang mit den sie umgebenden Dingen fort. Wenn ihr jene vielzähligen Objekte bezeichnenderweise mit der Zeit aus dem Blick geraten, erzählt dieser Bedeutungsverlust also auch etwas über die prekäre Stellung einer realen Sammlung, deren Entstehungsgeschichte vom Zeitpunkt des Erbantritts kaum noch rekonstruierbar ist. Diese Einsicht des Autors und Regisseurs Jan Lauwers bezieht sich nicht allein auf die kulturhistorische und familiäre Bedeutung der Sammlung, sondern auch auf den erstaunlichen Befund, dass sich seine persönliche Sicht auf diese Sammlung durch den Tod des Vaters radikal verändert hat.

Die Sammlung als Erbe I: Es war einmal

Als der 1924 geborene Felix Lauwers kurz nach der Jahrtausendwende stirbt, hinterlässt er seinem Sohn Jan Lauwers einen Großteil seiner auf das Alte Ägypten und südlich der Sahara liegende Teile Afrikas spezialisierten Sammlung. In einem Zeitungsinterview äußert sich Jan Lauwers wie folgt zu den Umständen dieser Erbschaft:

> *„My father was a doctor, but in his free time he was an amateur ethnographer. As a child I never questioned it: I grew up amongst all these objects. Of course with hindsight you wonder what they did for him. And when such a collection is just handed to you, you also have to decide what you're going to do with it. It's an ethical questioned too, because many of these objects were probably stolen from their original creators and ended up in a setting where they don't belong"* (T'Jonk 2004).

Verschiedene Aspekte sind dieser knappen Aussage zu entnehmen: Der unerwartete Zeitpunkt der Erbschaft, über die sich der Erbe offenbar zuvor keine Gedanken gemacht hat, ihr Umfang, der nicht zuletzt ein organisatorisch-logistisches Problem darstellt, die allgemeine Ratlosigkeit hinsichtlich des weiteren Umgangs mit dem Erbe sowie die Einsicht in die ethisch-politische Verantwortung für eine sehr wahrscheinlich auf unrechtmäßigen Erwerbspraktiken basierende Sammlung.

Ein Erbe, so Derrida in seinem politischen Essay „Marx' Gespenster", suche man sich niemals aus. Eine Erbschaft anzutreten bedeute, „das ‚Lebendigste' davon zu übernehmen, das heißt paradoxerweise dasjenige davon, was niemals aufgehört hat, die Frage des Lebens zu stellen" (Derrida 1995 [1993], 81). Das Erbe selbst nämlich künde von der „Ungleichzeitigkeit der lebendigen Gegenwart mit sich selbst" (Derrida 1995 [1993], 11), es appelliert an die Vergangenheit, die Lauwers Eingeständnis entsprechend als eine Verpflichtung zur Aufarbeitung sowohl in die Gegenwart als auch in die Zukunft hineinreicht, eine Aufgabe, die offenkundig erst durch den Antritt des Erbes erkennbar wird. Die aus kindlicher Sicht immer schon dagewesene Sammlung macht mit dem Tod des Vaters schlagartig einem Unbehagen Platz: Die Gründe und (Selbst)Rechtfertigungen des Vaters, sich in seiner Freizeit dem Sammeln von archäologischen und ethnologischen Objekten zu widmen, decken sich offensichtlich in keiner Weise mit den Interessen des Sohnes.

Die daraus resultierende Überforderung und Ratlosigkeit sind Reaktionen, die den Beobachtungen des Kultursoziologen Justin Stagl zufolge recht häufig mit Sammlungen mit vererbt würden: Während der Typus des Sammlers die Lust, die sich laut Stagl mit dieser Kulturtechnik verbindet, für sich allein reklamiere, werde den Angehörigen schon zu Lebzeiten vor allem „Geld, Platz, Zeit und Aufmerksamkeit" (Stagl 1998, 50) entzogen. Die Sammlung könne auf diese Weise gar zur Rivalin oder zu einem Hassobjekt werden (Stagl 1998, 50). Eine schnelle und pragmatische Lösung – etwa der Verlauf der Sammlung – kam für Jan Lauwers offenkundig nicht in Betracht. Indem er die Sammlung jedoch auf die Bühne überführt hat und seither die Zerstörung von Objekten bewusst in Kauf nimmt (vgl. Banu 2007, 335) opponiert er gegen den gleichfalls ererbten Gedanken der Bewahrung, Musealisierung und Akkumulation.

Die Sammlung als Erbe II: Generationskonflikt

Der Wissenschaftshistoriker Ohad Parnes versteht unter einem Generationswechsel aus moderner, biologisch-soziologischer Perspektive die „epistemische[…] Aufgabe, neuartige Kategorien der Ordnung zu identifizieren" (Parnes *et al*. 2008, 189).

Schon formal bricht *Isabella's Room* mit der Sammlungspolitik des Vaters, indem sie eine repräsentative Auswahl der zusammengetragenen Objekte schlaglichtartig *live on stage* präsentiert. Auch ohne zu wissen, wie und wo die Objekte in der elterlichen Wohnung positioniert waren, ist wahrscheinlich, dass die neuerliche Schau-Stellung damit die vormalige Ordnung unterminiert: dass sie auf die implizite Idee der auch geistigen ‚Sammlung' mit dem gegenläufigen Prinzip der auch lustvollen ‚Zerstreuung' antwortet.

In Abwandlung eines Gedankens des Historikers Siegfried Mattl setzt sich das Theater aufgrund seiner spezifischen Modalität hier, „als Herausforderer des Museums ein. Es thematisiert, was das Museum zu vermeiden versucht: die Bewegung" (Mattl 2003, 62) und bringt mit der auch innerlich gedachten, emotionalen Bewegung die Objekte tatsächlich in Gefahr. Auf der Bühne sind sie in Handlungsabläufe eingebunden, die im Kontext der väterlichen Sammlung kaum vorstellbar gewesen sein dürften: Einzelne Dinge werden von den PerformerInnen schwungvoll ergriffen und geschwenkt, im Vorbeigehen wie achtlos gestreift und ins Wanken gebracht, über die Bühne getragen oder wie die verschiedenen Masken ostentativ an- und ausprobiert. Die potenzielle Gefährdung bezieht sich demnach nicht nur auf die materielle Unversehrtheit der Dinge, sondern auch auf einen kulturellen Bedeutungsverlust im Zuge ihrer vorgeführten Profanierung. Indem die PerformerInnen jene Objekte förmlich von ihrem Sockel stoßen, vollzieht die Inszenierung einen Paradigmenwechsel nach, der aus kulturhistorischer Perspektive an vielen Fronten zwar längst stattgefunden haben mag – als persönlicher Emanzipationsakt des Regisseurs jedoch noch ausstand.

Aus familiärer Sicht ist mit Felix Lauwers auch ein bestimmter Typus des Sammlers gestorben, bezeugt durch die ungetrübte Kindheitserinnerung an die selbstverständliche Koexistenz von Sammlung und Familie unter einem Dach. Die Theaterkritikerin Brigitte Salino greift Jan Lauwers' Familiennarrativ auf, wenn sie schreibt, dass er inmitten dieser Objekte aufgewachsen sei und es normal fand,

mit Särgen und Sarkophagen unter seinem Bett zu schlafen (Salino 2004). Von früh an daran gewöhnt, gab es offenbar keinen Grund, an diesem friedlichen Miteinander zu zweifeln, bis Lauwers selbst förmlich über Nacht zum Eigentümer der Sammlung avancierte.

Inszeniert wird der postume Generationskonflikt in der Aufspaltung des symbolischen Vaters: Isabella Morandi hat neben dem unantastbaren Wüstenprinzen, als dessen Tochter sie sich imaginiert, einen weiteren, weltlichen, trinkenden und in Schuld verstrickten Vater. Aus seinem Abschiedsbrief erfährt sie, dass Arthur ihre vermeintliche Pflegemutter Anna als junges Mädchen hinterrücks bewusstlos geschlagen und vergewaltigt habe. Anschließend habe er ihr in der Rolle des zufällig vorbeikommenden Freundes seine Hilfe angeboten. Aus Dankbarkeit sei sie von da an bei ihm geblieben. Anstatt das aus der Vergewaltigung hervorgegangene Kind auf Annas Wunsch hin zu töten, habe Arthur es heimlich in ein Kinderheim und Jahre später vorgeblich als Pflegekind zu sich und Anna zurückgeholt. Von diesem gut gehüteten Familiengeheimnis erfährt Isabella erst nach dem Tod ihrer vorgeblichen Pflegeeltern, als es bereits zu spät ist, Fragen zu stellen. Überraschenderweise empfindet sie, „ihren Eltern gegenüber keine Spur von Groll oder Trauer […]. Sie war nur enttäuscht darüber, dass es noch immer so viele unbeantwortete Fragen gab“ (Lauwers 2008, 39). Das gewonnene Wissen über ihre leibliche Herkunft ändert indes nichts an der Vormachtstellung des Wüstenprinzen, der aus Figurensicht Leben und Wirken aller anderen überdauert: „Er wird immer da bleiben. Nicht wie Anna, Arthur, Alexander, Frank: gegangen. Für immer“ (Lauwers 2008, 39).

Obwohl vieles aus dem szenisch (re)präsentierten Fund den ursprünglichen Besitzern zu Unrecht entwendet worden und so in einen Kontext geraten ist, in den es nach Lauwers Äußerung nicht gehört, existiert parallel zu dieser Erzählung eine weitere, um ihre märchenhaft-mythische Verfasstheit wissende Geschichte innerhalb der Inszenierung. Vielleicht wäre es leichter gewesen, die Integrität des Vaters zu dessen Lebzeiten in Zweifel zu ziehen als nach seinem Tod, da er sich zu den an ihn gerichteten Fragen und Vorwürfen nicht mehr verhalten kann. Tatsache ist, dass das Wissen um ihre Herkunft nichts daran ändert, dass Isabella Morandi an ihrem Wunschvater, dem Wüstenprinzen, festhält. Es ist diese dezidierte Lüge, „*that dominates Isabella's existence. This lie is an image. An exotic image. The image of a desert prince*“ (Jans 2004, 14).

Die Idee, sich zwischen den Vätern entscheiden zu können, wird in *Isabella's Room* als eine Illusion entlarvt. Vielmehr wird hier die gegenseitige Durchdringung zweier antagonistischer Lebensprinzipien zelebriert. Die leitmotivische Kunstfigur Budhanton verweist auf das sich aus beiden Entwürfen zusammensetzende Lebensideal der Protagonistin Isabella Morandi, die so ausschweifend und martialisch leben möchte wie der römische Feldherr Marcus Antonius, zugleich aber nach dem Gewaltverzicht Buddhas strebt: „Der friedliche Kreis Buddhas und die Unverwundbarkeit Mark Antons, des römischen Generals, der einmal seine eigene Pisse trank, als er in der eisigen Kälte der Alpen schlappmachte, und als Nächstes mit der schönsten Frau der Welt in einem goldenen Bett Liebe machte. Und der seine Taten nie bereute“ (Lauwers 2008, 56-57).

Die im proklamierten Verzicht auf Reue angelegte Überschreitung lässt sich beispielhaft auf den Umgang der PerformerInnen mit den *live* präsentierten Objekten projizieren – auch hier geht es im Anschluss an den symptomatischen Generationswechsel um die Nicht-Anerkennung der überlieferten Normen und Konventionen, die Infragestellung einer gewohnten, aber unverstandenen Ordnung. Im Anschluss an Parnes (Parnes *et al*. 2008, 189) lässt sich die Neubestimmung der Objekte ob dieser unschließbaren Wissenslücke nicht als primär epistemische, sondern vor allem sinnlich-affektive Angelegenheit begreifen. Das Defizitär-Unbefriedigende setzt sich fort im lustvoll-destruktiven Spiel der PerformerInnen, die sich in geradezu provozierendem Gestus über den wirkmächtigen Museumsimperativ des *do-not-touch* hinwegsetzen, der den gewohnten Umgang mit derlei Artefakten in den meisten Museen regelt. Wenn sie im Zuge ihres Spiels an ihre physischen und psychischen Grenzen gehen, dann in besonderem Maß auch an die eines institutionalisierten Umgangs mit den hier (re)präsentierten Objekten – Stellvertreter des kulturellen Erbes und des symbolischen Vaters, Synekdochen einer auch künftig Fragment bleibenden, im Kern so defizitär-unbefriedigenden wie altvertrauten Geschichte, deren tragisch-gewaltsames Potenzial in unerträglich märchenhaftem Licht erscheint. Nicht um die Identifikation neuartiger Ordnungskategorien geht es bei diesem Vorgang, sondern darum, die Gefährdung selbst hervorzubringen und zu markieren – als ein bestehendes, jedoch vielfach nivelliertes Problem.

Die Zeitlichkeit der Erfahrung

Damit kommt ein zentrales Kriterium ins Spiel, worin sich die Stellung der Objekte in einer Theateraufführung von ihrem Ausstellungscharakter in einem Museum tendenziell unterscheiden lässt. Hier bleibt es den BesucherInnen innerhalb bestimmter Grenzen weitgehend selbst überlassen, wie lange sie ihre Aufmerksamkeit einem bestimmten Ausstellungsstück schenken. Die Erfahrung, welche das Publikum einer Aufführung von *Isabella's Room* machen kann, ist betont anderer Art. In seinem 1967 erschienenen Aufsatz „*Art and Objecthood*" bezeichnet der Kunsthistoriker Michael Fried mit Blick auf die Minimal Art die Zeitlichkeit der Erfahrung als grundsätzlich theatralisch. Polemisierend stellt er fest, dass die „intensive Beschäftigung […] mit der Dauer der Erfahrung – […] paradigmatisch theatralisch" sei, ganz so, „als ob das Theater den Betrachter nicht nur mit der Objekthaftigkeit, sondern auch der Zeit konfrontierte und ihn so isolierte" (Fried 1995, 352).

Ungeachtet der in Frieds Analyse mitschwingenden Abwertung gegenüber derlei Theatralitätseffekten trifft er mit seiner Unterscheidung doch einen zentralen Punkt: Tatsächlich distanziert und isoliert die Theateraufführung das Publikum von einer bestimmten Wahrnehmungserfahrung, die stark mit der institutionellen Ausrichtung des Museums verbunden ist, gleichwohl gerade in jüngerer Zeit hinsichtlich der Dauer und Kontingenz ästhetischer Erfahrungen komplexere

Rezeptionskonzepte diskutiert werden.[1] Die ZuschauerInnen einer Aufführung von *Isabella's Room* müssen sich jedoch nicht nur auf eine stärker vorgegebene Zeitlichkeit einlassen, in der ihnen die Objekte präsentiert werden, sondern auch mit der kaum kompensierbaren Distanz leben, in der sie ihren Blicken vorenthalten werden: Selbst wenn Jan Lauwers und Needcompany im Rahmen ihrer künstlerischen Möglichkeiten einiges dafür tun, den Abstand zwischen Bühne und Auditorium zu verringern (vgl. Lehmann 2008, 157), so ist doch offenkundig, dass es in *Isabella's Room* nicht darum geht, die Objekte aus räumlicher Nähe zu erfassen und zu ‚würdigen'. Anstelle des konzentrierten Blicks fordert die Performance die ZuschauerInnen regelrecht dazu auf, ihr Interesse zu zerstreuen. Wenn kleinere Szenen simultan gespielt werden, muss sich jede/r einzelne ZuschauerIn entscheiden, wohin er/sie seine Aufmerksamkeit lenkt: Hier ein Dialog zwischen zwei PerformerInnen, dort ein so hektisches wie pathetisches Tanzsolo, während im Hintergrund jemand eine Maske aufsetzt, um so verkleidet alsdann schreiend über die Bühne zu preschen. Während sich insbesondere staatliche Museen bis heute oftmals auf ihren nationalen Bildungsauftrag und das Erzählen einer entsprechenden Geschichte konzentrieren, ohne sie als *ein* Interpretationsangebot zu kennzeichnen (vgl. exemplarisch Martinz-Turek 2009; Sternfeld 2009), forciert die Theateraufführung durch das Prinzip der Simultaneität die Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit von bis in die Gegenwart der Aufführung hinein reichenden, gerade erst im Entstehen begriffenen (Gegen)Geschichten, die sich wie Legenden um die immer wieder unter neuen, räumlich-atmosphärischen wie politischen Bedingungen zur Darbietung gebrachten Objekte ranken.

Zur Generierung von Bedeutung

In der Theaterwissenschaft verbindet sich der Begriff der Materialität stark mit dem performativen Aspekt der Aufführung, jener charakteristischen Ereignishaftigkeit der Bühnenvorgänge. Im Zuge der Performativitätsdebatten ab den 1990er Jahren, insbesondere im Anschluss an John Austin, Jacques Derrida und Judith Butler wird das Theater weniger im Modus der Repräsentation als im Modus der Aufführung begriffen.[2] Die Bühne dient nicht – oder nicht nur – der Repräsentation einer anderen Wirklichkeit, sondern stellt in der Verkörperung und im Vollzug der

1 Svetlana Alpers etwa entwickelt aus der komplexen Struktur des Museums die Praxis des ‚attentiven Blicks', Nicolas Bourriaud sieht ein Alleinstellungsmerkmal der Ausstellung darin, dass sie den BetrachterInnen im Gegensatz zu anderen Kunstformen, etwa dem Theater ermöglicht, sich bereits im Moment der Rezeption auszutauschen, miteinander diskutieren zu können. Irit Rogoff plädiert für eine kritische Betrachtungspraxis von Ausstellungen und entwickelt das Konzept des *looking away*, das auf die Emanzipation der BesucherInnen hinausläuft, die sich jenseits kuratorischer Vorgaben einen eigenen Weg durch die Ausstellung bahnen und sich dabei auch auf ‚periphere' Eindrücke einlassen, etwa auf die Beobachtung anderer BesucherInnen bei ihrer Betrachtung (vgl. Alpers 1991; Bourriaud 2002 [1998]; Rogoff 2004).

2 Mit dem Begriff des *performative turn* verbindet sich die Vorstellung eines auf die späten 1950er bzw. frühen 1960er Jahre zurückgehenden Paradigmenwechsels in den Kultur- und Geisteswissenschaften, der Disziplinen wie die *Performance Studies*, die *Cultural Studies* oder die *Visual Culture Studies* hervorgebracht bzw. nachhaltig inspiriert hat. Performanz, ursprünglich eine Metapher für Theatralität, wird im Zuge dessen zu einer heuristischen Kategorie, um menschliches Verhalten jenseits repräsentationsästhetischer Ansätze zu erforschen. Geschichte und Bedeutung werden nicht als etwas Gegebenes, sondern Gemachtes betrachtet. Gemäß dieses Konstruktionscharakters spielt der

Ereignisse eine bestimmte Wirklichkeit her. Die Objekte in *Isabella's Room* sind an der Konstitution dieser Wirklichkeit maßgeblich beteiligt, in einer Weise, die sich mit Böhmes Konzeption von den so genannten ‚Ekstasen des Dings' präzisieren lässt.

In seinen kulturtheoretischen Überlegungen zur Bedeutung des Atmosphärischen innerhalb einer anhaltenden, umfassenden Ästhetisierung des Alltags geht Böhme von einer sinnlichen Präsenz der Dinge aus, welche die traditionelle Dingontologie übersteigt. Anstatt Dinge in ihrer materialen Verschlossenheit und von ihrer Umgebung isoliert zu betrachten, interessiert sich Böhme dafür, wie die Dinge aus sich heraustreten und sich einschreiben in ihre Umwelt, sich in ihr artikulieren (Böhme 2013, 32-34). Am Beispiel einer blauen Tasse erläutert er, was er unter den Ekstasen des Dings versteht, welche die Atmosphäre eines Raums beeinflussen:

> *„Wenn wir etwa sagen: eine Tasse sei blau, dann denken wir an ein Ding, das durch die Farbe Blau bestimmt ist, also von anderen unterschieden. Diese Farbe ist etwas, was das Ding hat. Zusätzlich zu ihrem Blausein kann man noch fragen, ob es eine derartige Tasse gibt. Ihr Dasein wird dann durch eine raumzeitliche Lokalisierung bestimmt. Das Blausein der Tasse kann aber auch ganz anders gedacht werden, nämlich als die Weise oder, besser gesagt, eine Weise, in der die Tasse im Raum anwesend ist, ihre Präsenz spürbar macht. Das Blausein der Tasse wird dann nicht als etwas gedacht, was auf die Tasse in irgendeiner Weise beschränkt ist und an ihr haftet, sondern gerade umgekehrt als etwas, das auf die Umgebung der Tasse ausstrahlt, diese Umgebung in gewisser Weise tönt oder ‚tingiert', wie Jakob Böhme sagen würde.* […] *Das Ding wird so nicht mehr durch seine Unterscheidung gegen anderes* […] *gedacht, sondern durch die Weisen, wie es aus sich heraustritt"* (Böhme 2013, 32-34).

Böhme schreibt den Dingen also eine aktive Beeinflussung ihrer Umwelt zu; für ihn stellen sie sich nicht nur in ihrem (allzu) sichtbaren Äußeren dar, sondern verfügen wie menschliche Persönlichkeiten auch über eine sinnliche Ausstrahlung, die in Interaktionen mit der Umgebung hervortritt oder sie gar erst auslöst. Dieser so eingängige Gedanke gibt insofern Aufschluss über die spezifische Stellung der Objekte innerhalb von *Isabella's Room*, als sie im Gegensatz zur erwähnten, mitzudenkenden musealen Ordnung von vornherein weniger isoliert und statisch zutage treten: Sie sind hier in besonderem Maß an der Hervorbringung von Wirklichkeit beteiligt – sowohl in ihrer repräsentativen Funktion als auch in der ihnen performativ zuerkannten Rolle. Der Nagelfetisch aus Isabellas Besitz etwa wird als (museales) Objekt beschrieben, zugleich aber um eine sich auf seine aktuelle Funktion richtende Gebrauchsweise ergänzt. Zwei Erzählungen werden einander somit gegenüber gestellt: Zunächst handelt es sich bei diesem Objekt um einen „Nagel-Fetisch mit Glasaugen. Er kommt aus Zentralafrika, vom Bakongo-Stamm. Der porträtierte Mann hält mit seiner linken Hand einen kleinen runden Glasschild vor seinem Bauch. Er muss schrecklich gehasst worden sein. Es war kaum noch Platz für weitere Nägel übrig" (Lauwers 2008, 27). Die zweite Geschichte bezieht sich über diese anscheinend sachliche Information auf seine

---

Gedanke der Verkörperung und des Vollzugs von Wissen und Bedeutung in den Theaterwissenschaften eine zentrale Rolle. Wichtige Literatur (Auswahl): Austin 1975 [1962]; Turner 1964; Butler 1997; Phelan 1993; Schneider 1997; Auslander 1999; Kolesch 1999; Wirth 2002; Fischer-Lichte 2004; 2012; Fischer-Lichte *et al.* 2001; Wulf/Zirfas 2005.

aktuelle Funktion: Isabella benutzt ihn als Schlüsselbrettchen (Lauwers 2008, 30). Die Parallelisierung der beiden Geschichten im Rahmen der Inszenierung lässt Faktisches und Fiktionales als untrennbar miteinander verwoben erscheinen. Dass es sich dabei um Zuschreibungen oder Projektionen handelt, die von der Inszenierung ebenso wie von den RezipientInnen ausgehen, schmälert indes nicht die Intensität und Evidenz ihrer Ausstrahlung.

Destruktion von Bedeutung

Auffällig sind in dieser Hinsicht die Gewaltkodierungen, die teils in den Dingen selbst gründend durch das Erzählmuster der Aufführung hervorgebracht werden. Sie bürgen für die Historizität der Objekte, die sie zugleich fiktionalisieren.

Von Belang für die Inszenierung ist eine mehrere Seiten umfassende Auflistung beispielhafter Objekte aus Isabellas Besitz. Aus Isabellas Perspektive wird ihr Äußeres darin ebenso stichwortartig umrissen wie ihre kulturhistorische und ihre aktuelle Relevanz. Das Interesse der Protagonistin, immerhin eine Ethnologin, scheint offenkundig weniger wissenschaftlich als pragmatisch motiviert. Die Art der Auflistung, eine Mischung aus Information und Kommentar, verdeutlicht, dass sie sich zwar für die individuellen Geschichten der Dinge interessiert, dass sie ferner jedoch nicht die Hauptrolle in ihrem Leben spielen.

- Ein Bronzegewicht, das die Ashanti als Zahlungsmittel verwendeten, um Salz von ihren Feinden zu kaufen. Der kleine Mann und die kleine Frau strahlen eine große Heiterkeit aus.
- Eine Ushapti-Figur, Wächter der Toten, gestohlen aus dem Grab eines Pharaos. Um 1900 war einem Silberschmied nichts Besseres eingefallen, als ihr eine silberne Rüstung überzuziehen. Isabella hatte den Jugendstil schon immer für ziemlich überflüssig gehalten. Dieses ganze Gewinde und Gebiege diente zu nichts. […]
- Ein kleines bronzenes Trankopfergefäß aus der dritten Dynastie, verziert mit einem Flachrelief, das durch häufigen Gebrauch abgenutzt war. Die Sklaven bewahrten darin die Tränen ihrer Herren auf.
- Das Reibbrett eines Schamanen in Form eines Krokodils. Es riecht nach geräuchertem Schinken. Je schwieriger das Reiben, desto schuldiger der Angeklagte. […]
- Ein Paar rostige Sklavenfesseln aus Schmiedeeisen. Von der Sorte, die man nur einmal schließen konnte. […]
- Ein kleines Tätowiermesser mit einem Elfenbeingriff. Der ursprüngliche Zweck von Tätowierungen bestand darin, die Frauen so hässlich wie möglich zu machen, damit kein Fremder sie mitnahm (Lauwers 2008, 27-29).

Manche Objekte dienten ursprünglich als Macht- und Folterinstrumente, andere waren in soziale Praktiken wie Handel eingebunden, so das Bronzegewicht, um „Salz von […] Feinden" zu kaufen. Thematisiert werden Objekte als Beute wie die um 1900 überformte Ushapti-Figur. Ferner geht es um subjektiv aufgeladene oder heilige Gegenstände wie jenen schon im letzten Kapitel erwähnten Nagelfetisch, um ein von Schmerz und Trauer zeugendes Tränengefäß oder ein Reibbrett, das einst als Gradmesser für die Schuldigkeit eines Menschen fungieren konnte.

Beschlossen wird die Aufstellung mit der Thematisierung des aktuellen Kontexts, in dem sich die Objekte innerhalb der Inszenierungswirklichkeit befinden. Anstatt die Sammlung zum Zentrum ihres Daseins zu machen, ist es umgekehrt Isabella, die sie als deren deutendes und bedeutendes Zentrum zusammenhält. Isabella, die seit siebzig Jahre zwischen all jenen Objekten lebt, hat sich längst zwischen ihnen eingerichtet und sich mit ihnen arrangiert. Für sie sind es keine musealen Artefakte, sondern praktische Gebrauchsgegenstände und Accessoires:

> **Isabella***: Einige erfüllten mich mit Furcht, und ich hängte die Mumie des Falken immer in einen wasserdichten Beutel an einer Kette an mein Balkongeländer, zusammen mit einem der sieben Kruzifixe. Damit keine schlechten Strahlen in meinen Kopf eindringen konnten, während ich schlief. Und daher kamen auch keine Tauben mehr, die auf meinen Balkon schissen.*
>
> **Anna***: Sie verwendete das Trankopfergefäß als Salzfässchen, und der schwere Walpenis stand hinter der Tür, für den Fall, dass Einbrecher kämen. Sie hängte ihren Schlüsselring an den Nagel eines afrikanischen Nagelfetischs. Er befand sich gleich neben einem der ‚Man-weiß-ja-nie'-Kruzifixe* (Lauwers 2008, 27-29).

Jeder der aufgerufenen Zugriffe zeugt von Gewaltaktionen und Ängsten, von Strahlen und EinbrecherInnen, der einstigen Funktion eines Tätowiermessers und vor allem der (fiktionalen) Zweckentfremdung heterogener Objekte durch Isabella Morandi, die Salz in einem ehemaligen Trankopfergefäß aufbewahrt. Die demonstrative Ignoranz aber, die durch diese Behauptung (und szenische Realisierung) zutage tritt, lenkt die Aufmerksamkeit auf die Gewaltaktionen, die der streitbaren Aneignung vorausgegangen sind: den Raub der Objekte und den Entzug aus ihrem ökonomischen Kreislauf als Voraussetzung ihrer (privaten) Musealisierung (vgl. Pomian 1988 [1987], 53).

Was also wäre unter einem unsachgemäßen Gebrauch zu verstehen – und welche konkreten Praktiken liefen ihm zuwider? Fängt der Missbrauch am Objekt da an, wo ein Artefakt nicht im Museum, sondern auf der Bühne gezeigt wird? Stört der leichtfertige Umgang mit den Dingen durch Personen, die vielleicht nicht einschätzen können, womit sie es zu tun haben? Wer darf welche Dinge überhaupt in die Hand nehmen und wer bestimmt über dieses Privileg? Stellvertretend formuliert der Literaturwissenschaftler Martin Harries jene in solchen Kontexten (etwa wenn der chinesische Künstler Ai Wei Wei eine teure Vase aus der chinesischen Han-Dynastie zerstört) reflexhaft geäußerten, moralischen Bedenken, wenn er fragt, ob es sich bei den live präsentierten Dingen tatsächlich um die Originale handele und ob sie wirklich um die Welt getourt seien (Harries 2007, 87). Er fragt, ob diese Objekte überhaupt auf einer Bühne sein sollten und ob darin nicht die Gefahr liege, dass sie zu billigen Requisiten verkämen (Harries 2007, 87). Ergänzen ließen sich diese Bedenken um die verbreitete Meinung, dass derlei Dinge ohnehin nur im Museum gut aufgehoben seien. Doch hätten sie hier überhaupt einen Platz? Die ausgesprochen laxe Handhabung durch die PerformerInnen, deren Haltung den Dingen gegenüber jede Spur von Ehrfurcht und Respekt vermissen lässt, evoziert vor dem Hintergrund voller (Museums-)Depots und Magazine derlei Fragen ohne zweifellos Antworten darauf zu geben. Die Objekte fungieren innerhalb der Bühnenwirklichkeit nicht als Artefakte oder Bühnenbild-Elemente,

nicht als exklusives Dekor oder Requisiten. Vielmehr konstituieren sie, gerade weil es sich um keine Nachbildungen, sondern um Originale handelt, einen im Zuge der ständigen Aufführungspraxis verschiebbaren, realen Streitraum.

Zu den Annehmlichkeiten, Besitzer einer Privatsammlung zu sein, mag zählen, „keinerlei Pflichten" zu haben (zit. nach Lindinger/Schmidt 2007), nichts beweisen oder vor der Geschichte Recht behalten zu müssen. Doch wehe, wenn sich eine Sammlung öffentlich mache, dann verliere sie ihre Immunität und würde Gegenstand kritischer, vergleichender Betrachtung (Lindinger/Schmidt 2007). Derart ungleiche Bewertungsmaßstäbe legt *Isabella's Room* frei und macht die Ambivalenz von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit erfahrbar; denn worin besteht die Immunität einer Sammlung? Kann es tatsächlich ein Anspruch sein, sie aus jeder kritischen, vergleichenden, wissenschaftlichen Betrachtung herauszuhalten? Darf es ein unumschränktes Eigentumsrecht, wie hier exemplarisch umrissen, überhaupt geben? Kollidiert dieses Recht nicht mit ethischen Fragen, die Jan Lauwers, wie er erklärt, vom Antritt der Erbschaft an durch den Kopf gegangen seien? Erbt man, wie Derrida in seinem Essay „Marx' Gespenster" nachdrücklich fragt, nicht immer auch ein Geheimnis und eine Verpflichtung gegenüber diesem Geheimnis, die über die Individualität der erbenden Person hinaus politische, kulturgeschichtliche und ethische Implikationen bereithält (Derrida 1995 [1993], 11)? Die latente Empörung, zu der jener exemplarisch zitierte Sammler sich äußert, wirkt im Grunde genommen in der umgekehrten Richtung: Wachsamkeit ist geboten, wenn eine Sammlung von der Bildfläche verschwindet, wenn sie in Privateigentum umgewandelt wird und ihre Zugänglichkeit als kritisch-vergleichend zu betrachtendes Objekt verliert. Gemäß der szenisch forcierten Ambiguität durch die Aufführung lässt sich jenes Konfliktpotenzial selbst als wichtige Voraussetzung begreifen, um künftige, aber auch frühere Bedeutungen und Funktionen im Live-Vollzug der Performance an den Objekten aufzuzeigen und zu generieren – während der Aufführung und jenseits im mitgedachten Off, im Privaten ebenso wie in Lagerräumen und Transportkisten, auf Handelswegen und an Grenzübergängen: Jene Sammlung befindet sich seit gut einem Jahrzehnt in Transit; die langen, wahrscheinlich oft mühsamen Wege durch verschiedene Landschaften, Klimazonen und Bürokratien sind offenkundig Teil der von Lauwers' angetretenen, ja selbst auferlegten Erbschaft.

Wanted: crazed curators

Ohne Frage ist es durchaus alarmierend, wenn die Artefakte andauernd verpackt und verschickt, von den PerformerInnen hemmungslos betatscht, gepackt, geschwenkt, durcheinander und in Gefahr gebracht werden. Ganz so, als handele es sich nicht um wertvolle Zeugnisse längst vergangener Zeiten. Doch die ausgestellte Respektlosigkeit gegenüber den Sammlungsgegenständen gehört zur expliziten Rolle, welche die PerformerInnen in *Isabella's Room* spielen. Eine herrschende Praxis dekodierend, legt die spezifische Modalität der Aufführung nahe, dass die Transformation von Originalen längst auf vielfältige Weise und in unterschiedlichen Kontexten stattfindet. Nicht einmalig, sondern ständig, in verschiedenen öffentlichen wie privaten Zusammenhängen, Intensitäten und

durch unterschiedliche Interessen motiviert. *Isabella's Room* macht vorstellbar, dass einige der archäologisch-ethnologischen Objekte, über die so wenig Wissen zirkuliert, infolge wechselvoller Geschehnisse längst ein- oder mehrmals förmlich zu Requisiten gemacht, das heißt gewissermaßen in Bedeutung und Funktion ent- oder abgewertet wurden.

Als Isabella in der Inszenierung mit jenem Pariser Zimmer konfrontiert wird, herrscht einen Moment lang ehrfurchtsvolles Schweigen. Die sonst so geschäftigen PerformerInnen verharren regungslos auf der Bühne. Aus dem Off kommt getragene Musik. Es ist ein Moment der inneren Sammlung, bevor die Objekte selbst ihren großen Auftritt haben: Wie zufällig greifen sich die PerformerInnen einzelne Objekte heraus und präsentieren sie von der Bühnenrampe aus dem Publikum, in jener erwähnten eigentümlichen Mischung aus sachlichen Hinweisen und lakonischem Kommentar: „Das Reibbrett eines Schamanen in Form eines Krokodils. Es riecht nach geräuchertem Schinken. Je schwieriger das Reiben, desto schuldiger der Angeklagte" (Lauwers 2008, 27). Wie Trophäen strecken sie Masken und Figuren in die Höhe. Die Szene erinnert an das Idiom mancher Museumsführung. Während die Musik immer dominanter wird, müssen auch die PerformerInnen kontinuierlich lauter sprechen, um noch zum Publikum vorzudringen. Ihre Rede steigert sich auf diese Weise zu einem wütenden Geschrei, sie wirken nun mit Martin Harries gesprochen wie „*crazed curators*" (Harries 2007, 88), freidrehende Kuratoren. Weiter schreibt Harries über diese Rolle: „Sie sind die Wächter einer Sammlung, mit der sie nicht umgehen können" (Harries 2007, 88). Was sich bei Harries wie ein Vorwurf liest, kann auch als Kompliment ausgelegt werden: Es gehört Mut dazu, seine Überforderung einzugestehen – und offensiv zu kommunizieren. Seht her: Wir sind die Wächter einer Sammlung, mit der wir nicht umgehen können. Das ist die demonstrative Antihaltung gegenüber all denjenigen, die viel zu genau zu wissen meinen, wie mit dem kulturellen Erbe umzugehen ist. Die stellvertretend (re)präsentierten Objekte verweisen von der Bühne aus auf die jede konkrete Sammlung übersteigende Fülle an Artefakten, die potenziell vernichtend wirkt. Das Eingeständnis des eigenen, freilich unbefriedigenden Unvermögens indes ist eine wichtige Voraussetzung für die Erarbeitung neuerer und zeitgemäßer Umgangsweisen mit derlei Dingen in Alltag, Kunst und Wissenschaft. Wenn es die Wissenslücke ist, die personifiziert im Wüstenprinz für immer bleiben wird, ändert dies doch nichts am schmerzlichen Verlangen, sich immer wieder zu erinnern an das, was sich der Erinnerung entzieht und Isabellas so notorische wie hoffnungslos blinde Rückschau begründet.

Literatur

Alpers 1991
Svetlana Alpers, The Museum as a Way of Seeing. In: Ivan Karp/Steven D. Lavine (Hrsg.), Exhibiting Cultures. The Poetics and Politics of Museum Display (Washington/London 1991) 25-32.

Auslander 1999
Philip Auslander, Liveness. Performance in a Mediatized Culture (New York 1999).

Austin 1975 [1962]
John Austin, How to Do Things with Words. The William James Lectures delivered at Harvard University in 1955[2] (Cambridge MA 1975) [zuerst 1962].

Banu 2007
Georges Banu, Portrait of the Father as a Collector. The Attraction of the Real. In: Sigrid Bousset/Christel Stalpaert/Frederik Le Roy (Hrsg.), No Beauty for Me there where Human Life is Rare: on Jan Lauwers' theater work with Needcompany (Ghent/Amsterdam 2007) 334-340.

Bourriaud 2002 [1998]
Nicolas Bourriaud, Relational Aesthetics (Paris 2002) [zuerst Esthétique relationelle (Dijon 1998)].

Bousset 2007
Sigrid Bousset, I Can't Go On. I'll Go On. On Jan Lauwers and Melancholy. In: Sigrid Bousset/Christel Stalpaert/Frederik Le Roy (Hrsg.), No Beauty for Me there where Human Life is Rare: on Jan Lauwers' theater work with Needcompany (Ghent/Amsterdam 2007) 297-304.

Böhme 2013
Gernot Böhme, Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik (Frankfurt a.M. 2013).

Butler 1997
Judith Butler, Excitable Speech. A Politics of the Performative (New York 1997).

Derrida 1995 [1993]
Jacques Derrida, Marx' Gespenster. Der Staat der Schuld, die Trauerarbeit und die neue Internationale (Frankfurt a.M. 1995) [zuerst Spectres de Marx. L'etat de la dette, le travail du deuil et la nouvelle Internationale (Paris 1993)].

Fischer-Lichte 2004
Erika Fischer-Lichte, Ästhetik des Performativen (Frankfurt a.M. 2004).

Fischer-Lichte 2012
Erika Fischer-Lichte, Performativität. Eine Einführung (Bielefeld 2012).

Fischer-Lichte *et al.* 2001
Erika Fischer-Lichte/Christian Horn/Matthias Warstat (Hrsg.), Verkörperung (Tübingen/Basel 2001).

Fried 1995
Michael Fried, Kunst und Objekthaftigkeit. In: Gregor Stemmrich (Hrsg.), Minimal Art. Eine kritische Retrospektive (Dresden/Basel 1995).

Harries 2007
Martin Harries, *Isabella's Room*, or Untimely Mediations. In: Sigrid Bousset/Christel Stalpaert/Frederik Le Roy (Hrsg.), No Beauty for me there where Human Life is Rare: on Jan Lauwers' theater work with Needcompany (Ghent/Amsterdam 2007) 82-90.

Jans 2004
Erwin Jans, Laugh and be gentle to the unknown. In: Jan Lauwers & Needcompany, La chamber d'Isabella – De kamer van Isabella – Isabella's Room (Brüssel 2004).

Kolesch 1999
Doris Kolesch, »Performative turns« in den Kulturwissenschaften. Von der Textualität zur Stimmlichkeit. In: Jörn Rüsen (Hrsg.), Jahrbuch 1998/99 Kulturwissenschaftliches Institut Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen (Essen 1999) 254-275.

Lauwers 2008
Jan Lauwers, Isabellas Zimmer. In: Jan Lauwers (Hrsg.), Sad Face, Happy Face. Drei Geschichten über das Wesen des Menschen (Frankfurt a.M. 2008) 15-58.

Lehmann 2008
Hans-Thies Lehmann, Détachement. Zum Spiel bei Jan Lauwers. In: Jan Lauwers (Hrsg.), Sad Face, Happy Face. Drei Geschichten über das Wesen des Menschen (Frankfurt a.M. 2008) 151-164.

Lindinger/Schmidt 2007
Gabriele Lindinger/Karlheinz Schmidt (Hrsg.), Erfolgreich Sammeln. Zeitgenössische Kunst zwischen Leidenschaft und Rendite (Regensburg 2007).

Martinz-Turek 2009
Charlotte Martinz-Turek, Folgenreiche Unterscheidungen. Über Storylines im Museum. In: Charlotte Martinz-Turek/Monika Sommer-Sieghart (Hrsg.), Storyline. Narrationen im Museum (Wien 2009) 15-29.

Mattl 2003
Siegfried Mattl, Film versus Museum. In: Hans-Christian Eberl/Herbert Posch (Hrsg.), Museum und Film. Museum zum Quadrat 14 (Wien 2003) 51-73.

Parnes *et al.* 2008
Ohad Parnes/Ulrike Vedder/Stefan Willer, Das Konzept der Generation. Eine Wissenschafts- und Kulturgeschichte (Frankfurt a.M. 2008).

Phelan 1993
Peggy Phelan, Unmarked. The Politics of Performance (London/ New York 1993).

Pomian 1988 [1987]
Krzysztof Pomian, Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln (Berlin 1988) [zuerst Collectionneurs, amateurs et curieux. Paris, Venise XVI^{e} – XVIII^{e} siècle (Paris 1987)].

Rogoff 2004
Irit Rogoff, Looking Away – Participations in Visual Culture. In: Gavin Butt (Hrsg.), After Criticism. New Responses to Art and Performance (Oxford 2004) 117-134.

Salino 2004
Brigitte Salino, Dans la chambre aux secrets d'Isabella défilent les Amours vivantes et mortes. Le Monde vom 13.07.2004.

Schneider 1997
Rebecca Schneider, The Explicit Body in Performance (London/New York 1997).

Stagl 1998
Justin Stagl, Homo Collector. Zur Anthropologie und Soziologie des Sammelns. In: Aleida Assmann/Monika Gomille/Gabriele Rippl (Hrsg.), Sammler – Bibliophile – Exzentriker (Tübingen 1998) 37-54.

Sternfeld 2009
Nora Sternfeld, Aufstand der unterworfenen Wissensarten – museale Gegenerzählungen. In: Charlotte Martinz-Turek/Monika Sommer-Sieghart (Hrsg.), Storyline. Narrationen im Museum (Wien 2009) 30-56.

T'Jonk 2004
Pieter T'Jonk, Because Women are Tremendously Important. Jan Lauwers on Needcompany's Isabella's Room. De Tijd vom 21.09.2004. URL: http://www.needcompany.org/EN/isabella-s-room/review [letzter Zugriff 08.07.2014].

Turner 1964
Victor Turner, Betwixt and Between: The Liminal Period in Rites de Passage. In: Melford E. Spiro (Hrsg.), Symposium on New Approaches to the Study of Religion. Proceedings of the Annual Spring Meeting of the American Ethnological Society (Seattle 1964) 4-20.

Wirth 2002
Uwe Wirth (Hrsg.), Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften (Frankfurt a.M. 2002).

Wulf/Zirfas 2005
Christoph Wulf/Jörg Zirfas (Hrsg.), Ikonologie des Performativen (München 2005).

Über die Autorin:

Astrid Hackel wurde mit einer Arbeit über Inszenierungen des Sehverlusts in Literatur, Theater und bildender Kunst der Gegenwart promoviert. Zurzeit forscht sie im Rahmen des von der DFG geförderten Wissenschaftsnetzwerks Aktionskunst jenseits des Eisernen Vorhangs zu inoffizieller Kunst und Literatur in der DDR. Weitere Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich Arbeitswelten in Literatur und Film sowie Kommunikation und Partizipation im Museum. Zuletzt erschienen: Theorie und Theater. Zum Verhältnis von wissenschaftlichem Diskurs und theatraler Praxis (hrsg. zusammen mit Mascha Vollhardt 2014).

Astrid Hackel
Abteilung Bildung und Vermittlung
Museum für Naturkunde
Leibniz-Institut für Evolutions- und
Biodiversitätsforschung
Invalidenstr. 43
10115 Berlin

Magazinmüll?

Entsammeln und die Mülltheorie Michael Thompsons[1]

Greta Civis

Abstract: Michael Thompson's Rubbish Theory offers a promising description of the development archaeological finds underwent until they are stored in collections. The position of an archaeological find changed from transient to rubbish to durable. If the findmasses in the stacks should be limited, a simple redeclaration of finds as „rubbish" is not a possible way. Categories will conflict here. A way to find solutions is offered by later formulations of the social implications of Rubbish Theory along with Grid/Group-Theory. These models shed light also on the social structure which encourages extensive collecting. According to Grid/Group-Theory, archaeological collections are likely to be part of a group type which has a strong binding among the members. Commissions of experts are a favoured strategy of this group type. The similarity of the filled stacks with the current debate on Big Data also invites to open the discussion to other fields, academic as well as non-academic. This might be a good occasion for archaeologists and heritage service to reflect their structure and self-concept.

Schlüsselbegriffe: Mülltheorie; *Grid/Group-Theory*; *Big Data*; Archäologische Sammlungen

Keywords: Rubbish Theory; Grid/Group-Theory; Big Data; archaeological collections

Von Masse zu Müll

Im Jahr 1988 hat Krzysztof Pomian die Rolle des Abfalls beim Erstellen archäologischer Sammlungen beschrieben: „Das gemeinsame Merkmal aller Ausstellungsstücke eines archäologischen Museums ist, von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen – daß sie Zufallsfunde oder Fundstücke aus mehr oder weniger systematischen Ausgrabungen sind. Das weist darauf hin, daß sie im Laufe ihrer Geschichte ihre ursprüngliche Funktion verloren haben und Abfall geworden sind. Erst später haben sie die Bedeutung von Überresten erhalten, von Mittlern zwischen Vergangenheit und Gegenwart, und in dieser Eigenschaft den Status

1 Im Folgenden wird soweit wie möglich auf eine geschlechtliche Zuschreibung verzichtet, stattdessen werden verschiedene Wege der Neutralisierung gewählt. Im (stilistischen) Notfall variiere ich absichtlich und möglichst randomisiert zwischen männlicher und weiblicher Form. Hierbei dürfen stets sämtliche Geschlechter mitgedacht werden. Dies ist eine Reaktion auf nicht-perfekte Zustände, die durch bewusst nicht-perfektes Schreiben gespiegelt werden.

von Semiophoren erworben“ (Pomian 1988, 94). Der Zusammenhang zwischen archäologischen Sammlungen und Entsorgtem wird in diesem Zitat klar benannt. Im Rahmen der Tagung „Massendinghaltung“ wurden unter anderem die überfüllten archäologischen Magazine thematisiert. In den letzten Jahren haben sich zunehmend digitale Formate wie elektronische Datenbanken in der Archivierung durchgesetzt. Dies ist zwar ein großer Schritt zur Problementschärfung: Digitalisierte Daten sind schneller zugänglich, nehmen weniger Raum ein, auch ihre Pflege ist tendenziell kostengünstiger als die Konservierung und Verwaltung archäologischer Funde. Längerfristig betrachtet, könnte es sich jedoch hier auch einfach nur um eine Problemverlagerung handeln: Auch Datenmassen müssen gepflegt und bewahrt werden, von der Auswertung ganz zu schweigen. Unter dem Schlagwort ‚*Big Data*‘ findet sich online eine Debatte, die eine der Massendinghaltung sehr ähnliche Problematik diskutiert: eine Massendatenhaltung (Bitkom 2012; Manhart 2011). Dass die IT-, Werbe-, und Beraterbranche sich zunehmend genötigt sieht, zum Problem der nicht mehr auswertbaren Datenmengen Position zu beziehen und im branchenüblichen Jargon optimistisch Lösungen und Chancen zu postulieren, verweist auf eine Akkumulationsproblematik, die aus den archäologischen Magazinen nur allzu bekannt ist. In diesem Kontext macht zunehmend das Schlagwort des ‚Ent-Sammelns‘ (Heisig 2007) die Runde. Wenn von Entsammeln und Entsorgen, statt von Sammeln und Sorgen geredet wird, lohnt ein genauerer Blick auf die Fragen: Was ist Abfall? Wovon reden wir, wenn wir von Müll sprechen? Trifft die Beschreibung Müll auf archäologische Funde zu? Und welche Konsequenzen lassen sich hieraus ableiten?

Pomian (1988, 92) definiert Abfall als „… Körper, die durch menschliche Tätigkeiten aufgelöst worden sind, vor allem durch die Herstellung von Artefakten, sowie Artefakte, die keine Funktion mehr haben, sei es durch Zerstörung oder Abnutzung, sei es, weil sie veraltet sind.“ Eine weitergehende Diskussion des Phänomens Abfall (ursprünglich ‚*Rubbish*‘, 2003 übersetzt als ‚Müll‘) stammt von Michael Thompson (2003 [1979]). Hier erscheint der Status von ‚Müll‘ als geradezu notwendig für eine Aufwertung ehemals nutzloser, veralteter Gegenstände. Die Mülltheorie bietet viele Anknüpfungspunkte, um die ‚Massendinghaltung‘ zu diskutieren und sie kann in Verbindung mit der *Grid/Group-Theory* bzw. *Cultural Theory* (s.u., Douglas 1982 [1978]; Thompson/Ellis/Wildavsky 1990) eine Beschreibung der Situation unter sozialen und strukturellen Aspekten liefern.

Müll in Magazinen? Die Mülltheorie Michael Thompsons

Die von Thompson entwickelte Mülltheorie ist in ihren Grundzügen eine ökonomische Theorie. Als solche bezieht sie sich auf unsere Gesellschaft. Wie Reinhard Bernbeck (2009) richtig anmerkt, ist die Verwendung von Elementen aus ökonomischen Theorien zwischen verschiedenen Gesellschaften riskant, dies gilt insbesondere für den Wertbegriff. Zwar behandelt der folgende Text vor allem die moderne Praxis des Sammelns, gelegentliche Ausgriffe in die vergangenen Gesellschaften, denen die Funde entstammen, sind jedoch nicht zu vermeiden. Daher sollte stets bedacht werden, dass auch Müll und Abfall als konstruierte und kontextualisierte Begriffe an gesellschaftliche Strukturen gebunden sind. Ich

plädiere jedoch mit Mary Douglas und Thompson dafür, dass Schmutz, Müll und Abfall ontologische Phänomene darstellen, die epochenübergreifend behandelt werden können (s.u.).

Thompson (2003 [1979], 14) diskutiert zunächst ein ökonomisches Modell, das Dinge lediglich in ‚dauerhafte' und ‚vergängliche' Dinge teilt. Dies fasst er folgendermaßen zusammen: ‚Dauerhafte' Dinge sind wertbeständig und geeignet zur Akkumulation von Wert. Ein klassisches Beispiel sind Antiquitäten (Thompson 2003 [1979], 28-29). ‚Vergängliche' Dinge stellen hingegen die Mehrheit aller Dinge. Extreme Beispiele für ‚vergängliche' Dinge sind im Allgemeinen einige Körperausscheidungen (Thompson 2003 [1979], 32), ein üblicheres Beispiel ist ein Konsumgut, z.B. ein Auto (Thompson 2003 [1979], 40). Prinzipiell sind zunächst alle Dinge ‚vergängliche' Dinge, wobei der Zeitraum der ‚Vergänglichkeit' und der Verwendung (des Konsums) stark variieren kann. Den Ausgangspunkt für Thompsons Überlegungen bildet das Phänomen, dass vergängliche zu dauerhaften Dingen werden können. Hierfür ist die Anerkennung einer dritten Kategorie nötig, die des ‚Mülls' (Thompson 2003 [1979], 31). ‚Vergängliche' Dinge müssen zunächst ‚Müll' werden, bevor sie in die Kategorie des ‚Dauerhaften' gelangen, ein direkter Transfer von ‚vergänglich' in ‚dauerhaft' ist nicht möglich. Thompson illustriert dies plausibel an der Geschichte von Stevenbildern und der Geschichte der Gentrifizierung Londoner Stadtviertel (Thompson 2003 [1979], 35-47 u. 55-64). Die Stevenbilder – kleine mechanisch gewebte Bilder, die Ende des 19. Jahrhunderts als Souvenirs verkauft wurden – verloren kurz nach ihrer Produktion rapide an Wert, um nach einer Zeit der völligen Wertlosigkeit ab den 1960er Jahren eine enorme Wertsteigerung zu erleben. Ein von Thompson beschriebenes und anonymisiertes Londoner Stadtviertel, im 19. Jahrhundert als bürgerlicher Vorort für die „mäßig wohlhabende Mittelschicht…" (Thompson 2003 [1979], 40) konzipiert, entwickelte sich während der industriellen Revolution zu einem der Arbeiterviertel Londons. Im Laufe des 20. Jahrhunderts erlebte es einen Niedergang. Ab den 1960er Jahren übernahm jedoch zunehmend eine Schicht von „Mittelschicht-Pionieren" (Thompson 2003 [1979], 64) die verfallenden Häuser. Die neuen Eigentümer waren in der Lage, die alten Häuser restaurieren zu lassen, und sprachen ihnen einen Charme zu, der zuvor so nicht wahrgenommen wurde. Diese Schicht prägte zunehmend die Wahrnehmung des Viertels. Die Immobilienpreise stiegen, vor allem änderte sich jedoch das Image vom „…rattenverseuchte[n] Slum…" zum „…ruhmreiche[n] Erbe…" (Thompson 2003 [1979], 55).

In beiden Fällen durchging eine Klasse von Objekten (gewebte Bilder, Häuser, bzw. ein Stadtviertel) zunächst eine Phase der massiven Entwertung, die durch Attribute wie Kitsch oder Slum deutlich werden, um dann von PionierInnen entdeckt zu werden und einen Wert zu erreichen, der frühere Wertzuschreibungen deutlich überstieg. Weder Stevenbilder noch die Londoner Häuser sind direkt von den definierenden Gruppen Sammelnde und Kaufende entdeckt worden. Tatsächlich wurden sie aus dem ‚Müll' geholt.

Am Beispiel eines neoklassizistischen Herrenhauses, *Grange Park*, vollzieht Thompson eine öffentliche Diskussion nach, in welcher ein Objekt zwischen den Polen ‚Dauerhaft' und ‚Müll' verhandelt wird (Thompson 2003 [1979], 114-119). In Leserbriefen diskutierten zwei Experten den historischen und ästhetischen Wert

des Objekts. Hier gab es nur zwei extreme Optionen: Das Objekt ist ein Fall für die Denkmalpflege, da es über einen Wert verfügt und in der ‚dauerhaft' gesicherten Sphäre gehalten werden muss. Oder: das Objekt ist ein Schandfleck (= ‚Müll') und sein Abriss könne der Umgebung nur gut tun. Die Parallele zu archäologischen Quellen ist deutlich. Ein Gebrauchswert, der sich aus der Funktionalität des Gegenstandes ableiten ließe, ist bei den meisten archäologischen Quellen kaum vorhanden. Stattdessen können wir davon ausgehen, dass der Großteil unserer Funde im Siedlungskontext bereits vor ihrer Deponierung ihre primär intendierte Funktion verloren hatte. In den seltensten Fällen werden ja z.B. Keramikgefäße gefunden, sondern deren Scherben. Diese Scherben werden geborgen und erhalten einen neuen Wert, der ‚dauerhaft' sein soll. Durch Inventarisation, Restaurierung, Bearbeitung und Archivierung wird diese ‚Dauerhaftigkeit' physisch gesichert und zusätzlich Wert am Objekt akkumuliert.

In ‚Mülltheorie' (Thompson 2003 [1979]) arbeitete Thompson dieses übersichtliche Schema ‚Dauerhaft-Müll-Vergänglich' zu einem ontologischen System aus, unter anderem indem er Douglas' Thesen über den Schmutz auf den Müll übertrug.[2] Thompson rekurriert unter anderem auf die „[…] alte Definition von Schmutz als etwas, das fehl am Platz ist" (Douglas 1985 [1966], 52). Dies wirft zwar die berechtigte Frage auf, ob es für Müll überhaupt einen richtigen Ort geben kann (Thompson 2003 [1979], 135-136). Die ‚Falschheit' des Ortes erfordert jedoch bereits eine Handlung zur Verteidigung unserer Kategorien: Müll stört uns, er verstört uns:

> *„Das Ausgeschiedene, aber dennoch sichtbare, bildet, weil es immer noch beeinträchtigt, eine eigene kulturelle Kategorie besonderer Art – eine Müllkategorie. Das, was ausgeschieden, aber nicht sichtbar ist, bildet dagegen, weil es nicht stört, überhaupt keine Kategorie, es ist einfach ein ‚Residuum' des ganzen Kategoriensystems"* (Thompson 2003 [1979], 111).

Da nach Thompson der Wechsel von ‚vergänglichen' zu ‚dauerhaften' Dingen nur durch das Queren der Kategorie ‚Müll' erfolgen kann, waren die in der archäologischen Denkmalpflege gesammelten Objekte an einem Punkt ihrer Existenz nicht nur funktionslos, sie waren ‚Müll', waren entwertet und möglicherweise ein Angriff auf ein Ordnungssystem. Sie waren im Bereich des Schmutzes und müssen bezeichnenderweise zunächst gereinigt und inventarisiert werden, bevor sie Bestandteil der neuen Ordnung Magazin werden können.

Gegenstände in der ‚Müll'kategorie werden negativ bewertet (Thompson 2003 [1979], 24). Was ‚Müll' auszeichnet, ist eine Verletzung unserer Wahrnehmung. Entsorgen ist der Versuch, Dinge an die Ränder unserer Aktionsradien zu drängen und sie möglichst weit von uns fern zu halten oder sie möglichst rückhaltlos zu vernichten. Diese Maßnahmen ergreifen wir, um unsere Ordnung aufrechtzuerhalten. Durch überquellende Magazine geschieht ebenfalls eine Verletzung der idealen Ordnung eines Magazins. Einen Teil der zahlreichen Funde als ‚Müll' zu deklarieren und zu entsorgen erscheint daher zunächst konsequent. Doch ist dies möglich?

---

2 Die Übertragung von Thesen zum Schmutz auf den Müll ist m.M. in vielen Fällen ohne weiteres möglich, eine dezidierte Diskussion muss jedoch aus Platzgründen entfallen.

Entsorgen in der Müllltheorie

Die Objekte in den Magazinen haben bereits mehrere Kategorienwechsel vollzogen. Rezent sind sie aus dem Bereich des Verborgenen = ‚Müll' (Thompson 2003 [1979], 31) in den Bereich des ‚Dauerhaften' transferiert worden. Dokumentation, Inventarisation, idealerweise auch Restaurierung und Aufarbeitung sind Bestrebungen, archäologische Funde in der Sphäre des ‚Dauerhaften' zu halten. Um Dinge aus Magazinen entsorgen zu können, müssten diese entweder direkt in die ‚Müll'kategorie verschoben werden, oder erneut zunächst aus der Sphäre des ‚Dauerhaften' in die Sphäre des ‚Vergänglichen' transferiert werden, von dort könnten sie in die ‚Müll'sphäre gelangen. Dieser Vorgang ist jedoch im bisher gesteckten theoretischen Rahmen nicht so ohne weiteres möglich (z.B. Thompson 2003 [1979], 65. 131-133 u. 145). Zum einen geht Thompsons Argumentation von einer ökonomischen Basis aus: ein Transfer in die Kategorie des ‚Vergänglichen' setzt eine Konsumierbarkeit voraus. Zwar könnte man den Konsum eines Funds mit der Erforschung der Fundkategorie gleichsetzen. Die Erforschung der Vergangenheit ist jedoch niemals abgeschlossen. Eine ‚vollständige' Erforschung eines Objekts ist nur innerhalb eines gegebenen Paradigmas möglich, doch wer kann sagen, welche Fragen und Möglichkeiten in einigen Jahren, Jahrzehnten oder Jahrhunderten zur Verfügung stehen?[3] Vor allem handelt es sich bei den Kategorien ‚Vergänglich', ‚Müll' und ‚Dauerhaft' jedoch um kognitive Kategorien, die nur bestimmte Bewegungen zulassen. Transfers aus der Kategorie des ‚Dauerhaften' in die Kategorien des ‚Vergänglichen' oder des ‚Mülls' sind nicht unmittelbar möglich. Eine Entsorgung als ‚Müll', ein Verschieben in den verborgenen Bereich, wäre nur für konsumierbare Objekte möglich, die gar nicht erst in den Bereich des ‚Dauerhaften' gelangt sind. Einmal dort, ist der Prozess nicht einfach rückgängig zu machen. Nichtsdestotrotz verändert sich die Zuschreibung, was ‚Dauerhaft', was ‚Vergänglich' und was ‚Müll' ist, beständig. Die Schemata der Müllltheorie transportieren eine Statik, tatsächlich unterliegen die Zuschreibungen von Objekten jedoch steten dynamischen Aushandlungsprozessen.

Perspektivenwechsel: *Grid/Group-Theory* und Müllltheorie

Unter Einbeziehung einer zeitlichen Perspektive und der Rolle von sozialen Akteuren wurden von Thompson in jüngerer Zeit (Thompson 2003) diese sozialen Aushandlungen und verschiedene Positionen im Aushandeln der Zuweisung ‚Vergänglich' und ‚Dauerhaft' thematisiert. So verknüpfte er seine Müllltheorie und die *Grid/Group-Theory* (auch: *Cultural Theory*).[4] In ihrer ersten Darstellung von Douglas (1982 [1978]) basiert die *Grid/Group-Theory* auf zwei Parametern, die in Form eines Koordinatensystems dargestellt werden. Dies sind *Grid* (senkrecht) und *Group* (waagerecht). *Group* beschreibt den Grad der Gruppenbindung, der ein Individuum unterliegt. *Grid* ist ein etwas oszillierender Begriff, am ehesten kann er wohl mit der ‚Starrheit von Regeln und Mustern' beschrieben werden.

3 Als Beispiel für eine ähnliche Position siehe: Heiligmann 2011, 68.

4 Douglas (1982 [1978]) prägte das Begriffspaar *Grid* und *Group*. Thompson, Richard Ellis und Aaron Wildavsky (Thompson/Ellis/Wildavsky 1990) nutzten die Bezeichnung *Cultural Theory*. Weiterführend siehe Mamadouh 1999.

In diesem Schema sind bis zu fünf verschiedene Gruppentypen (oder Typen von Solidaritäten) möglich, die sich durch bestimmte Vorstellungen und Präferenzen sowie Ideale (*Cultural Bias*) unterscheiden. Für die vorliegenden Zwecke genügt es, vier Typen vorzustellen (nach Thompson/Ellis/Wildavsky 1990, 8):

A: Individualistinnen (*low Grid/low Group*)
B: Fatalistinnen (*high Grid/low Group*)
C: Hierarchikerinnen (*high Grid/high Group*)
D: Egalitäre (*low Grid/high Group*)

Diese Solidaritäten stellen keine Gesellschaften im absoluten Sinne dar, tatsächlich existieren wohl in jeder Gesellschaft alle Solidaritäten – jedoch in unterschiedlichen Gewichtungen. Dies beeinflusst die Handlungen der jeweiligen Gesellschaft.

In dem Aufsatz „*Times Square*" unterscheidet Thompson (2003, 325) vier Varianten sozialer Akteure innerhalb der *Rubbish Theory*. Diese Typen sozial Agierender lassen sich ausgezeichnet mit den Solidaritäten der *Grid/Group-Theory* korrelieren: Hierbei gibt es jene, die Transfers durch die Kategorie ‚Müll' ermöglichen und vorantreiben (entspricht Typ A) und jene, die diese kontrollieren, bzw. verhindern wollen (entspricht Typ C). Typ D profitiert von einer Akkumulation des ‚Dauerhaften'. Typ B sind all jene, die den Transfer verpasst haben. Zu schnelles Akkumulieren von ‚dauerhaften' Objekten ist ein Resultat mangelnder Kontrolle und führt zu einer Entwertung nicht nur der akkumulierten Objekte, sondern auch des mit ihnen verbundenen Status. Grundsätzlich ist sowohl das Überschwemmen der Kategorie ‚Dauerhaft' als auch die Verhinderung eines Transfers von Objekten in die Kategorie ‚Müll' (Thompson 2003, 325. 327) Solidaritäten zugeordnet, die einen hohen *Group score* aufweisen, also einen starken Einfluss der Gruppe auf individuelles Handeln. Extensives Sammeln ohne die Möglichkeit des Entsorgens erscheint also am wahrscheinlichsten in Gruppen, in denen viele Mitglieder einem hohen *Group score* unterliegen.

Bereits 1988 hat Thompson den vier Typen „*Ideas of Nature*" (Thompson 1988, Titel) zugeordnet. Demnach konzipiert Typ A (‚Individualistinnen', *low Grid/low Group*) die Umwelt als robust und gütig, die Art des Handelns gegen sie erfordert kein besonderes Konzept. Typ B (‚Fatalistinnen', *low Grid/high Group*) verfügt ebenfalls über kein Handlungskonzept, dies fehlt jedoch aus Fatalismus: Umwelt ist sowieso unvorhersehbar und bedrohlich, sie ist nicht zu kontrollieren, also bleibt nur Hoffnung. Typ C (‚Hierarchikerinnen', *high Grid/high Group*) sehen sich mit einer zwar an und für sich funktionierenden Umwelt konfrontiert, die sich jedoch gegen die Gruppe wenden kann und daher kontrolliert werden muss. Idealerweise sagen Expertinnen voraus, was das ideale Handeln ist. Typ D (‚Egalitäre', *low Grid/high Group*) wiederum vermeiden jede Handlung, da ihre Umwelt als zerbrechlich und riskant gilt.

Ich plädiere dafür, dieses Schema als Handlungsrahmen nicht nur für eine ökologische Umwelt,[5] sondern als Position gegenüber der materiellen Welt generell, also auch gegenüber archäologischen Funden zu lesen. Die Praxis des ‚Möglichst-

5 Für weitere Literatur siehe Mamadouh 1999, 402-403.

alles-bewahren', ist in dieser Lesart Resultat einer Haltung, die dem Typ D (*low Grid/high Group*) entspricht: Handeln, insbesondere zerstörerisches Handeln, ist zu vermeiden. Die Auslagerung der Diskussion in Expertinnenkommissionen wäre eine durch den Typ C (*high Grid/high Group*) favorisierte Strategie. Diese Darstellung ähnelt der vorhergehenden in frappierender Weise. Wieder erscheinen diejenigen Gruppen mit hohem *Group score* als wahrscheinlichster sozialer Rahmen für extensives Sammeln. So erscheint die massive Akkumulation auch als strukturbedingtes Problem. Längerfristig lohnt ein Blick in verschiedene Richtungen – auch eine Reflexion der fachinternen Strukturen kann hier Lösungsansätze aufzeigen.

Zusammenfassend zeichnet sich für die Denkmalpflege ein starker *Group score* ab. Hierfür sprechen sowohl das extensive Sammeln und Bewahren als auch das Bilden von interdisziplinären Expertinnenenkommissionen sowie das Erstellen und Entwickeln von Leitlinien zum fachgerechten Entsammeln.[6] Dieser starke *Group score* kann hinderlich wirken. Um ihn zu verschieben, lohnt sicherlich eine Öffnung: Zusammenarbeit mit anderen, ähnlichen Bereichen kann hier ebenso helfen wie ein Blick in andere Bereiche. Insbesondere im Hinblick auf ähnliche Problematiken im Bereich der personenbezogenen Datenerfassung durch z.B. marktwirtschaftliche Unternehmen (Bitkom 2012, Manhart 2011, kritisch: Weichert 2013), aber auch Geheimdienste, sollte sich die Denkmalpflege jedoch ihrer grundsätzlichen Aufgaben bewusst sein – nicht jede Lösung passt auf jedes Problem. Sowohl die Strukturen als auch die Ziele der Sammelpraxis können und sollten diskutiert werden.

Literatur

Bernbeck 2009

Reinhard Bernbeck,Wertschöpfungstheorien von Marx und Mauss zu Baudrillard und Bourdieu. In: Berit Hildebrandt/Caroline Veit (Hrsg.), Der Wert der Dinge – Güter im Prestigediskurs: „Formen von Prestige in Kulturen des Altertums". Graduiertenkolleg der DFG an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Forschungsarbeiten eines Workshops zum Thema Prestigegüter an der Ludwig-Maximilians-Universität Müchen im Wintersemester 2006/2007 (München 2009) 29-71.

Bitkom 2012

Bitkom, Big Data im Praxiseinsatz. Szenarien, Beispiele, Effekte. URL: http://www.bitkom.org/files/documents/BITKOM_LF_big_data_2012_online%281%29.pdf [letzter Zugriff 22.10.2013].

DMB 2011

Deutscher Museumsbund (Hrsg.), Nachhaltiges Sammeln. Ein Leitfaden zum Sammeln und Abgeben von Museumsgut (Berlin/Leipzig 2011).

Douglas 1982 [1978]

Mary Douglas, Cultural Bias. In: Mary Douglas (Hrsg.), In the Active Voice (London 1982) 183-254 [zuerst Cultural Bias. Occasional Paper of the Royal Anthropological Institute of Great Britain and Ireland 35 (London 1978)].

6 Siehe die Beiträge in Heisig 2007, in DMB 2011, in ICOM 2010.

Douglas 1985 [1966]
Mary Douglas, Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu (Berlin 1985) [zuerst Purity and Danger. An Analysis ot the Concepts of Pollution and Taboo (London 1966)].

Heiligmann 2011
Jörg Heiligmann, Archäologische Museen – Inklusive der Museen, die jeweils mit den Ämtern für Bodendenkmalpflege kooperieren und entsprechende Archivfunktionen wahrnehmen. In: Deutscher Museumsbund (Hrsg.), Nachhaltiges Sammeln. Ein Leitfaden zum Sammeln und Abgeben von Museumsgut (Berlin, Leipzig 2011) 66-69.

Heisig 2007
Dirk Heisig (Hrsg.), Ent-Sammeln. Neue Wege in der Sammlungspolitik von Museen (Aurich 2007).

ICOM 2010
ICOM Deutschland (Hrsg.), Die Ethik des Sammelns. Jahrestagung und Mitgliederversammlung von ICOM Deutschland. 23.-25. September 2010, Leipzig, GRASSI Museum. Zusammenfassungen der Vorträge (2010). URL: http://www.icom-deutschland.de/client/media/406/heft_abstracts.pdf [letzter Zugriff 22.10.2013].

Mamadouh 1999
Virginie Mamadouh, Grid-Group Cultural Theory: an Introduction. GeoJournal 47, 1999, 395-409.

Manhart 2011
Klaus Manhart, Doppeltes Datenvolumen alle zwei Jahre (12. Juli 2011). URL: http://www.cio.de/dynamicit/bestpractice/2281581/index.html [letzter Zugriff 22.10.2013].

Pomian 1988
Krzysztof Pomian, Archäologische Museen: Kunst, Natur, Geschichte. In: Krzystof Pomian, Der Ursprung des Museums: Vom Sammeln (Berlin 1988) 91–108 [zuerst: Musée archéologique: art, nature, histoire. Le debat 49/2, 1988, 57-68].

Thompson 1988
Michael Thompson, Socially Viable Ideas of Nature: a Cultural Hypothesis. In: Erick Baark/Uno Svedin (Hrsg.), Man, Nature and Technology. Essays on the Role of Ideological Perceptions (London 1988) 57-79.

Thompson 2003 [1979]
Michael Thompson, MüllTheorie. Über die Schaffung und Vernichtung von Werten (Essen 2003) [zuerst Rubbish Theory: The Creation and Destruction of Value (Oxford 1979)].

Thompson 2003
Michael Thompson, Times Square. Deriving Cultural Theory from Rubbish Theory. Innovation 16, 2003, 319-330.

Thompson/Ellis/Wildavsky 1990
Michael Thompson/Richard Ellis/Aaron Wildavsky, Cultural Theory (Boulder/San Francisco/Oxford 1990).

Weichert 2013
Thilo Weichert, Big Data und Datenschutz. URL: https://www.datenschutzzentrum.de/bigdata/20130318-bigdata-und-datenschutz.pdf [letzter Zugriff 22.10.2013].

Greta Civis M.A.
GretaCivis@web.de

Zum historischen Potential des Materiellen

Schriftliches Interview von Doreen Mölders (AG TidA)

Manfred K. H. Eggert und Stefanie Samida

Das Interview geht auf den Vortrag „Überlegungen zum historischen Potential des Materiellen oder Können Dinge der Vergangenheit redundant sein?“ zurück, der von Manfred K. H. Eggert und Stefanie Samida während unserer Tagung gehalten worden ist. Ich möchte die Interviewten kurz vorstellen, auch wenn beide im Fach durch ihre Veröffentlichungen, insbesondere die Einführungen in die Methoden und aktuellen Forschungsgebiete der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie (Eggert 2012; Eggert/Samida 2013), hinlänglich bekannt sein dürften.

Manfred K. H. Eggert studierte in Hamburg und Mainz Ur- und Frühgeschichte, Ethnologie, Deutsche Volks- und Altertumskunde sowie Physische Anthropologie. Er war nach seiner Promotion und einem zweijährigen Forschungsaufenthalt an der Yale University in New Haven zehn Jahre lang Assistent und Privatdozent an der Universität Hamburg. Im Jahr 1988 wurde er Professor an der Universität Erlangen-Nürnberg. 1993 erhielt er einen Ruf an das Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters der Universität Tübingen, wo er bis 2006 als ordentlicher Professor lehrte.

Wie kaum ein anderer Prähistoriker in Deutschland tritt er seit seiner Auseinandersetzung mit der amerikanischen *New Archaeology* für eine theoretisch fundierte und selbstreflexive deutschsprachige Archäologie ein. In seinen Arbeiten fordert er vehement eine stärker theoriegeleitete Forschungsperspektive und den Schulterschluss mit den benachbarten Kulturwissenschaften, insbesondere der Ethnologie. Eggert (2006) betrachtet die Archäologien als Historische Kulturwissenschaften.

Stefanie Samida hat Ur- und Frühgeschichte sowie Medienwissenschaften in Kiel und Tübingen studiert. Sie hat sich mit ihrer Dissertation „Wissenschaftskommunikation und Wissensvermittlung. Neue Medien in der Archäologie“ und einem weiterführenden Forschungsprojekt über „Heinrich Schliemann und seine Ausgrabungen im Spiegel der Presse: Popularisierung und Medialisierung archäologischer Entdeckungen im 19. Jahrhundert“ auf das Thema Archäologie und Öffentlichkeit spezialisiert. Zum Zeitpunkt des Interviews war sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt „*Living History.*

Reenacted Prehistory between Research and Popular Performance" am Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam. In ihren Arbeiten fordert sie eine fachwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Strategien zur Vermittlung von Wissen in der Öffentlichkeit. In diesem Zusammenhang hat sie den Begriff ‚Archäologiedidaktik' geprägt. Zusammen mit ihrem Lehrer Manfred K. H. Eggert veröffentlichte sie zuletzt die Streitschrift „Archäologie als Naturwissenschaft?" (Samida/Eggert 2013a), in der die Hinwendung der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie zum positivistisch-szientistischen Paradigma kritisiert und um ein fast verloren gegangenes kulturhistorisches Selbstverständnis des Fachs gerungen wird.

Bleiben wir zum Einstieg in das Interview gleich bei der Streitschrift, in der einige für unser Thema wichtige Aussagen enthalten sind. Naturwissenschaften, aber vor allem die technischen Fächer wie Metallurgie etc. greifen wie die Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie auf Dinge und ihre Aussagekraft für wissenschaftliche Erkenntnisse zurück. Welche sind aber die Unterschiede zwischen beiden Wissensbereichen?

MKHE: Tatsächlich spielen ‚Dinge' im weitesten Sinn in beiden Wissenschaftsbereichen eine zentrale Rolle. Es gäbe keine Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie ohne ihre materielle Quellenbasis, also ohne die dinglichen Hinterlassenschaften der Vergangenheit. Der wesentliche Unterschied liegt offenkundig darin, dass sich die Naturwissenschaften mit Phänomenen der Natur, die Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie hingegen mit solchen der Kultur befassen. Nun gibt es einen mehr oder minder großen Überschneidungsbereich, der in unserem Zusammenhang von Bedeutung ist. Dies lässt sich etwa an einem Bronzeartefakt – z.B. einer Schwertklinge – zeigen: Die Klinge ist aus ‚Naturstoffen', Kupfer und Zinn, legiert worden und verkörpert sowohl im Grad ihrer technischen Qualität als auch ihrer Formgebung bestimmte kulturelle Standards bzw. individuelle Fähigkeiten oder Entscheidungen. Die naturwissenschaftlich-technische Untersuchung dieses Bronzeobjekts ist daher in der Lage, wichtige Informationen über das Niveau der Materialkenntnis und der Beherrschung der Materialverarbeitung seiner Hersteller zu ermitteln. Sie ist auch in der Lage, unter günstigen Umständen die Kupfer- und Zinnquellen zu lokalisieren, aber sie kann aus eigener Kraft weder den spezifischen kulturellen Kontext dieses Schwerts im Rahmen von anderen Schwertern und von Waffen überhaupt noch den allgemeinen Kulturhabitus der Hersteller des zur Diskussion stehenden Bronzeschwerts bestimmen.

Um auf den Punkt zu kommen: Dieses Beispiel illustriert, dass es aus Sicht der Archäologie nicht um Abgrenzung von Natur- und Kulturwissenschaften gehen sollte, sondern um Kooperation. Die Schwäche der einen ist die Stärke der anderen und umgekehrt. Kooperation in unserem Sinn setzt allerdings die Bereitschaft zum ständigen Austausch zwischen den Disziplinen und Fächern voraus – ein Austausch, der bereits bei der Projektplanung beginnt und während der gesamten Zusammenarbeit fortgesetzt werden muss (siehe Samida/Eggert 2012).

Ich sprach gerade von ‚Herstellern' – dazu eine grundsätzliche Bemerkung: Wir – d.h. Stefanie Samida und ich – schließen bei der im Folgenden verwendeten männlichen zumeist die weibliche Bezeichnung „und mögliche queere Geschlechtsidentitäten" (Wieser 2012, 10 Anm.) mit ein.

StS: Es gibt meines Erachtens zwei zentrale Unterschiede zwischen den beiden Wissenschaftsbereichen. Der eine liegt in der Herangehensweise, also Methodik begründet – die Datengewinnung und Datenanalyse sind völlig verschieden. Der andere Unterschied liegt in der jeweiligen Fragestellung, die für die Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie eine kulturwissenschaftliche und kulturhistorische ist – die epistemologischen Interessen sind also konträr. Anders gesagt: mit Charles Percy Snow (1959) zeigen sich hier sehr konkret ‚zwei Kulturen'. Naturwissenschaften verwenden ‚harte Methoden' und sammeln ‚harte Fakten', während kulturwissenschaftliche Fächer – wozu eben auch die Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie gehört – eher ‚weiche Methoden' benutzen; den Kulturwissenschaften geht es nicht um das ‚Datensammeln', sondern bei ihnen steht idealiter immer die kulturwissenschaftliche oder kulturhistorische Frage im Zentrum des Interesses.

Wenn wir uns heute große archäologische Projekte anschauen, so muss man feststellen, dass in der Archäologie unglaublich viel ‚beprobt' wird – angefangen von Pollen und Metall (z.B. Herkunftsanalysen) bis hin zu Isotopen und DNA. Es wird also methodisch alles, was naturwissenschaftlich möglich ist, durchexerziert, und man hat manchmal leider den Eindruck, dass dies um seiner selbst willen geschieht. Denn nicht alles, was technisch möglich ist, ist auch sinnvoll und für die konkrete Fragestellung relevant. Zudem wird man den Eindruck nicht los, dass vieles, was uns die Naturwissenschaften an scheinbar ‚harten Fakten' liefern, alles andere als ‚harte Fakten' sind. Nicht selten werden diese Fakten von Archäologen unkritisch übernommen. Auch die naturwissenschaftlichen Daten müssen einer kritischen Prüfung unterzogen werden, und dazu ist es letztlich notwendig, auch die jeweilige naturwissenschaftliche Methodik zu kennen und vor allem zu verstehen. Angesichts der zunehmenden Spezialisierung ist das kaum noch zu leisten.

Mein Eindruck ist momentan, dass viele Archäologen die im Augenblick sehr präsenten naturwissenschaftlichen Methoden als ‚Heilsbringer' begreifen, und das, obwohl diese Methoden noch viele Unwägbarkeiten mit sich bringen. Das betrifft z.B. auch die Isotopenanalyse, deren Ergebnisse man nur zu gern als harte Fakten verstanden wissen möchte. Die Isotopenanalyse ist aber nicht frei von Fallstricken, wie die Arbeitsgruppe um Gisela Grupe (Grupe *et al.* 2012, 332) und auch A. Mark Pollard (2011) – also die Naturwissenschaftler selbst – betonen. Man erhofft sich von naturwissenschaftlichen Fächern eindeutige Aussagen, aber häufig fehlt das Verständnis für die jeweiligen fachspezifischen Bedingungen, etwa dass man nicht weiß, wie methodisch vorgegangen wird, was dort fachintern diskutiert wird und wo die Probleme innerhalb der jeweiligen Methode liegen. Diese Probleme nimmt man als Archäologe – Fachfremder – gar nicht in der Deutlichkeit wahr, sondern man sieht nur das Endergebnis, das mit einer soundso hohen Wahrscheinlichkeit korrekt ist, obwohl es noch viele andere Probleme gibt, die man vielleicht gar nicht kennt, weil man natürlich die Fachdiskussion innerhalb der Naturwissenschaften nicht verfolgen kann.

Vor wenigen Jahren hat die Ethnologin Veronika Fuest (2006) die Probleme in der Zusammenarbeit zwischen Geistes- bzw. Kulturwissenschaftlern und Naturwissenschaftlern recht prägnant auf den Punkt gebracht: Die Gründe für die problembehaftete Zusammenarbeit lägen in erkenntnistheoretischen und

methodologischen Schwierigkeiten (Fuest 2006, 47-52). Nicht selten scheitere die interdisziplinäre Praxis an gegenseitigen Vorurteilen; dies treffe vor allem dann zu, wenn Naturwissenschaftler und Geistes- bzw. Kulturwissenschaftler zusammenarbeiteten, und die mittels qualitativer Methoden arbeitenden Wissenschaften um Anerkennung ‚kämpfen' müssten (Fuest 2006, 62; zu einem Beispiel scheinbar interdisziplinärer Zusammenarbeit siehe z.B. Samida/Eggert 2012).

Konkret auf Dinge bezogen und bewusst zugespitzt formuliert, würde ich also sagen: Uns als Kulturwissenschaftler geht es um die Mensch-Ding-Beziehung, die Naturwissenschaften betreiben hingegen Material- und Herkunftsanalysen.

Im Vortrag wurden zwei Konzepte angesprochen, die in der Prähistorischen Archäologie bisher kaum Beachtung fanden: Das Konzept der „Dingbedeutsamkeit" im Anschluss an den Volkskundler Karl-Sigismund Kramer einerseits und die Idee von der Aura der Dinge andererseits. Sind diese fast philosophischen Entwürfe geeignete Mittel, um den Dingen archäologisch „auf die Spur zu kommen"?

StS: Mir war während der Tagung bereits aufgefallen, dass kaum einer der Vortragenden die Diskussionen in der Europäischen Ethnologie/Empirischen Kulturwissenschaft zum Thema ‚Dinge' bzw. ‚Materielle Kultur' berücksichtigt hat. Das hat mich wirklich sehr erstaunt. Ein Grund dafür mag darin liegen, dass derzeit alles von der Latour'schen ‚Akteur-Netzwerk-Theorie' (ANT) überlagert wird und man diese Methode – eine Theorie ist es aus meiner Sicht nicht, und es wird ja auch darüber gestritten (z.B. Belliger/Krieger 2014) –, weil sie seit einigen Jahren in vielen wissenschaftlichen Fächern so prominent ist, nun auch in der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie den Vorzug gibt und nicht mehr nach ‚rechts und links' schaut. Dabei hat sich gerade die Europäische Ethnologie seit ihren Anfängen – mit der Besetzung des ersten Lehrstuhls in Hamburg (1919) durch dem ‚Museumsmann' Otto Lauffer – immer auch mit Dingen, speziell Alltagsdingen, beschäftigt (z.B. König 2014). Zusammen mit der Ethnologie halte ich die Europäische Ethnologie – nicht nur was Konzepte zur Materiellen Kultur anbelangt – für fruchtbare Nachbarfächer (siehe Samida/Eggert 2013b).

Als einer der ersten, der sich intensiv und recht früh einer Theorie von Dingen widmete und dabei auch Dingbeziehungen und Dingbedeutungen nachging, muss in der Tat Karl-Sigismund Kramer genannt werden (z.B. Kramer 1962; 1969; 1995). In seiner Dissertation sprach er zunächst von ‚Dingbeseelung' (Kramer 1940), gab diesen Begriff in seinen späteren Arbeiten zugunsten von ‚Dingbedeutsamkeit' – die Dreiheit von Stoff (Material), Gestalt und Funktion – auf. Jedes dieser ‚Elemente' besitze, so Kramer, eine eigene Bedeutsamkeit und gliedere sich in den Oberbegriff ein. So gesehen ist die ‚Dingbedeutsamkeit' weniger ein philosophischer Entwurf – in seiner Entstehung vielleicht –, sondern durchaus recht ‚handgreiflich'.

Kramer hat mit dieser Dreiheit als erster deutlich gemacht, dass nicht nur der Stoff und die Gestalt die Bedeutsamkeit eines Objekts bewirken kann, sondern eben auch dessen Funktion (Kramer 1962, 99). Die Bedeutsamkeit eines Hutes liegt nicht bzw. nur wenig in seiner Gestalt und seinem Material begründet, sondern vielmehr in seiner Funktion, so Kramer schon vor mehr als 50 Jahren. Heute hätte er als Beispiel wohl ein Kopftuch genommen. Erst das Zusammenspiel von Form, Stoff und Funktion macht die Dingbedeutsamkeit aus. Es geht ihm also nicht um

deskriptive Analysen, sondern um die Analyse von Bedeutungssystemen, denn in Dingen sind bestimmte Bedeutsamkeiten – seien sie religiös, politisch oder kulturell – eingeschrieben (zu Kramers Dingbedeutsamkeit siehe auch Korff 2000).

Wenn die Europäische Ethnologie also nach den Dingbeziehungen fragt, schließt das immer die Frage nach der kulturellen und symbolischen Bedeutung der Dinge ein und damit die nach der sozialen und bisweilen auch historischen Kontextualisierung. Kramers Konzept der Dingbedeutsamkeit war in dieser Hinsicht ein wichtiger Schritt und ist für die Archäologie deswegen interessant, weil es durchaus auf das fragmentarisch überlieferte archäologische Material unter Hinzuziehung von Analogien angewendet werden kann.

MKHE: Hier ist eine Vorbemerkung nötig. Karl-Sigismund Kramers Konzept der „Dingbeseelung" – später von ihm „Dingbedeutsamkeit" genannt – geht, wie gesagt, auf seine 1940 erschienene Dissertation zurück. Aus heutiger Sicht gehört es in den Zusammenhang weiterer kulturwissenschaftlicher Leitideen wie etwa Friedrich Pfisters „Orenda", Friedrich Rudolf Lehmanns „Mana", Walter Benjamins „Aura" und Krzystof Pomians „Semiophoren" (zu diesen Konzepten und zum Folgenden Eggert 2014a). Mit ihnen lassen sich bestimmte Charakteristika fassen, die in unserem Verhältnis zu Dingen relevant sind oder sein könnten.

Besonders Gottfried Korff hat sich in den Empirischen Kulturwissenschaften in zahlreichen grundsätzlichen Arbeiten mit Fragen des sogenannte ‚Sachguts' – der Welt der Dinge – auseinandergesetzt. Darin geht es nicht zuletzt um jene Dinge der Vergangenheit, die – in dieser oder jener Weise tradiert – in der Gegenwart vorhanden sind. Das ‚Authentische' dieser in die Gegenwart hineinragenden Objekte der Vergangenheit, die dem Betrachter – wie Korff (2002, 37, siehe bes. auch 120-121) festhält – „räumlich nah, jedoch mental, emotional und intellektuell fremd und fern" sind, entspricht der Benjamin'schen Nähe und Ferne der Aura (Benjamin 1974 [1936]). Historische Dinge sind gleichsam ‚Zeitzeugen' und mit dem ihnen innewohnenden Potential, über die Vergangenheit Auskunft zu geben, stellt Korff (z.B. 2002, 143) zu Recht die Verbindung zum Konzept der *Semiophoren* von Krzysztof Pomian her. In ihrer Eigenschaft als Zeichenträger repräsentieren Museumsobjekte nach Pomian (1988 [1987], 49-50) das „Unsichtbare", nämlich die Vergangenheit, und zugleich vermitteln sie kraft ihres historischen Aussagepotentials zwischen diesem Unsichtbaren und dem „Sichtbaren" der Gegenwart. Korff (2002, 143) hat es auf eine einprägsame Formel gebracht: Museumsobjekte seien nach Pomian „Kommunikationswerkzeuge" zwischen „der Materialität des Anschaubaren und der ‚Immaterialität' des Erinnerbaren".

Nach dieser etwas langen Einleitung komme ich zum Kernpunkt der Frage: Nein, solche Konzepte sind meines Erachtens nicht geeignet, um den Dingen „archäologisch auf die Spur zu kommen". Wie bereits einleitend erwähnt, lassen sich mit ihnen – wenn man es denn möchte – bestimmte Spezifika fassen, die für unser Verhältnis zu Dingen bedeutsam sein mögen. Hier denke ich ganz konkret an den eigenartigen Reiz, den ich in meiner vorwissenschaftlichen Phase beim Umgang mit authentischen ur- und frühgeschichtlichen Objekten empfand. Ich betone das Adjektiv ‚vorwissenschaftlich' aus zwei Gründen. Zum einen möchte ich damit andeuten, dass es hierbei um ein gewissermaßen ‚naives' Verhältnis geht; zum anderen aber liegt mir nachdrücklich daran, hervorzuheben, dass solche

Konzepte keinen Zugang zum historischen Stellenwert ur- und frühgeschichtlicher Dinge ermöglichen. Mit anderen Worten, sie zielen nicht auf die ‚Gegenwart', indem sie gewisse Züge des Verhältnisses zwischen authentischem Objekt und Betrachter bewusst machen.

Kritisch zu beurteilen ist eurer Meinung nach die mittlerweile häufig rezipierte Akteur-Netzwerk-Theorie von Bruno Latour. Worauf zielt die Kritik im Allgemeinen bzw. inwieweit ist es sinnvoll – oder eben nicht – von den Dingen als „Aktanten" zu sprechen?

StS: Gegenwärtig über Dinge zu sprechen, ohne Bruno Latour und seine ANT anzuführen, ist kaum möglich – so hat man jedenfalls den Eindruck. Dies betrifft in ganz besonderem Maße die kulturwissenschaftlichen Diskussionen zur Materiellen Kultur, wo der französische Philosoph und Soziologe der Referenzpunkt ist, um den sich alles zu drehen scheint. Wie ich schon oben angedeutet habe, überrascht das, da es in uns näher liegenden Nachbarfächern seit Jahrzehnten intensive Diskussionen zur Dingkultur gibt, die kaum wahrgenommen werden. Latour hat seine ANT im Kontext der Wissenschaftsforschung bzw. von Laborstudien Ende der 1970er Jahre entwickelt. In der Soziologie spielt sie weit weniger eine prominente Rolle als in den Kulturwissenschaften. Latour sieht in Dingen Handlungsträger oder ‚Aktanten' und hebt sie damit gewissermaßen auf eine Stufe mit sozialen Akteuren. Die ANT stellt also materielle Objekte heraus, indem sie ihnen Handlungspotential zuweist und sie in einem gewissen Sinne ‚vermenschlicht'. Die ANT betreibt somit eine Auflösung von Subjekt und Objekt und stellt die Mensch-Ding-Interaktion auf eine Ebene mit der Mensch-Mensch-Interaktion; das ist nicht nur in der Soziologie kritisiert worden (siehe z.B. Belliger/Krieger 2014). Matthias Jung (2012, 381) hat aus meiner Sicht richtig vom „Hochmendeln von Objekten zu Akteuren" gesprochen. Denn es gibt nun einmal einen genuinen Unterschied zwischen Menschen (Subjekten) und Dingen (Objekten) – Dingen, die übrigens von Menschen hergestellt werden, was in der gesamten Diskussion immer in den Hintergrund gerückt bzw. – bewusst oder unbewusst – unerwähnt bleibt. Selbstverständlich fordern uns Dinge heraus, lassen bisweilen nur einen bestimmten Umgang zu und geben damit Umgangsweisen vor, aber sie handeln eben nicht.

Latour und seine ANT sind darüber hinaus eine klassische Modeerscheinung, auf die leider immer wieder auch Archäologen aufspringen – das zeigte eindrücklich auch die Tagung „Massendinghaltung" oder ein kürzlich veröffentlichter Beitrag von Philipp Stockhammer (2011), bei dem der Autor meiner Ansicht nach sehr gut ohne den Latour'schen Überbau ausgekommen wäre. Die Einbindung der ANT wirkt – und nicht nur hier – bisweilen gezwungen, denn die detailreichen und interessanten Ausführungen des Autors hätten problemlos auch ohne Latour funktioniert, geht es doch letztlich um die Transformation von Dingen und ihre Umdeutung in anderen sozio-kulturellen Kontexten.

MKHE: Es ist für mich unmöglich, in angemessener Weise auf die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) von Bruno Latour einzugehen. Das liegt einerseits an ihrer hohen wissenschaftshistorischen Komplexität in dem Sinn, dass sie sehr verschiedenartige Strömungen vor allem in der Soziologie und Wissenschaftstheorie reflektiert und

in veränderter Form aufgenommen hat. Zum anderen liegt eine immense, faktisch unübersehbare Zahl einschlägiger Veröffentlichungen sowohl von Latour selbst als auch von ihm und Mitautoren vor. Außerdem gibt es eine vermutlich ebenso große, wenn nicht größere Zahl kritischer Auseinandersetzungen mit der ANT (einen guten Überblick bietet Wieser 2012). Schließlich und vor allem aber bin ich alles andere als jemand, der sich mit diesem Themenkreis intensiv beschäftigt hat und daher halbwegs auskennt.

In meiner Einschätzung handelt es sich bei der zunehmenden Wahrnehmung, die die ANT derzeit auch in den Empirischen Kulturwissenschaften erfährt, um einen Trend, der – wie vorausgehende Trends auch – auf der ‚Hoffnung auf Erlösung' sowie aus reinem Opportunismus gespeist wird. Jedenfalls ist mir keine einschlägige Arbeit aus dem Bereich der Archäologie bekannt, die sich kritisch – und ich meine hier ‚positiv' kritisch – mit der ANT auseinandersetzt. Bisher handelt es sich – meines Erachtens übrigens ganz ähnlich wie bei der Rezeption von Michel Foucault, Anthony Giddens oder Pierre Bourdieu – um die Verwendung von *bits and pieces*, die tatsächlich nur als pseudowissenschaftliche Worthülsen in mehr oder weniger gut durchdachten Sätzen mehr oder weniger gut platziert sind. All dies hat natürlich nichts mit Latour selbst, sondern ausschließlich mit der Rezeption seiner Arbeiten zu tun. Der große Erfolg seiner Werke beruht durchaus darauf, dass er ein origineller, sehr gebildeter und zudem ungewöhnlich witziger Denker ist, der das ihm innewohnende Komödiantische in besonderem Maße bei öffentlichen Auftritten entfaltet. So anregend seine gut geschriebenen, vorzüglich übersetzten, oft essayistischen Arbeiten auch immer wieder sind, so bedeutet dies doch keineswegs, dass sich die ANT als leitende Theorie für die Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie beziehungsweise überhaupt für die Archäologien empfiehlt. Im Gegenteil, es ist überhaupt nicht einzusehen, warum man diese Theorie als ‚Gesamtkunstwerk' für einen Fächerkomplex übernehmen sollte, für den sie – soweit ich zu urteilen vermag – nicht geeignet erscheint. Das bedeutet nicht, dass es ausgeschlossen wäre, bestimmte Aspekte der ANT beziehungsweise ihrer Leitkonzepte sinnvoll in die Methodologie – verstanden als Gesamtbereich des Erkennens – der Archäologie zu integrieren. Ich werde darauf zurückkommen.

Mit diesen Vorbemerkungen bin ich bereits mitten im Thema. Sind denn Dinge – und ich sage ‚Dinge' hier in aller Doppeldeutigkeit des Begriffs, die er in unserem Kontext nun einmal hat – nicht bereits kompliziert genug? Und werden die mit ihnen einhergehenden Implikationen durch die Einführung der komplexen und mannigfach ineinander verwobenen Leitkonzepte der ANT etwa durchschaubarer? Ich denke nicht, ja ich halte das Gegenteil für richtig. Als ich noch jung war, las ich einmal einen Aufsatz über das Verhältnis von kultureller Evolution und Verwandtschaftsterminologie mit dem schönen Titel „*On being just complicated enough*" (Wallace 1961). Er ist mir im Zuge meiner beruflichen Entwicklung nie mehr aus dem Kopf gegangen, und er lässt sich auch als Motto über das setzen, worüber wir hier reden. Wie also will man den Dingen der Vergangenheit – die in all ihren Implikationen tatsächlich bereits kompliziert genug sind – mit einer Theorie zu Leibe rücken, deren tragende Konzepte aus der zeitgenössischen soziologischen und wissenschaftstheoretischen Debatte stammen? Wie lässt sich die ausschließlich oder zumindest wesentlich über das Materielle

vermittelte ur- und frühgeschichtliche Vergangenheit erfolgversprechend mit dieser sowohl soziologisch als auch epistemologisch abgehobenen Theorie erfassen und interpretieren? Etwas konkreter ausgedrückt, wie sollen die entsprechenden Konzepte – wie man früher so schön sagte – ‚operationalisiert' werden? Schließlich, was ist für die Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie gewonnen, wenn man nunmehr statt im kulturanthropologischen Sinn von ‚Kultur' und ‚Kulturen' von ‚Netzen' spricht und damit auch versucht, in der einstigen Lebenswirklichkeit jene ‚Hybriden' – „Mischwesen zwischen Natur und Kultur" (Latour 2008 [1991], 19) – zu identifizieren, die für Latour und seine Mitstreiter von zentraler Bedeutung im ‚Netz' der Wissenschaftsforschung (*Science Studies*) sind? Beginnt sich die Vergangenheit durch das Konzept ‚Netzwerk' und die damit einhergehende ‚Hybridisierung' wirklich zu verändern, wie Latour (2008 [1991], 20) behauptet?

Wenn ich hier Fragen formuliert habe, heißt das zugleich, dass ich wenig Spielraum für eine positive Antwort sehe. Mir fehlt unter anderem auch die Phantasie, mir eine Transformation von Latours (2008 [1991]) sogenannter „Symmetrischer Anthropologie" in eine ‚Symmetrische Archäologie' vorzustellen. Und ähnlich phantasielos wäre ich, wie bereits angedeutet, wenn es darum ginge, den ‚eigentlichen', also den kulturanthropologischen Rahmen transzendierenden Kern der ANT – die schließlich wesentlich aus den *Science Studies* hervorgegangen ist – sinnvoll in die Archäologie zu integrieren. Um aber auf den zweiten Teil der Frage einzugehen, möchte ich mich jetzt noch kurz dem Konzept ‚Aktant' und seinem Potential für die archäologische Theoriebildung zuwenden.

Latour hat sein Konzept ‚Aktant' in zahlreichen Arbeiten erläutert. Auf einen knappen Nenner gebracht, sieht er im sozialen Kontext auch in Dingen ‚Agenten' oder ‚Akteure'. Da dies – wie er feststellt – „im Falle von nichtmenschlichen Wesen etwas ungewöhnlich" klinge, wählt er für solche Akteure den aus der Semiotik übernommenen Begriff ‚Aktant' (etwa Latour 2002 [1999], 219). Sieht man einmal von der von ihm verwendeten Bezeichnung ‚Wesen' für Objekte ab – sie steht dem Geist seiner Konzeption und auch seinen eigenen Ausführungen entgegen (Latour 2002 [1999], 218) –, bleibt die Frage, ob Objekte oder Dinge sozusagen aus sich selbst heraus als Akteure tätig werden oder jedenfalls werden könnten. Kritisch ist dabei die Bestimmung der Formulierung ‚aus sich selbst heraus'. Nun bedarf es nicht notwendigerweise der ANT und damit auch nicht des Konzepts ‚Aktant', um einzuräumen, dass Dinge im Kontext sozialen Handelns selbstverständlich eine aktive Rolle spielen. Das treffendste Beispiel dafür bietet vielleicht die soziokulturelle Reproduktion der Gesellschaft, in deren Vollzug etwa die Materielle Kultur, aber auch die biotische nichtmenschliche Umwelt von erheblicher Bedeutung für die Enkulturation und Sozialisation neuer Mitglieder der Gesellschaft ist. In der Archäologie muss dies heutzutage wohl nicht mehr betont werden, ist das Faktum als solches inzwischen doch längst weithin akzeptiert. Selbstverständlich ist es eine ganz andere Sache, diese Rolle in einem spezifischen ur- und frühgeschichtlichen Zusammenhang konkret zu bestimmen – und leider vermag uns dabei weder das Aktantenkonzept noch die ANT als solche zu helfen.

Um meine Haltung auf den Punkt zu bringen: Im Latour'schen Sinn von ‚Aktanten' zu sprechen, halte ich nur dann für sinnvoll, wenn es entweder um konkrete inhaltliche Probleme oder aber um systematische theoretische Darlegungen

geht. In beiden Fällen kann es auch für die Archäologie durchaus sinnvoll sein, sich dieses Konzeptes zu bedienen. Dies wäre dann einer der oben angesprochenen Fälle einer selektiven Verwendung bestimmter Aspekte der ANT. Zur Erläuterung seiner Auffassung von Aktanten und ‚Hybriden' greift Latour (Latour 2002 [1999], 214-219) auf die seit vielen Jahren andauernde Diskussion über die laxen Waffenbesitzgesetze in den USA zurück, in der sich die allmächtige *National Rifle Association* (NRA) erbittert und mit Erfolg gegen jegliche Einschränkung des ‚Rechts auf Waffen freier Bürger' wehrt. Die aus dem derzeitigen Waffenrecht resultierende Konstellation (Mensch = Akteur sowie Waffe = Aktant) bringt aus der Sichtweise der ANT einen „Hybrid-Akteur" hervor, der sich als „Waffe und Schütze" (oder als „Bürger-Waffe" beziehungsweise „Waffen-Bürger") bezeichnen lässt (Latour 2002 [1999], 218-219). In Latours (2002 [1999], 218) Worten: „Mit der Waffe in der Hand bist du jemand anderes, und auch die Waffe ist in deiner Hand nicht mehr dieselbe. Du bist ein anderes Subjekt, weil du die Waffe hältst; die Waffe ist ein anderes Objekt, weil sie eine Beziehung zu dir unterhält."

Hätten wir mehr Zeit, ließe sich zu diesem Waffenbeispiel manches bemerken, etwa zu der auch hier von der ANT hartnäckig bekämpften Subjekt-/Objektdifferenzierung, aber auch zu der üblichen Nonchalance, mit der Latour in diesem Fall um der reinen Lehre willen der Waffe die Fähigkeit zubilligt, letztendlich wie ein Mensch Beziehungen einzugehen. Das Frappierende an solch eloquent formulierten Thesen ist, dass man dieses ‚Einhauchen von Odem' in Dinge ja durchaus akzeptieren könnte, wäre es denn als Metapher und nicht als wesentliches Agens im Kontext einer anspruchsvollen soziologisch-epistemologischen Theorie gemeint.

Uns ging es bei der Tagung „Massendinghaltung in der Archäologie" unter anderem auch um die Problematik der ungeheuren Materialmengen, mit denen die Archäologie gegenwärtig und zukünftig konfrontiert ist und sein wird, sei es in Bezug auf die Restaurierung und Konservierung, sei es hinsichtlich der Lagerung bzw. Archivierung oder sei es bezüglich der wissenschaftlichen Bearbeitung. Seht ihr hier ebenfalls ein Problem und wenn ja, wie könnte die archäologische Forschung dem Dilemma vom Bewahren des kulturellen Erbes einerseits und dem Anhäufen von Dingen andererseits entgegenwirken?

MKHE: Die in der Frage angesprochenen Punkte stellen auch aus meiner Sicht ein erhebliches und ein zudem ständig und exponentiell anwachsendes Problem dar. Allein das Magazinierungsproblem hat bereits jetzt manche Landesämter für Archäologie in die Nähe der Grenzen des Machbaren geführt. Damit hat sich unter anderem die Jahrestagung des „Verbandes der Landesarchäologen in der Bundesrepublik Deutschland" am 27. Mai 2008 in einem Wissenschaftlichen Kolloquium unter dem Titel „Analog und digital – Probleme und Perspektiven der Archivierung und Magazinierung archäologischer Quellen" in Sankelmark (Schleswig-Holstein) beschäftigt (Jahrestagung Landesarchäologen 2009). Dies gehört zum Hintergrund, vor dem wir in unserem Vortrag argumentiert haben, betrifft aber nicht den Kern dessen, worum es uns ging. Daher positionierten wir uns in einem gewissen Sinne jenseits – vielleicht auch diesseits – der Pragmatik. Unsere Themenstellung suchte das Problem etwaiger Redundanz historischer Dinge

grundsätzlich in den Blick zu nehmen und zu beantworten. Dabei legten wir die Dimensionen Zeit und Raum zugrunde, die für alle historischen Erscheinungen konstitutiv sind.

Im Hinblick auf ur- und frühgeschichtliche Zeugnisse gibt es bisher kaum Überlegungen zur Bedeutung historischer Dinge und ihrer etwaigen Redundanz. Dies steht in starkem Gegensatz zur relativ intensiven Beschäftigung mit Fragen der Archivierung, Magazinierung und des Ausstellungswesens. Vor allem der letzte Bereich wird in den Kulturwissenschaften seit längerem im Kontext des Museologie erörtert. Hier ist besonders der Empirische Kulturwissenschaftler Gottfried Korff (vor allem Korff 2002) zu nennen, dessen Kategorisierungen und inhaltliche Auslotungen der uns umgebenden Dingwelt sich als sehr einflussreich erwiesen haben. All dies hilft uns jedoch nur bedingt weiter. Denn so wichtig die inhaltliche Bestimmung und Bewertung von tatsächlichem oder potentiellem Museumsgut ist, damit wird nicht die uns interessierende Frage nach der etwaigen Redundanz historischer Dinge beantwortet.

Ohne die praktische Seite der Restaurierung, Konservierung, wissenschaftlichen Bearbeitung und der Magazinierung im Einzelnen beurteilen zu können, scheint mir die aufs Ganze schwierige Gesamtlage hinreichend deutlich. Hier sind zunächst einmal detaillierte Bestandsaufnahmen in den Ämtern der Archäologischen Denkmalpflege notwendig. Erst damit würde eine tragfähige Grundlage für eine zukunftsorientierte Erörterung des allgemein beklagten Status quo möglich. Außerdem bedürfte es einer Diskussion um den Sinn und Zweck archäologischer Forschung – einer Diskussion, die nicht nur ausgetretenen Gleisen folgt, indem sie ‚Historie' und ‚Historisches' als selbsterklärend voraussetzt und darunter dann auch die Archäologien subsumiert. Ein Beispiel mag hier hilfreich sein.

Wilhelm Heinrich Riehl (1823-1897), der Ahnherr der wissenschaftlich betriebenen Volkskunde, hat um 1860 kritische Worte für die damals gängigen Untersuchungen des sich langsam herausbildenden Fachs gefunden: „Diese Studien über oft höchst kindische und widersinnige Sitten und Bräuche" –, so urteilte er, „über Haus und Hof, Rock und Kamisol und Küche und Keller sind in der That für sich allein eitler Plunder". Sie seien solange „eitler Plunder", wie sie nicht „ihre wissenschaftliche wie ihre poetische Weihe" durch ihre Beziehung auf ein Ganzes erhalten hätten – und dieses Ganze war für Riehl der „wunderbare Organismus einer ganzen Volkspersönlichkeit" (Riehl 1859, 215).

Seitdem haben sich die Zeiten fundamental gewandelt, „ganze Volkspersönlichkeiten" und ihr „wunderbarer Organismus" sind uns fragwürdig geworden – aber das Diktum über den „eitlen Plunder" bleibt. Es gilt selbstverständlich auch für die Archäologien. Die Frage, worauf sich – mit Riehl zu sprechen – ‚das Ganze' unserer Forschung richtet, erscheint weitgehend unbestimmt. Jedenfalls ist über diese doch offenbar zentrale Metaebene bisher nicht sehr intensiv nachgedacht worden. Sicher wird man den gesuchten Bezugspunkt kaum in der antiquarischen Perspektive lokalisieren wollen. Man denkt hier eher an die historische Dimension der Archäologie: Darin könnte sie zwar gewiss nicht ihre „poetische", wohl aber ihre „wissenschaftliche Weihe" finden – wenn man es denn einmal so mit Riehl ausdrücken darf.

StS: Gewiss ist die Masse an Material ein riesiges Problem – in der Frage sind ja bereits die zentralen Schwierigkeiten wie Erhaltung, Lagerung und wissenschaftliche Bearbeitung angeführt. Gerade der personelle und sachliche Aufwand stellt staatliche und kommunale Institutionen vor große Herausforderungen. In der Museologie wird dieses Thema seit etwa einem Jahrzehnt unter dem Stichwort ‚Entsammeln' intensiv diskutiert. Pragmatiker wie etwa Dirk Heisig (2007a, 52) werden in dieser Beziehung recht deutlich und sehen gerade Museen nicht für „alle Ewigkeit zur Lagerung, Konservierung und Inventarisierung" verpflichtet. Vielmehr bleibe für viele angesammelte Dinge „nur die endgültige Entsorgung und Zerstörung". Auch der Deutsche Museumsbund (DMB 2011) hat mittlerweile einen Leitfaden zum Thema verfasst und schließt als letzte Möglichkeit, der ungeheuren Sammlungen Herr zu werden, die Entsorgung und damit Zerstörung von Dingen nicht aus. Auch die Archäologie muss sich im Prinzip an dieser Diskussion beteiligen, speziell die Denkmalpflege, da sie in der Regel mehr von diesem Problem betroffen ist und die Archive kaum noch ausreichen. Aber auch für die universitäre Archäologie ist das Thema von Interesse, weil auch sie (Forschungs-)Grabungen durchführt und sich in vielen Instituten über die Jahrzehnte viel Material angesammelt hat, zumeist unbearbeitet.

Eine konkrete Lösung, wie mit dem seit über einem Jahrhundert massenhaft angesammelte Material umzugehen ist, kann ich nicht bieten, aber natürlich könnte man in Zukunft vermehrt nicht-invasive Methoden nutzen, sich somit auf Notgrabungen beschränken und vermehrt Prospektionsmethoden einsetzen, wodurch weniger Material ‚anfallen' würde. Zudem wäre es gewiss sinnvoll, weit mehr als bisher theoretische Grundlagenarbeit zu leisten und dabei das vorhandene Material einzubeziehen sowie vermehrt am kulturwissenschaftlichen Diskurs teilzunehmen. Das würde jedoch bedeuten, die ‚Spatenwissenschaft' Archäologie bedingt aufzugeben und andere Schwerpunkte zu setzen. Das hätte natürlich weiterführende Konsequenzen, weil der Archäologie damit ihr populäres Aushängeschild – der Spaten – abhanden- und dies einem Paradigmenwechsel gleichkäme, der sicherlich auch Folgen für die Öffentlichkeitswirksamkeit des Fachs nach sich zöge. Archäologie ohne Ausgrabungen ließe sich dann wohl nur schwerlich publikumswirksam – als Abenteuer – ‚verkaufen' und dürfte somit in der gesellschaftlichen Gunst sinken. Viele archäologische Institutionen werden diesen Schritt nicht gehen wollen, weil sie möglicherweise um die Existenzberechtigung der Archäologie fürchten. Aber die Archäologie war nie und ist auch heute keine ‚Spatenwissenschaft', auch wenn das viele Archäologen gerne anders sehen bzw. anders nach außen kommunizieren.

Können also Dinge der Vergangenheit redundant sein, wie es so schön im Untertitel des Vortrags hieß?

StS: Sicher, viele der von uns ausgegrabenen Artefakte sind redundant und in erkenntnistheoretischer Hinsicht ‚wertlos' – zumindest auf den ersten Blick. Es ist aber natürlich nie ausgeschlossen, dass durch neue Fragen an das Material und neue Verknüpfungen unter Befunden und Funden nicht vielleicht doch neue Erkenntnisse erzielt werden könnten.

MKHE: Als Historische Kulturwissenschaftler setzen wir für unsere Frage nach der Redundanz ein hinreichend dichtes und differenziertes Korpus historischer Dinge voraus. Redundanz lässt sich nur auf Grundlage eines solchen Bestands erörtern. Dieser Bestand kann gewiss nicht *a priori* und abstrakt umrissen werden. Legen wir jedoch beispielsweise die für die Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas vorhandenen materiellen Zeugnisse zugrunde, dann verfügen wir in diesem Bereich über ein insgesamt gutes bis hervorragendes Quellenkorpus. Damit erscheint die mitteleuropäische Ur- und Frühgeschichte sowohl zeitlich als auch räumlich detailliert erfasst und gegliedert. Hier können wir mit der Frage nach der Redundanz ansetzen.

Es ist klar, dass auch in Zukunft materielle Quellen zur Ur- und Frühgeschichte dieses Raums ausgegraben werden. Man darf annehmen, dass dabei der weitaus größte Teil die schon vorhandenen Zeugnisse zwar vermehren, aber unseren Kenntnissen nichts wesentlich Neues hinzufügen wird. Der Zuwachs ist aller Voraussicht nach im Wesentlichen qualitativ ausgeschöpft – was nunmehr noch hinzukommt, kann man mit einem Begriff von Markus Walz (2007, 8 u. 12-13) „dokumentarische Dubletten" nennen. Selbstverständlich wird es weiterhin dann und wann spektakuläre Neu-, ja sogar sogenannte ‚Jahrhundertfunde' geben. Auch bisher unbekannte Befunde sind keineswegs auszuschließen. Dies ist eine Tatsache, die sozusagen das Wesen der Archäologie und dabei allemal der Feldarchäologie betrifft. Dessen ungeachtet lassen sich Aussagen, wie sie hier angestrebt werden, nur auf einer generellen Ebene machen. Sie legen eine Tendenz beziehungsweise einen Trend zugrunde und vermögen daher keine Einzelereignisse zu prognostizieren.

Die Frage nach einer etwaigen Redundanz historischer Dinge setzt das oben angesprochene Nachdenken über das ‚Ganze' voraus, auf das sich die Archäologien – in unserem Fall die Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie – bezieht oder jedenfalls beziehen sollte. Dies ist der Bereich der theoretischen Metaebene, der sich hierzulande besonders armselig ausnimmt. Vor allem die an unseren Universitäten beheimatete Archäologie hat in dieser Hinsicht meines Erachtens bisher weitestgehend versagt. Ich enthalte mich eines Urteils über die relevanten nicht-universitären archäologischen Institutionen. Damit ist zugleich alles über die vielen zentralen Fragen gesagt, die in diesem Zusammenhang eigentlich gemeinsam erörtert werden sollten.

Redundanz müsste also in Relation zu einem archäologischen, historisch-kulturwissenschaftlichen Ziel bestimmt werden. Eine solche Ausgangsbasis ist jedoch im Augenblick nicht auszumachen – die Archäologie hat die hier relevanten Diskussionen in anderen Fächern allzu lange ignoriert (siehe etwa Samida/Eggert 2013b). Sie anzustreben, bleibt eine vordringliche Aufgabe archäologischer Selbstreflexion – erste Schritte sind zu erkennen. Dies ist umso notwendiger, als mit der Redundanzthese pragmatische und zugleich programmatische Entscheidungen verknüpft sind, die die für die Archäologische Denkmalpflege zuständigen staatlichen und kommunalen Institutionen zu fällen haben. Letzten Endes geht es darum, ob – in den Worten von Walz (2007, 8 u. 12-13) – das „Mengenwachstum des Dauerhaften" und die darin liegende „Explosionsgefahr" (Walz 2007, 7 u. 12) ungebremst fortgesetzt werden soll. Hiervon sind also auch – wie Walz (2007, 5) es ausdrückt – das „unter Museumsfachleuten beliebte Wortspiel ‚Depot

oder Deponie'" und die „Rückstandshalden" der angemessenen Erfassung und Aufarbeitung der in den Archiven und Magazinen lagernden Objekte betroffen. Wie mit diesen ‚Rückstandshalden' umgegangen werden soll, wird seit einiger Zeit in der Museologie unter den Stichwort ‚Entsammeln' intensiv diskutiert (Heisig 2007a; 2007b; DMB 2011) – auch dies gehört zur theoretischen Metaebene, die bei der Peilung zur Festlegung des zukünftigen Kurses unentbehrlich ist.

Und eine letzte Frage: Seht ihr in der Hinwendung der Geisteswissenschaften auf die Dinge bzw. auf die materielle Kultur die Chance einer erneuten Annäherung zwischen den Archäologischen Wissenschaften und den Kulturwissenschaften?

StS: Die derzeitige Aktualität der Materiellen Kultur, die mancherorts bereits auch als ‚*material turn*' bezeichnet wird, bewirkt gewiss einen intensiven Austausch innerhalb der Kulturwissenschaften und darüber hinaus. Es wäre aber grundsätzlich zu fragen, was hier mit Kulturwissenschaften und was mit einer „erneuten Annäherung" gemeint ist. Die Diskussion um die Materielle Kultur betrifft ja nicht nur die kulturwissenschaftlichen Fächer, sondern in diese Diskussion sind auch die Soziologie und *Science and Technology Studies* eingebunden. Die Frage erweckt darüber hinaus den Eindruck, als stünde die Archäologie außerhalb der Kulturwissenschaften – hier wird eine Dichotomie angedeutet, wo meiner Meinung nach keine ist, denn die Archäologie ist eine Historische Kulturwissenschaft.

Sicherlich gehört die deutschsprachige Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie nicht gerade zu den Innovationszentren archäologischer Theorie. Aber in den letzten drei Jahrzehnten hat sich doch einiges geändert, auch wenn sie zahlreichen Diskussionen in den Kulturwissenschaften zeitlich meist immer etwas hinterherhinkt. Wichtig scheint mir, dass die verschiedenen archäologischen Fächer die kulturwissenschaftlichen Debatten in Zukunft besser für einen gemeinsamen Austausch nutzen. Schließlich haben sie deutlich mehr Gemeinsamkeiten als etwa die Germanistik mit der Klassischen Archäologie oder die *Gender Studies* mit der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie.

Die Beschäftigung mit dem Materiellen ist eine *conditio sine qua non* aller archäologischen Fächer. Im Gegensatz beispielsweise zur Ethnologie kann die Archäologie aufgrund der mangelnden Quellenlange aber die einstige Lebenswirklichkeit nicht erfassen, sodass Aussagen z.B. über religiöse, soziale und politische Vorstellungen kaum zu treffen sind. Wir können die Gesellschaft, die wir untersuchen, nicht mehr beobachten und die Bedeutung der meisten Objekte nicht erschließen. In der Hinsicht sind unsere Erkenntnismöglichkeiten defizitär. Es mutet daher bisweilen befremdlich an, wenn Wissenschaftler aus anderen Fächern die Archäologie als Leitwissenschaft in der Auseinandersetzung mit der Materiellen Kultur sehen; noch erstaunlicher ist es, solche Forderungen aus archäologischem Mund zu hören, was in letzter Zeit immer häufiger geschieht.

MKHE: Diese Frage bringt mich insofern etwas in Verlegenheit, als ich ja die Archäologien ohnehin für Kulturwissenschaften – genauer gesagt: Historische Kulturwissenschaften – halte (Eggert 2006). Natürlich besteht eine Chance, aber sie scheint mir doch ziemlich gering. Vielleicht sollte ich es mit Faust sagen: „Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube." Denn was etwa die Literaturwissenschaften mit dem Konzept ‚Materialität' machen, hat doch

nur höchst wenig mit dem zu tun, was uns umtreibt. Ich greife ein für unsere Zwecke gutes Beispiel heraus: Dorothee Kimmichs Buch „Lebendige Dinge in der Moderne“ (Kimmich 2011).

Kimmich geht es um die literarische Wahrnehmung von Dingen durch Autoren der sogenannten ‚Klassischen Moderne‘, also im wesentlichen der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts (etwa Franz Kafka, Siegfried Kracauer, Walter Benjamin, Hugo von Hoffmannsthal, Rainer Maria Rilke und Robert Walser), aber auch um Filme – insbesondere die von Charlie Chaplin – und um Filmtheorie, in denen die verschiedensten ‚Dinge‘ in den verschiedensten Formen auftreten. Ihr gelingen eindrucksvolle Porträts der Dingwahrnehmung in der Literatur und der Dingpräsentation in Filmen jener Zeit. Sie entwirft ein faszinierendes Bild jenes weiten Feldes von Dingen, Menschen, ‚Menschdingen‘ und ‚Dingmenschen‘, dessen Reiz in seinen immer neuen Facetten liegt. Ihre Zusammenstellung regt an, ihre Verknüpfungen sind inspirierend und erschließen Aspekte des Universums der Dinge, die außerhalb von Literatur, Film und Philosophie in dieser Eigentümlichkeit kaum vorkommen. Der nicht initiierte Leser ist überrascht von der Vielfältigkeit der Reflexion, die Dinge in der Klassischen Moderne erfahren haben, und er ahnt, dass sich darin in einem gewissen Sinne eine Opposition zum vorherrschenden Zeitgeist abzeichnet – ja, Kimmich lässt keinen Zweifel an der Besonderheit dieser „lebendigen Dinge“ im Rahmen der Klassischen Moderne.

So aufschlussreich diese Betrachtungen sind, so wenig vermag die zugrundeliegende These zu überzeugen. Kimmich begnügt sich nämlich keineswegs damit, den Leser an ihren subtilen Skizzen über die Bedeutung der Dinge bei ihren Autoren teilhaben zu lassen – Dinge, die häufig ein eigenes Leben führen. Sie ist vielmehr bemüht, das Dingliche in der Klassischen Moderne als Vorwegnahme des kulturwissenschaftlichen Diskurses der Gegenwart hinzustellen. Sie hat ihren Text im ersten Teil ihres Buchs gewissermaßen retrospektiv angelegt, blickt von heute aus auf ihre Autoren zurück und deutet deren dingbezogene Reflexionen dadurch teleologisch. Damit mindert sie deren Eigentümlichkeit im Kontext der Literatur jener Zeit. Um die von ihr behandelten Autoren mit dem Diskurs der ‚Modernen Moderne‘ zu verknüpfen und damit indirekt ‚aufzuwerten‘, beschwört sie im ersten Teil („Thesen“) immer wieder den „anthropologisch inspirierten“ oder „ethnologischen Blick“ (Kimmich 2011, 10 u. 33). Sie spricht im gleichen Verständnis vom „fremden Blick“ auf die Dinge (Kimmich 2011, 51-52) und beruft sich auf Bruno Latours „Symmetrische Anthropologie“ (Kimmich 2011, 21-22. 33-34 u. 108) ebenso wie auf Carlo Ginzburgs „Indizienparadigma“ (Kimmich 2011, 50-51).

Für diese Rückschau – oder Vorausschau – ist dies nicht nur unnötig, sondern letztlich kontraproduktiv: Sie nimmt einen kulturtheoretischen Status quo zum – auch wörtlichen – Maß der Dinge, der aller Voraussicht nach bereits morgen seine Strahlkraft eingebüßt haben wird (hierzu Eggert 2014b, 26-27). Es überzeugt nicht, wenn sie die von ihr erörterte Thematik als Vorläufer heutiger kulturwissenschaftlicher und wissenschaftstheoretischer Positionen zu machen sucht. Und daher vermag auch ihre Ausgangsthese, dass die Dinge der Moderne erst mit der „anthropologischen Wende der Kulturwissenschaften“ analysierbar geworden seien, ebenso wenig zu überzeugen (Kimmich 2011, 17, ähnlich 10).

Sicher ist es in diesem Zusammenhang wichtig zu wissen, dass für Kimmich (2011, 17) „die Ethnologie die Philosophie vor 20 Jahren als Leitwissenschaft der Literaturwissenschaften abgelöst hat".

Was sagt uns dieses Beispiel als Antwort auf Ihre Frage? Ich denke, wir können ihm zweierlei entnehmen: Erstens gilt wieder einmal, dass man von klugen Leuten immer etwas lernen kann. Dies trifft hier aber doch nur für das lesende Individuum, nicht aber für den Fächerkomplex der Archäologien zu. Zweitens ist festzuhalten, dass Dorothee Kimmich – nimmt man sie wörtlich – ihre Thematik der lebendigen Dinge in der Klassischen Moderne erst aus dem Blickwinkel bestimmter kulturtheoretischer Auffassungen der Gegenwart deutet. Dieser Blickwinkel ist bei näherem Ansehen theoretisch unbefriedigend sowie inhaltlich unverbindlich und vage. Vor allem aber vermag ein solcher Blickwinkel vom Standpunkt der Archäologie nichts zu liefern, was sie theoretisch bereichern könnte: Sie beschäftigt sich ja längst anhand der Originalliteratur mit jenen kulturtheoretischen Diskussionen, die von Kimmich nur sehr vermittelt und selektiv rezipiert worden sind.

Es handelt sich hier, wie gesagt, um ein Beispiel. Aber ich habe nicht die geringsten Bedenken, daraus im Sinne Ihrer Frage eine Antwort abzuleiten: Nein, in solcher „Hinwendung der Geisteswissenschaften auf die Dinge" sehe ich keine Bewegung in Richtung auf eine Annäherung an die Archäologie: Die Dingwelten und die Dingwahrnehmung zwischen jenen Wissenschaften und der Archäologie sind gar zu verschieden.

Literatur

Belliger/Krieger 2014
Andréa Belliger/David Krieger, Netzwerke von Dingen. In: Samida *et al.* 2014, 89-96.

Benjamin 1974 [1936]
Walter Benjamin, Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit <Erste Fassung>. In: Walter Benjamin, Gesammelte Schriften I, 2. Hrsg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser (Frankfurt a.M. 1974) 431-469 [zuerst 1936].

DMB 2011
Deutscher Museumsbund, Nachhaltiges Sammeln. Ein Leitfaden zum Sammeln und Abgeben von Museumsgut (Berlin/Leipzig 2011).

Eggert 2006
Manfred K. H. Eggert, Archäologie: Grundzüge einer Historischen Kulturwissenschaft (Tübingen/Basel 2006).

Eggert 2012
Manfred K. H. Eggert, Prähistorische Archäologie: Konzepte und Methoden[4](Tübingen/Basel 2012).

Eggert 2014a
Manfred K. H. Eggert, Das Aura-Konzept und Verwandtes in den Empirischen Kulturwissenschaften. In: Samida *et al.* 2014, 178-180.

Eggert 2014b
Manfred K. H. Eggert, Kultur und Materielle Kultur. In: Samida *et al.* 2014, 22-31.

Eggert/Samida 2013
Manfred K. H. Eggert/Stefanie Samida, Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie[2] (Tübingen/Basel 2013).

Fuest 2006
Veronika Fuest, Ethnologen in der Arena: Ein akteursanalytischer Blick in Umweltforschungsprojekte. Sociologus 56, 2006, 35-67.

Grupe *et al.* 2012
Gisela Grupe/Sabine Eickhoff/Anja Grothe/Bettina Jungklaus/Alexander Lutz, Missing in Action during the Thirty Years' War: Provenance of Soldiers from the Wittstock Battlefield, October 4, 1636. An Investigation of Stable Strontium and Oxygen Isotopes. In: Elke Kaiser/Joachim Burger/Wolfram Schier (Hrsg.), Population Dynamics in Prehistory and Early History: New Approaches Using Stable Isotopes and Genetics. Topoi: Berlin Studies of the Ancient World 5 (Berlin/Boston 2012) 323-335.

Heisig 2007a
Dirk Heisig, Entsammeln! Der Sammlungsqualität auf der Spur. In: Sächsischer Museumsbund (Hrsg.), Fortbildungstagung zur Thematik „Qualität des Sammeln" am 6. November 2006 in der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK) Leipzig. Informationen des Sächsischen Museumsbundes 34, 2007, 47-53.

Heisig 2007b
Dirk Heisig (Hrsg.), Ent-Sammeln. Neue Wege in der Sammlungspolitik von Museen (Aurich 2007).

Jahrestagung Landesarchäologen 2009
Jahrestagung des Verbandes der Landesarchäologen in der Bundesrepublik Deutschland vom 25. bis 28. Mai 2008, in Sankelmark, Schleswig-Holstein. Wissenschaftliches Kolloquium am 27. Mai 2008: Analog und digital – Probleme und Perspektiven der Archivierung und Magazinierung archäologischer Quellen. Archäologisches Nachrichtenblatt 14, 2009, 93-185.

Jung 2012
Matthias Jung, „Objektbiographie" oder „Verwirklichung objektiver Möglichkeiten"? Zur Nutzung und Umnutzung eines Steinbeiles aus der Côte d'Ivoire. In: Britta Ramminger/Heike Lasch (Hrsg.), Hunde – Menschen – Artefakte: Gedenkschrift für Gretel Gallay. Internationale Archäologie Studia honoraria 32 (Rahden/Westf. 2012) 375-383.

Kimmich 2011
Dorothee Kimmich, Lebendige Dinge in der Moderne (Konstanz 2011).

König 2014
Gudrun M. König, Europäische Ethnologie/Empirische Kulturwissenschaft. In: Samida *et al.* 2014, 279-287.

Korff 2000
Gottfried Korff, Ein paar Worte zur Dingbedeutsamkeit. Kieler Blätter zur Volkskunde 32, 2000, 21-33.

Korff 2002
Gottfried Korff, Museumsdinge: Deponieren – Exponieren. Hrsg. Martina Eberspächer/Gudrun Marlene König/Bernhard Tschofen (Köln/Weimar/Wien 2002).

Kramer 1940
Karl-Sigismund Kramer, Die Dingbeseelung in der germanischen Überlieferung. Beiträge zur Volkstumsforschung 5 (München 1940).

Kramer 1962
Karl-Sigismund Kramer, Zum Verhältnis zwischen Mensch und Ding: Probleme der volkskundlichen Terminologie. Schweizerisches Archiv für Volkskunde 58, 1962, 91-101.

Kramer 1969
Karl-Sigismund Kramer, „Materielle" und „geistige" Volkskultur. Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1969, 80-84.

Kramer 1995
Karl-Sigismund Kramer, Dingbedeutsamkeit: Zur Geschichte des Begriffs und seines Inhaltes. Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1995, 22-35.

Latour 2002 [1999]
Bruno Latour, Die Hoffnung der Pandora: Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft (Frankfurt a.M. 2002) [zuerst: Pandora's Hope. Essays on the Reality of Science Studies (Cambridge MA/London 1999)].

Latour 2008 [1991]
Bruno Latour, Wir sind nie modern gewesen: Versuch einer symmetrischen Anthropologie (Frankfurt a.M. 2008) [zuerst: Nous n'avons jamais été modernes – essai d'anthropologie symétrique (Paris 1991)].

Pollard 2011
A. Mark Pollard, Isotopes and Impact: A Cautionary Tale. Antiquity 85, 2011, 631-638.

Pomian 1988 [1987]
Krzysztof Pomian, Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln (Berlin 1988) [zuerst: Collectionneurs, amateurs et curieux. Paris, Venise XVIe – XVIIIe siècle (Paris 1987)].

Riehl 1859
Wilhelm Heinrich Riehl, Die Volkskunde als Wissenschaft. In: Wilhelm Heinrich Riehl, Culturstudien aus drei Jahrhunderten (Stuttgart 1859) 205-229. [Wiederabdruck in: Gerhard Lutz (Hrsg.), Volkskunde: Ein Handbuch zur Geschichte ihrer Probleme (Berlin 1958) 23-36].

Samida/Eggert 2012
Stefanie Samida/Manfred K. H. Eggert, Über Interdisziplinarität: Betrachtungen zur Kooperation von Natur- und Kulturwissenschaften in der Archäologie. Hephaistos 29, 2012, 9-24.

Samida/Eggert 2013a
Stefanie Samida/Manfred K. H. Eggert, Archäologie als Naturwissenschaft? Eine Streitschrift. Reihe Pamphletliteratur 5^2 (Berlin 2013).

Samida/Eggert 2013b
Stefanie Samida/Manfred K. H. Eggert, Das Materielle in den Kultur- und Sozialwissenschaften: Metatheoretische Reflexionen. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 143, 2013, 329-349.

Samida *et al.* 2014
Stefanie Samida/Manfred K. H. Eggert/Hans Peter Hahn (Hrsg.), Handbuch Materielle Kultur: Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen (Stuttgart/Weimar 2014).

Snow 1959
Charles Percy Snow, The Two Cultures and the Scientific Revolution. The Rede Lecture (Cambridge 1959). [Dt. Übersetzung unter dem Titel „Die zwei Kulturen" mit zahlreichen Stellungsnahmen in: Helmut Kreuzer (Hrsg.), Literarische und Naturwissenschaftliche Intelligenz. Dialog über die „zwei Kulturen" (Stuttgart 1969) 11-25].

Stockhammer 2011
Philipp W. Stockhammer, Von der Postmoderne zum *practice turn*: Für ein neues Verständnis des Mensch-Ding-Verhältnisses in der Archäologie. Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 52, 2011, 188-214.

Wallace 1961
Anthony F. C. Wallace, On Being Just Complicated Enough. Proceedings of the National Academy of Sciences of the U.S.A. 47, 1961, 458-464.

Walz 2007
Markus Walz, Bulimie musealis: Museumssammlungen zwischen Kulturerbe und Kulturmüll. In: Sächsischer Museumsbund (Hrsg.), Fortbildungstagung zur Thematik „Qualität des Sammeln" am 6. November 2006 in der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK) Leipzig. Informationen des Sächsischen Museumsbundes 34, 2007, 5-16.

Wieser 2012
Matthias Wieser, Das Netzwerk von Bruno Latour. Die Akteur-Netzwerk-Theorie zwischen Science & Technology Studies und poststrukturalistischer Soziologie (Bielefeld 2012).

Prof. Dr. Manfred K. H. Eggert
Institut für Ur- und Frühgeschichte
und Archäologie des Mittelalters
Eberhard-Karls-Universität Tübingen
Schloss Hohentübingen
D – 72070 Tübingen
manfred.eggert@uni-tuebingen.de

Dr. Stefanie Samida
Heidelberg School of Education
Voßstraße 2
D – 69115 Heidelberg
samida@heiedu.uni-heidelberg.de

Krüge und Katheder

Ein „*material turn*“ in der deutschen Philosophie des frühen 20. Jahrhunderts und seine Bedeutung für eine Hermeneutik materieller Kultur

Matthias Jung

In German philosophy of the early 20th century a „material turn“ already occurred, it was an interest in tangible everyday objects as an expression of a resurgent empiricism. As examples of this trend of examining such objects, papers by Georg Simmel, Ernst Bloch and Martin Heidegger will be analyzed. The aim is to discuss two questions: First, why did these approaches to hermeneutics of material culture peter out without establishing a distinct tradition? Second, could a return to Simmel's, Bloch's and Heidegger's conceptions, that had no immediate impact on the discipline of Prehistoric Archaeology which was then in the progress of establishing itself, be fruitful even today for a reconstruction of the meanings of material culture.

Schlüsselbegriffe: Materielle Kultur; Hermeneutik; Pragmatismus; Georg Simmel; Ernst Bloch; Martin Heidegger

Keywords: Material culture; hermeneutics; pragmatism; Georg Simmel; Ernst Bloch; Martin Heidegger

Einleitung

In der Philosophie und damit auch in der wesentlich philosophisch geprägten deutschen Soziologie des beginnenden 20. Jahrhunderts erwachte ein Interesse an konkreten, alltäglichen Gegenständen, das zu verstehen ist als Reaktion auf die metaphysischen und materialistischen Systeme der nachidealistischen Epoche. In ihnen wurde, häufig rekurrierend auf Aristoteles, die Beschaffenheit der Phänomene aus Theorien abzuleiten versucht, ein dogmatisch-rationalistischer Grundzug, der so unterschiedlichen Theorien wie denen von Karl Marx, Arthur Schopenhauer, Ludwig Büchner, Franz Brentano oder Friedrich Adolf Trendelenburg gemeinsam ist. Die Einseitigkeiten des Rationalismus provozierten eine zunehmende Hinwendung zu der Empirie, die ebenfalls sehr unterschiedliche Ausprägungen

haben konnte wie den logischen Empirismus oder die Phänomenologie.[1] Insbesondere in phänomenologisch inspirierten Strömungen nahm dieses Interesse die Gestalt einer neuen Aufgeschlossenheit für Gegenstände des Alltags an.

Im Folgenden sollen Texte von Georg Simmel, Ernst Bloch und Martin Heidegger diskutiert werden, die Ausdrucksgestalten dieses ‚*material turn*' sind. Leitend ist dabei die Frage, ob deren Konzepte, die sie an konkreten Gegenständen exemplifizierten und die seinerzeit keinen Einfluss auf die sich allmählich etablierende urgeschichtliche Archäologie hatten, für die gegenwärtige Rückbesinnung auf Objektbedeutungen fruchtbar sein können.

Georg Simmel: „Der Henkel"

Der Titel[2] von Georg Simmels Abhandlung besteht lediglich aus einem Nomen, dem der bestimmte Artikel vorangestellt ist, eine weitere Spezifizierung des Henkels wird nicht vorgenommen. Es geht daher vermutlich nicht um einen bestimmten Henkel, sondern den Henkel als Typus.

Einleitend unterscheidet Simmel grundsätzlich zwischen den Extremen eines autonomen Kunstwerks, das auf sinnlich suggestive Weise eine eigene Realität erschafft, und der Realität der in praktischen Lebensvollzügen stehenden Gegenstände. Ihm geht es um Objekte, die eine Stellung zwischen diesen Extremen einnehmen, die also in praktischen Zusammenhängen verwendet werden und die zugleich Gegenstand künstlerischer Gestaltung oder Verzierung sind. So zum Beispiel eine Vase:

> *„Als ein Stück Metall, tastbar, wägbar, einbezogen in die Hantierungen und Zusammenhänge der Umwelt, ist die Vase ein Stück Wirklichkeit, während ihre Kunstform eine rein abgelöste, in sich ruhende Existenz führt, für die ihre materielle Wirklichkeit der bloße Träger ist"* (Simmel 1996 [1918], 278).

Die Extreme von Kunstwerk und Gebrauchsgegenstand finden sich hier in ‚einem' Objekt wieder, doch verdeckt diese Polarität ihr Einbettungsverhältnis: Die materielle Wirklichkeit der Vase ist nicht nur ‚bloßer Träger' ihrer Kunstform, beides erweist sich als vermittelt insofern, als der Gebrauch von vornherein die Form bestimmt und so Bedingung der Möglichkeit künstlerischer Ausgestaltung ist. Diese kann nur die vorgegebene Form aufnehmen und sich dabei entweder der Form anschmiegen oder aber einen bewussten Kontrast zu ihr setzen.

Am Henkel offenbare sich, dass die Vase nicht ein Kunstwerk sei, sondern auch den Anforderungen des Gebrauchs zu gehorchen habe:

> *„Er ist das Glied, an dem sie ergriffen, gehoben, gekippt wird, mit ihm ragt sie anschaulich in die Welt der Wirklichkeit, das heißt der Beziehungen zu allem Außerhalb hinein, die für das Kunstwerk als solches nicht existieren"* (Simmel 1996 [1918], 279).

---

1 Zur inneren Systematik der Abfolge theoretischer Positionen in der Philosophiegeschichte vgl. Hösle 1984.

2 Der Text erschien mit dem Zusatz „Ein ästhetischer Versuch" erstmals in der Zeitschrift „Der Tag" 1905, nachfolgend wird die Fassung aus der 2. Auflage des Bandes „Philosophische Kultur" von 1918 herangezogen, zitiert nach dem entsprechenden Band der Gesamtausgabe von 1996.

Simmels Zugang ist zumindest einseitig, denn er setzt den Kunstwerkcharakter der Vase voraus, um ihn dann einzuschränken, während man auch den umgekehrten Weg beschreiten könnte, nämlich von ihrem Gebrauchscharakter auszugehen und die künstlerische Gestaltung dann auf diesen zu beziehen. Schon die gewählte Reihenfolge bezeugt einen distanzierten Ästhetizismus. Auch die prominente Rolle des Henkels als Indikator der „Doppelstellung der Vase" (Simmel 1996 [1918], 279) ist eine Vereinseitigung, weil die den Hohlraum umschließende Gefäßwand gleichfalls durch den Verwendungszweck der Vase definiert wird. Allenfalls aufgrund seiner relativen Exponiertheit und seines Charakters als Applikation wird der Henkel ins Auge fallen, das Problem der Vermittlung von Kunst- und Gebrauchsform stellt sich bei seiner Gestaltung aber nicht anders als bei den anderen Elementen des Gefäßes.

So wie die Kunstform sich der Gebrauchsform entweder anschmiegen oder einen Kontrast zu ihr setzen kann, so kann der Henkel als organischer Bestandteil des Gefäßes oder als äußerliche Zutat gestaltet werden. Simmel trägt dem Rechnung, indem er zwischen Fällen unterscheidet, bei denen der Henkel „mit der Substanz des Vasenkörpers aus einem Fluß gebildet erscheint" und solchen, bei denen er wirkt, als wäre er „von äußeren Mächten, aus einer äußeren Ordnung der Dinge herangesetzt" (Simmel 1996 [1918], 279). In diesem Fall biete sich eine Gestaltung in Tierform an, wodurch ein Eindruck entstehe, als sei „das Tier von außen an die Vase herangekrochen und sozusagen erst nachträglich in die Gesamtform eingeschlossen" (Simmel 1996 [1918], 280).

In jedem Fall errege es das Missfallen des Betrachters, wenn des Henkels Formgebung der von ihm zu erfüllenden Funktion zuwiderlaufe, etwa dann, wenn er „nur eine Art Reliefornament" bildet, denn ohne eine Vermittlung von Verwendbarkeit und Gestaltung entstehe „ein peinliches Gefühl von Sinnwidrigkeit und Gefangenheit" (Simmel 1996 [1918], 281). Ausgesprochenes Missvergnügen empfindet Simmel in Ansehung einer Hydria, die durch zwei horizontale Henkel am Gefäßkörper und einen vertikalen Henkel am Gefäßhals charakterisiert ist. Während die mit beiden Händen zu fassenden Horizontalhenkel eine Beugung des Gefäßes nach beiden Seiten ermöglichten, könne es mit dem Vertikalhenkel nur nach einer Seite gekippt werden:

> *„Den entschieden hässlichen Eindruck dieser Stücke bewirkt weder eine unmittelbare Sünde gegen die Anschaulichkeit noch eine gegen die Praxis; denn warum sollte ein Gefäß nicht nach mehreren Seiten gekippt werden? Er geht vielmehr, wie mir scheint, darauf zurück, daß die in diesem System angelegten Bewegungen nur nacheinander stattfinden können, während die Henkel sich gleichzeitig darbieten; dadurch entstehen völlig konfuse und widerspruchsvolle Bewegungsgefühle; denn obgleich die Forderungen der Anschaulichkeit und die der Praxis sich hier sozusagen nicht primär widersprechen, so wird doch mittelbar die Einheit der Anschauung zerrissen: diese bieten die Henkel, die gleichsam potentielle Bewegungen sind, in einem Zugleich dar, das deren praktische Aktualisierung dementieren muß"* (Simmel 1996 [1918], 282).

Ein Gefäß wäre folglich ästhetisch ansprechend, wenn die Kunstform nicht nur die praktische Verwendung nicht beeinträchtigt, sondern wenn auch bei einer müßigen Betrachtung, und nicht erst in der Handhabung, die mögliche

Verwendung eindeutig aus der Form abzuleiten ist. Ein Multifunktionsgefäß wäre deshalb irritierend, zwingt es doch die Diachronizität der verschiedenen möglichen Verwendungen in der Synchronizität der Anschauung zusammen. Die Hydria ist nach Simmel darüber hinaus auch unansehnlich, weil ihre durch die unterschiedlichen Henkel angezeigten Verwendungsmöglichkeiten sich wechselseitig dementierten.[3] Wichtiger als Simmels konkrete Einwände gegen diese Form ist die Tatsache, dass sich in ihnen seine Ästhetiktheorie artikuliert, nach der die Gestaltung eines Gegenstandes dann gelungen ist, wenn sie es gestattet, ihm seine Funktion ohne störende Interferenzen abzulesen.

Der Henkel soll in die Gesamtgestalt des Gefäßes stimmig integriert sein, ohne seine relative Eigenständigkeit als exponierte Applikation zu verleugnen. Weder darf er sich der Gefäßwand zu stark angleichen noch sich von ihr zu stark distanzierend abheben. Damit ist ausgeschlossen, dass ein bewusst gesetztes Moment ästhetischer Irritation die Interessantheit eines Gegenstandes steigern könnte. In diesem programmatischen Verzicht auf unnötige, das Äquilibrium von Funktion und Gestaltung störende Bestandteile erweist sich Simmels Text als Teil eines Diskurses, der in Abkehr von expressiven, verfremdenden und abundanten Elementen und einer Hinwendung zu einer durch Sachhaltigkeit und „Schnörkellosigkeit" geprägten Formgebung das vorbereitete, was in den 1920er Jahren unter dem Begriff der „Neuen Sachlichkeit" gefasst wurde (vgl. Becker 2000, 74-75).

Den Henkel kontrastiert Simmel mit dem ihm komplementären Gefäßteil, der „Ausgußöffnung oder -ausbiegung" (Simmel 1996 [1918], 283). So wie die äußere Welt mittels des Henkels mit dem Gefäß hantiere, so wirke es durch den Ausguss in die Welt zurück:

> *„Damit erst wird die Einordnung des Gefäßes in die menschliche Teleologie vollkommen, indem es deren Strömung am Henkel aufnimmt und mit seiner Öffnung wieder an sie abgibt"* (Simmel 1996 [1918], 283).

Anders als der Henkel sei der Ausguss keine Applikation, er wachse mehr oder weniger organisch aus dem Gefäß heraus, weshalb er auch mit Bezeichnungen wie „Schnabel" oder „Schnauze" belegt werde, während für den Henkel ein vergleichbarer organischer Ausdruck nicht existiere (Simmel 1996 [1918], 283).

Simmel schließt mit zwei allgemeineren Überlegungen. *Zum einen* generalisiert er die bei der Betrachtung des Henkels gewonnenen Erkenntnisse im Hinblick auf das grundsätzliche Verhältnis von Schönheit und Nützlichkeit und trägt damit die seinen Überlegungen zugrunde liegende Ästhetiktheorie explizit nach. Er wendet sich gegen eine krude funktionalistische Deutung, nach der „die Nützlichkeit über die Schönheit entscheide"; vielmehr verhalte es sich so,

3 Paul Jacobsthal (1927, 17-18) hat gezeigt, dass Simmels Ablehnung der Hydria auf Missverständnissen beruht.

> *„daß die Nützlichkeit und die Schönheit als zwei einander* fremde *Forderungen an den Henkel herantreten – jene von der Welt, diese von dem Formganzen der Vase her – und daß nun gleichsam eine Schönheit höherer Ordnung beide übergreift und ihren Dualismus in letzter Instanz als eine nicht weiter beschreibliche Einheit offenbart"* (Simmel 1996 [1918], 284).

Nach der anfänglichen Überhöhung der Extreme erscheint die Synthese als umso erstaunlicher, ohne dass aber das asymmetrische Einbettungsverhältnis von Funktion und Gestaltung – die Funktion gibt den Spielraum vor, innerhalb dessen sich die Gestaltung entfalten kann – zur Sprache käme. Diese Asymmetrie ist eine andere als die von Simmel kritisierte, nach welcher sich die Schönheit eines Gegenstandes an seiner Nützlichkeit zu erweisen habe: Die Funktion entscheidet nicht *ex post* über die Schönheit, sie ist von vornherein Ermöglichungsbedingung einer ästhetisch angemessenen Gestaltung. Sie muss mit der Funktion vermittelt sein im Sinne einer Synthese, nicht einer Kompromissbildung.

Zum anderen stellt Simmel in dem letzten Absatz einen Bezug der ästhetischen Logik des Henkels zu der Struktur der Lebenspraxis des modernen Individuums her. Simmel sieht eine Analogie zwischen dem Henkel, der den Forderungen der Gebrauchsform wie denen der Kunstform gerecht werden müsse, zu dem Menschen, der ebenfalls zwei Welten angehöre und der einerseits Teil der verschiedensten praktischen Zusammenhänge sei, aber andererseits in diesen nicht aufgehen dürfe, sondern sich seine Autonomie bewahren müsse:

> *„Außerordentlich viele Kreise – politische, berufliche, soziale, familiäre – in denen wir stehen, werden von weiteren so umgeben, wie das praktische Milieu das Gefäß umgibt, derart nämlich, daß das Individuum, einem engeren und geschlossenen angehörig, eben damit in den weiteren hineinragt und von diesem jeweils benutzt wird, wenn er mit jenem engeren Kreise gleichsam zu hantieren und ihn in seine umfassendere Teleologie einzubeziehen hat. Und wie der Henkel über seine Bereitheit zu der praktischen Aufgabe nicht die Formeinheit der Vase durchbrechen darf, so fordert die Lebenskunst vom Individuum, seine Rolle in der organischen Geschlossenheit des einen Kreises zu bewahren, indem es zugleich den Zwecken jener weiteren Einheit dienstbar wird und durch solche Dienstbarkeit den engeren Kreis in den umgebenden einordnen hilft"* (Simmel 1996 [1918], 285).

Das Individuum muss mit anderen Worten die ihm von der Gesellschaft angesonnenen sozialen Rollen ausfüllen können, ohne aber in der Erfüllung der Rollenerwartungen aufzugehen. Hier bestätigt sich die Vermutung eines Zusammenhangs der aus ästhetischen Gründen geforderten Sachlichkeit mit der für die Daseinsbewältigung des modernen Menschen erforderlichen Sachlichkeit, wie Simmel sie auch in „Die Großstädte und das Geistesleben" formuliert hat: Für den Großstädter ist sie ein Schutz „gegen die Entwurzelung, mit der die Strömungen und Diskrepanzen seines äußeren Milieus ihn bedrohen" (Simmel 1995 [1903], 117). In Begriffen der Rollentheorie formuliert (vgl. Oevermann 1972, 388-389), versteht Simmel Rollendistanz, eine Distanzierung von mit dem eigenen Identitätsentwurf kollidierenden Rollenerwartungen, und

Rollenflexibilität, die Fähigkeit zu einer partiellen Aufgabe dieses Entwurfs und zu Übernahme konfligierender Rollenerwartungen, als ästhetische Qualitäten.

Insgesamt ist Simmels Abhandlung über den Henkel geistreich und originell, von einer methodisch geregelten Erschließung materieller Kultur kann aber keine Rede sein. Er buchstabiert exemplarisch aus, was sich dem Phänomen ‚Henkel' durch genaue Betrachtung entnehmen lässt, den interessanten Einzelbeobachtungen korrespondiert jedoch ein gewisse Beliebigkeit und Unverbindlichkeit, sie münden nicht in ein belastbare Gestalt- und Bedeutungsrekonstruktion.

Einen anderen Zugang zur Bedeutung von Sachkultur als den anhand des Henkels exemplifizierten hat Simmel in dem Schlusskapitel („Der Stil des Lebens") seiner „Philosophie des Geldes" (Simmel 1989 [1907]) gewählt. Hier konstatiert er, dass das Bewusstsein der Individuen mit der „Vergegenständlichung des Geistes" (Simmel 1989 [1907], 627) nicht Schritt halten könne, sich mithin eine Diskrepanz auftue zwischen der Komplexität der „Dinge, die unser Leben sachlich erfüllen und umgeben" (Simmel 1989 [1907], 627) und der Kultur der Individuen, verstanden als Vermögen zur Interpretation der Bedeutung der Dinge. Allerdings formuliert Simmel an dieser Stelle kein Konzept der Eigenlogik der Objekte, wie sie sich beispielsweise in der Rekonstruktion ihrer jeweiligen Affordanz[4] zu erkennen gibt, er reduziert sie vielmehr auf die in ihren Entwurf und ihre Herstellung eingegangenen Antizipationen und Intentionen der Produzenten. Die Kumulation dieser Antizipationen und Intentionen über Generationen hinweg bedinge die Komplexität der Objekte, nicht die ihnen innewohnenden objektiven Möglichkeiten des Gebrauches, was für eine Hermeneutik materieller Kultur eine erhebliche konzeptionelle Einschränkung darstellt.[5] Anders gesagt: Ergebnis der „Vergegenständlichung des Geistes" ist nicht eine Konfiguration des objektiven Geistes, sondern eine Manifestation kumulierten und geronnenen subjektiven Geistes.

Ernst Bloch: „Ein alter Krug"

Auf Ernst Bloch, von dem der nächste Text[6] stammt, übte Simmel nachhaltig Einfluss aus, was die Hinwendung zu Alltagsgegenständen angeht.[7] „Blochs ‚Spuren', zwischen 1910 und 1929 entstanden, verraten den Schritt des Mannes, der auf diesem Weg vorangegangen war" (Habermas 1986, 9). Bloch selbst befand, Simmel habe weniger auf sein Denken als vielmehr seine Art des Denkens eingewirkt (Bloch 1977 [1974], 33). Ab 1908 nahm er an Simmels Privatkolloquium in Berlin teil, ihre Freundschaft zerbrach an unterschiedlichen Bewertungen des Kriegsausbruchs 1914.[8] Später, in einer Notiz zu Simmels hundertstem Geburtstag

4 Zum dem von James J. Gibson (1979) geprägten Begriff der Affordanz als dem Angebots- und Aufforderungscharakter von Objekten vgl. den Beitrag von Arnica Keßeler in diesem Band.

5 Zur Bedeutung des intentional nicht Antizipierten für Innovationen im Bereich der Sachkultur vgl. de Zilva/Jung in Vorb.

6 Grundlage der Diskussion ist die in der ersten Auflage von „Geist der Utopie" 1918 erschienene Textversion, wiederabgedruckt in der Gesamtausgabe 1976 (Bloch 1976 [1918]).

7 Zum Verhältnis von Bloch und Simmel vgl. Bloch 1977 [1974], 32-36; Münster 1982, 53-56.

8 Zu einem damals von Simmel an der Universität Heidelberg gehaltenen Vortrag bemerkt Bloch: „Der war entsetzlich. Es war ein einziger Pro-Kriegs-Vortrag, alldeutsch bis zum Exzeß, völlig unbegreiflich. Und das war das Ende" (Bloch 1977 [1974], 36).

1958, kritisiert Bloch ihn als einen relativistischen „Vielleichtdenker“ (Bloch 1969 [1958], 57), würdigt aber sein Interesse für Gegenstände, „die in der damaligen Schulphilosophie ganz heimatlos waren“ (Bloch 1969 [1958], 57). In diesem Zusammenhang erwähnt er ausdrücklich den Henkel, ohne dass er sich in seiner Abhandlung über den Krug auf Simmel bezogen hätte.

Gegenstand seines hier zu behandelnden Textes ist also ‚ein alter Krug‘. Der unbestimmte Artikel mag auf eine in dem Text erfolgende genauere Bestimmung des Kruges verweisen, was die Verwendung des unbestimmten Artikels in dem Titel rechtfertigte, und, anders als in dem Titel des Textes von Simmel, würde durch den bestimmten Artikel („Der alte Krug“) nicht ein Typus bezeichnet, denn durch das Adjektiv ist der Krug bereits individualisiert. Ähnlich wie die Vasen Simmels bieten sich Krüge aus mehreren Gründen für eine exemplarische Betrachtung an. Zum einen sind es Objekte, die aufgrund ihrer umfangreichen Außenfläche zu künstlerischer Gestaltung einladen, zum anderen sind es häufig gebrauchte alltägliche Gegenstände und schließlich sind sie als dem Komplex der Konsumtion von Getränken zugehörig oft Teil der gemeinsamen Praxis mehrerer Personen.

Wir interpretieren zunächst die ersten drei Absätze des Textes (Bloch 1976 [1918], 13) ohne Auslassungen:

„Ich sehe ihm gerne zu.“

Sparsamste Annahme für die Referenz des ‚ihm‘ ist der im Titel genannte Krug. Der Verfasser sieht ihn nicht etwa gern an, sondern er sieht ihm zu bei der Ausführung von Handlungen, und so wird der Krug schon in diesem ersten Satz zu einer Handlungsinstanz erklärt.[9]

„Fremd führt er hinein.“

Der Krug führt jemanden, der ungenannt bleibt, in etwas ebenfalls Ungenanntes hinein. Wäre dieser jemand der Beobachter, der dem Krug dabei gern zusieht, läge eine Gestaltungsschwäche vor, denn der Status eines Beobachters schließt den eines zugleich praktisch Involvierten aus.[10] Da der Geführte noch nicht einmal durch ein Personalpronomen angedeutet wird, ist das ‚Hineinführen‘ wohl eine allgemeine Funktion des Kruges. Ungewöhnlich ist der adverbiale Gebrauch von ‚fremd‘, der an die ersten Zeilen der „Winterreise“ Wilhelm Müllers (1794-1827) erinnert – „Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh’ ich wieder aus“ –, wo er im Sinne von ‚als Fremder‘ zu verstehen ist. Denkbar wäre auch die Lesart ‚auf fremdartige Weise‘, doch beides trägt zur Erhellung des vorliegenden Satzes wenig bei. Das Adverb ist keine Verständnishilfe, sondern verunklart den ohnehin kryptischen Satz. Der Sprachgestus einer raunenden Beschwörung wird kaum einer analytischen Durchdringung des Gegenstandes dienlich sein, mit ihm kann sich allenfalls Erfahrung artikulieren, die ein Subjekt mit ihm gemacht hat.

---

9 Gewiss kann man auch unbelebten Dingen zusehen, die in Bewegung sind, ohne dabei zu handeln, wie etwa einem Wasserfall oder der untergehenden Sonne, doch ist eine solche Bewegtheit bei einem Krug trivialerweise ausgeschlossen.

10 Programmatisch gefordert wird diese handlungslogische Unmöglichkeit im Konzept der ‚teilnehmenden Beobachtung‘; zu diesem Komplex vgl. Oevermann 2001.

„Die Wand ist grün, der Spiegel golden, das Fenster schwarz, die Lampe brennt hell."

Eine Auflösung erfolgt nicht, stattdessen wird ein kontrastreiches Interieur geschildert. Vielleicht ist dies der Ort, an den der Krug geführt hat, dann würde die buchstäbliche Belebung von Objekten an Märchenerzählungen erinnern, vielleicht geht es Bloch auch nur darum, das Atmosphärische zu umreißen, dann könnte der Krug metonymisch als Mittel verstanden werden, eine bestimmte Atmosphäre hervorzurufen oder die Bedingungen dafür herzustellen, dieser Atmosphäre gewahr zu werden.

„Aber er ist nicht nur einfach warm oder gar so fraglos schön wie die anderen edlen alten Dinge."

Jetzt geht es wieder um den Krug selbst, und, eingeleitet von der adversativen Konjunktion, wird ein Einwand bezüglich seiner Beschaffenheit namhaft gemacht, ohne dass diese Beschaffenheit zuvor schon mitgeteilt worden wäre.

„Man hat ihn jetzt vielfach nachgeahmt. Das ist ungefährlich, aber es gibt kostbare antike Exemplare, glänzend erhalten, enghalsig, bewußt modelliert, mit vielen Rillen, schön frisiertem Kopf auf dem Hals und einem Wappen auf dem Bauch, und diese stellen den einfachen Krug in den Schatten."

Hypothetisch lässt sich erschließen, dass von einem Bartmannskrug gehandelt wird, ansonsten reproduziert sich das Muster anspielungsreicher und uneindeutiger semantischer Verknüpfungen.[11] Hals und Schulter eines solchen frühneuzeitlichen Gefäßes schmückt das Relief eines Männergesichtes mit Vollbart, es ist in der Tat ein interessanter, zur Kontemplation einladender Gegenstand. In dem bärtigen Männergesicht mag man ein dialogisches Gegenüber sehen und als aus dem Krug Trinkender in einen imaginären Dialog mit ihm treten.[12]

„Doch wer ihn liebt, der erkennt, wie oberflächlich die kostbaren Krüge sind, und er zieht das braune, ungeschlachte Gerät, fast ohne Hals, mit wildem Männergesicht und einem bedeutenden, schneckenartigen, sonnenhaften Zeichen auf der Wölbung, diesen Brüdern vor."

Dieser Satz ist für das Verhältnis des Verfassers zu dem Objekt bezeichnend, denn es wird nicht ausgeführt, weshalb man es lieben soll, sondern geschildert, was daraus folgt, wenn man es liebt. Bloch rekurriert auf eine nicht weiter begründungsbedürftige Idiosynkrasie, die bezüglich seiner Person aufschlussreich sein mag, nicht aber bezüglich des Gegenstandes. Seine Idiosynkrasie darlegend, prätendiert er, dabei etwas über den Krug selbst zu sagen. Die Abwertung der anderen, kostbaren Krüge ist erschlichen insofern, als ihre sorgfältige und aufwendige Gestaltung nicht per se Oberflächlichkeit bedeutet, im Gegenteil

11 Die Textversion in der zweiten Fassung von „Geist der Utopie" benennt an dieser Stelle ausdrücklich den Bartmannskrug (Bloch 1964 [1923], 17).

12 Dazu passt die starke, mit der Ansprache als Handlungsinstanz einhergehende Personalisierung des Kruges (vgl. Solte-Gresser 2006, 107 Anm. 10). Eine Abbildung des Blochschen Kruges findet sich in Vidal 2003.

könnte gerade in der Mühewaltung bei ihrer Herstellung ein Grund dafür liegen, sie wertzuschätzen. Als oberflächlich erweisen sie sich nur für jemanden, der von einer in Begriffen des Allgemeinen nicht weiter zu begründenden Vorliebe für den primitiven Krug ergriffen ist. Für eine Hermeneutik materieller Kultur ist Blochs Vorgehensweise unergiebig, weil sie nicht auf einer rekonstruktiven Durchdringung des Objektes beruht, sondern subjektive Präferenzen als Urteilskriterien setzt. Dem unter diese von außen an ihn herangetragenen Kriterien subsumierten Gegenstand kann er auf diese Weise nicht gerecht werden.

Im weiteren Fortgang des Textes spekuliert Bloch über die Herkunft solcher Krüge, er erwägt eine ursprünglich römische Provenienz der Form, „wenn auch noch so kräftig, zuerst soldatenhaft und dann nordisch, vergröbert" (Bloch 1976 [1918], 13). Ein übergeneralisierender kulturkritischer Impetus klingt in der Bemerkung an, sie seien verwendet worden, „bis sie mit dem anderen verschwinden mußten, als alle gute bodenständige Handarbeit verschwand" (Bloch 1976 [1918], 13), und spätestens hier schlägt die Feier des Archaischen, Einfachen und Unverstellten und die kehrseitige Zurückweisung des Elaborierten und Verfeinerten ins Klischee um. Es folgen Überlegungen zu der Person des ‚wilden Bartmanns':

> *„Damit spinnt sich ein seltsames Garn zu uns herüber. Denn die Toten sind trocken und müde, das mitgegebene Krüglein im Grab ist bald versiegt. Aber drüben verwahren wilde Männer neue Krüge, magische Krüge mit Lebenswasser"* (Bloch 1976 [1918], 13).

Das gesponnene Garn wird objektiviert, als läge es in der Sache, während es doch tatsächlich in den immer weiter ausgreifenden Assoziationen des Verfassers gründet. Nicht das seltsame Garn spinnt sich zu uns herüber, sondern es wird von Bloch gesponnen, und der Bedeutung des zu einer Metonymie für das ‚Drüben' werdenden Kruges nähert er sich mit diesen den unvoreingenommenen Blick eher verstellenden Assoziationen nicht.

Der letzte Abschnitt des Blochschen Textes beschäftigt sich mit dem Geheimnis des Inneren des Kruges:

> *„Und dennoch, wer den alten Krug lange genug ansieht, trägt seine Farbe und Form mit sich herum. Ich werde nicht mit jeder Pfütze grau und nicht von jeder Schiene mitgebogen, um die Ecke gebogen. Wohl aber kann ich krugmäßig geformt werden, sehe mir als einem Braunen, sonderbar Gewachsenen, nordisch Amphorenhaften entgegen, und dieses nicht nur nachahmend oder einfach einfühlend, sondern so, daß ich darum als mein Teil reicher, gegenwärtiger werde, weiter zu mir erzogen an diesem mir teilhaftigen Gebilde"* (Bloch 1976 [1918], 14).

Bloch baut ein eigentümliches Verhältnis zu dem Krug auf, das „nicht nur nachahmend oder einfach einfühlend" ist, sondern intensiver: Er identifiziert sich geradezu mit diesem Gefäß und den ihm zugesprochenen Qualitäten des Unverbogenen, widerspenstig Beharrenden, Authentischen. Der Krug erscheint als Symbol einer den äußeren Umständen trotzenden Unbeugsamkeit. Zwar gibt es Gegenstände, die sich für eine solche Symbolisierungsfunktion mehr eignen als andere, und insofern reflektiert diese Symbolbildung auch einen Aspekt der

Bedeutung des Objekts, der aber nicht für sich rekonstruiert wird, sondern nur gebrochen durch lebensgeschichtliche Idiosynkrasien des Verfassers Ausdruck findet. Methodisches Rüstzeug zu einer geregelten Erschließung der Bedeutung von Sachgütern ist von diesem Vorgehen nicht zu erwarten. Aufschlussreich ist die Differenz zu der von Simmel formulierten Analogie des Henkels zu dem Dasein des Menschen: Bloch wie Simmel thematisieren die Gefahr des Autonomieverlustes, aber Simmel benennt analytisch distanziert eine objektiv vorliegende Analogie zwischen der Gestaltung des Henkels als ästhetischem Problem und der Lebensbewältigung des modernen Menschen, Bloch dagegen identifiziert sich als empirische Person mit dem Krug, sein Zugang ist nicht analytisch, sondern empathisch und mystifizierend.

Theodor W. Adorno: „Henkel, Krug und frühe Erfahrung"

Theodor W. Adorno hat Blochs Ausführungen mit denen Simmels verglichen und seinem Text eine Sentenz des Frankfurter Mundartdichters Friedrich Stoltze (1816-1891) vorangestellt, die ein unbändiges Staunen beschreibt: „Ui, haww' ich gesacht". Adorno schildert, wie er als Siebzehnjähriger der Philosophie Blochs in Gestalt des seinerzeit gerade erschienenen Buches „Geist der Utopie" begegnete. Es vermittelte ihm den Eindruck, hier sei die Philosophie „dem Fluch des Offiziellen entronnen" und in ihrer literarischen Versiertheit „nicht abgerichtet zur abscheulichen Resignation der Methode" (Adorno 1974 [1965], 557).[13] In diesem Zusammenhang charakterisiert er auch Simmel als denjenigen, der „jene Rückwendung der Philosophie auf konkrete Gegenstände vollzogen" habe, „die kanonisch blieb für jeden, dem das Klappern von Erkenntniskritik oder Geistesgeschichte nicht behagte" (Adorno 1974 [1965], 558). Obwohl von Simmels philosophisch-soziologischem Programm wichtige Impulse ausgingen, habe er dieses Programm nicht eingelöst. Sein vorab, ohne Ansehung der konkreten Objekte gefasstes begriffliches Instrumentarium sei zu schlicht gewesen, als dass es sie wirklich hätte erschließen können, und seine sich an die Gegenstandsbestimmung anschließenden Reflexionen seien allgemein und willkürlich geblieben. So verharrten Simmels Kontemplationen über den Henkel beim „Einfall des Vergleichs" (Adorno 1974 [1965], 561), der nur die Analogie von Mensch und Vase zu exponieren vermöge. Adorno denunziert dies als „Wald- und Wiesenmetaphysik" (Adorno 1974 [1965], 564) und hebt davon Blochs ‚Selbstbegegnung' in der Auseinandersetzung mit dem Krug ab, doch suggeriert Adorno die Vorzüge der Blochschen Vorgehensweise eher, als sie tatsächlich am Text zu belegen. So vermisst man eine Begründung, inwieweit Bloch über, will man Adornos gegen Simmel gerichtete Formulierung aufgreifen, einen bloßen „Einfall der Selbstbegegnung" hinauszugehen vermag. Die fehlende argumentative Durchgestaltung des Textes wird von Adorno gegenüber Simmels distanziertem Manierismus als Vorzug behauptet:

13 Zu Adornos Vorbehalten gegenüber Methoden im Allgemeinen und solchen der empirischen Sozialforschung im Besonderen vgl. Jung 2013.

> *„Vom Simmelschen unterscheidet er sich, prima vista, durchs Tempo. Kein Gedanke wird exponiert oder in besinnlichen Ausführungen abgewandelt. Wie unterm Zwang der neuen Musik, seit Schönberg, auch ältere weit schneller muß gespielt werden, um das spekulative Ohr nicht durch Verweilen beim Selbstverständlichen zu beleidigen, so hat Ernst Blochs spekulativer Kopf es eilig"* (Adorno 1974 [1965], 564).

Der Versuch, das für das zeitgenössische musikalische Kunstwerk geltende Gebot der Redundanzvermeidung gegen die für philosophische Texte erforderliche Stringenz der Argumentation und Explizitheit auszuspielen, kann nicht überzeugen, denn diese für sie notwendigen Voraussetzungen werden hier ohne Weiteres „besinnlichen Ausführungen" und dem „Verweilen beim Selbstverständlichen" anverwandelt. „Das Postulat seines Tempos ist eins mit dem von Dichte" (Adorno 1974 [1965], 562) bleibt eine bloße, ungedeckte Behauptung, die Nähe zum Obskurantismus wird ins Affirmative gewendet[14] und die Unklarheit der Argumentation aperçuhaft überhöht: „Unzweideutig kommuniziert er, was er eindeutig zu kommunizieren sich weigert" (Adorno 1974 [1965], 566).

Der Grund für die erstaunliche Diskrepanz zwischen der harschen Kritik an Simmel und dem wohlwollenden Urteil über Bloch liegt wohl in der Rahmung des Adornoschen Textes, der ein Beitrag zu einer Festschrift zu Ehren Blochs (Unseld 1965) war. Doch enthält er auch eine massive, aber beiläufig vorgetragene Kritik an Bloch, die sich erst bei genauerer Lektüre erschließt:

> *„Das jedoch steht nicht, mit soviel Worten, in dem kurzen Blochschen Text. Während mir jenes Was ist das als Inhalt des ‚Alten Krugs' unauslöschlich gegenwärtig war, habe ich, was ich daraus las, bei erneuter Lektüre nach mehr als vierzig Jahren, nicht darin finden können. Mystisch ist es in dem Text verschwunden. Der Gehalt des Textes hat erst in der Erinnerung ganz sich entfaltet"* (Adorno 1974 [1965], 566).

Als Adorno die Blochschen Ausführungen, die ihn einst so gebannt hatten, nach 40 Jahren noch einmal las, war all das, an was er sich als denkwürdig erinnerte, nicht vorhanden, denn es war recht eigentlich seine eigene Zutat. Insofern war die Wiederlektüre ein ernüchterndes Erlebnis, und in seinem Festschrift-Beitrag bedient sich Adorno des rhetorischen Kniffs, das Faszinierende an Blochs Betrachtung des Kruges aus der Perspektive des Siebzehnjährigen, der er war, zu beschreiben und erst im letzten Absatz zu erkennen zu geben, dass das Bedeutungsvolle, welches er mit dem Text verband, von ihm selbst stammte.[15]

Martin Heidegger: Vom „Umwelterlebnis" zum „Ding"

Einer Hermeneutik des Alltäglichen galt Heideggers Interesse in den frühen Freiburger Jahren, bevor er 1923 einen Ruf nach Marburg annahm. Die Genese dieser Hermeneutik lässt sich anhand der mittlerweile edierten Vorlesungen aus

---

14 „Wie jeder menschenwürdige Gedanke gedeiht der Blochische am Rand des Mißlingens: hart an der Sympathie fürs Okkulte" (Adorno 1974 [1965], 564).

15 Diese Wendung ist auch Bloch nicht entgangen, wie aus einem Brief an Adorno hervorgeht (Bloch 1985, 454).

dieser Zeit nachvollziehen.[16] Anders als bei Friedrich Schleiermacher, Johann Gustav Droysen und Wilhelm Dilthey meint Hermeneutik bei Heidegger nicht primär eine Kunstlehre des Verstehens, „eine künstlich ausgeheckte und dem Dasein aufgedrungene Weise neugierigen Zerlegens" (Heidegger 1995 [1923], 15), sie ist vielmehr die jeder theoretischen und methodologischen Reflexion vorgängige Erschlossenheit der Faktizität eines historisch konkreten ‚Daseins'. Ausgangspunkt dieser Hermeneutik bildet nicht die Abstraktion eines transzendentalen Erkenntnissubjektes, sondern der Lebensvollzug eines ‚Daseins' in seiner Alltäglichkeit: „Das Ich ist hier als das volle konkrete historisch faktische Selbst, zugänglich in der historisch konkreten Eigenerfahrung, zu verstehen" (Heidegger 1985b [1919/21], 30). Damit ist zugleich auch eine entscheidende Differenz zu der Phänomenologie Edmund Husserls beschrieben, in deren Tradition der frühe Heidegger stand. Vermag die Rekonstruktion dieses Vorverständnisses der Umwelt eines ‚Daseins' einen gangbaren Weg zur Explikation der Bedeutung materieller Kultur als Bestandteil dieser Umwelt zu weisen? Zur Beantwortung dieser Frage sei ein vielzitiertes, unter dem Titel „Das Umwelterlebnis" in einer Vorlesung des Jahres 1919 vorgetragenes hermeneutisches Exerzitium angeführt:

> *„In den Hörsaal tretend, sehe ich das Katheder. Wir nehmen ganz davon Abstand, das Erlebnis sprachlich zu formulieren. Was sehe ‚ich'? Braune Flächen, die sich rechtwinklig schneiden? Nein, ich sehe etwas anderes. Eine Kiste, und zwar eine größere, mit einer kleineren darauf gebaut? Keineswegs, ich sehe das Katheder, an dem ich sprechen soll, Sie sehen das Katheder, von dem aus zu Ihnen gesprochen wird, an dem ich schon gesprochen habe. Es liegt im reinen Erlebnis auch kein – wie man sagt – Fundierungszusammenhang, als sähe ich zuerst braune, sich schneidende Flächen, die sich mir dann als Kiste, dann als Pult, weiterhin als akademisches Sprechpult, als Katheder gäben, so daß ich das Kathederhafte gleichsam der Kiste aufklebte wie ein Etikett. All das ist schlechte, mißdeutete Interpretation, Abbiegung vom reinen Hineinschauen in das Erlebnis. Ich sehe das Katheder gleichsam in einem Schlag; ich sehe es nicht nur isoliert, ich sehe das Pult als für mich zu hoch gestellt. Ich sehe ein Buch darauf liegend, unmittelbar als mich störend (ein Buch, nicht etwa eine Anzahl geschichteter Blätter mit schwarzen Flecken bestreut), ich sehe das Katheder in einer Orientierung, Beleuchtung, einem Hintergrund"* (Heidegger 1999 [1919], 71).

Die Erfahrung des Katheders ist nicht Resultat einer nachträglichen Syntheseleistung, in der isolierte sinnliche Qualitäten der verschiedenen Bestandteile des Gegenstandes aufeinander bezogen werden, es ist vielmehr unmittelbar, „auf einen Schlag", in seiner Bedeutung – verstanden im Sinne der Einbettung in mögliche Handlungssequenzen in der gegebenen Situation – evident. Das genau meint die vorgängige und vortheoretische Vertrautheit mit der jeweiligen Umwelt, und ihr nachzuspüren bedeutet eine radikale Abkehr von Husserls über „Epoché" und „eidetische Reduktion" vermittelten methodologischen Zugang, für den die Isolierung der Dinge von dem jeweiligen Zusammenhang, in dem sie gegeben sind, zentral war (vgl. Husserl 1962 [1925]).

16 Zu dieser Phase im Schaffen Heideggers vgl. die im Dilthey-Jahrbuch 1986/87 veröffentlichten Beiträge zweier Bochumer Symposien; speziell zu der frühen „Hermeneutik der Faktizität" vgl. Jamme 1986/87 sowie Heideggers eigene, rückblickende Bemerkungen (Heidegger 1985a [1953/54]).

Auch der auf dem Katheder befindliche Gegenstand ist dem Ich des den Hörsaal betretenden Dozenten unmittelbar gegeben, er sieht in ihm ein Buch, ohne sich diese Erkenntnis durch eine Zusammenschau der einzelnen Eigenschaften erarbeiten zu müssen. Und mehr als das: Unmittelbar wird das Buch in seiner Bedeutung für die Situationspragmatik erkannt und deshalb als störend qualifiziert. Heidegger insistiert auf der nicht verallgemeinerbaren Perspektive des Dozenten auf die Situation, denn auch wenn die ihm Zuhörenden die Situation in derselben Weise definieren, nämlich als Vorlesung an einer Universität, folgt daraus doch für sie ein anderes Handlungsprogramm und damit auch eine andere Bedeutung des Katheders. Selbst bei einer identischen Situationsdefinition können daher unterschiedliche Bedeutungen der Objekte, die Teil der Situation sind, virulent werden.

> *„Anders ist es schon, wenn wir einen Bauern vom hohen Schwarzwald in den Hörsaal führen. Sieht der das Katheder, oder sieht er eine Kiste, einen Bretterverschlag? Er sieht ‚den Platz für den Lehrer', er sieht den Gegenstand als mit einer Bedeutung behaftet"* (Heidegger 1999 [1919], 71).

Der Schwarzwaldbauer wird als mit der Pragmatik eines Hörsaales unvertraut geschildert, womit er, wie sich schon der Formulierung entnehmen lässt, er werde in den Hörsaal ‚geführt', eher einem Probanden in einer experimentellen Anordnung gleicht als jemandem, der mit dem Hörsaal alltagspraktisch vertraut ist. Ob er wie der Dozent und die Zuhörerschaft das Katheder als solches zu erkennen vermag, ist fraglich, er wird in ihm jedoch nicht etwas kategorial anderes wie ‚eine Kiste' oder ‚einen Bretterverschlag' sehen, die für sich in dem Raum stehen, sondern die Bedeutung einer ihm vertrauten, ähnlichen Örtlichkeit, beispielsweise des Klassenraums einer Schule, auf die Hörsaalsituation übertragen, und im Lichte dieser Übertragung erblickt er in dem Katheder den Platz des Lehrers. Wenn es aber bereits bei dem Schwarzwaldbauern trotz seiner räumlichen und kulturellen Nähe zu den Hörsaalinsassen zu einer Abweichung in der Bedeutungszuschreibung kommt, wie wird sich eine solche unter der Bedingung gesteigerter kultureller Fremdheit gestalten? Heidegger gibt das folgende Beispiel:

> *„Aber denken wir uns einen Senegalneger als plötzlich aus seiner Hütte hier herein verpflanzt. Was er, diesen Gegenstand anstarrend, sähe, wird im einzelnen schwer zu sagen sein, vielleicht etwas, was mit Zauberei zu tun hat, oder etwas, hinter dem man guten Schutz gegen Pfeile und Steinwürfe fände, oder aber, was das Wahrscheinlichste ist, er wüßte damit nichts anzufangen, also er sähe bloß Farbenkomplexe und Flächen, eine bloße Sache, ein Etwas, das es einfachhin gibt? Also mein Sehen und das des Senegalnegers sind doch grundverschieden. Sie haben nur noch das Gemeinsame, daß in beiden Fällen etwas gesehen wird. Mein Sehen ist ein im höchsten Grade individuelles, das ich keinesfalls ohne weiteres der Erlebnisanalyse zugrundelegen darf, denn die Analyse soll doch am Ende im Zusammenhang einer Problembearbeitung allgemeingültige, wissenschaftliche Resultate liefern"* (Heidegger 1999 [1919], 71-72).

Ganz abgesehen von der in ihrer schon damals unzeitgemäßen Klischeehaftigkeit befremdlichen Charakterisierung der Lebenswelt des ‚Senegalnegers', über die man nur erfährt, dass sie von Zauberei durchdrungen und es in ihr erforderlich ist,

„gegen Pfeile und Steinwürfe“ gewappnet zu sein, wird der Senegalese nicht wie der Schwarzwaldbauer in den Hörsaal geführt, sondern regelrecht „verpflanzt“, worin das Ausmaß seiner kulturellen Fremdheit anschaulich zum Ausdruck kommt. Er nimmt nicht wie der Dozent das Katheder als ein solches wahr oder assimiliert wie der Bauer die Hörsaalsituation an eine ähnliche, im Unterschied zu diesen beiläufigen Modi der Wahrnehmungsverarbeitung, bei welchen das Katheder keine Aufmerksamkeit absorbiert, muss der Senegalese es ‚anstarren‘, weil es für ihn von überwältigender, krisenhafter Fremdartigkeit ist und er sich bewusst mit diesem Gegenstand auseinandersetzen muss. Als was er das Katheder schließlich kategorisieren würde, vermag Heidegger nicht zu antizipieren, vermutlich wäre er aufgrund einer vorgängigen Unvertrautheit nicht dazu in der Lage, den Gegenstand unmittelbar zu bestimmen, die Bedeutung ergibt sich ihm nicht von selbst wie den lebensweltlich mit dem Katheder Vertrauten. Wenn die Wahrnehmungen so unterschiedlich sind, so fragt Heidegger weiter, wie sollen am Ende der Untersuchung des Umwelterlebnisses „allgemeingültige, wissenschaftliche Resultate“ stehen können? Muss sie nicht in einem hoffnungslosen Relativismus enden?

> *„Gesetzt, die Erlebnisse wären grundverschieden, es gäbe überhaupt nur meine Erlebnisse, so behaupte ich, sind doch allgemeingültige Sätze möglich. Darin liegt, daß diese Sätze auch von dem Erlebnis des Senegalnegers gälten. Sehen wir nochmal von dieser Behauptung ab, und bringen wir uns das Erlebnis des Senegalnegers nochmal zur Gegebenheit. Selbst wenn er das Katheder als bloßes Etwas, das da ist, sähe, hätte es für ihn eine Bedeutung, ein bedeutungshaftes Moment. Es besteht aber die Möglichkeit, zur Evidenz zu bringen, daß die Annahme, der plötzlich hierher verpflanzte nichtwissenschaftliche (nicht: kulturlose) Senegalneger sähe das Katheder als bloßes Etwas, das existiert, widersinnig, nicht widersprechend, d.h.* logisch-*formal unmöglich ist. Vielmehr wird der Neger das Katheder sehen als ein Etwas, ‚mit dem er nichts anzufangen weiß‘. Das Bedeutungshafte des ‚zeuglichen Fremdseins‘ und das Bedeutungshafte ‚Katheder‘ sind ihrem Wesenskern nach absolut identisch“* (Heidegger 1999 [1919], 72).

Auch wenn, so die Pointe dieser Überlegung, die Inhalte des ‚Kathedererlebnisses‘ Heideggers und des Senegalesen mutmaßlich höchst verschieden sind, haben sie doch gemeinsam, dass ihr jeweiliges Umwelterlebnis *das Erlebnis von etwas* ist und ihre Erlebnisse *überhaupt* Inhalte haben. Eine Wahrnehmung des Katheders „als bloßes Etwas, das existiert“ ist unmöglich,[17] ebenso wie die isolierte Wahrnehmung einzelner Qualitäten wie Farbenkomplexe und Flächen, die erst in einem zweiten Schritt zu synthetisieren wären. Die Bestandteile der Umwelt, wie sie in dem Umwelterlebnis erfahren werden, geben zu erkennen, was der Erlebende mit ihnen ‚anfangen‘, wozu er sie gebrauchen kann, und die Einsicht des Senegalesen, dass er mit dem Katheder „nichts anzufangen weiß“, steht nicht im Gegensatz zu diesem Erlebnis, sondern ist eine Variante desselben. Wenn aber auch der „Wesenskern“ der höchst unterschiedlichen Erlebnisse von Dozent und Senegalese identisch ist, erfährt man über diesen Gegenstand selbst nur indirekt

17 Ein bloßes ‚Etwas‘ kann nach Heidegger kein Erlebnisinhalt sein, und ein Erlebnis, das keinen Inhalt hat, ist keines. Zum deiktischen Charakter des Erlebnisses bei Heidegger vgl. auch Meier 2012, 301-309.

etwas, vermittelt nämlich über die disparaten Erlebnisse. In ihnen spiegelt sich die Affordanz des Gegenstandes, aber auf nur selektive Weise, denn nach Maßgabe der lebensweltlichen Vorerfahrungen des Erlebenden werden in dem Umwelterlebnis nur bestimmte Aspekte der Affordanz repräsentiert, nicht diese in ihrer Gesamtheit. Ein denkbarer methodologischer Weg könnte darin bestehen, entweder derartige Erlebnisse empirisch zu sammeln und typenbildend zu generalisieren oder aber gedankenexperimentell die Affordanz am Gegenstand selbst zu bestimmen, das heißt zu explizieren, was sich mit ihm ‚anfangen' lässt, in welchen möglichen praktischen Handlungssequenzen er Verwendung finden könnte. Das allerdings bedeutet ein Überschreiten der Unmittelbarkeit des Umwelterlebnisses, zu dem der Senegalese bereits ansetzt, wenn er das Katheder nicht als selbstverständlich gegeben hinnimmt, sondern es ‚anstarrt' und damit versucht, es sich durch Betrachtung und Reflexion zu erschließen.

> *„In dem Erlebnis des Kathedersehens gibt sich mir etwas aus einer unmittelbaren Umwelt. Dieses Umweltliche (Katheder, Buch, Tafel, Kollegheft, Füllfeder, Pedell, Korpsstudent, Straßenbahn, Automobil usf. usf.) sind nicht Sachen mit einem bestimmten Bedeutungscharakter, Gegenstände, und dazu noch aufgefaßt als das und das bedeutend, sondern das Bedeutsame ist das Primäre, gibt sich mir unmittelbar, ohne jeden gedanklichen Umweg über ein Sacherfassen. In einer Umwelt lebend, bedeutet es mir überall und immer, es ist alles welthaft, ‚es weltet', was nicht zusammenfällt mit dem ‚es·wertet'"* (Heidegger 1999 [1919], 72-73).

Die in dem Umwelterlebnis gegebenen Bedeutungen sind vorgängig gegenüber einem reflektierenden, einen „gedanklichen Umweg" beschreitenden ‚Sacherfassen', auch wenn der Senegalese diesen Umweg bereits eingeschlagen hat. Kategorial ungeschieden sind in diesen Erlebnissen Gegenstände wie das Katheder und das auf ihm befindliche Buch von Ko-Subjekten wie dem Pedell oder dem Korpsstudenten, und darüber hinaus ist das Erlebnis der Umwelt nur möglich, wenn das Ich des Erlebenden unmittelbar beteiligt ist und in diesem Erlebnis Ich und Umwelt noch ungeschieden sind. Dagegen wird im ‚Frageerlebnis' der Gegenstand auf Distanz gebracht, „auf Kosten der Zurückdrängung meines eigenen Ichs" (Heidegger 1999 [1919], 73) und unter Auslöschung des Welthaften. Es ist eigentlich nur noch Grenzfall eines Erlebnisses, weshalb Heidegger von einem die lebenspraktischen Bezüge tilgenden „Ent-leben" im Unterschied zum „Er-leben" (Heidegger 1999 [1919], 74) spricht.

In unserem Zusammenhang ist von Interesse, ob das Erlebnis der Welthaftigkeit der Umwelt und ihrer Bestandteile auch etwas über diese Bestandteile selbst aufzuschließen vermag, das einem bloßen ‚ent-lebten' Sacherfassen verborgen bleiben muss. Heidegger bestimmt ihre Bedeutung zwar über die Frage nach ihrer lebens- und handlungspraktischen Einbettung, die sich aber nur auf ein je konkretes Ich bezieht und nicht hilfreich ist, wenn Allgemeingültiges über die Gegenstände formuliert werden soll. Nach Heideggers Konzeption ergibt sich die für eine Hermeneutik materieller Kultur missliche Konstellation, dass Aussagen über den ‚umweltlichen' Charakter der Dinge nicht verallgemeinerbar sind und verallgemeinerbare Aussagen über sie diesen ‚umweltlichen' Charakter notwendig getilgt haben müssen.

Die Bedeutung des dem ‚Dasein' alltäglich Begegnenden erschöpft sich nicht in einer Verwirklichung von Aspekten ihrer Affordanz in der Begegnungssituation, wie die folgenden Ausführungen zeigen:

> *„Das ist* der *Tisch, so ist er da in der Zeitlichkeit der Alltäglichkeit, und als solcher begegnet er vielleicht nach vielen Jahren wieder, wenn er auf dem Boden, als abgestellt und ungebraucht, angetroffen wird, so wie andere ‚Sachen', z.B. ein Spielzeug, verbraucht und fast unkenntlich, – es ist meine Jugend. Im Keller in einer Ecke stehen ein Paar alte Skier; der eine ist durchgebrochen; was da steht, sind nicht materielle Dinge, die verschieden lang sind, sondern die Skier von damals, von jener waghalsigen Fahrt mit dem und dem. Dieses Buch da ist geschenkt von X; dieses da hat der und der Buchbinder gebunden; dieses muß demnächst zu* ihm *hingebracht werden; mit dem habe ich mich lange herumgeschlagen; das da ist eine* unnötige *Anschaffung, ein Reinfall; das muß ich erst noch lesen; diese Bibliothek ist nicht so gut wie die von A, weit besser als die von B; diese Sache ist nicht so, daß man seine Freude daran haben wird; was werden die anderen zu dieser Aufmachung sagen, und dergleichen"* (Heidegger 1995 [1923], 90-91).

Die hier beschriebenen Objekte sind gesättigt mit biographischen Reminiszenzen, und noch mehr als die unmittelbare Einsicht in das, was man mit den Dingen ‚anfangen' kann, trotzen die aufgezählten lebensgeschichtlichen Spuren einer Verallgemeinerung. Es handelt sich um bestimmte Lebensthemen verkörpernde „biographische Objekte" bzw. um „Erinnerungsobjekte" (Habermas 1999, 284-316), die vergangene Lebensthemen wieder vergegenwärtigen. Mehrheitlich werden die dergestalt mit den Gegenständen verbundenen Gehalte idiosynkratischer Natur sein, auf die sich eine Hermeneutik materieller Kultur nicht gründen lässt. In den gegebenen Beispielen klingt zugleich der Aspekt der Zeitlichkeit des ‚Daseins' an, der zum zentralen Motiv der Fundamentalontologie in „Sein und Zeit" (Heidegger 1977 [1927]) werden wird.

Im Prinzip wären die von Heidegger zur „Hermeneutik der Faktizität" angestellten Überlegungen dazu geeignet gewesen, eine Hermeneutik materieller Kultur methodologisch zu begründen. Die im jeweiligen Umwelterlebnis relevanten Eigenschaften eines Gegenstandes hätten auf seine Affordanz, auf die objektiven Möglichkeiten seines Gebrauchs bezogen werden müssen, die sich durch eine Analyse kontrastiver Umwelterlebnisse zumindest näherungsweise hätten rekonstruieren lassen können. Das freilich lag jenseits von Heideggers Erkenntnisinteresse, der im Übrigen einem methodologisch begründeten und geregelten Vorgehen nicht weniger skeptisch als Adorno gegenüberstand.[18] Eine auf die Dinge gerichtete Fortschreibung der „Hermeneutik der Faktizität" hat Heidegger nicht verfolgt, im Rahmen der in „Sein und Zeit" entfalteten Fundamentalontologie verschob sich sein Interesse hin zu der Zeitlichkeit des ‚Daseins' und dessen Verständnis dieser Zeitlichkeit, ohne dass es ihm abschließend gelungen wäre, auf diese Weise zum ‚Sinn von Sein' zu gelangen, weshalb „Sein und Zeit" Fragment blieb. Die dort entfaltete „Fundamentalanalyse des Daseins" bietet prägnante terminologische Fixierungen des im Zuge der „Hermeneutik der Faktizität" Entwickelten; so bezeichnet Heidegger das innerweltlich begegnende Seiende, mit dem das ‚Dasein'

18 „Leere Methodenprogramme verderben die Wissenschaft" (Heidegger 1995 [1923], 44).

vorgängig vertraut ist, als in praktischen Bewandtniszusammenhängen stehendes ‚Zeug', dessen Seinsart als ‚Zuhandenheit' charakterisiert werden kann. Die an dem Bewusstsein des Subjekts von den es umgebenden Gegenständen ansetzende Tradition der abendländischen Philosophie musste das ‚Zuhandene' notwendig verfehlen, denn dem Bewusstsein ist es nur ‚Vorhandendes'. Die ‚Kehre' in Heideggers Denken markiert dann jedoch die Abkehr von dem Verständnis des Seins als dem Sein eines Seienden, zu dem das seinsverstehende ‚Dasein' einen privilegierten Zugang hat, und die Hinwendung zu einer Konzeptualisierung des Seins als eines schicksalhaft sich lichtenden Ereignisses. An die Stelle der Fundamentalontologie tritt eine Hermeneutik der Seinsgeschichte in Gestalt einer Hermeneutik der Geschichte der abendländischen Metaphysik.[19]

Nach dieser ‚Kehre', in einem 1950 gehaltenen und im Jahr darauf publizierten Vortrag, hat sich Heidegger mit dem ‚Ding' befasst und seine Kontemplationen anhand eines Kruges erläutert, ohne auf die einschlägigen Texte von Simmel und Bloch einzugehen.[20] Heidegger versucht eine Bestimmung des „Krughaften des Kruges" (Heidegger 2000 [1951], 173). Dieser fasst – in den Bedeutungen ‚nimmt' und ‚behält' – seinen Inhalt und ist ‚abgestimmt' auf das Ausgießen dieses Inhaltes. Das Ausgießen ist als ein ‚Schenken' mehr als ein bloßes Ausschenken:

> *„Wir nennen die Versammlung des Zwiefachen Fassens in das Ausgießen, die als Zusammen erst das volle Wesen des Schenkens ausmacht: das Geschenk. Das Krughafte des Kruges west im Geschenk des Gusses. Auch der leere Krug behält sein Wesen aus dem Geschenk, wenngleich der leere Krug ein Ausschenken nicht zuläßt. Aber dieses Nichtzulassen eignet dem Krug und nur dem Krug"* (Heidegger 2000 [1951], 173-174).

So wie das „Geschenk des Gusses" ein Trank für die ‚Sterblichen' sei, so als Weiheguss auch ein Trunk für die ‚Göttlichen'. Wasser und Wein als mögliche Inhalte des Kruges verdankten sich einer „Hochzeit von Himmel und Erde", das Gestein nehme Regen und Tau auf, in der „Frucht des Rebstocks" seien „das Nährende der Erde und die Sonne des Himmels einander zugetraut" (Heidegger 2000 [1951], 174). Die ursprüngliche „Einfalt" (zu verstehen als Ungeteilheit) von Erde, Himmel, den Sterblichen und den Göttlichen bezeichnet Heidegger als ‚Geviert':

> *„Im Geschenk des Gusses, der ein Trunk ist, weilen nach ihrer Weise die Sterblichen. Im Geschenk des Gusses, der ein Trank ist, weilen nach ihrer Weise die Göttlichen* […]. *Im Geschenk des Gusses weilen je verschieden die Sterblichen und die Göttlichen. Im Geschenk des Gusses weilen Erde und Himmel. Im Geschenk des Gusses weilen* zumal *Erde und Himmel, die Göttlichen und die Sterblichen.*

---

19 Zu den drei Hermeneutikkonzeptionen bei Heidegger – Hermeneutik der Faktizität, fundamentalontologische Hermeneutik, Hermeneutik der Seinsgeschichte – vgl. Grondin 2001.

20 Wie auch eine von Hans-Georg Gadamer (1986/87, 14) mitgeteilte Bemerkung belegt, hat Heidegger Simmel durchaus geschätzt. Zwar kritisiert er ähnlich wie Adorno Simmels Neigung „zur geistreichelnden Begriffsspielerei" und zu Formalismen, sein Denken erweise sich als „an fest hingesetzten Begriffsgruppen immer neu auf- und abkletternd – aber, was das Wertvolle an seiner Leistung ist, immer wieder durchbrochen und genährt von echten Intuitionen […]" (Heidegger 1993 [1919/20], 9-10). Zum Einfluss Simmels auf Heidegger vgl. auch Großheim 1991, zum Verhältnis Heidegger-Bloch vgl. Becker 2003, 207-211.

> *Diese Vier gehören, von sich her einig, zusammen. Sie sind, allem Anwesenden zuvorkommend, in ein einziges Geviert eingefaltet. Im Geschenk des Gusses weilt die Einfalt der Vier"* (Heidegger 2000 [1951], 175).

Im „Geschenk des Gusses" versammelten sich diese vier Dimensionen, und Heidegger bemüht die Etymologie, nach der die ursprüngliche Bedeutung von Ding ‚Versammlung' (‚*thing*') ist. Ein Ding wäre demnach ein das Geviert Versammelndes, und in diesem Sinne ist der Krug ein Ding:

> *„Der Krug west als Ding. Der Krug ist der Krug als ein Ding. Wie aber west das Ding? Das Ding dingt. Das Dingen versammelt. Es sammelt, das Geviert ereignend, dessen Weile in ein je Weiliges: in dieses, in jenes Ding"* (Heidegger 2000 [1951], 175).

Eine Ridikülisierung der Sprache der Heideggerschen Spätphilosophie ist hier ebenso wenig beabsichtigt wie eine Diskussion des philosophischen Gehaltes seiner Ausführungen. Es ist allein von Interesse, wie weit sich Heidegger von einer empirisch gehaltvollen Analyse materieller Kultur entfernt hat, die in der „Hermeneutik der Faktizität" angelegt war. Obgleich dieser Passus im Kontext von Studien zur materiellen Kultur gern zitiert wird, bleibt offen, welche methodologischen Konsequenzen aus ihm gezogen werden sollen und „*what a ‚Heideggerian archaeology' might look like*" (Thomas 1996, 2). Auch in den Arbeiten Hans-Georg Gadamers wurden diese Ansätze nicht fortgeführt, denn ihm ging es gleichfalls nicht um die Ausarbeitung einer hermeneutischen Methodologie – auch wenn der Titel seines Hauptwerks „Wahrheit und Methode" (Gadamer 1960) dies nahezulegen scheint –, sondern um die Untersuchung der Sprachlichkeit des Verstehens im Modus intersubjektiver Verständigung.

Resümee und Ausblick

Die exemplarisch betrachteten Texte von Simmel, Bloch und Heidegger haben sich für die methodologische Begründung einer Hermeneutik materieller Kultur als wenig hilfreich erwiesen. Zwar hat jeder auf seine Weise eine Hinwendung zu den alltäglichen Dingen vollzogen, doch keiner in einem strengen Sinne eine Methode zu ihrer Erschließung formuliert. Auch betrachten sie die Gefäße, mit denen sie sich beschäftigen, nicht eigentlich in ihrer Alltäglichkeit, das heißt in ihrem faktischen Gebrauch, sondern mit distanzierendem (Simmel), identifizierendem (Bloch) oder kontemplativem (Heidegger) Blick.[21] Blochs und Simmels Überlegungen beschränken sich auf mehr oder weniger prägnante Beobachtungen und mehr oder weniger scharfsinnige Schlussfolgerungen, Heideggers Interesse gilt nicht den Dingen selbst, sondern in den Schriften im Umkreis der Hermeneutik der Faktizität den Weisen, wie sie erlebt werden, und nach der ‚Kehre' den Weisen, wie in ihnen die Bezüge der Dimensionen des ‚Gevierts' aufscheinen. In der Rückschau verwundert es nicht, dass diese Ansätze in Fächern, die sich wie die Archäologie mit materieller Kultur beschäftigen, wenig Widerhall gefunden haben. Geradezu

21 Zu Bloch und Simmel bemerkt Christiane Solte-Gresser (2006, 106): „Weniger über den Gegenstand sprechen wollen die beiden Philosophen, als vielmehr über die spezifische Verbindung zwischen dem Krug und demjenigen, der ihn betrachtet, berührt und gebraucht".

tragisch ist es zu nennen, dass Simmel, Bloch und Heidegger der Weg zu einer Theorietradition verschlossen blieb, in welcher sich ganz ähnliche Intentionen mit einem Bemühen um philosophische Systematik, welche eine Methodologie einschließt, verbanden: dem amerikanischen Pragmatismus.[22] Seine Vertreter bemühten sich in Abkehr von dem die Philosophie seit Descartes bestimmenden Bewusstseinsparadigma um deren Fundierung in der Praxis des alltäglichen Handelns. Besonders die Arbeiten von Charles S. Peirce hätten wichtige Impulse geben können (vgl. Jung 2003), liegt doch nach Peirce die Bedeutung eines Objekts in der Generalisierung seiner möglichen Praxiseinbettungen (vgl. Peirce 1965 [1878]). So unterschiedlich Simmels, Blochs, Heideggers und auch Adornos Zugänge zu Objekten in ihrer Alltäglichkeit auch sein mögen, es eint sie eine entschlossene Ablehnung des Pragmatismus, die nicht auf seiner gedanklichen Durchdringung, sondern auf Unkenntnis beruht.[23]

Obgleich Simmel mit seiner 1895 publizierten Abhandlung „Ueber eine Beziehung der Selectionslehre zur Erkenntnistheorie" (Simmel 1992 [1895]) selbst einen Beitrag zum Pragmatismus leistete, der auch bei William James auf gewisses Wohlwollen stieß (Joas 1992a, 123), ist ihm der Pragmatismus später nur ein zeitdiagnostisch bemerkenswertes Phänomen, als Ausdruck des „modernen Individualismus" nämlich. Die „bekannteste Auszweigung der Theorie, die amerikanische", bestimmt er als „ihre oberflächlichste und beschränkteste" (Simmel 1999 [1918], 196). Drastischer noch geht Bloch mit dem Pragmatismus ins Gericht. Im Kontext einer Interpretation von Marxens elfter Feuerbachthese versteigt er sich zu der Behauptung, der Pragmatismus stamme „aus einer dem Marxismus völlig fremden Gegend, aus einer ihm feindlichen, geistig inferioren, zuletzt schlechthin ruchlosen. (...) Dem amerikanischen Pragmatismus liegt die Meinung zugrunde, Wahrheit sei überhaupt nichts anderes als geschäftliche Brauchbarkeit der Vorstellungen" (Bloch 1959, 320). Ausführlich hat Hans Joas die Missverständnisse in der Rezeption des Pragmatismus durch die ‚Kritische Theorie' dargelegt, die sich an dem Begriff der ‚Anpassung' entzündeten (Joas 1992b, 101-102) und in Max Horkheimers „Zur Kritik der instrumentellen Vernunft" (Horkheimer 1991 [1947]) kulminierten. Joas attestiert Horkheimer, damit „die jahrzehntelange deutsche Tradition arroganter und oberflächlicher Abfertigung der originellsten Strömung amerikanischen Denkens" (Joas 1992b, 99) fortgesetzt zu haben. Von Adorno selbst ist keine systematische Beschäftigung mit dem Pragmatismus überliefert, sein Werk ist aber mit polemischen Bemerkungen gespickt.[24] Verdichtet finden sich Verweise auf den Pragmatismus in seiner Abhandlung über Thorstein Veblen (Adorno 1977b [1941]). Heidegger

22 Zur Geschichte des amerikanischen Pragmatismus vgl. Basile 2014.

23 Allerdings bestand nicht nur zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein mit dem Ausbruch des 1. Weltkriegs abgeschnittenes Interesse der deutschen Philosophie am Pragmatismus, es gab außerdem eine bedeutende Rezeptionslinie in der philosophischen Anthropologie, die von Max Schelers 1925 erschienener, noch vorurteilsbeladener Studie „Erkenntnis und Arbeit" (Scheler 1960 [1925]) über Eduard Baumgarten (1938) zu Arnold Gehlen (1993 [1940]) reicht (vgl. Oehler 1995 [1977], 51-55).

24 Wie etwa der folgenden: „Das Moment der Objektivität von Wahrheit, ohne das Dialektik nicht vorgestellt werden kann, wird stillschweigend durch vulgären Positivismus und Pragmatismus – in letzter Instanz: bürgerlichen Subjektivismus – ersetzt" (Adorno 1977a [1951], 23). Indes wurde Jürgen von Kempski bereits 1951 von Adorno mit einer Arbeit über Peirce (von Kempski 1952) promoviert, die seinerzeit aber kaum rezipiert wurde.

schließlich hat sich, von beiläufigen Erwähnungen abgesehen (Heidegger 1985c [1921/22], 135; 1993 [1919/20], 10), in seinen Schriften und Vorlesungen nicht näher mit dem Pragmatismus befasst. In seiner Vorlesung im Wintersemester 1919/20 behandelt er kursorisch Simmel, James und Henri Bergson und resümiert deren Philosophien folgendermaßen: „Motive verschiedenster Art, von verschiedenen Situationen der Betrachtung verweisen in verschiedene Horizonte; ein irgendwie aus einer allerdings verdeckten Grundquelle drängendes Suchen, Motive aufnehmend aus dem deutschen Idealismus, sie aber doch bearbeitend in einer unechten, halbklaren und oft sich verlaufenden vorschnellen Weise" (Heidegger 1993 [1919/20], 10-11). Wie Joas mitteilt, dokumentiert die unveröffentlichte Autobiographie Eduard Baumgartens „eine Fülle herablassender bis feindseliger Äußerungen Heideggers über den amerikanischen Pragmatismus" (Joas 1992a, 128), obwohl der Kryptopragmatismus seiner eigenen Philosophie bereits von zeitgenössischen amerikanischen Rezensenten bemerkt wurde (Joas 1992a, 127).[25] Als in den 1960er Jahren allmählich eine breitere Rezeption des Pragmatismus in der Bundesrepublik einsetzte – in Folge der marxistischen Vorurteile, wie sie sich bei Bloch artikulieren, blieb eine Rezeption in der DDR weitgehend aus –, war der ‚*material turn*' der deutschen Philosophie lange vergangen, das philosophische Interesse an Gegenständen des Alltags erloschen; bei Karl-Otto Apel (1975) und Jürgen Habermas (1973, 116-178) als Pionieren einer ernsthaften deutschen Rezeption beispielsweise stand die Beschäftigung mit dem Pragmatismus unter den Vorzeichen einer kommunikationstheoretischen Transformation transzendentalphilosophischer Traditionen.

Was die gegenwärtige archäologische Diskussion um die Möglichkeiten, die der ‚*material turn*' in den Sozialwissenschaften eröffnet, angeht, erscheint mir ein Rekurs auf theoretische und methodologische Motive des Pragmatismus weit geeigneter und näherliegend zu sein als Anleihen bei den Versuchen von Simmel, Bloch und Heidegger, weil der pragmatistische Fokus auf der methodisch geregelten Erschließung der Bedeutung von Objekten in alltäglichen Gebrauchskontexten liegt. Darüber hinaus könnte eine Besinnung auf pragmatistische Traditionen auch zur Klärung der Verwirrungen beitragen, die aus Theorien wie der Bruno Latours resultieren, in welchen Objekten dadurch zu ihrem Recht verholfen werden soll, dass man sie handelnden Subjekten anzuverwandeln versucht (vgl. Jung 2012 und 2015).

Literatur

Adorno 1974 [1965]

Theodor W. Adorno, Henkel, Krug und frühe Erfahrung. In: Theodor W. Adorno, Noten zur Literatur. Gesammelte Schriften 11 (Frankfurt a. M. 1974) 556-566 [zuerst in Siegfried Unseld (Hrsg.), Ernst Bloch zu ehren. Beiträge zu seinem Werk (Frankfurt a.M. 1965) 9-20].

25 Frappierend ist beispielsweise die Nähe von Deweys Bestimmung des Konkreten und Abstrakten (Dewey 1933, 220-229) zu Heideggers Umwelt- und Frageerlebnis.

Adorno 1977a [1951]
Theodor W. Adorno, Kulturkritik und Gesellschaft. In: Theodor W. Adorno, Gesammelte Schriften 10.1. Kulturkritik und Gesellschaft 1. Prismen. Ohne Leitbild (Frankfurt a.M. 1977) 11-30 [zuerst in Karl Gustav Specht (Hrsg.), Soziologische Forschung in unserer Zeit. Ein Sammelwerk = Festschrift Leopold von Wiese (Köln/Opladen 1951) 228-240].

Adorno 1977b [1941]
Theodor W. Adorno, Veblens Angriff auf die Kultur. In: Theodor W. Adorno, Gesammelte Schriften 10.1. Kulturkritik und Gesellschaft 1. Prismen. Ohne Leitbild (Frankfurt a.M. 1977) 72-96 [zuerst Veblen's Attack on Culture. Remarks Occasioned by the Theory of the Leisure Class. Studies in Philosophy and Social Science 9, 1941, 389-413.].

Apel 1975
Karl-Otto Apel, Der Denkweg von Charles S. Peirce. Eine Einführung in den amerikanischen Pragmatismus (Frankfurt a.M. 1975).

Basile 2014
Pierfrancesco Basile, Der amerikanische Pragmatismus. In: Wolfgang Röd/Pierfrancesco Basile, Die Philosophie des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts 1. Pragmatismus und analytische Philosophie. Geschichte der Philosophie 11 (München 2014) 57-181.

Baumgarten 1938
Eduard Baumgarten, Die geistigen Grundlagen des amerikanischen Gemeinwesens 2. Der Pragmatismus: R.W. Emerson, W. James, J. Dewey (Frankfurt a.M. 1938).

Becker 2000
Sabina Becker, Neue Sachlichkeit 1. Die Ästhetik der neusachlichen Literatur (1920-1933) (Köln/Weimar/Wien 2000).

Becker 2003
Ralf Becker, Sinn und Zeitlichkeit. Vergleichende Studien zum Problem der Konstitution von Sinn durch die Zeit bei Husserl, Heidegger und Bloch. Trierer Studien zur Kulturphilosophie 8 (Würzburg 2003).

Bloch 1959
Ernst Bloch, Das Prinzip Hoffnung. Gesamtausgabe 5 (Frankfurt a.M. 1959) [zuerst Berlin 1954/59].

Bloch 1964 [1923]
Ernst Bloch, Ein alter Krug. In: Ernst Bloch, Geist der Utopie. Bearbeitete Neuauflage der zweiten Fassung von 1923. Gesamtausgabe 3 (Frankfurt a.M. 1964) 13-15 [zuerst 1923].

Bloch 1969 [1958]
Ernst Bloch, Weisen des „Vielleicht" bei Simmel (zum 100. Geburtstag, 1958). In: Ernst Bloch, Philosophische Aufsätze zur objektiven Phantasie. Gesamtausgabe 10 (Frankfurt a.M. 1969) 57-60 [zuerst 1958].

Bloch 1976 [1918]
Ernst Bloch, Ein alter Krug. In: Ernst Bloch, Geist der Utopie. Faksimile der Ausgabe von 1918. Gesamtausgabe 16^3 (Frankfurt a.M. 1976) 13-15 [zuerst 1918].

Bloch 1977 [1974]
Ernst Bloch, „Die Welt bis zur Kenntlichkeit verändern“ (1974). In: Arno Münster (Hrsg.), Tagträume vom aufrechten Gang. Sechs Interviews mit Ernst Bloch (Frankfurt a.M. 1977) 20-100 [aufgezeichnet 1974].

Bloch 1985
Ernst Bloch, Briefe 1903-1975 2 (Frankfurt a.M. 1985).

Dewey 1933
John Dewey, How We Think. A Restatement of the Relation of Reflective Thinking to the Educative Process (Boston/New York 1933).

Gadamer 1960
Hans-Georg Gadamer, Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik (Tübingen 1960).

Gadamer 1986/87
Hans-Georg Gadamer, Erinnerungen an Heideggers Anfänge. Dilthey-Jahrbuch für Philosophie und Geschichte der Geisteswissenschaften 4, 1986/87, 13-26.

Gehlen 1993 [1940]
Arnold Gehlen, Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt. Gesamtausgabe 3 (Frankfurt a.M. 1993) [zuerst 1940].

Gibson 1979
James J. Gibson, The Ecological Approach to Visual Perception (Hillsdale 1979).

Grondin 2001
Jean Grondin, Von Heidegger zu Gadamer. Unterwegs zur Hermeneutik (Darmstadt 2001).

Großheim 1991
Michael Großheim, Von Georg Simmel zu Martin Heidegger. Philosophie zwischen Leben und Existenz. Abhandlungen zur Philosophie, Psychologie und Pädagogik 230 (Bonn/Berlin 1991).

Habermas 1973
Jürgen Habermas, Erkenntnis und Interesse (Frankfurt am Main 1973).

Habermas 1986
Jürgen Habermas, Simmel als Zeitdiagnostiker. Vorwort. In: Georg Simmel, Philosophische Kultur. Über das Abenteuer, die Geschlechter und die Krise der Moderne. Gesammelte Essais (Berlin 1986) 7-17.

Habermas 1999
Tilmann Habermas, Geliebte Objekte. Symbole und Instrumente der Identitätsbildung (Frankfurt a.M. 1999).

Heidegger 1977 [1927]
Martin Heidegger, Sein und Zeit. Gesamtausgabe I 2 (Frankfurt a.M. 1977) [zuerst 1927].

Heidegger 1985a [1953/54]
Martin Heidegger, Aus einem Gespräch von der Sprache. Zwischen einem Japaner und einem Fragenden. In: Martin Heidegger, Unterwegs zur Sprache. Gesamtausgabe I.12 (Frankfurt a.M. 1985) 79-146 [verfasst 1953/54].

Heidegger 1985b [1919/21]
Martin Heidegger, Anmerkungen zu Karl Jaspers „Psychologie der Weltanschauungen". In: Martin Heidegger, Wegmarken. Gesamtausgabe I.9 (Frankfurt a.M. 1985) 1-44 [verfasst 1919/21; Erstveröffentlichung in Hans Sahner (Hrsg.), Karl Jaspers in der Diskussion (München 1973) 70-100].

Heidegger 1985c [1921/22]
Martin Heidegger, Phänomenologische Interpretationen zu Aristoteles. Einführung in die phänomenologische Forschung. Frühe Freiburger Vorlesung Wintersemester 1921/22. Gesamtausgabe II.61 (Frankfurt a.M. 1985) [zuerst 1921/22].

Heidegger 1993 [1919/20]
Martin Heidegger, Grundprobleme der Phänomenologie. Frühe Freiburger Vorlesung Wintersemester 1919/20. Gesamtausgabe II.58 (Frankfurt a.M. 1993) [zuerst 1919/20].

Heidegger 1995 [1923]
Martin Heidegger, Ontologie (Hermeneutik der Faktizität). Frühe Freiburger Vorlesung Sommersemester 1923. Gesamtausgabe II.63² (Frankfurt a.M. 1995) [zuerst 1923].

Heidegger 1999 [1919]
Martin Heidegger, Zur Bestimmung der Philosophie 1. Die Idee der Philosophie und das Weltanschauungsproblem (Kriegsnotsemester 1919). 2 Phänomenologie und transzendentale Wertphilosophie (Sommersemester 1919). 3 Anhang: Über das Wesen der Universität und des akademischen Studiums (Sommersemester 1919). Gesamtausgabe II.56/57² (Frankfurt a.M. 1985) [zuerst 1919].

Heidegger 2000 [1951]
Martin Heidegger, Das Ding. In: Martin Heidegger, Vorträge und Aufsätze. Gesamtausgabe I.7 (Frankfurt a.M. 2000) 165-184 [zuerst Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Schönen Künste 1, 1951].

Horkheimer 1991 [1947]
Max Horkheimer, Zur Kritik der instrumentellen Vernunft. In: Max Horkheimer, Gesammelte Schriften 6 (Frankfurt a.M. 1991) 19-186 [zuerst Eclipse of Reason (New York 1947)].

Hösle 1984
Vittorio Hösle, Wahrheit und Geschichte. Studien zur Struktur der Philosophiegeschichte unter paradigmatischer Analyse der Entwicklung von Parmenides bis Platon. Elea 1 (Stuttgart-Bad Cannstatt 1984).

Husserl 1962 [1925]
Edmund Husserl, Der Encyclopaedia Britannica Artikel (vierte, letzte Fassung). In: Edmund Husserl, Phänomenologische Psychologie. Vorlesungen Sommersemester 1925. Husserliana. Gesammelte Werke 9 (Den Haag 1962) 277-301 [zuerst 1925].

Jacobsthal 1927
Paul Jacobsthal, Ornamente griechischer Vasen. Aufnahmen, Beschreibungen und Untersuchungen (Berlin 1927).

Jamme 1986/87
Christoph Jamme, Heideggers frühe Begründung der Hermeneutik. Dilthey-Jahrbuch für Philosophie und Geschichte der Geisteswissenschaften 4, 1986/87, 72-90.

Joas 1992a
Hans Joas, Amerikanischer Pragmatismus und deutsches Denken. Zur Geschichte eines Missverständnisses. In: Hans Joas, Pragmatismus und Gesellschaftstheorie (Frankfurt a.M. 1992) 114-145.

Joas 1992b
Hans Joas, Die unterschätzte Alternative. Amerika und die Grenzen der „Kritischen Theorie". In: Hans Joas, Pragmatismus und Gesellschaftstheorie (Frankfurt a.M. 1992) 96-113.

Jung 2003
Matthias Jung, Bemerkungen zur Interpretation materieller Kultur aus der Perspektive der objektiven Hermeneutik. In: Ulrich Veit/Tobias L. Kienlin/Christoph Kümmel/Sascha Schmidt (Hrsg.), Spuren und Botschaften: Interpretationen materieller Kultur. Tübinger Archäologische Taschenbücher 4 (Münster/New York/München 2003) 89-106.

Jung 2012
Matthias Jung, „Objektbiographie" oder „Verwirklichung objektiver Möglichkeiten"? Zur Nutzung und Umnutzung eines Steinbeiles aus der Côte d'Ivoire. In: Heike Lasch/Britta Ramminger (Hrsg.), Hunde – Menschen – Artefakte. Gedenkschrift für Gretel Gallay. Internationale Archäologie Studia honoraria 32 (Rahden/Westf. 2012) 375-383.

Jung 2013
Matthias Jung, Das „Joch der Methode". Adornos Selbstverständnis als Sozialforscher und sein Beitrag zum Paradigma qualitativer Forschung. Zwei Briefe aus den Anfangstagen des „Princeton Radio Research Project". Forum Qualitative Sozialforschung/Forum Qualitative Social Research 14/3, 2013, Art. 9.

Jung 2015
Matthias Jung, Das Konzept der Objektbiographie im Lichte einer Hermeneutik materieller Kultur. In: Dietrich Boschung/Patric Alexander Kreuz/Tobias Kienlin (Hrsg.), Biography of Objects. Aspekte eines kulturhistorischen Konzepts. Reihe Morphomata 31 (Paderborn 2015) 35 -65.

von Kempski 1952
Jürgen von Kempski, Charles S. Peirce und der Pragmatismus (Stuttgart/Köln 1952).

Meier 2012
Jakob Meier, Synthetisches Zeug. Technikphilosophie nach Martin Heidegger. Neue Studien zur Philosophie 27 (Göttingen 2012).

Münster 1982
Arno Münster, Utopie, Messianismus und Apokalypse im Frühwerk von Ernst Bloch (Frankfurt a.M. 1982).

Oehler 1995 [1977]
Klaus Oehler, Der Pragmatismus des William James. In: Klaus Oehler, Sachen und Zeichen. Zur Philosophie des Pragmatismus (Frankfurt a.M. 1995) 34-57 [zuerst in Klaus Oehler (Hrsg.), William James: Der Pragmatismus. Ein Neuer Name für alte Denkmethoden (Hamburg 1977) IX-XXXVI].

Oevermann 1972
Ulrich Oevermann, Sprache und soziale Herkunft. Ein Beitrag zur Analyse schichtenspezifischer Sozialisationsprozesse und ihrer Bedeutung für den Schulerfolg (Frankfurt a.M. 1972).

Oevermann 2001
Ulrich Oevermann, Das Verstehen des Fremden als Scheideweg hermeneutischer Methoden in den Erfahrungswissenschaften. Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung 2, 2001, 67-92.

Peirce 1965 [1878]
Charles S. Peirce, How to Make our Ideas Clear. In: Charles S. Peirce, Collected Papers 53. Pragmatism and Pragmaticism (Cambridge MA 1965) 248-271 [zuerst Popular Science Monthly 12, 1878, 286-302].

Scheler 1960 [1925]
Max Scheler, Erkenntnis und Arbeit. Eine Studie über Wert und Grenzen des pragmatischen Motivs in der Erkenntnis der Welt. In: Max Scheler, Die Wissensformen und die Gesellschaft. Gesammelte Werke 8^2 (Bern 1960) [zuerst 1925].

Simmel 1989 [1907]
Georg Simmel, Philosophie des Geldes. Gesamtausgabe 6 (Frankfurt a.M. 1989) [zuerst 1907].

Simmel 1992 [1895]
Georg Simmel, Ueber eine Beziehung der Selectionslehre zur Erkenntnistheorie. In: Georg Simmel, Gesamtausgabe 5. Aufsätze und Abhandlungen 1894 bis 1900 (Frankfurt a.M. 1992) 62-74 [zuerst in Archiv für systematische Philosophie 1, 1895, 34-45.].

Simmel 1995 [1903]
Georg Simmel, Die Großstädte und das Geistesleben. In: Georg Simmel, Gesamtausgabe 7. Aufsätze und Abhandlungen 1901 bis 1908 (Frankfurt a.M. 1995) 116-131 [zuerst Th. Petermann (Hrsg.), Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung. Jahrbuch der Gehe-Stiftung zu Dresden 9, 1903, 185-206].

Simmel 1996 [1927]
Georg Simmel, Der Henkel. In: Georg Simmel, Gesamtausgabe 14. Hauptprobleme der Philosophie. Philosophische Kultur (Frankfurt a.M. 1996) 278-286 [zuerst 1918^6].

Simmel 1999 [1918]
Georg Simmel, Der Konflikt der Kultur – ein Vortrag. In: Georg Simmel, Gesamtausgabe 16 (Frankfurt a.M. 1999) 181-207 [zuerst Der Konflikt der modernen Kultur. Ein Vortrag (München/Leipzig 1918)].

Solte-Gresser 2006
Christiane Solte-Gresser, Krug und Henkel, Topf und Teller. Über das Lesen und Handhaben von Alltagsgegenständen in Kulturphilosophie und Literatur. In: Heinz-Peter Preußer/Matthias Wilde (Hrsg.), Kulturphilosophen als Leser. Porträts literarischer Lektüren = Festschrift Wolfgang Emmerich (Göttingen 2006) 105-119.

Thomas 1996
Julian Thomas, Time, Culture and Identity. An Interpretative Archaeology (London/New York 1996).

Unseld 1965
Siegfried Unseld (Hrsg.), Ernst Bloch zu Ehren. Beiträge zu seinem Werk (Frankfurt a.M. 1965).

Vidal 2003
Francesca Vidal, Der Bartmannkrug. Die Pfalz. Zeitschrift für Politik, Kultur und Wirtschaft 54/1, 5.

de Zilva/Jung in Vorb.
Sayuri de Zilva/Matthias Jung, Innovations that failed to materialize: The Example of Early and Middle Neolithic Copper Metallurgy. In: Reinhard Bernbeck/Stefan Burmeister (Hrsg.), The Dialectics of Ancient Innovations (in Vorb.).

Über den Autor:

Matthias Jung, Dr. phil., Studium der Linguistik, Philosophie, Soziologie und Vor- und Frühgeschichte, Privatdozent am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Forschungsinteressen und -schwerpunkte: Biographieanalyse, Arbeitsmarktforschung, Familiensoziologie, Religionssoziologie, Mediensoziologie, Sozialstrukturen traditionaler Gesellschaften, Hermeneutik materieller Kultur sowie soziologische Theorie.

PD Dr. phil. Matthias Jung
Institut für Soziologie
Fachbereich Gesellschaftswissenschaften
Goethe-Universität
Campus Westend PEG-Gebäude
Theodor-W.-Adorno-Platz 6
D-60629 Frankfurt am Main
ma.jung@em.uni-frankfurt.de

Dingeleien

(Zu) kurze Anmerkungen zu phänomenologischen Ding-Theorien

Thomas Meier[1]

At first glance, the material turn and phenomenology (understood as a prediscursive ontology of things) seem to be a new, actualistic turn in the humanities. But on closer examination they reveal themselves to be very reactionary in matters of epistemology as well as power structures. Covered with fashionable theoretical paint and considerable ignorance, they serve positivistic convictions of the 19th century and thus block out a broad, theoretically informed reflection based on our epistemological possibilities.

Schlüsselbegriffe: Phänomenologie; Dinge; Materialität; Macht

Keywords: phenomenology; things; materiality; power

Der *material turn* und mit ihm die Phänomenologie (im Sinn eines Glaubens an die prädiskursive Ontologie der Dinge) scheint auf den ersten Blick eine neue, aktualistische Wende der Kulturwissenschaften zu begründen, entlarvt sich bei näherer Betrachtung aber als äußerst rückwärtsgewandt – und zwar sowohl in erkenntnistheoretischer wie in machtstruktureller Hinsicht. Sie bedient mit modisch-theoretischem Anstrich und erheblicher epistemologischer Ignoranz die positivistische Überzeugung des 19. Jahrhunderts und blockiert damit eine breite, theoretisch informierte Auseinandersetzung mit den Grundlagen unserer wissenschaftlichen Erkenntnismöglichkeiten.

1 Dieser Beitrag ist entstanden unter Förderung der DFG im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 933 „Materiale Textkulturen", Teilprojekt A 03, und des Clusters „*Asia and Europe in a global context*" Minicluster 14 „*Materialising Memories*". Er ist zugleich durch das DFG-geförderte interdisziplinäre Netzwerk „Neue alte Sachlichkeit - Realienkunde des Mittelalters in kulturhistorischer Perspektive" inspiriert (vgl. Keupp/Schmitz-Esser 2015).
Für kritische Anmerkungen, Widerspruch und Nachfragen zu einem ersten Entwurf dieses Beitrags danke ich meinen Mitherausgeb* dieses Bands sowie Jan Keupp, Münster, ganz herzlich. Ich habe mich zwar nicht immer ihrer Meinung angeschlossen, doch erst diese Auseinandersetzung mit Einwänden und Ergänzungen hat mir ganz wesentlich geholfen, den Text weiterzuentwickeln.

Eine Tasse Kaffee zwischen Text und Ding[2]

Wissenschaft findet in Teeküchen und Kaffeepausen statt. Nicht nur wegen der „sozialen Effekte", sondern weil dort die Atmosphäre entspannter ist als in der hochritualisierten Diskussion nach einem Fachvortrag, die oft mehr der Aufführung und Sicherung sozialer Positionen als der wissenschaftlichen Erkenntnis dient. So entspannt kann es in Kaffeepausen zugehen, dass man gegenüber dem Kolleg*[3] sogar verrät, wieso man diese oder jene wissenschaftliche Position vertritt. So geschehen zu Berlin vor dem TOPOI-Haus am 23. Mai 2013, als ich das Vergnügen einer längeren, koffeinentspannten Diskussion mit Hans Peter Hahn hatte. Und endlich verstand ich den Impetus hinter seiner langen und intensiven Beschäftigung mit materieller Kultur in der Ethnologie (vgl. zusammenfassend Hahn 2005; Hahn *et al.* 2014), die inzwischen auch die Diskussion in der deutschen Archäologie stark beeinflusst: Eher beiläufig erwähnte er, dass sich sein Ansatz, die Dinge derart stark zu machen, gegen den *linguistic turn* wende, der in der Ethnologie wie in manch anderen Fächern zu der weit verbreiteten Auffassung geführt habe, es gäbe keine Kultur außerhalb des Texts. Konkret verwies Hahn auf die (jüngere) Frankfurter Schule und Jürgen Habermas (1981), den er selbst noch als Student gehört habe; die damit verbundene, auf die Spätschriften Ludwig Wittgensteins (1953) aufbauende sprachliche Konstruktion der Welt, die keine Realität jenseits der Sprache kenne, habe in Michel Foucaults Diskurs-Theorie (Foucault 1972) ihren Höhepunkt erreicht und sei *common sense* der heutigen deutschsprachigen Philosophie. Hiergegen ginge es ihm, Hans Peter Hahn, darum zu zeigen, dass die Welt nicht nur durch Sprache darstellbar sei, sondern auch ganz wesentlich eine materielle Seite habe, kurz: auf eine außersprachliche Welt aufmerksam zu machen (vgl. auch Olsen 2003, bes. 94). Auch wenn es in unserem Kaffeeplausch nicht zur Sprache kam, vermute ich nun mit einigen Monaten Abstand, dass in Hahns Position zudem die aus der ähnlich gelagerten anglophonen Theoriediskussion hervorgegangene *Writing-Culture*-Debatte nachweht; sie geht – grob und für Ethnolog* vermutlich unsachlich verkürzt – davon aus, dass anthropologische Wahrheiten nur dadurch und insoweit existierten, als sie vom Ethnolog* vertextlicht werden (grundlegend Clifford/Marcus 1986): *Quod non est in actis, non est in mundo*, wie sich schon die Juristen der Renaissance ihre Welt zurechtlegten (vgl. Wetzstein 2008, 5 Anm. 11).

Die Kritische Theorie der Frankfurter Schule erreichte zusammen mit der *Writing-Culture*-Debatte mit erheblicher Verzögerung zumindest einen kleinen Kreis von Archäolog*.[4] Allerdings kaum aus der Ethnologie, sondern vor allem vermittelt durch den Eklat, den Hayden White (1973; 1987; vgl. Burke 1997) unter dem Einfluss

---

2 In diesem Beitrag verwende ich den Begriff „Ding" als allgemeinen Begriff für eine materielle Entität gleich welcher Entstehung, Provenienz, Aneignung, Funktion oder Bedeutung.

3 Da das generische Maskulinum politisch inkorrekt geworden ist, das dominante Femin-I_num in den verschiedenen Ausformungen aber nur seine (ihre?) Revanche bietet, die Nennung der weiblichen und männlichen Form als diskriminierend gegenüber Trans-, A- und Anders-als-konventionell-Gegenderten kritisiert wird, verwende ich hier die sprachlich etwas ungetüme, zumindest aber gewöhnungsbedürftige und alle gleichermaßen entgendernde neutrale *-Form. Ob das besonders sinnvoll oder auch nur gender-gerecht ist, wäre ein anderes Essay …

4 Shanks/Tilley 1992, 16-22; Shanks 1995; 2012; Pluciennik 1999; 2010; für die deutsche Archäologie vgl. etwa Heft 51, 2010 der Ethnographisch-Archäologischen Zeitschrift.

Paul Ricœurs (bes. 1983/85; vgl. auch Tengelyi 2010) produzierte,[5] als er den Historik* an Hand einiger namhafter Größen ihres Faches aus dem 19. Jahrhundert vorführte, wie ihre Darstellungen der Geschichte narratologischen Regeln folgten und mitnichten objektive Berichte der Vergangenheit seien, „wie sie wirklich gewesen" (Ranke 1824, 1, VI): Durch ein geschicktes chronologisches *emplotment* entstünden erst Form und Kohärenz der Erzählungen, die zeitgenössischen Meta-Geschichten folgten und letztlich auf politischen Grundüberzeugungen fußten.[6] Die Empörung über diese Analyse schlug hohe Wellen und lieferte – neben einiger Kritik im Detail – nicht allzu viele substantielle Gegenargumente: Sicherlich hat White zu Gunsten einer klaren Typologie der Narrative (zu) grob vereinfacht, Nuancen und Zwischentöne ausgeblendet und andere mögliche Typen ignoriert (Burke 1997, 80-82; Stückrath 1997; Eckel 2007, 215); seine Schema wirkt heute wie alle Arbeiten aus der Blütezeit des Strukturalismus viel zu starr und einfach, um eine historische Wirklichkeit angemessen zu erfassen. Anders sieht es mit der Kritik aus, White habe vom *emplotment* vorschnell auf die Fiktionalität der Erzählung geschlossen (vgl. Eckel 2007, 210-211), denn die Verwendung einer Technik aus der fiktionalen Literatur bedeute nicht automatisch, dass auch der erzählte Inhalt fiktional sei (Nünning 1999; dazu auch grundsätzlich Kablitz 2006). Grundsätzlich trifft es zu, dass die akademische Literatur Erzählkonventionen gehorcht, die von jenen der fiktionalen Literatur abweichen (Nünning 1999, bes. 364-368), insofern sie stets dem wissenschaftlichen Anspruch der Überprüfbarkeit gehorchen muss (de Certeau 1975; Jaeger 2009, 111; vgl. Veit 2010, 16). Doch beruht diese Kritik auf einer verbreiteten, aber fehlgeleiteten Rezeption Whites (vgl. dazu auch die Debatte zwischen Ricœur und White: Tengelyi 2010), denn auch White stellt diese Unterschiede in Rechnung und weist verschiedentlich – wenn auch zugegebener Maßen randlich – auf dieses wissenschaftsinterne Regelwerk hin (vgl. Burke 1997, 84-85; Young 1997; Kohlhammer 1998, 900).[7]

Zum eigentlichen Kern des Problems scheint mir vielmehr zu führen, dass Whites Arbeiten überhaupt derart als Affront empfunden wurden: Wenn die Grenzen zwischen fiktionaler Literatur und den Texten der Historik* und Archäolog* nur mehr von der Sättigung mit Belegen und den Regeln wissenschaftlicher Argumentation bestimmt werden, wenn historisches und historiographisches Erzählen aneinander rücken, dann steht der selbstverständliche Anspruch in Frage, durch harte Forschung am Ende ein Rankesches „Wie-es-wirklich-gewesen" offenbaren zu können. Nicht umsonst gehört Leopold Ranke zum Kreis der von White (1973, Kap. 4) untersuchten und in ihrem Objektivitätsanspruch dekonstruierten Autoren … Der *casus knacksus* ist dabei aber gar nicht die

5 So erlebte ich vor wenigen Jahren auf einer Nachwuchstagung, wie sich eine junge Kollegin nach einem brillianten geschichts(de-)konstruktivistischen Vortrag von einem älteren Kollegen den mit vibrierender Stimme vorgetragenen Kommentar einfing, sie rücke ja geradezu in die Nähe der Thesen Whites – gefolgt von der ängstlichen Gretchenfrage, wie sie es denn damit halte …

6 Z.B. Stone 1979 und Carrard 1992 [*Nouvelle histoire*]; Nolte 2002 [deutsche Geschichtsschreibung im 20. Jh.]; vgl. Last 1995, 145-148; Pluciennik 1999, 654; Jaeger 2009, 118-119.

7 Insofern gehen auch die Polemiken Ernst Flaigs (2010, bes. 81-84) gegen White (und Hans-Jürgen Goertz) weitgehend ins Leere. Auf dem gleichen Fehlverständnis fußt die pejorative Qualifikation historiographischen Erzählens als ein Erzählen mit geringer Komplexität, da sie sich mit Ereignissen, Argumenten und Fakten und nicht mit Erfahrungshaftigkeit befasse (vgl. Jaeger 2009, 119-120).

Formalität der Fußnote, sondern die Frage der Referenz: Während ein fiktionaler Text keine Referenz, keinen Wirklichkeitsbezug außerhalb des eigenen Texts besitzt, muss eine historische Disziplin immer postulieren, dass sich ihre Erzählungen auf ‚Fakten' – Ereignisse, Prozesse, Personen, Dinge oder anderes – einer gewesenen Wirklichkeit beziehen, dass diese Wirklichkeit unabhängig von der Frage ihrer Erkennbarkeit jedenfalls auch außerhalb des historiographischen Textes existiert(e) und Ziel der Erkenntnis sei (Doležel 1999, bes. 262; Jaeger 2009, 110; Saupe 2009, 28-29). White und noch weniger Ricœur (1983/85, 3 u. 279; 2000, 328) haben dieses Credo der historischen Disziplinen grundsätzlich in Abrede gestellt (Kohlhammer 1998, 899-901; Jaeger 2009, 117-118; Tengelyi 2010). Insofern sind die Historik* und Archäolog* verglichen mit anderen Fächern noch einigermaßen glimpflich davongekommen, denn im Gegensatz zur *Writing-Culture*-Debatte, welche zumindest in ihren radikalen Ausformungen die autonome Existenz materieller Kulturen grundsätzlich in Frage stellt, haben White und seine *followers* die Ontologie einer Vergangenheit gerade nicht vollkommen angezweifelt (aber Baumgartner 1972; vgl. Eckel 2007, 206-207) – oder die Frage danach erst gar nicht gestellt. Und ebenso wenig stellen die (wenigen) narratologischen Analysen archäologischen Erzählens die Existenz materieller Dinge grundsätzlich in Frage. So verständlich aus philosophischer, soziologischer oder ethnologischer Sicht das Bedürfnis ist, jenseits einer Welt der Sprache auch die Dinge der Welt wieder stark zu machen, so verblüfft das Archäolog* doch die Vehemenz, mit der diese Dinge eingefordert werden: In der Archäologie – dies mag man bedauern oder nicht – stand das Reale der materiellen Dinge nie ernsthaft zur Debatte (Samida/Eggert 2013, 340), die Frage war und ist lediglich, wie die sozialen Realitäten dieser Dinge zu denken und vor allem zu verstehen sind (vgl. etwa Hinz 2009, 29-30).

Die Dinge der Archäolog*

Auch wenn es die Archäologie bis jetzt kaum vermochte, eigene Theorien hervorzubringen – auch keine Theorie der materiellen Kultur, obgleich diese doch ihr zentraler Gegenstand ist (vgl. Samida/Eggert 2013, 340) – sondern sich wie nahezu jede andere Disziplin ihre Theorien eklektizistisch zusammenklaut, bedeutet deren Akkulturation an die spezifischen Bedingungen archäologischer Quellen eine wesentliche Transformationsleistung (vgl. Lesure 2005: 239-240; Bintliff/Pearce 2011, 4-5) – auch wenn diese nicht immer sonderlich fundiert und reflektiert verläuft, wie etwa Yengoyan (1985, 330-331) über die frühen Schriften Ian Hodders bemerkt: „*What we have is a ‚theory' which is an amalgamation of nearly all the major issues and problems in social theory, and yet there is no theory, or the theory is so general and vague that it is almost meaningless*". Die Theorie der Praxis in den Schriften Pierre Bourdieus, dem die französische Gesellschaft seiner Zeit zur unmittelbaren Beobachtung zugänglich war, ist eben nicht die gleiche wie die Bourdieusche Theorie in der Hand der Archäolog*, deren Akteur* seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden tot und von uns durch kulturelle Galaxien getrennt sind. Die archäologisch-anwendungsorientierte Transformation bedeutet daher häufig eine notwendige Vereinfachung, um eine Theorie überhaupt nutzbar zu machen, doch angesichts verschiedentlicher Anwürfe von Vertret* anderer, in

der Regel empirisch günstiger aufgestellter Fächer, dass solch eine Simplifizierung oder Vulgarisierung der jeweiligen Theorie unangemessen sei, sollten wir ein wenig selbstbewusster auftreten, dass es uns überhaupt gelingt, Theorien, die für Gegenwartsgesellschaften entwickelt wurden, auf vergangene Kulturen und mit einigem Erkenntnisgewinn anzuwenden. Dies gilt insbesondere für Ding-Theorien, die derzeit in allen möglichen Wissenschaften sprießen wie die Frühlingsblumen: Nebst der Ding-Expertise von wenigstens eineinhalb Jahrhunderten, welche die Archäolog* wie kein anderes Fach besitzen, haben wir es eben ganz allein mit den Dingen zu tun, aus denen es Geschichte zu machen gilt[8]. Bei weitem nicht alle Theorien, die mit einem ‚Übersetzungs'-Anspruch von materieller in lebende Kultur angetreten sind, haben diesen Härtetest bestanden.

Hans Peter Hahn hat, einem Vorschlag Nils Arvid Bringéus' (1986, bes. 163-173) folgend, die wissenschaftlichen Herangehensweisen an materielle Kultur in drei Gruppen gegliedert, die er als Wahrnehmungs-, Bedeutungs- und Handlungsperspektive bezeichnet (Hahn 2005, bes. 15-17; für das Folgende vgl. auch Meier/Zotter 2013, 136-137).

Die Wahrnehmungs- (besser vielleicht Erfahrungs-) oder phänomenologische Perspektive nimmt an, der Mensch trete zunächst den Dingen in ihrer schieren Existenz und realen Erscheinung (*phainomena*) naiv entgegen. Den Dingen gingen keine Ideen und Gedanken voraus, sie seien ontologisch. Erst im Gegenübertreten zeigten sich dem Menschen die Dinge als widerständig (z.B. Soentgen 2014, 226), würden eben zu Gegen-Ständen bzw. würfen sich ihm als Objekte entgegen. In dieser Interaktion werde sich der Mensch sowohl seiner selbst wie der Gegenstände bewusst und umgebe sie mit kulturellen Bedeutungen, welche die Dinge erst konstituierten und handhabbar machten. Diskutabel ist in dieser Perspektive, ob die Dinge zusätzlich zu ihrem schieren Sein einen prädiskursiven, also von jeder menschlichen Wahrnehmung und Kommunikation unabhängigen, vor- oder besser außer-kulturellen Wesenskern besitzen. Fallweise könnte er sich durch die dem Geist zugängliche kulturelle Erscheinung der Dinge hindurch mittels Intuition oder ‚unmittelbare Erfahrung' offenbaren, so es dem Beobacht* gelinge, sich selber vollkommen von allen Vorannahmen und Theorien zurückzunehmen (*epoché*) (Husserl 1913). Da sich dieser Wunsch nach *epoché* schnell als fromm herausstellte, und die Intuition mit der wissenschaftlich geforderten intersubjektiven Nachprüfbarkeit kollidiert, nähern sich jüngere Ansätze in der Nachfolge Maurice Merleau-Pontys (1945) dem vermuteten Wesenskern

8 Zumindest in der Urgeschichte, und wenn wir uns in Zeiten der Historischen Archäologie (*sensu* Andrén 1997) vom Zwang freimachen, nur unter Zuhilfenahme von Schriftquellen interpretieren zu dürfen.
Entgegen Manfred Eggerts vielfach publizierter Überzeugung (zuletzt Samida/Eggert 2013, 340-342) halte ich es für kein grundsätzliches Manko der Archäologie, für die meisten ihrer Epochen über keine zeitgenössische parallele Schriftüberlieferung zu verfügen, sondern auf analogisches Deuten angewiesen zu sein. Erstens überschätzt Eggert meines Erachtens ganz erheblich den Zeugniswert von Schriftquellen, die zumeist jedenfalls nicht das halten, was sie auf den ersten Blick versprechen, sondern mehr verführen als aufklären. Zweitens ist alles Deuten, auch das der Historik* und Ethnolog*, immer analogisch, nur vielleicht weniger explizit als in der Archäologie. Und drittens schließlich scheint mir das Fehlen von Schriftquellen auch ein großer Vorteil, da es den Blick auf die Sachquellen nicht von vornherein vernebelt, sondern insbesondere die Archäologie dazu prädestiniert, eine allgemeine Theorie der materiellen Kultur zu entwerfen.

der Dinge durch multisensorische Erfahrung (z.B. Tilley 1994; 2006; 2008). Allerdings wäre ein prädiskursives Sein der Dinge grundsätzlich auch ohne einen damit verbundenen ebenso prädiskursiven Wesenskern denkbar bzw. könnte das Wesen der Dinge allein in ihrem jeweiligen Sein bestehen (so ähnlich Heidegger in späteren Aufsätzen 1950, 16; 1951). Es ist dieses Verständnis von den Dingen als ontologische Entitäten – unabhängig von der Frage nach Wesenskernen – das ich als phänomenologisch bezeichne, und mit dem ich mich im Folgenden vor allem auseinandersetzen werde. Denn mir scheint, dass es gerade dieses Ding-Verständnis ist, das sich derzeit weitgehend unkritisch und mit geringer Reflexion seines ideologischen Ballasts in den Kulturwissenschaften ausbreitet, so dass es dringend Not tut, dieses Konzept zu hinterfragen.

Ich weiß, ich mache mich damit des Vorwurfs schuldig, nichts Besseres anzubieten, doch was wollen Sie, mein Les*, von einem bekennend post-modernen und radikal konstruktivistischen Autor erwarten? Meine Absicht ist es nicht, ein anderes ‚richtiges' Ding-Verständnis zu propagieren, wie manche, von pastoraler Wahrheit beseelte Neo-Realist* es derzeit wieder predigen, sondern durch kulturelle Relativierung den Gestus der Selbstverständlichkeit oder Natürlichkeit zu dekonstruieren, mit dem diese Predig* ihre Weltsicht häufig vortragen, und Freiraum für Alternativen, für multi-perspektive Ding-Welten zu schaffen.[9]

Weitgehend außen vor bleibt bei dieser Befragung des phänomenologischen Ding-Verständnisses eine aktuelle Tendenz, im Rahmen des Phänomenologie-Begriffs den multi-sensorischen Anspruch, mehr als nur den Sehsinn im Kontakt mit der Welt und den Dingen zu berücksichtigen (Aisthetik), in den Vordergrund zu rücken. Fallweise wird so die Ontologie der Dinge als Bedeutungskern von ‚Phänomenologie' durch die multi-sensorische Herangehensweise abgelöst (z.B. Ingold 2000a; Tilley 2004). Zu dieser Perspektive, die sich nicht zuletzt auch gegen die Dominanz des Sehsinns über alle anderen Sinne seit der Aufklärung wendet (Jütte 2000; Hamilakis 2011, 210), sei wenigstens für ihre radikalen Formen die anmerkende Frage eingeworfen,[10] ob es denn wirklich geschickt ist, den Geist gegenüber den Sinnen als Erkenntnismedium derart ins Hintertreffen zu setzen, ob hier mit einer anti-idealistischen nicht auch eine anti-intellektuelle Position verknüpft wird, die nicht nur das akademische Projekt der Aufklärung als Ganzes gefährdet, sondern spezifisch menschliche, eben geistbegabte Kategorien der Welterfahrung opfert, um die es uns vielleicht noch einmal leid tun könnte.

Außen vor bleiben in diesem Beitrag aber auch die Bedeutungs- und die Handlungsperspektive auf Dinge, die gleichwohl hier kurz skizziert seien, um deutlich zu machen, dass die materielle Seite der Kultur gegenüber ihrer

9 Ich teile daher auch nicht die Auffassung eines meiner Kolleg*, das meint, erst wenn ich meine eigene Standortfrage beantwortet hätte, könnte ich glaubwürdig in die Diskussion einsteigen. Meines Dafürhaltens ist ein „So geht es nicht!" auch schon ein ganz wesentlicher Beitrag zur Wissenschaft, denn dieser Einwurf kann helfen, Fehler zu vermeiden – zumal wenn, wie in diesem Fall, der Fehler oftmals als geradezu alternativlos dargestellt wird.

10 Ein weiteres fundamentales theoretisches Problem dieses Ansatzes sind der Körper und seine Sinne als Wahrnehmungsmedien, die keine anthropologischen Konstanten, sondern Produkte sozialer Bezüge und kultureller Zuschreibungen sind (z.B. Sarasin 1999a; Hamilakis *et al.* 2002; Brück 2005, 55; Howes 2005, bes. 3-4; Hsu 2008, 437; van Ede 2009, 62-65; Hamilakis 2011: 208-209; eine detaillierte Zusammenfassung bietet Wolputte 2004). Von hier aus lässt sich kaum interkulturell argumentieren.

rein sprachlichen Konstruktion Ernst zu nehmen, keineswegs zwingend in ein phänomenologisches Ding-Verständnis führen muss. Die Vielfalt möglicher Alternativen zu einem Sprachkonstruktivismus *à la* Wittgenstein und Habermas ist weitaus größer, als eine ontologische Neo-Phänomenologie. So setzt sich beispielsweise der radikale Konstruktivismus wie Ernst von Glasersfeld (1985) ihn vertritt, mit der Welt, in der wir zu leben meinen, als Ganzes und nicht nur in ihrer versprachlichten Form auseinander. Weitere konstruktivistische Richtungen jenseits der Sprache wären anzuschließen, doch mag der knappe Hinweis genügen, dass die Ablehnung eines sprachlichen Konstruktivismus der jüngeren Frankfurter Schule oder der *Writing-Culture*-Debatte nicht den Konstruktivismus als Ganzes verwerfen muss, sondern auch Bedeutungen von und/oder Handlungen mit und an Dinge sich konstruktivistisch denken lassen, ohne in eine Ontologie verfallen zu müssen. Nimmt man stattdessen – von mir aus auch neo-platonisch – die Vorgängigkeit der Gedanken vor den Dingen an, so folgt auch keineswegs, dass „Materielle Dinge […] demnach äußerlich oder banal" und „lediglich die Fragen nach den geistigen Prinzipien, die hinter den Objekten stehen, […] eine Untersuchung wert" wären (so Hahn 2005, 10-11). Gerade die Modi der Materialisierung von Gedanken in den Objekten und die Rückwirkung dieser „materialisierten Kultur" (Johansen 1992) auf die Gedanken sind spannende und alles andere als banale Forschungsfelder.

Wenden wir uns zunächst der Bedeutungsperspektive zu. Sie geht archetypisch davon aus, dass Dinge allein im Netz ihres jeweiligen kulturellen Kontexts Bedeutungen und damit eine (sozial relevante) Existenz erlangten; ob und inwieweit sie über eine außer-kulturelle Existenz verfügten, entziehe sich der Erkenntnismöglichkeit und sei ohne oder bestenfalls von metaphysischem Belang. Die Bedeutungen der Dinge ließen sich daher nur im jeweiligen kulturellen Kontext (re-)konstruieren. Eingebettet ist dieser Ansatz in ein allgemeines Verständnis von Kultur als kollektivem Sinn- und Bedeutungssystem.[11] In der Praxis der Bedeutungsrekonstruktion haben sich v.a. zwei Wege als fruchtbar erwiesen, die nahelegen, dass sich auch hinter der sogenannten Bedeutungsperspektive zwei, wenn auch verwandte Sichtweisen verstecken:

Zunächst, ebenfalls in der Nachfolge Paul Ricœurs (1969; 1971; 1976), die Vorstellung, materielle Kultur bilde ein Zeichensystem vor allem symbolischer Bedeutungen. Ein Element dieses Symbolsystems sei nur kontextuell in seiner Einbettung und Vernetzung in die jeweilige Struktur aus kulturellen Konventionen zu verstehen.[12] Diese Auffassung liegt insbesondere strukturalistischen Ansätzen zu Grunde; in ihrer klassischen Form gingen sie von einer strikt binären Struktur allen menschlichen Denkens aus, die es erfolgreich erlaube, umfassende dualistische Systeme und ein zu Grunde liegendes Weltbild zu rekonstruieren.[13] Auch nachdem

11 Z.B. Turner 1967; Bourdieu 1972; Douglas 1973; Sahlins 1976. – Für die Archäologie vgl. Hodder 1982; Hinz 2009, 31-36.

12 Vgl. Hodder/Hutson 2003, 45-47; Preucel 2006, 101-120; Samida/Eggert 2013, 340-341 und Abb. 1; Kienlin/Widura 2014.

13 Z.B. Lévi-Strauss 1958; 1962; zusammenfassend Scholte 1973; Tilley 1990. – Für die Archäologie z.B. Leroi-Gourhan 1964a; vgl. die knappe Bibliographie bis zur Jahrtausendwende bei Hodder/Hutson 2003, 45-47.

die Grundannahme einer strikt binären menschlichen Denkstruktur als zu starrer Schematismus verworfen worden war (Bernbeck 1997, 276-277), blieb die Vorstellung kultureller Symbolsysteme *en vogue* – nun aber ihres methodischen Apparats beraubt, denn wie sollten sich diese Symbolsysteme je rekonstruieren lassen, wenn sie x-dimensional in unbekannter, obendrein vielleicht gar noch flexibler Struktur existierten? Zudem fasste die jüngere Forschung den Begriff des Kontexts enger, so dass nun beispielsweise André Leroi-Gourhans Ansatz, Symbole über sehr unterschiedliche Artefaktklassen hinweg zu vergleichen, als Dekontextualisierung und zwanghafte Strukturalisierung erschien (Leone 1982, 743-744). Jüngere Kritiken, die bereits zur Handlungsperspektive überleiten, warfen dem strukturalistischen Ansatz vor, durch die viel zu starke Generalisierung Individualität und *agency* keinen Platz mehr zu lassen (Hodder/Hutson 2003, bes. 61-62; eine Zusammenfassung bei Bernbeck 1997, 276-278).

Eine recht frühe Kohabitation von phänomenologischer und Zeichenperspektive ist das Konzept indexikalischer Zeichen, das nun, nach fast einem Jahrhundert, neu(?) entdeckt und im Zug des phänomenologischen *revival* verschiedentlich auch in der Archäologie getestet wird.[14] Charles Sanders Peirce (z.B. 1983, 64-67), später von Michael Silverstein (1976) ausgearbeitet, unterscheidet verschiedene „zeichenkonstitutive Beschaffenheiten", unter denen die indexikalische eine existentielle Beziehung zwischen dem Zeichen und dem Bezeichneten aufweist. So verweise beispielsweise der entsprechend geformte Hufabdruck unzweifelhaft auf ein Pferd, das an dieser Stelle vorbeigekommen sei (vgl. Jetzkowitz 2010, 149). Für die Archäologie hätte diese indexikalische Beziehung den Vorteil, zumindest für einige Zeichen eine Brücke in die Kulturen des fremden Lands ‚Vergangenheit' zu schlagen, deren semiotische Codes wir nicht kennen. Doch indexikalische Bezüge können bestenfalls eine sehr allgemeine Interpretationsgrundlage bilden, da sie in der Regel nicht *a priori* bestimmt werden können, sondern oft mehrere Bezüge eines Zeichens möglich sind. Zu interkulturellen Brücken taugen sie schon deshalb nicht, weil „*ideology construes indexicality by constituting its metapragmatics*" (Silverstein 1998, 128), d.h. welchen indexikalischen Bezug ein Akteur herstellt, hängt ganz wesentlich von seinem jeweiligen Weltmodell, seiner Ideologie ab (*cf.* Preucel 2006, 79). So verweist ein entsprechender Hufabdruck in unserer Kultur eindeutig auf ein Pferd, das des Weges kam, doch in anderen kulturellen Kontexten wäre auch an achtbeinige Götterpferde (Sleipnir) oder an fliegende Pferde zu denken, die nur gelegentlich den Boden berühren (Pegasos) – von Tier- oder Tier-Mensch-Hybriden mit pferdeartigen Hufen ganz zu schweigen (z.B. Kentaur). Dementsprechend arbeitet Umberto Eco (1968, 199; vgl. Kienlin/Widura 2014, 33) heraus, dass alle Zeichen, auch die sogenannten indexikalischen, auf Konventionen beruhten – und entzieht damit dieser vermeintlich festen Brücke in die Vergangenheit ebenfalls das Fundament.

Die zweite wesentliche Variante der Bedeutungsperspektive geht zwar gleichfalls von der Annahme aus, Kultur sei insgesamt ein Zeichensystem, und es gelte, deren Bedeutungen zu entschlüsseln, doch verengt dieser Ansatz das Zeichensystem substantiell auf die Annahme, materielle Kultur sei ein Text (vgl. Hinz 2009, 33-36:

14 Z.B. Hodder 1987, bes. 2-3; 1989, 256-260; Parmentier 1997, bes. 50-51; Bauer 2002; Hodder/Hutson 2003, bes. 62-65; Preucel 2006, 54-60. 71-79 u. 137; Anderson 2012.

Kienlin/Widura 2014, 36-37; Vedder 2014). Während die oben erwähnte *Writing-Culture*-Debatte annahm, dass Kulturen erst durch die etische[15] Vertextlichung des Ethnolog* zu Stande kämen und Dinge nicht in ihrer Materialität, sondern nur insoweit eine Rolle spielten, als über sie kommuniziert werde, geht die Vorstellung von materieller Kultur als Text davon aus, dass Dinge und Ding-Arrangements selbst – und nicht nur, indem über sie gesprochen wird – kulturelle Bedeutungen in der Art von Texten transportierten, und es diese emischen Bedeutungen und Textsysteme mit semiotischen Mitteln zu entziffern gelte, wenn auch unter Berücksichtigung einer eigenen Ding-Grammatik. Zu Grunde liegt ein dezidiert linguistisches Kommunikationsmodell, das analoge Verweischarakter sprachlicher und nichtsprachlicher Zeichen diskutiert.[16] Dinge gelten als ‚unscharfe' Zeichen, unter anderem weil ihre Bedeutungen besonders mehrdeutig, kontextabhängig und flüchtig seien (vgl. Hahn 2003; 2005, 115-142), bzw. als präsentative Zeichen, weil sie, anders als die Syntax der Sprache, keine linearen Vorgaben zu ihrer Interpretation lieferten (Langer 1942). Dinge seien daher stets in Ensembles zu betrachten, da ihre Bedeutung erst durch die Stellung im System kommuniziert werde (Baudrillard 1968) – womit bereits der Bogen zur Kritik gespannt ist (vgl. Olsen 2003, 90): Denn die Dinge ließen sich in ihrer Mehrdimensionalität und Sensualität eben nicht auf die Linearität von Sprache reduzieren, wie es die Textanalogie und der daraus abgeleitete semiotische Ansatz erfordere; vielmehr werde dadurch der Blick auf den besonderen Charakter der Dinge verstellt. Texte und Dinge funktionierten wenigstens auf verschiedenen semiotischen Ebenen (Assmann 1988, bes. 141-144; Veit 2003, 481-485), und es fehle uns an einem Werkzeug, zwischen den beiden Ebenen angemessen zu übersetzen (Barrett 1987, 471). Wenn nicht gar der Abstraktion der Semiotik, welche die Komplexität der Sprache sei, die Komplexität der Dinge, welche ihre multisensorische Materialität sei (Lefebvre 1974, 255), derart kategorial gegenüber steht, dass eine Übersetzung grundsätzlich ausgeschlossen ist. Schließlich ist die semiotisch notwendige Annahme obsolet, jeder Gebrauch von Dingen sei kommunikativ und intentional, denn damit werden Zufälligkeit und Routine weitgehend ausgeblendet.

Der letzte Kritikpunkt stellt zwar für einen semiotischen Ansatz ein fundamentales Problem dar, steht aber nicht grundsätzlich der Bedeutungsperspektive auf Dinge entgegen, denn Bedeutung kann auch durch Handlungen und Praktiken bis hin zu Routinen und Ritualen produziert und transportiert werden, die sich jedem

15 Für die Kategorien von etischer und emischer Perspektive grundlegend Pike 1967; einen Überblick bietet Headland 1990. Für Kritik an dieser Trennung vgl. Melas 1989, 139-142; Segal 2000, 187-189; dagegen für die Archäologie Meier/Tillessen 2014, 18-21.

16 Abgesehen von einer kurzen Cambridger Liebelei um 1990 (z.B. Hodder 1987; 1989; Tilley 1990b; 1991; vgl. die Zusammenfassung bei Veit 2003, 478-479) und entgegen anderslautenden Beteuerungen (z.B. Buchli 1995; Hahn 2005, 140; Hinz 2009, 29) kann ich nicht erkennen, dass die Vorstellung von materieller Kultur als Text eine ernsthafte methodische Wirkung in der Archäologie entfaltet hätte; sie blieb auf eine (folgen)lose Metapher beschränkt (z.B. Gimbutas 1989, xv; Meier 2002; Halsall 2003; Williams 2006, 118-120; Hofmann 2008a, 140-164; 2008b, 360-363). So überrascht es, dass Ulrich Veit sich noch im Jahr 2003 mehrere Seiten Platz nimmt, auf Hodders Konzept von materieller Kultur als Text einzugehen (Veit 2003, 478-481), nachdem Hodder sich schon weit mehr als eine Dekade zuvor davon wieder verabschiedet hatte. Zudem switcht Veit in seiner Kritik mehrfach zwischen dem konkreten Text-Ansatz und einem allgemeinen Verständnis von Kultur als Zeichensystem.

semiotischen Zugriff entziehen. Gleichwohl sollte von der Bedeutungs- die Handlungsperspektive als eigener Blick auf die Dinge unterschieden werden, denn Handlungen an und mit Dingen bedürfen nicht zwingend einer vorhergehenden Bedeutung oder gar Intention. Die Handlungsperspektive geht vielmehr davon aus, dass es nicht das Denken über, sondern das Handeln mit und an den Dingen sei, welches ihren jeweiligen Wert und Sinn konstituiere; ebenso würden Bedeutungen der Dinge erst in ihrer Verwendung greifbar. Damit löst dieser Ansatz die kategoriale Unterscheidung zwischen einem angenommenen Wesenskern und der kulturell zugewiesenen Bedeutung eines Dings auf, denn Dinge sind nun das, was mit und an ihnen getan wird. Aus dieser Perspektive geraten die Arten der Produktion, des Erwerbs und des Veräußerns, die Prozesse kultureller Aneignung, des Konsums und Konsumwandels in den Blick und damit auch die Prozesshaftigkeit der Dinge selbst (grundlegend Appadurai 1986; vgl. Hahn 2005, 50-112). Aufbauend auf marxistischer Waren- und Mausscher Gabentheorie werden Dinge als Güter (*commodities*) begriffen, die ihren kulturellen Wert veränderten, wenn sie ihre Besitzer wechselten. Dabei könnten Objekte nach- oder nebeneinander unterschiedlichen Wertsystemen angehören, ihr Wert könne schwanken, sie könnten multiple Identitäten und Karrieren, kurz: ein soziales Leben, besitzen. Gegen solch einen Fokus allein auf die Praktiken an und mit Dingen lässt sich freilich einwenden, dass dieser die geistige Seite von Kultur und

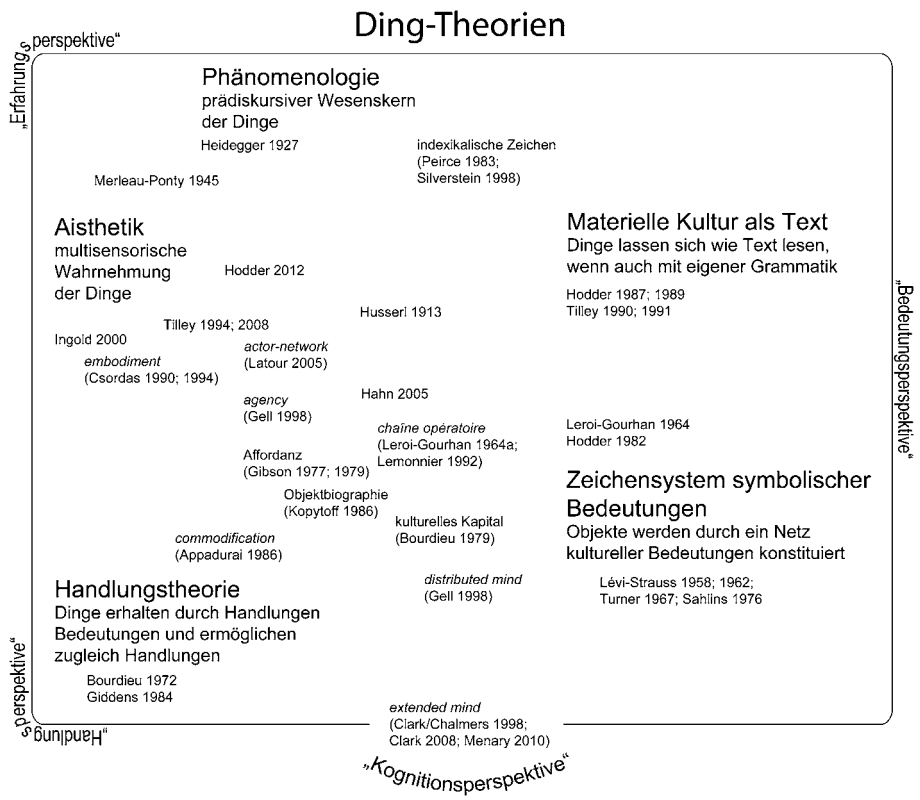


Abbildung 1: Skizze zur Verortung einiger Ding-Theorien zwischen Erfahrungs-, Bedeutungs- und Handlungsperspektive.

die kulturstiftende Bedeutung von Bedeutung vernachlässige. Dies gilt umso mehr für die konsequente Weiterentwicklung der Handlungsperspektive, materielle Kultur ganz auf die Praktiken an und mit Dingen zu reduzieren und Fragen nach Sinn und Bedeutung auszuklammern. Zwar entgeht das Archäolog* so der „*allure of meaning*" (Nilsson Stutz 2006) und dem meist defizitären oder esoterischen Raten über einstige Bedeutungen, muss sich aber auch die Frage gefallen lassen, ob es mit dem Verzicht auf Bedeutungen nicht ein wesentliches Element menschlicher Vergesellschaftung aus den Augen und Sinnen verliert.

Zwischen diesen theoretischen Polen von Ding-Zugängen platzieren sich zahlreiche kreative Hybride, welche verschiedene Komponenten miteinander kombinieren, gegeneinander gewichten oder ausspielen (Hofmann/Schreiber 2014).

Bereits eine längere Forschungsgeschichte durchlebte das analytische Konzept der *chaîne opératoire*, das den Lebenszyklus eines Objekts von der Herstellung über den Gebrauch bis zur Entsorgung als eine Abfolge kulturell vermittelter Handlungsroutinen und Entscheidungen konzipiert, die von keineswegs immer bewussten Konzepten bestimmt sind, wie ein Objekt aussehen soll (*mental templates*), welche Materialien dafür geeignet seien, wie es herzustellen sei etc. (Leroi-Gourhan 1964b; Lemonnier 1992; vgl. Schlanger 2004). Das Konzept berücksichtigt damit zwar auch das Tun jenseits intentionellen Handelns, fokussiert aber auf Herstellung und Technik, während eine Ding-Biographie der Handlungen und Praktiken im Allgemeinen auch zahlreiches weiteres nicht-technisch-funktionales Tun und habitualisierte Routinen mit und an einem Objekt im Lauf seiner gesamten Lebenszeit versammelt, die durch kollektives Bedeutungs- und Handlungswissen in einer Gesellschaft zusammengehalten werden (Kopytoff 1986; vgl. Hahn 2005, 40-45; Dickmann *et al.* 2015, 135-137 u. 141-142). Demgegenüber verknüpft beispielsweise die von Bruno Latour, John Law und anderen entwickelte *act*-network-theory* (Latour 2005) die Handlungsperspektive mit dem phänomenologischen Zugang zu den Dingen und konstituiert symmetrische Verflechtungen von Dingen, Handlungen und Akteur* (für eine Kritik der *act*-network-theory* vgl. Hahn 2013, 20-21 sowie den Beitrag von Philipp Stockhammer in diesem Band), während Alfred Gell (1998) den Dingen nur eine eingebettete, letztlich vom menschlichen Akteur* abgeleitete *agency* zuschreibt (Karagianni *et al.* 2015, 36-38; vgl. dagegen Insoll 2007, 11), und James Gibson (1977; 1979) hingegen lediglich gewisse Affordanzen sieht, welche Dinge zu ihrer Nutzung anbieten oder auch nicht (vgl. Norman 2013; Fox *et al.* 2015; Beitrag Keßeler in diesem Band). Vielen dieser Ansätze ist gemein, dass sie Dinge nicht mehr allein als Produkte und Ausdruck kulturellen Wahrnehmens, Handelns und/oder Denkens auffassen, dass sie nicht mehr reine Objekte sind, an und mit denen etwas geschieht, sondern dass sie dank ihrer Materialität (Taylor 2008; Karagianni *et al.* 2015, 33-36) auch eine – unterschiedlich autark konzipierte – aktive Rolle zugeschrieben erhalten: Nicht nur sind sie Objekte des Wahrnehmens, Denkens und Handelns, sondern konstituieren zugleich reflexiv diese Praktiken und ihre Akteure. Diese Vorstellung, der Materie der Dinge wohne ein wirkmächtiger Geist inne oder sie verfüge selber über solch eine Wirkmächtigkeit, lässt sich je nach Ausprägung mit Peter Pels (1998, bes. 94) entweder als Animismus oder

Fetischismus bezeichnen (vgl. auch Insoll 2007, 11),[17] und mit Anna Henkel (2011) steht auch zu fragen, unter welchen soziologischen Bedingungen denn an Dinge solcherlei Erwartungshaltungen wie Materialität und Konstanz, *agency*, Präsenz und Effektivität gerichtet, wie sie kulturell in dieser durchaus arbiträren Form konstituiert werden[18] – dies umso mehr, als wir wenigstens in der Gegenwartsgesellschaft die Dinge doch eigentlich als zunehmend kontingent erfahren (Henkel 2011, 4; für ein archäologisches Modell kontingenter Materialität Alberti/Marshall 2009).

Demgegenüber spricht das in der deutschen Wissenschaft noch kaum rezipierte (siehe aber Benne 2013, 11) Modell des *extended mind* den Dingen keine wie auch immer konzipierte Akteur*rolle zu, sondern löst die Grenzen zwischen Geist, Körper und Umwelt auf, indem es wichtige kognitive Prozesse und Erinnerungsfunktionen nicht nur im Sinn des *embodiment* im Körper verortet (Csordas 1990; 1994; Varela et al. 1995), sondern in der dinglichen Welt außerhalb des Körpers, etwa in Form von Notizbüchern, Terminkalendern etc. (Clark/Chalmers 1998; Clark 2008; Menary 2010; dagegen Adams/Aizawa 2008; Rupert 2009). Dadurch ergibt sich eine weitere, in die drei von Bringéus und Hahn unterschiedenen Ding-Perspektiven kaum einzuordnende Sicht auf die Dinge, die sowohl aistethische, Bedeutungs- und Handlungskomponenten enthält, aber zusätzlich und vor allem Dinge (außerhalb des Körpers) als Teile des Denk- und Wahrnehmungsapparats begreift und insofern als Kognitionsperspektive bezeichnet werden mag: Denken nicht nur an Hand von und mit, sondern durch Dinge.

Die phänomenologische Wucht der Worte

Unter der Überschrift „Materialität" lesen wir bei Lars Frers von der „phänomenologische[n] Gewalt der Dinge" (vgl. Hilgert 2010 passim). Das klingt erhaben, wichtig, geradezu bedrohlich, denn wer möchte schon Gewaltopfer werden! Immerhin, Frers führt weiter aus, was er damit meint: „Die Dinge sind durch eine Vielzahl materieller Eigenschaften erfahrbar, sie haben eine Gestalt, eine Masse, eine Oberflächentextur, Elastizität, Farbe, Geruch, Geschmack … Diese materiellen Eigenschaften ermöglichen bestimmte Handlungen und schließen andere aus […]. Die Materialität der Dinge sorgt im Prozess des Umgangs mit Ihnen [sic] für die spezifische Qualität der Handlungserfahrung, sie macht die Dinge zu etwas, das gleichzeitig außer den Handelnden und in Ihnen ist, von Ihnen erfahren wird. Die Dinge sind somit weder bloß Objektives noch bloß Subjektives, sie und die Handelnden konstituieren sich gegenseitig im Handlungsprozess, in der Praxis"

17 Spannenderweise leitet Jens Soentgen (2014, 226-227) den Drang der Dinge, auf eigene Faust zu handeln, von ihren chemischen Eigenschaften ab und verweist auf die spezifischen Appetenzen, Valenzen und Neigungen der Stoffe – ein Konzept, das sich aus der alchemistischen Wurzel der Chemie herleitet und damit auch historisch in einen animistischen Kontext rückt.

18 Dementsprechend sind von einer wissenschaftlichen Ding-Theorie, die ein animistisches Konzept voraussetzt und insofern nicht als wissenschaftlich gelten kann, da sie sich auf wissenschaftlich nicht prüfbare Glaubensinhalte stützt (vgl. Meier/Tillessen 2014, 39-43), Theorien zu unterscheiden, die auf der Ebene der untersuchten Kulturen animistische Ding-Verständnisse annehmen (vgl. dazu zahlreiche Beiträge im Cambridge Archaeological Journal 19/3, 2009).

(Frers 2004). Das ist die alte, ontologische Phänomenologie. Aber ist das gewaltig? Oder ist die von Frers beschworene und herbeizitierte phänomenologische Gewalt der Dinge zunächst einmal und vor allem die Gewalt ihrer rhetorischen Setzung?

Nun, derart große Töne haben Konjunktur im *material turn*: Wir lesen – Jacques Lacan[19] aufgreifend – vom nun endlich erfolgten „Einbruch des Realen" (Sarasin 1999a, 449-450; 1999b, 29-33, bes. 32), von der Präsenz der Dinge (Gumbrecht 2004; 2012) oder von ihrer Macht (Kohl 2003; Hartmann *et al.* 2011), von ihrer *agency* (Latour 2005) und ihrem Eigensinn (Latour 1991; 1999a; Hahn 2013), den nicht nur wir Herausgeber im *Call for papers* zur Berliner Tagung bemüht hatten, sondern der nebst vielem anderen auch schon 2009 einer Arbeitstagung an der Berliner Universität der Künste,[20] 2012 einer Vortragsreihe an der Universität Frankfurt[21] und 2013 einer Düsseldorfer Kunstausstellung[22] den Titel verlieh. Hartmut Böhme lässt uns wissen, dass „von allen Dingen auch eine formative Kraft aus[geht]. […] Dinge tun etwas mit den Menschen" (Böhme 2006, 18-19), für Jens Soentgen (2014, 226 u. 228) nutzen Dinge „jede Gelegenheit […], um auf eigene Faust zu handeln", sie sind „voller Verwandlungslust und Wanderlust", während Ian Hodder im Jahr 2012 den Menschen, sobald er sich mit Dingen einlässt, ganz unentrinnbar und in zunehmendem Maß in diese Dinge heillos verstrickt sieht (Hodder 2012, bes. 177-179; dazu Pollock *et al.* 2014; ähnlich auch Hahn 2013, 13). Vielerorten ist schließlich von der Vorgängigkeit bzw. Nicht-Hintergehbarkeit des Materials (oder der Materialität) die Rede – doch schon eine kurze Internetrecherche nach ‚Nicht-Hintergehbarkeit' und ‚unhintergehbar' liefert bemerkenswerte Resultate, was nicht alles unhintergehbar sei, und zeigt, dass es sich dabei meist um ganz beliebige, aufs Ganze widersprüchliche und jedenfalls dem jeweiligen Forschungskontext opportune Setzungen handelt.

Und so stellt sich die Frage, was denn wirklich Neues oder doch wenigstens Brauchbares hinter dem Reden von der neuen Macht der Dinge steckt? Neu ist sie jedenfalls nicht, sondern in weiten Teilen ein – teils bewusstes, teils ignorantes – Revival dessen, was Edmund Husserl, Martin Heidegger und andere Phänomenolog* schon vor etlichen Jahrzehnten erdacht und durchdekliniert hatten. Nun können unbestreitbar alte Gedanken in neuen Kontexten gute Ideen sein und erkenntnistheoretische Innovationen auslösen. Doch ihr Alter bringt jedenfalls auch eine epistemologische Last mit sich: Sie entstanden in anderen Denktraditionen, vor einem anderen geistesgeschichtlichen Hintergrund und unter anderen gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen. Keineswegs sei damit nun nach dem obigen Bekenntnis zu theoretischem Eklektizismus und Transformation einer historischen Authentizität eines historischen Ansatzes das Wort geredet, doch schwirren Gedanken und Theorien auch nicht frei durch Raum und Zeit, sondern tragen immer etwas historisch Spezifisches in sich. Gerade diese kulturelle (partielle) Fremdheit mag bei späterer Rezeption das

19 Obgleich oder weil vielfach zitiert, weist keiner der von mir konsultierten Autoren inklusive dem Internet die Originalstelle dieses Zitats bei Lacan nach. Um nun nicht einen – wenn auch zweifellos lohnenden – Lektürekurs zu Lacan zu unternehmen, bleibe auch ich den Nachweis schuldig und betrachte das Zitat als Bonmot des Allgemeinwissens ;-).

20 URL: hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2652 [Stand: 17.02.2014].

21 URL: www.muk.uni-frankfurt.de/43674607/235 [Stand: 17.02.2014].

22 URL: www.kaistrasse10.de/rueckblick/2013/vom-eigensinn-der-dinge.html [Stand: 17.02.2014].

eigentlich Produktive sein, sie mag aber auch aktuelle Theorien mit Vorannahmen kontaminieren, die wir heute, wenn wir ihrer gewahr werden, nicht mehr teilen mögen. Nicht umsonst verwendet Julian Thomas (1996a) nahezu ein halbes Buch darauf zu diskutieren, ob und in welchen Passagen Heideggers Philosophie angesichts seiner heftig diskutierten persönlichen und philosophischen Nähe zum Nationalsozialismus[23] heute verantwortlicher Weise noch nutzbar sei, ohne sich faschistische Nebenwirkungen einzufangen (Thomas 1996a, 3; vgl. auch die Diskussion in *Archaeological Dialogues* 3, 1996, 6-46). Spannender Weise kommt Thomas schließlich bei einer geradezu konstruktivistischen Heidegger-Rezeption heraus, die vor allem die phänomenologischen Teile – oder man möchte sagen: den Kern – von Heideggers Philosophie als ethisch belastet streicht. Es lässt sich fragen, ob angesichts dieses durchaus verblüffenden Ergebnisses Heidegger ein produktiver Ausgangspunkt war oder man nicht mit anderen Philosoph * einfacher zu einem ähnlichen Theoriegebäude gelangt wäre; man mag auch begründen, warum oder wie die Phänomenologie Heideggers ohne faschistischen Beifang rezipierbar sei. Aber was als Minimalforderung an eine Rezeption bleibt, ist eine kritische Befragung des kulturellen/ideologischen Ballasts, den eine ausgekuhlte Theorie im Gepäck trägt, und – wie im Fall Heideggers – eine Diskussion der Frage, ob sich diese oder jene Theorie ohne ihre unzeitgemäßen Altlasten überhaupt sinnvoll rezipieren lässt.

Doch die Reanimation alter Theorien erfordert noch ein zweites, denn es hat ja zuweilen Gründe, warum Theorien außer Gebrauch kommen. Sicherlich spielen Vorstellungen von *political correctness* und/oder veränderte gesellschaftliche Plausibilitätsmuster, denen auch Wissenschaft unterliegt, eine wesentliche Rolle – mögen wir das nun als Denkstile (Fleck 1935), Paradigmen (Kuhn 1962), Diskurse (Foucault 1972), *controlling models* (Clarke 1972) oder sonstwie bezeichnen. Im einen oder anderen Fall werden wissenschaftliche Theorien aber sogar in Debatten widerlegt oder offenbaren zumindest derart viele Schwachstellen, dass sie nicht mehr zu halten sind – zu denken wäre beispielsweise an Plutonismus, Neptunismus und Kataklysmentheorie in der Geologie, an die Erd- und Lebensalter-Theorien der Antike und des Mittelalters oder an den Diffusionismus und die Kulturkreislehre.[24]

Konkret schuldet die Ablösung der Phänomenologie durch die Systemtheorie und den Konstruktivismus in seinen verschiedenen Schattierungen spätestens seit den 1960er Jahren sicher vieles dem Zeitgeist, der die Seins-Schwere der vorangegangenen Jahrzehnte nicht mehr ertrug und nach Auschwitz den Glauben in die aufgeklärte Rationalität der Moderne verloren hatte (Horkheimer/Adorno 1947). Doch auch epistemologisch hat die Postmoderne der Phänomenologie an entscheidenden Punkten den Boden entzogen (dazu auch das folgende Kapitel). Wer heute wieder (oder noch) phänomenologisch argumentieren will, kann daher nicht einfach bei Husserl, Heidegger oder anderen anknüpfen, sondern muss die Grundlagen seines theoretischen Gerüsts gegen die kritische Dekonstruktion begründen und plausibel machen. Flotte ‚Auswege', wie etwa Bruno Latour oder

23 Vgl. die detaillierte Diskussion unter URL: de.wikipedia.org/wiki/Heidegger_und_der_Nationalsozialismus [Stand: 17.02.2014].

24 Und noch vor wenigen Jahren hätte ich hier auch die Phänomenologie aufgeführt – man kann sich irren, was endgültig auf dem Schrottplatz ausgemusterter Ideologien gelandet ist!

Hans Ulrich Gumbrecht sie in ihren Vorträgen wählen, den Konstruktivismus schlicht für ‚längst überholt' zu erklären, bleiben argumentativ leer und legen den Verdacht nahe, dass es genau an solchen epistemologischen Argumenten für die alte, neu-genannte Theorie mangelt.

Wissenschaftshistorisch ein wenig arg pathetisch klingt schließlich der zuweilen vorgetragene Mythos, man wolle nun endlich den Dingen gegen ein Übermaß an Idealismus zu ihrem Recht verhelfen – wobei unklar bleibt, was denn das Recht der Dinge sei (dazu am Ende des 5. Kapitels). Einerseits – dies sei den Ding-Befrei* durchaus zu Gute gehalten – zieht sich tatsächlich seit der Antike eine Tradition durch die europäische Geistesgeschichte, welche die (weibliche) Materie nur als minderwertige Möglichkeit betrachtet, die erst durch den (männlichen) Geist eine höherwertige Form inklusive ihrer essentiellen Eigenschaften erhält und so in die reale Existenz erhoben wird.[25] Und für das neuzeitliche Abendland lässt sich zeigen, wie die christlich-protestantische Tradition, welche gerade für die Ausbildung des westeuropäischen Wissenschaftsverständnisses von zentraler Bedeutung war (Dillenberger 1960), das denkende Subjekt sehr viel höher bewertete als die beobachteten Objekte (Orsi 2011, 12-13; Meyer/Houtman 2012, bes. 2 u. 7-11). Andererseits gilt aber auch, dass es die Antike und nicht die Neuzeit war, die grenzenloses Vertrauen in die Erkenntnis-Fähigkeit des menschlichen Geistes besaß und die begriffliche Bestimmung mit der physisch-dinglichen Erfassung gleichsetzte. Demgegenüber erhob die Renaissance den Zweifel zum Fundament der Erkenntnis, dessen Überwindung fortan eines äußerlichen Beweises bedurfte. Daher ist die Geschichte der Neuzeit vor allem auch die Geschichte des Experiments, das nun zwischen den Begriff und die Dinge tritt, der Empirie und des Positivismus. Jetzt erst gewann die Materie eine selbständige Substanz nebst untrennbaren, inhärenten und von der Form unabhängigen Eigenschaften, durch die sie für eine Empirie greifbar und deren Erkenntnisobjekt werden konnte (Detel *et al.* 1980, 905-911; Meier *et al.* 2015, 24). Die Frage nach der Prämierung des Immateriellen oder des Materiellen ist also vor allem eine Frage des historischen Wechsels in der Zuschreibung von Beweiskraft: Sind es die Gedanken, die in der prüfenden Diskussion bestehen, oder die im Experiment erhärteten Dinge, die Realität konstituieren? Beide, Experiment wie Argumentation, sind kulturelle Techniken, Realität zuzuschreiben und zu konstituieren. So betrachtet ist die Geistesgeschichte der Neuzeit also und im Vergleich zu älteren Epochen vor allem eine Geschichte der kulturellen Materialisierung von Realität (vgl. z.B. Cassirer 1922). Einerseits werden die Dinge nun zu Objekten der Beobachtung, andererseits werden sie zum Nachweis der Realität selbst, sie werden Gegen-Stände (für die Archäologie Thomas 1996a, 61-63).

Wollen wir vor diesem Hintergrund das *dictum* von einer Prämierung des Immateriellen überhaupt noch Ernst nehmen, so mögen die Wellen mittlerer Länge, die Jonathan Friedman (1983, bes. 51-56 m. Abb. 3.3) für die Geschichte der Ethnologie skizziert und Bruce Trigger und Kristian Kristiansen

25 Panofsky 1924; Wagner 2001, 868, 870-873; Köhler *et al.* 2013, 11; zur Begriffs- und Konzeptgeschichte vgl. Detel *et al.* 1980; Meier *et al.* 2015, 23-24. Zum Gender-Aspekt vgl. Butler 1993; Wagner 1996; 2001, 869-870; Köhler 2004.

für die Archäologie adaptierten und erweiterten (Trigger 1995; Kristiansen 2008, 12, fig. 2), ein geeignetes Modell bereitstellen: Hier lösen sich idealistische/romantische und materialistische/rationale Phasen in etwa fünfzigjährigen Zyklen ab. Immerhin gäbe es also phasenweise einen Vorzug des Immateriell-Idealistischen vor dem Materiellen – wobei wir uns seit etwa der Jahrtausendwende in einer zunehmend idealistischen Phase befänden, was angesichts des nun seit einigen Jahren um sich greifenden *material turn* doch verwundert. In der Tat funktioniert dieses Modell zum einen nur, wenn man die Wahrnehmung der Geistesgeschichte ganz auf den anglophonen Raum verkürzt (vgl. Novaković 2008), zum anderen ignoriert es die skizzierte lange Wellenbewegung der Neuzeit hin zu einer immer stärkeren Dominanz des Materiellen. Der substantielle, reale Charakter, den die Phänomenologie den stofflichen Dingen zuschreibt, liegt ganz auf der Linie dieser langen neuzeitlichen Strömung zur Materialisierung. Wenn heute dennoch und mit Blick auf die Geistesgeschichte jedenfalls kontra-faktisch, von einer ‚Prämierung des Immateriellen' gesprochen wird, wie auch unser *Call for papers* schrieb, oder von der westlichen Tradition, „das Geistige als etwas Wichtigeres und Überlegenes anzusehen" (Hahn 2005, 7; vgl. Olsen 2003, bes. 94-96; Hahn *et al.* 2014, 5), so sind dies eher geschnitzte Feindbilder, um den eigenen dinglichen Interessenfokus zu legitimieren und mit Wesentlichkeit aufzuladen.[26]

Der Kopf und die Tischplatte oder Die Ignoranz der Dingelant*

Auf der Suche nach Argumenten für einen phänomenologischen Ansatz ergänzt sich der Verdacht, dass die Gewalt der Dinge vor allem aus einer bisweilen brillanten Rhetorik resultiere, mit dem Befund eines wenig wissenschaftlichen, zumeist aber gerütteten Maß an Ignoranz gegenüber den Gegenargumenten. Ich hatte im vorangegangenen Kapitel angemahnt, dass es nicht genüge, die Vorgängigkeit oder ‚Nicht-Hintergehbarkeit' des Materiellen schlicht zu verkünden. Was um 1900 (Husserl) oder 1920/40 (Heidegger) schlüssig war, muss sich heute den erkenntnistheoretischen Debatten der Post-Moderne stellen, jede Phänomenologie muss gegenüber den konstruktivistischen Fragen und Einwänden nachweisen, wie sich eine ontologische Materialität der Dinge, ein „metaphysischer Realismus" (Glasersfeld 1985, 18) noch positiv begründen lässt. Immerhin hat der Konstruktivismus gezeigt, dass sich die Seins-Frage auch nicht-essentialistisch, aber dennoch in sich kohärent und ohne *a priori* Setzungen vermeintlicher Unhintergehbarkeiten beantworten lässt. Wenn Paul Boghossian (2006) in seiner gefeierten Invektive gegen Relativismus und Konstruktivismus[27] deshalb als zentrales Argument vorbringt, der Konstruktivismus münde zwangsläufig in einen infiniten Regress, greift er gleich doppelt ins Leere: Erstens wäre zu erweisen,

26 Hans Peter Hahns Blick – auch wenn er weit über die Ethnologie hinausreicht – dürfte hier durch die Fachgeschichte seiner Disziplin geprägt sein, denn die Ethnologie hat sich in der Tat lange Zeit mehr für die geistigen als für die materiellen Aspekte einer Kultur interessiert. Insofern gebe ich andersherum auch gerne zu, als Archäologe von der Geschichte meiner traditionell material-fokussierten oder gar -besessenen Disziplin geprägt zu sein ;-).

27 Boghossian – das zeigt schon der Blick in das Literaturverzeichnis seines Werks – rezipiert den Konstruktivismus nahezu ausschließlich in der durchaus speziellen Variante Richard Rortys, so dass zu prüfen bliebe, wie weit seine Argumente auf „den Konstruktivismus" als Ganzes zu verallgemeinern sind.

dass im Denkmodell zumindest des radikalen Konstruktivismus ein infiniter Regress tatsächlich einen Selbstwiderspruch darstellt, wie er es in der formalen Logik der analytischen Philosophie tut, aus der heraus Boghossian argumentiert. Wäre ein infiniter Regress nicht beispielsweise durch eine selbstreferentielle Argumentationsstruktur, deren Gültigkeit sich eben an ihrer Kohärenz bemisst, aufzufangen? Auch die Abgrenzung zum „infiniten Degress" wie Karl Popper (1984, 70-71) ihn argumentationslogisch herausgearbeitet hat, stünde zu untersuchen … Doch selbst wenn man Boghossian in seiner Widerlegung des Konstruktivismus folgen möchte, ist damit zweitens keineswegs bewiesen, dass seine eigene positivistische Weltsicht zuträfe – nur aus dem vermeintlichen Verwerfen der Gegenargumente folgt eben nicht die Wahrheit eines ontologischen *a priori* der materiellen Dinge. Und genau dieser Beweis wäre auch von einer neuen Phänomenologie erst zu fordern: Will man geistige und materielle Kultur als gleichwertig betrachten und keine Vorgängigkeit der Ideen annehmen, so reicht es nicht aus, nur zu zeigen, „dass materielle Kultur kein äußerlicher Aspekt ist, sondern kulturelle Bedeutungen und soziale Ordnung wesentlich mitbestimmt" (Hahn 2005, 11 nach Miller 1987; 1996). Dies ist aus archäologischer Sicht eigentlich unzweifelhaft und lässt sich ethnologisch vielfach durch Feldstudien untermauern. Wesentlich ist vielmehr, auf einem theoretisch konsistenten Level zu zeigen, dass Dinge und ihre Materialität ohne eine Vorgängigkeit der Ideen überhaupt sein können. Doch genau hier scheitert Boghossian an seinen eigenen strengen Vorgaben der formalen Logik, die er in der Auseinandersetzung mit dem Konstruktivismus anlegt: Denn jeder Satz – und eben auch die Behauptung einer empirisch erfassbaren materiellen Realität – führt in einen infiniten Regress, so man fordert, dass Sätze wieder durch Sätze begründet werden; die Neo-Phänomenolog* sind hier gegenüber den Konstruktivist* keineswegs im argumentativen Vorteil.

Das (neo-)phänomenologische Lager versucht, in dieser Begründungsnot einem drohenden infiniten Regress zu entkommen, indem man entweder die Frage nach der Letztbegründung sehr unelegant durch eine dogmatische Setzung abbricht, ein apodiktisches *a priori* der Vorgängigkeit der Dinge eben postuliert. Oder man verweist in der Nachfolge Jacob Friedrich Fries' (1828/31, 1, §70-73) auf unmittelbare Evidenz bzw. alltagsweltliche Erfahrung (so beispielsweise unter vielen anderen Welsch *et al.* 2013, 4-5 u. 12 passim). In der Vulgärvariante wurde sie meiner Freundin einmal in einem Seminar angedroht: „Ich hau Dir den Kopf auf die Tischplatte, dann merkst Du schon, dass der Tisch wirklich da ist." Weniger vulgär zwar, doch argumentativ auf gleicher Linie verweist auch Boghossian in der Flucht vor dem drohenden infiniten Regress seiner eigenen Argumentation emphatisch auf den „gesunden Menschenverstand" als Kronzeug* objektiv vernünftiger und kultur-unabhängiger Erkenntnismöglichkeiten über die Welt (Boghossian 2006, u.a. 134).

Keine Frage, der Kopf meiner Freundin hätte eine Beule … Doch genau besehen, ist diese Flucht in die unmittelbare Evidenz nur ein Spezialfall des dogmatischen Abbruchs des Begründungsverfahrens (vgl. Popper 1984, 60-64. 69-76; vgl. Andersson 2013, 145-146). Es ist, wie im vorigen Kapitel skizziert, zu bedenken, dass der „gesunde Menschenverstand" der (alltagsweltlichen wie der akademischen) Empirie, also das Konzept einer den Ideen vorgängigen oder

zumindest von ihnen unabhängigen materiellen Realität, wissenschaftshistorisch erst im Rahmen der neuzeitlichen Wende zur Materialisierung der Welt den Status solch eines Beweisverfahrens erhielt, wie auch erst jetzt die Welt materiell genug für eine Empirie wurde. Schon daran erweist sich die Empirie als kulturelle Perspektive einer genuin westeuropäischen Geistesgeschichte, die in höchstem Maße sozial konstruiert ist. Das begründet nicht nur erhebliche Zweifel an der ontologisierenden Annahme eines kulturunabhängigen, materiellen Seins der Dinge, sondern dieser Rekurs auf den „gesunden Menschenverstand" verschleiert auch, dass eine positivistische Grundannahme über die Welt und ihre Erkenntnis dogmatisch zu einer prädiskursiv-objektiven Basis erklärt wird, die es dann selbstredend erlaube, konkurrierende Weltmodelle objektiv zu beurteilen. Wer solches tut, ignoriert entweder sträflich die Geistesgeschichte der Wissenschaft oder muss, wie etwa Boghossian, einen linearen Fortschrittsgedanken in der Wissenschaft und die universelle Überlegenheit des europäischen Denkens postulieren. Will man diesem, durchaus als chauvinistisch zu bezeichnenden Vorgehen nicht folgen, so ist vielmehr einzugestehen, dass vor beiden Formen des Beweises, der logischen Kohärenz konstruktivistischer Gedankengebäude wie dem Experiment mit dem Materiellen, jeweils ein spezifischer diskursiver Kontext liegt (für das Experiment vgl. Latour/Woolgar 1979).

Doch scheinbar ungelöst bleibt dann die Frage, wie der konstruktivistische Kopf seine Beule an der Tischplatte bekommt? Die Verwunderung über diese Beule beruht, wie das gesamte wahrhaft schlagende Argument, auf einem intellektuellen Kurzschluss, nämlich der befremdliche Annahme, allein um die Konstruiertheit der Welt zu wissen, setze die Gültigkeit dieser Konstruktion außer Kraft. Will sagen: Das empirische Argument setzt voraus, die Tischplatte in ihrer Materialität als kulturelle Konstruktion zu verstehen, müsse gleichsam automatisch zur Auflösung dieser Materialität führen, so dass sich meine konstruktivistisch begabte Freundin daran keine Beule mehr holen könne. Tue sie es aber doch, sei die Tischplatte offenbar nicht konstruiert, sondern ontologisch. Doch etwas als konstruiert zu erweisen, dekonstruiert lediglich seinen objektiven Wahrheitsanspruch, nicht jedoch seine kulturelle Wirklichkeit und Wirksamkeit.[28] Auch das Konstruktivist* bleibt in das mentale Gefängnis seiner Kultur gesperrt, obgleich es einige der Gitterstäbe erkennen und benennen kann – und das ist gut so, denn ansonsten wäre es in seiner Gesellschaft nicht mehr anschlussfähig und würde wohl therapeutisch wieder auf den Weg der gesellschaftlich verbindlichen Wirklichkeit gebracht (vgl. Foucault 1961).

Es ist ein zentraler Anspruch der Phänomenologie, den cartesischen Dualismus von Geist und Körper, Denken und Materie zu überwinden (Descartes 1637; 1641), der die europäische Geistesgeschichte der Neuzeit dominiert (Hahn 2005, 10). Doch gelingt ihr das wirklich? Für die Innenwelt des Individuums, das sich und die Welt um sich herum in der Interaktion mit den Gegenständen konstituiert, mag man dies bejahen (aber Ingold 2007, 3), doch mit Blick auf die Außenwelt bleibt die Trennung von erkennendem Subjekt und gegenständigen Objekten

28 Diesem Trugschluss, etwas als konstruiert zu erkennen, bedeute zugleich, es außer Kraft zu setzen, erliegt beispielsweise auch Gumbrecht (2004, 80-81) in seiner recht flachen Polemik wider den Konstruktivismus an Hand der Thesen Judith Butlers. Und der gleiche Trugschluss belastet zahlreiche Diskussionen um Sinn, Unsinn und Wert der Dekonstruktion.

erhalten, denn die Gegenständigkeit der Dinge setzt ihre prädiskursive Existenz zumindest als „Prä-Objekte“ (Merleau-Ponty) voraus: Erst im Gegenüberstehen können die Gegenstände gegenständig sein. Auf einer außenweltlichen Ebene kommt die Phänomenologie daher gar nicht umhin, die cartesische Dichotomie fortzuschreiben, anstatt sie zu überwinden (vgl. auch Searle 1994, 296; Benne 2013, 9-10). Bei unserem Berliner Kaffeeplausch wandte Hans Peter Hahn das Revival des cartesischen Dualismus freilich ins Positive: Gegenüber dem Sprach-Konstruktivismus sei die Erneuerung des cartesischen Dualismus eine Leistung, denn erst dadurch werde deutlich, dass es nicht nur Geist, sondern auch Dinge gebe, eine Kluft, die es dann zu überwinden gelte. In ähnlicher Weise betont Monika Wagner, dass Decartes durch sein Konzept der *res extensa* Materie und Material überhaupt erst wieder in das Bewusstsein gerückt habe, aus dem sie der antike und mittelalterliche Fokus auf die Form fast gänzlich verdrängt hatten (Wagner 2001, 873-877).

Doch auf welchen Hängebrücken diese Kluftüberwindung wagen? Wenig bekannt ist heute noch, dass Descartes' Geist-Körper-Dualismus schon unter seinen Zeitgenoss* und in den folgenden Jahrhunderten keineswegs unumstritten war: Er konkurrierte einerseits mit einem materialistischen Monismus, dem Alles Materie und nur physische Objekte und Wirkungen Realitäten sind; auch allen mentalen Vorgängen liege die Interaktion materieller Komponenten zu Grunde.[29] Wir fühlen uns an den Physikalismus des Wiener Kreises (Neurath 1931) und radikale Positionen der Gegenwartsdebatte wie etwa die *philosophy of mind* erinnert, die alles menschliche Denken auf biochemische Reaktionen reduzieren.[30] Andererseits ein ebenso radikaler Idealismus, dem alles Geist und nur geistige Vorgänge Realitäten sind (z.B. Leibniz 1714 [1720]). Während diese beiden Standpunkte als einseitige Radikalisierungen des Descarteschen Dualismus verstanden werden können, schiebt sich dazwischen oder darüber der neutrale Monismus, für den physikalischen wie geistigen Vorgängen ein drittes, unabhängiges Prinzip zu Grunde liegt (de Spinoza 1677). Kaum wird man sich heute noch mit dem Gedanken anfreunden, dieses Dritte sei Gott, und Dinge wie Gedanken seien nur Modi dieser göttlichen Substanz, doch mag der Grundgedanke eines neutralen Dritten, in dem Mensch und Natur, Geist und Materie als Einheit zusammenfallen, den Weg zu ganz anders strukturierten Weltmodellen – auch anderer Kulturen – öffnen, denen eine Geist-Körper-Dichotomie nicht in den Sinn käme (vgl. Thomas 1996b, 8; Ingold 2000b). Es mag künftig von Interesse sein, dass das *extended mind*-Modell (siehe oben Kap. Die Dinge der Archäolog*) schon im Namen die beiden cartesischen Kategorien der *res cogitans* (Denken) und der *res extensa* (Materie) kombiniert. Zwar ist noch deutlich seine Herkunft aus der Geist-Materie-Dichotomie zu erkennen, doch indem epistemische und memoriale Funktionen des Geistes in die außer-körperliche soziale und/oder technische Umwelt outgesourct werden, könnte die weitere Entwicklung des Modells einen Weg weisen, wie die beiden Seiten des cartesischen Dualismus in einem größeren (monistischen?) Ganzen ineinander aufgehen. Wie im Fall der Ding-Theorien, an denen sich gezeigt hat, dass das Ernstnehmen der Dinge keineswegs zwingend in

29 Z.B. Hobbes 1655; 1658; d'Holbach 1770; *cf.* Cassirer 1922, 36-55.

30 Place 1956; Smart 1959; McLaughlin 2009; Liptow 2013.

eine Phänomenologie führen muss, zeigt sich in den philosophischen Alternativen zu Descartes jedenfalls, dass Geist-Ding-Relationen keineswegs zwingend dualistisch strukturiert werden müssen. Aktuelle Aufrufe in dieser Richtung, materielle und immaterielle Kultur als Wechselspiel zu betrachten (z.B. Hahn 2005, 9), in Hybriden statt in Dichotomien zu denken (z.B. Hofmann/Schreiber 2014, 180), haben bis jetzt – soweit ich sehe – aber nicht zu einem theoretischen Fundament gefunden.

Betonen möchte ich spätestens an dieser Stelle, dass ich es für gar nicht weiter problematisch halte, wenn wir erkenntnistheoretisch die westeuropäische Moderne fortsetzen, denn Wissenschaft ist nur relevant, wenn sie sich auf ihre Gesellschaft bezieht (für die Archäologie Holtorf 2010; Meier 2012). Nur sollte man nicht so tun, als würden daraus objektiv gültige, kulturunabhängige Wahrheiten entspringen, als hätte man den universellen Stein der Weisen gefunden. Insofern ist zunächst einmal auch gar nichts dagegen einzuwenden, wenn Lars Frers (2004) für die Dinge „eine Vielzahl materieller Eigenschaften" wie „eine Gestalt, eine Masse, eine Oberflächentextur, Elastizität, Farbe, Geruch, Geschmack …" aufzählt, durch die sie erfahrbar seien. Ebenso startet Ulrich Oevermanns „Objektive Hermeneutik" von der empirischen Realität der Objektform („Ausdrucksgestalt"), die sich allein an Hand des Objekts objektiv bestimmen lasse; daraus ergebe sich eine latente primäre Bedeutung. Doch auch weitere individuelle oder kollektive Bedeutungszuschreibungen an das Objekt hingen von dessen primären (physikalischen) Eigenschaften ab und ließen sich daher durch sorgfältige Analyse entziffern (Oevermann 2005. – Für die Archäologie Jung 2003). In ähnlicher Weise (und mit Bezug auf Oevermann) schlagen Jan Keupp und Romedio Schmitz-Esser (Keupp/Schmitz-Esser 2012, 9-16; Keupp/Schmitz-Esser 2015a, 21-39) „einen analytischen Dreischritt" (vgl. Panofsky 1955) vor, zunächst mit „voraussetzungslose[m] Blick" „materielle Beschaffenheit, Erhaltungszustand, Funktion und Formgebung, aber auch Fund und Überlieferungsbedingungen, Vergesellschaftung, Typologie und Technologie sowie geographische Verbreitung" zu klären (Keupp/Schmitz-Esser 2012, 11). Von dort gelte es, das konkrete Objekt in seiner Zeit zu kontextualisieren und es sodann auf seine historische Wirkung zu untersuchen. All diese Ansätze implizieren jedoch mehr oder weniger deutlich, dass auf diesen Wegen – und entgegen der Beteuerung der Autoren (Keupp/Schmitz-Esser 2012, 10) – Wissen über eine historische Wirklichkeit erzeugt werden soll, das offenbar entweder direkt in der Materialität der Objekte gespeichert gedacht ist, oder mittels historischer Konstanten etwa eines Form-Funktions-Zusammenhangs abgeleitet werden kann. Der Verweis Keupps und Schmitz-Essers auf den „voraussetzungslosen Blick" spricht für ein geringes Bewusstsein um den kulturell konstruierten Charakter von Konzepten wie ‚Materialität' und ‚Empirie'. Zweifellos lassen sich auf solch empirisch-induktiven Wegen Erkenntnisse erzielen, aber epistemologisch können es eben ‚nur' Erkenntnisse im und über das Heute sein; objektiv oder historisch sind sie mit Sicherheit nicht.

Machtdinge

Husserls phänomenologische Hinwendung zu den Dingen selbst und ihrem Wesen war von einem szientistischen Wissenschaftsverständnis getriggert, nach dem sich auch die Philosophie naturwissenschaftlicher und experimenteller Methoden bedienen und in Kategorien von Kausalität und Falsifikation arbeiten sollte (Husserl 1910/11). Die durch „direktes Bewusstseinserleben" erfahrenen Dinge selbst lieferten ultimative Evidenz – man mag das als Einbruch des Materiellen in das Universum des Geistes bezeichnen. Diese Kontextualisierung von Husserls Philosophie wirft ein grelles Schlaglicht auf die oft verdrängten machtpolitischen Implikationen einer wissenschaftlichen Theorie, die eben nicht im luftleeren Raum emergiert, sondern die Denkstile/Paradigmen/Diskurse/*controlling models*, die sich in einer Theorie ausdrücken, sind ihrerseits Teil einer Weltsicht. Nicht nur bedingt diese Weltsicht, welche Theorien denkbar und schlüssig sind, sondern auch andersherum versehen die Theorien, wenn sie akademisch approbiert sind, die jeweilige Weltsicht mit der Aura eines wissenschaftlichen Fundaments und erweisen sie als den richtigen oder ‚wahren' Blick. Insofern erstaunt es nicht, dass sich Husserls Anspruch an die Philosophie, aus dem er den phänomenologischen Ansatz entwickelte, ganz in einen Zeitgeist eingliedert, der seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die Geisteswissenschaften zunehmend Kategorien eines naturwissenschaftlichen Weltbilds unterwarf. Im erkenntnistheoretischen Diskurs bedienen die Dinggläubigkeit der Phänomenologie und ihr Fokus auf die Materialität der Dinge ein positivistisches Weltbild, das in den Dingen (und ihrer sensorischen Erfahrung) die Basis aller Erkenntnis vermutet (vgl. Hofmann/Schreiber 2014, 179). Sie dienen der Durchsetzung eines naturwissenschaftlichen und materialistischen Blicks auf die Welt, sie machen die Dinge – entgegen anderslautender Beteuerungen – letztlich zu ihren Objekten und schreiben damit den cartesischen Dualismus fort.

Foucault hat wie kein anderer vor allem an den Beispielen des Wahnsinns, der Medizin und des Gefängnisses herausgearbeitet, wie die cartesischen Dichotomien von Kultur – Natur, Geist – Körper, Subjekt – Objekt usw. Diskurse im Sinn von Machtordnungen etablieren. Dabei sind Foucaults Diskurse keineswegs rein sprachlicher Natur. Sie geben nicht nur vor, was ‚im Wahren' sagbar und was nicht sagbar sei, sondern die Diskurse etablieren auch ganz reale, materielle Machtverhältnisse. Indem Körper zu Objekten des erkennenden Geistes werden, werden erst Sichtweisen wie Anatomie, Kriminologie oder Psychologie möglich, die fürderhin disziplinäre Institutionen zur Überwachung und Aufrechterhaltung der entsprechenden Diskurse ausbilden. Nicht zuletzt etablieren sie Ausschlussmechanismen von den Diskursen, indem sie Kategorien wie „Kriminelle", „tote Körper" oder „Tiere" schaffen, die nunmehr Objekte und damit im Diskurs zum Schweigen gebracht sind.[31] Was wäre dinglicher als diskursmächtige Raumanordnungen wie das Panopticon eines überwachungsoptimierten Gefängnisses (Foucault 1975) oder das Heterotop als Gegenort der Diskurse (Foucault 1984; 2005)? Weitere machtvolle Errungenschaften der Moderne wie die staatliche Bürokratie oder die industrielle Massenproduktion, die sehr materielle

31 Foucault 1961; 1963; 1966; 1975; vgl. Sarasin 1999a, 439 und passim; 2009.

Ein- und Auswirkungen auf das Leben, Handeln, Denken und Sagen jedes Einzelnen haben, sind gleichfalls ohne einen tiefen Glauben an die materialisierten und objektivierten Dinge unmöglich (vgl. Cosgrove 2004, 58).

Doch die Idee von den prädiskursiven, mit Materialität begabten Dingen, die im Gegenüber zu Objekten werden, ist nicht nur ein wesentlicher Teil der europäischen Machtgeschichte der Neuzeit, sondern greift weit darüber hinaus: Nicht zufällig fällt die sogenannte europäische Expansion in der frühen Neuzeit mit der Materialisierung der Realität zusammen, denn nicht nur die Dinge werden nun ontologisch, sondern auch die Welt wird zu einem Ding, zu einem Globus (Ingold 1993), der erkundet, vermessen, besessen und benutzt werden kann. Diese Perspektive ist damit nicht mehr allein ein erkenntnistheoretisches Problem der westlichen Kulturen (Ingold 2000a), sondern auch nach dem Ende des politischen Kolonialismus trägt die Kombination eines positivistischen Wissenschafts- und Wahrheitsverständnisses mit dem Anspruch auf kulturunabhängige Allgemeingültigkeit in der Anwendung auf fremde Kulturen kolonialistische, aggressive Züge.

Doch für solcherlei unangenehme Verantwortungen ist ein Persilschein in die aktuellen Ding-Theorien eingebaut: Beruhigender Weise exkulpieren *agency* und Eigensinn der Dinge die Menschen von allzu viel dieser Verantwortung,[32] die aus einem Weltbild erwachsen könnte, in dem sie durch ihr Tun die Welt etwa selbst zurichteten (Glasersfeld 1985, 17): Wo die Dinge ganz objektiv für prädiskursiv gehalten werden, stellen sich ethische Fragen nicht mehr nach der Verantwortbarkeit eines Weltbilds gegenüber den Mitmenschen, sondern nach dem oben bereits zitierten „Recht der Dinge" (vgl. Latour 1999b, Einleitung), einer längst überfälligen Charta der Dingrechte: Nach der *deep ecology* nun also eine *deep thingology*? Eine Dingologie, die die Würde der Dinge in den Mittelpunkt stellt? Dass DAS Ding schon immer entgendert war, mag ihm in der Diskussion um die korrekte Sprachform nun zum moralischen Vorteil gereichen, doch wenn die Dinge ein eigenes Recht haben, wie können wir ihnen dann eine Geschlechtlichkeit vorenthalten? Machen wir sie nicht gerade dadurch zu Objekten? Warum also nur ‚das' neutrale Ding und nicht ‚der' und/oder ‚die' Ding?[33] Oder gruppierte Ding_q*_Inn_en? Und schließlich: Wo bleibt – in Anlehnung an Reinhard Meys Tierpolizei – die Dingpolizei, solcherlei spottende Polemiken zu ahnden?

---

32 Dies gilt in ganz besonderem Maß für die *act*-network-theory*, denn Ernst genommen führen die dort vorgeschlagenen Mensch-Ding-Geflechte zur Auflösung des autonomen Individuums, auf das unser Menschenbild, unsere Gesellschaftsordnung und unser Rechtssystem aufgebaut ist. Wollen wir dies alles zu Gunsten diffuser, entpersonalisierter Knoten in einem Netzwerk aufgeben, in dem alle Verantwortung für Handeln (und die Möglichkeit dazu) durch die Maschen fällt? Oder ist dies nicht vielmehr ein Revival totalitärer, das Individuum auslöschender Gesellschaftsordnungen diverser Materialismen?

33 Vgl. die von den Autorinnen Anne-Jorunn Berg und Merete Lie – wenn zugegebenermaßen auch in etwas anderem Kontext – positiv beantwortete Frage: „*Do artifacts have gender*?" (Berg/Lie 1995, 347).

"… ein kleines bisschen Sicherheit in einer Welt, in der nichts sicher scheint"

Bleibt die Frage, warum sich die Phänomenologie der Dinge trotz ihrer offenkundigen intellektuellen Mängel und antiquierten Epistemologie seit einigen Jahren wachsender Beliebtheit erfreut? Der wissenschaftssoziologisch gleichsam notwendige Pendelausschlag in den *material turn* als Antwort auf den *linguistic turn*, den Hans Peter Hahn eingangs beim Kaffeeplausch – und mit ihm viele andere – geltend machte, greift als Erklärung aus meiner Sicht zu kurz, denn erstens macht dieses Argument die Wissenschaft zum schuldlosen Sklaven eines gleichsam naturgesetzlich trendigen Pendelns oder vielmehr Schlingerns zwischen antithetischen epistemologischen Positionen – solch einem Bild kann ich als Wissenschaftler nicht zustimmen – und zweitens führt die Hinwendung zum Material nicht notwendig in eine Phänomenologie, sondern es stünden mit der Bedeutungs-, Handlungs- und Kognitionsperspektive mannigfaltige Alternativen zur Verfügung. Es muss also andere oder wenigstens doch weitere Gründe geben …

Betrachten wir – diskursanalytisch – das Feld, in dem die alte neue Phänomenologie Urständ feiert, drängen sich verschiedene Verdachtsmomente auf:[34] So könnten die postulierte Nichthintergehbarkeit des Materiellen und der vorgebliche Eigensinn der Dinge Konstruktionen des Wesentlichen der noch jungen und nicht-etablierten *material culture studies* sein, die sich im Konzert der etablierten Disziplinen legitimieren und behaupten müssen.

Anna Henkel verweist auf Erfahrungen wie Asbest, Contergan und die Debatte um die zivile Nutzung der Atomkraft die Sicherheit untergraben hätten, die Materie sei prädiskursive Substanz, das Wahre hinter der sozialen Realität der Dinge, die nun zunehmend als kontingent und prekär erfahren würden; nicht zufällig geriete daher seit den 1970er Jahren die Materialität der Dinge in das Blickfeld der Kulturwissenschaften (Henkel 2011, 4). Und ebenso auffällig greifen phänomenologische Überzeugungen just in dem Moment auf die deutschen Geschichts- und Altertumswissenschaften über, als diese sich nach generationenlanger Verdrängung seit einigen Jahren nun doch nicht mehr völlig gegen Konstruktivismus und Postmoderne immunisieren konnten.[35] Angesichts des affirmativen Potentials des *material turn* in seiner phänomenologischen Ausprägung für den Positivismus und die Objektivierung der Welt erscheint er wie das Theorie-*update* für ein wissenschaftliches Weltbild des 19. Jahrhunderts, das nicht zuletzt in der Archäologie von all jenen lange ersehnt worden war, die schon immer wussten, dass „das Material" die Basis sei, die es zu dokumentieren und kennen gelte, bevor man – auf den Schultern unserer riesigen Vorgänger – zaghaft zu Erkenntnissen vorantrippeln könne oder vielmehr dürfe. Allzu gnädig bedient die Erfahrungsperspektive das noch immer weit verbreite heuristische Credo vieler Archäolog*, von empirisch erhobenen Daten positivistisch über eine Induktion zur Interpretation zu gelangen (Karl 2010, bes. 8-9).

---

34 Die Hinwendung zu den Dingen als Kompensation – freilich anderer Umweltbedingungen als der von mir vorgeschlagenen – ist auch die Grundthese Gumbrechts (2004).

35 Ganz ehrlich auf den Punkt bringt es Ewa Domańska (1998, 173): „*I am grateful to Postmodernism for many things* […] *but I am tired of ontological insecurity and epistemological chaos. I need order. I miss metanarrative.*"

Doch auch jenseits akademischer Fächeridyllen fällt die zeitliche Koinzidenz auf, mit welcher der *material turn* bald nach dem politischen Ende des sozialistischen Materialismus in Europa einsetzte und vor allem seit dem Beginn der Banken- und Wirtschaftskrise des kapitalistischen Materialismus zunehmend an Popularität gewinnt. Zwar begründet (annähernde) Gleichzeitigkeit keinen ursächlichen Zusammenhang, doch besteht in diesem Fall auch ein enger inhaltlicher Bezug zwischen den niedergehenden politischen, auf Materialismen gegründeten Ideologien und der intellektuellen Reanimation des Materialismus in der akademischen Welt. So sei die pointierte Frage erlaubt, ob der *material turn* die reaktionäre Affirmation des Materialismus angesichts der Krisen marxistischer und kapitalistischer Weltordnungen ist?

… und es scheint für einen Moment, als forme sich das Konterfei Foucaults in den Nebeln wuchtiger Rhetoriken der Dingelant* …

Literatur

Adams/Aizawa 2008
Fred Adams/Ken Aizawa, The Bounds of Cognition (Malden/Oxford 2008).

Alberti/Marshall 2009
Benjamin Alberti/Yvonne Marshall, Animating Archaeology: Local Theories and Conceptually Open-Ended Methodologies. Cambridge Archaeological Journal 19, 2009, 344-356.

Anderson 2012
Emily S.K. Anderson, Signs in Human Hands: a Model for the Intonated Object. In: Yorke M. Rowan (Hrsg.), Beyond Belief: The Archaeology of Religion and Ritual. Archaeological Papers of the American Anthropological Association 21 (Malden 2012) 166-179.

Andersson 2013
Gunnar Andersson, Basisprobleme. In: Herbert Keuth (Hrsg.), Karl Popper: Logik der Forschung. Klassiker Auslegen 12 (Berlin 2013) 145-165.

Andrén 1997
Anders Andrén, Mellan ting och text. En introduktion till de historiska arkeologierna. Kulturhistoriskt bibliotek (Eslöv 1997) [Engl.: Between Artifacts and Texts. Historical Archaeology in a Global Perspective. Contributions to Global Historical Archaeology (New York/London 1998)].

Appadurai 1986
Arjun Appadurai (Hrsg.), The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective (Cambridge 1986).

Assmann 1988
Jan Assmann, Im Schatten junger Medienblüte. Ägypten und die Materialität des Zeichens. In: Hans Ulrich Gumbrecht/K. Ludwig Pfeiffer (Hrsg.), Materialität der Kommunikation (Frankfurt a.M. 1988) 141-160.

Barratt 1987
John C. Barrett, Contextual Archaeology. Antiquity 61, 1987, 468-473.

Baudrillard 1968
Jean Baudrillard, Le système des objets. Collection Tel 33 (Paris 1968).

Bauer 2002
Alexander A. Bauer, Is What You See All You Get? Recognizing Meaning in Archaeology. Journal of Social Archaeology 2, 2002, 37-52.

Baumgartner 1972
Hans Michael Baumgartner, Kontinuität und Geschichte. Zur Kritik und Metakritik der historischen Vernunft (Frankfurt 1972).

Benne 2013
Christian Benne, Aporien der Materialität - lässt sich mit Handschriften philosophieren? Text 14, 2013, 3-21.

Berg/Lie 1995
Anne-Jorunn Berg/Merete Lie, Feminism and Constructivism: Do Artifacts Have Gender? Science, Technology, & Human Values 20, 1995, 332-351.

Bernbeck 1997
Reinhard Bernbeck, Theorien in der Archäologie (Tübingen/Basel 1997).

Bintliff/Pearce 2011
John Bintliff/Mark Pearce, Introduction. In: John Bintliff/Mark Pearce (Hrsg.), The Death of Archaeological Theory? (Oxford 2011) 1-6.

Boghossian 2006
Paul Boghossian, Fear of Knowledge. Against Relativism and Constructivism (Oxford 2006). [Ich zitiere nach der deutschen Übersetzung: Angst vor der Wahrheit. Ein Plädoyer gegen Relativismus und Konstruktivismus (Berlin 2013)].

Bourdieu 1972
Pierre Bourdieu, Esquisse d'une théorie de la pratique, précédé de trois études d'ethnologie kabyle (Genéve 1972).

Böhme 2006
Hartmut Böhme, Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne (Reinbek 2006).

Bringéus 1986
Nils-Arvid Bringéus, Perspektiven des Studiums materieller Kultur. Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte 29, 1986, 156-174.

Brück 2005
Joanna Brück, Experiencing The Past? The Development of a Phenomenological Archaeology in British Prehistory. Archaeological Dialogues 12, 2005, 45-72.

Buchli 1995
Victor A.Buchli, Interpreting Material Culture. The Trouble with Text. In: Ian Hodder/Michael Shanks/Alessandra Alessandri/Victor Buchli/John Carman/Jonathan Last/Gavin Lucas (Hrsg.), Interpreting Archaeology. Finding Meaning in the Past (London 1995) 181-193.

Burke 1997
Peter Burke, Die Metageschichte von „Metahistory". In: Jörn Stückrath/Jürg Zbinden (Hrsg.), Metageschichte. Hayden White und Paul Ricœur. Dargestellte Wirklichkeit in der europäischen Kultur im Kontext von Husserl, Weber, Auerbach und Gombrich. Interdisziplinäre Studien 2 (Baden-Baden 1997) 73-85.

Butler 1993
Judith Butler, Bodies That Matter. On the Discursive Limits of „Sex" (New York 1993). [Ich zitiere nach der deutschen Ausgabe: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts (Berlin 1995)].

Carrard 1992
Philippe Carrard, Poetics of the New History. French Historical Discourse from Braudel to Chartier (Baltimore 1992).

Cassirer 1922
Ernst Cassirer, Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit 2[3] (Berlin 1922).

de Certeau 1975
Michel de Certeau, L'écriture de l'histoire (Paris 1975).

Clark 2008
Andy Clark, Supersizing the Mind: Embodiment, Action, and Cognitive Extension (Oxford/New York 2008).

Clark/Chalmers 1998
Andy Clark/David Chalmers, The Extended Mind. Analysis 58, 1998, 7-19.

Clarke 1972
David L. Clarke, Models and Paradigms in Contemporary Archaeology. In: David L. Clarke (Hrsg.), Models in Archaeology (London 1972) 1-60.

Clifford/Marcus 1986
James Clifford/George E. Marcus (Hrsg.), Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography (London 1986).

Cosgrove 2004
Denis Cosgrove, Landscape and *Landschaft*. German Historical Institute Bulletin 35, 2004, 57-71.

Csordas 1990
Thomas J. Csordas, Embodiment as a Paradigm for Anthropology. Ethos 18, 1990, 5-47.

Csordas 1994
Thomas J. Csordas (Hrsg.), Embodiment and Experience: The Existential Ground of Culture and Self. Cambridge Studies in Medical Anthropology 2 (Cambridge/New York/Melbourne 1994).

Detel *et al.* 1980
Wolfgang Detel/Matthias Schramm/Wolfgang Breidert/Tilman Borsche/Rainer Piepmeier/Peter Hucklenbroich, Materie. In: Joachim Ritter/Karlfried Gründer (Hrsg.), Historisches Wörterbuch der Philosophie 5 (Basel 1980) 870-924.

Descartes 1637
René Descartes, Discours de la méthode pour bien conduire sa raison et chercher la verité dans les sciences (Leiden 1637).

Descartes 1641
René Descartes, Meditationes de prima philosophia, in qua Dei existentia et animae immortalitas demonstratur (1641).

Dickmann *et al*. 2015
Jens-Arne Dickmann/Friederike Elias/Friedrich-Emanuel Focken, Praxeologie. In: Thomas Meier/Michael R. Ott/Rebecca Sauer (Hrsg.), Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken. Materiale Textkulturen 1 (Berlin/München/Boston 2015) 135-146.

Dillenberger 1960
John Dillenberger, Protestant Thought and Natural Science. A Historical Interpretation (Garden City 1960).

Doležel 1999
Lubomír Doležel, Fictional and Historical Narrative. Meeting the Postmodern Challenge. In: David Herman (Hrsg.), Narratologies. New Perspectives on Narrative Analysis (Columbus 1999) 247-273.

Domańska 1998
Ewa Domańska, Hayden White: Beyond Irony. History and Theory 37, 1998, 173-181.

Douglas 1973
Mary Douglas, Natural Symbols: Explorations in Cosmology (New York 1973).

Eckel 2007
Jan Eckel, Der Sinn der Erzählung. Die narratologische Diskussion in der Geschichtswissenschaft und das Beispiel der Weimargeschichtsschreibung. In: Jan Eckel/Thomas Etzemüller (Hrsg.), Neue Zugänge zur Geschichte der Geschichtswissenschaft (Göttingen 2007) 201-229.

Eco 1968
Umberto Eco, La struttura assente. La ricerca semiotica e il metodo strutturale (Milano 1968). [Ich zitiere nach der deutschen Ausgabe: Einführung in die Semiotik (München 1972)].

van Ede 2009
Yolanda van Ede, Sensuous Anthropology: Sense and Sensibility and the Rehabilitation of Skill. Anthropological Notebooks 15, 2009, 61-75.

Flaig 2010
Ernst Flaig, Erleichterte Erkenntnis. Wie man narratistisch den realen Balast abwirft und die Wissenschaft loskriegt. In: Thiemo Breyer/Daniel Creutz (Hrsg.), Erfahrung und Geschichte. Historische Sinnbildung im Pränarrativen. Narratologia 23 (Berlin/New York 2010) 73-92.

Fleck 1935
Ludwik Fleck, Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv (Basel 1935).

Foucault 1961
Michel Foucault, Histoire de la folie à l'âge classique – Folie et déraison (Paris 1961).

Foucault 1963
Michel Foucault, Naissance de la clinique – une archéologie du regard médical (Paris 1963).

Foucault 1966
Michel Foucault, Lets mots et les choses – Une archéologie des sciences humaines (Paris 1966).

Foucault 1972
Michel Foucault, L'ordre du discours (Paris 1972).

Foucault 1975
Michel Foucault, Surveiller et punir - la naissance de la prison (Paris 1975).

Foucault 1984
Michel Foucault, Des espaces autres. Architecture Mouvement Continuité N.S. 5, 1984, 46-49.

Foucault 2005
Michel Foucault, Die Heterotopien - Les hétérotopies. Der utopische Körper - Le corps utopique. Zwei Radiovorträge (Frankfurt 2005).

Fox *et al.* 2015
Richard Fox/Diamantis Panagiotopoulos/Christina Tsouparopoulou, Affordanz. In: Thomas Meier/Michael R. Ott/Rebecca Sauer (Hrsg.), Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken. Materiale Textkulturen 1 (Berlin/München/Boston 2015) 63-70.

Frers 2004
Lars Frers, Zum begrifflichen Instrumentarium - Dinge und Materialität, Praxis und Performativität (2004). URL: http://userpage.fu-berlin.de/~frers/begriffe.html [letzter Zugriff 16.05.2013].

Friedman 1983
Jonathan Friedman, Civilizational Cycles and the History of Primitivism. Social Analysis 14, 1983, 31-52. [ich zitiere nach dem Wiederabdruck in: Jonathan Friedman, Culture, Identity and Global Process (London/Thousand Oaks/New Delhi 1994) 42-66].

Fries 1828/31
Jacob Friedrich Fries, Neue oder anthropologische Kritik der Vernunft[2] (Heidelberg 1828/31).

Gell 1998
Alfred Gell, Art and Agency. An Anthropological Theory (Oxford 1998).

Gibson 1977
James J. Gibson, The Theory of Affordances. In: Robert Shaw/John Bransford (Hrsg.), Perceiving, Acting, and Knowing: Toward an Ecological Psychology (Hillsdale 1977) 67-82.

Gibson 1979
James J. Gibson, The Ecological Approach to Visual Perception (Boston 1979).

Gimbutas 1989
Marija Gimbutas, The Language of the Goddess (London 1989).

Glasersfeld 1985
Ernst von Glasersfeld, Einführung in den radikalen Konstruktivismus. In: Paul Watzlawik (Hrsg.), Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus (München 1985) 16-38.

Gumbrecht 2004
Hans Ulrich Gumbrecht, The Production of Presence. What Meaning Cannot Convey (Stanford 2004). [ich zitiere nach der deutschen Ausgabe: Diesseits der Hermeneutik. Über die Produktion von Präsenz (Frankfurt a.M. 2004)].

Gumbrecht 2012
Hans Ulrich Gumbrecht, Präsenz (Berlin 2012).

Habermas 1981
Jürgen Habermas, Theorie des kommunikativen Handelns (Frankfurt 1981).

Hahn 2003
Hans Peter Hahn, Dinge als Zeichen – eine unscharfe Beziehung. In: Ulrich Veit/Tobias L. Kienlin/Christoph Kümmel/Sascha Schmidt (Hrsg.), Spuren und Botschaften: Interpretationen materieller Kultur. Tübinger Archäologische Taschenbücher 4 (Münster/New York/München 2003) 29-51.

Hahn 2005
Hans Peter Hahn, Materielle Kultur. Eine Einführung (Berlin 2005).

Hahn 2013
Hans Peter Hahn, Vom Eigensinn der Dinge. Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 2013, 13-22.

Hahn *et al.* 2014
Hans Peter Hahn/Manfred K.H. Eggert/Stefanie Samida, Einleitung: Materielle Kultur in den Kultur- und Sozialwissenschaften. In: Stefanie Samida/Manfred K.H. Eggert/Hans Peter Hahn (Hrsg.), Handbuch materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen (Stuttgart/Weimar 2014) 1-12.

Halsall 2003
Guy Halsall, Burial Writes. Graves, Texts and Time in Early Merovingian Northern Gaul. In: Jörg Jarnut/Matthias Wemhoff (Hrsg.), Erinnerungskultur im Bestattungsritual. Archäologisch-Historisches Forum 3 (München 2003) 61-74.

Hamilakis 2011
Yannis Hamilakis, Archaeologies of the Senses. In: Timothy Insoll (Hrsg.), Oxford Handbook of the Archaeology of Ritual and Religion (Oxford/New York 2011) 208-225.

Hamilakis *et al.* 2002
Yannis Hamilakis/Mark Pluciennik /Sarah Tarlow (Hrsg.), Thinking Through the Body. Archaeologies of Corporeality (New York/Boston/Dordrecht 2002).

Hartmann *et al.* 2011
Andreas Hartmann/Peter Höher/Christiane Cantauw/Uwe Meiners/Silke Meyer (Hrsg.), Die Macht der Dinge. Symbolische Kommunikation und kulturelles Handeln (Münster/New York 2011).

Headland 1990
Thomas N. Headland, Introduction: A Dialogue Between Kenneth Pike and Marvin Harris on Emics and Etics. In: Thomas N. Headland/Kenneth L. Pike/Marvin Harris (Hrsg.), Emics and Etics: the Insider/Outsider Debate. Frontiers of Anthropology 7 (Newbury Park/London/New Delhi 1990) 13-27.

Heidegger 1927
Martin Heidegger, Sein und Zeit. 1. Hälfte (Halle 1927).

Heidegger 1950
Martin Heidegger, Holzwege (Frankfurt 1950).

Heidegger 1951
Martin Heidegger, „Das Ding". Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Schönen Künste 1, 1951.

Henkel 2011
Anna Henkel, Die Dinge der Gesellschaft. Erste Überlegungen zu einer Gesellschaftstheorie der Dinglichkeit. The Technical University Technology Studies Working Papers TUTS-WP-6-2011 (o.O. 2011).

Hilgert 2010
Markus Hilgert, „Text-Anthropologie": Die Erforschung von Materialität und Präsenz des Geschriebenen als hermeneutische Strategie. Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft 142, 2010, 85-124.

Hinz 2009
Martin Hinz, Eine multivariate Analyse Aunjetitzer Fundgesellschaften. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 173 (Bonn 2009).

Hobbes 1655
Thomas Hobbes, Elementorum philosophiae sectio prima. De corpore (London 1655).

Hobbes 1658
Thomas Hobbes, Elementorum philosophiae sectio secunda. De homine (London 1658).

Hodder 1982
Ian Hodder (Hrsg.), Symbolic and Structural Archaeology (Cambridge 1982).

Hodder 1987
Ian Hodder, The Contextual Analysis of Symbolic Meanings. In: Ian Hodder (Hrsg.), The Archaeology of Contextual Meanings (Cambridge/London/New York 1987) 1-10.

Hodder 1989
Ian Hodder, This is Not an Article about Material Culture as Text. Journal of Anthropological Archaeology 8, 1989, 250-269.

Hodder 2012
Ian Hodder, Entangled, An Archaeology of the Relationships between Humans and Things (Chichester/Malden/Oxford 2012).

Hodder/Hutson 2003
Ian Hodder/Scott Hutson, Reading the Past. Current Approaches to Interpretation in Archaeology[3] (Cambridge 2003).

Hofmann 2008a
Kerstin P. Hofmann, Der rituelle Umgang mit dem Tod. Untersuchungen zu bronze- und früheisenzeitlichen Brandbestattungen im Elbe-Weser-Dreieck. Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden 32 = Archäologische Berichte des Landkreises Rotenburg (Wümme) 14 (Oldenburg 2008).

Hofmann 2008b
Kerstin P. Hofmann, Ritual und Zeichen – Zum Umgang des Menschen mit dem Tod. In: Christoph Kümmel/Beat Schweizer/Ulrich Veit (Hrsg.), Körperinszenierung - Objektsammlung - Monumentalisierung: Totenritual und Grabkult in frühen Gesellschaften. Archäologische Quellen in kulturwissenschaftlicher Perspektive. Tübinger Archäologische Taschenbücher 6 (Münster 2008) 353-374.

Hofmann/Schreiber 2014
Kerstin P. Hofmann/Stefan Schreiber, Materielle Kultur. In: Doreen Mölders/Sabine Wolfram (Hrsg.), Schlüsselbegriffe der Prähistorischen Archäologie. Tübinger Archäologische Taschenbücher 11 (Münster/New York 2014).

d'Holbach 1770
Paul Henri Thiry d'Holbach, Système de la Nature ou des loix du monde physique et du monde moral (Londres 1770).

Holtorf 2010
Cornelius Holtorf, Meta-Stories of Archaeology. World Archaeology 42, 2010, 381-393.

Horkheimer/Adorno 1947
Max Horkheimer/Theodor W. Adorno, Dialektik der Aufklärung (Amsterdam 1947).

Howes 2005
David Howes, Introduction: Empires of the Senses. In: David Howes (Hrsg.), Empire of the Senses. The Sensual Culture Reader (Oxford/New York 2005) 1-17.

Hsu 2008
Elisabeth Hsu, The Senses and the Social: An Introduction. Ethnos 73, 2008, 433-443.

Husserl 1910/11
Edmund Husserl, Philosophie als strenge Wissenschaft. Logos 1, 1910/11, 289-341.

Husserl 1913
Edmund Husserl, Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie 1. Allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie (Halle 1913).

Ingold 1993
Tim Ingold, Globes and Spheres. The Topology of Environmentalism. In: Kay Milton (Hrsg.), Environmentalism: The View from Anthropology (London 1993) 31-42. [wieder in Tim Ingold, The Perception of the Environment. Essays in Livelihood, Dwelling and Skill (London/New York 2000) 209-218].

Ingold 2000a
Tim Ingold, The Perception of the Environment. Essays in Livelihood, Dwelling and Skill (London/New York 2000).

Ingold 2000b
Tim Ingold, Ancestry, Generation, Substance, Memory, Land. In: Tim Ingold, The Perception of the Environment. Essays in Livelihood, Dwelling and Skill (London/New York 2000) 132-151.

Ingold 2007
Tim Ingold, Materials Against Materiality. Archaeological Dialogues 14, 2007, 1-16.

Jaeger 2009
Stephan Jaeger, Erzählen im historiographischen Diskurs. In: Christian Klein/Matías Martínez (Hrsg.), Wirklichkeitserzählungen. Felder, Formen und Funktionen nichtliterarischen Erzählens (Stuttgart/Weimar 2009) 110-135.

Jetzkowitz 2010
Jens Jetzkowitz, Welche Interpretation der Vergangenheit hat Zukunft? Zeitkonzept und Forschungsmethodologie der historischen Umweltforschung. In: Thomas Meier/Petra Tillessen (Hrsg.), Über die Grenzen und zwischen den Disziplinen. Fächerübergreifende Zusammenarbeit im Forschungsfeld historischer Mensch-Umwelt-Beziehungen (Budapest 2010) 141-158.

Johansen 1992
Ulla Johansen, Materielle oder materialisierte Kultur? Zeitschrift für Ethnologie 117, 1992, 1-15.

Jung 2003
Matthias Jung, Bemerkungen zur Interpretation materieller Kultur aus der Perspektive der objektiven Hermeneutik. In: Ulrich Veit/Tobias L. Kienlin/Christoph Kümmel/Sascha Schmidt (Hrsg.), Spuren und Botschaften: Interpretationen materieller Kultur. Tübinger Archäologische Taschenbücher 4 (Münster/New York/München 2003) 89-106.

Jütte 2000
Robert Jütte, Geschichte der Sinne. Von der Antike bis zum Cyberspace (München 2000).

Kablitz 2006
Andreas Kablitz, Geschichte – Tradition – Erinnerung. Wider die Subjektivierung der Geschichte. Geschichte und Gesellschaft 32, 2006, 220-237.

Karagianni *et al.* 2015
Angeliki Karagianni/Jürgen Paul Schwindt/Christina Tsouparopoulou, Materialität. In: Thomas Meier/Michael R. Ott/Rebecca Sauer (Hrsg.), Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken. Materiale Textkulturen 1 (Berlin/München/Boston 2015) 33-46.

Karl 2010
Raimund Karl, Macht und Ohnmacht des positivistischen Denkens. Der Positivismus in der deutschsprachigen Ur- und Frühgeschichte unter besonderer Berücksichtigung des Instituts für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien. Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas 58 (Langenweissbach 2010).

Keupp/Schmitz-Esser 2012
Jan Keupp/Romedio Schmitz-Esser, Mundus in gutta. Plädoyer für eine Realienkunde in kulturhistorischer Perspektive. Archiv für Kulturgeschichte 94, 2012, 1-20.

Keupp/Schmitz-Esser 2015
Jan Keupp/Romedio Schmitz-Esser (Hrsg.), Neue alte Sachlichkeit. Studienbuch Materialität des Mittelalters (Ostfildern 2015).

Keupp/Schmitz-Esser 2015a
Jan Keupp/Romedio Schmitz-Esser, Einführung in die "Neue alte Sachlichkeit": Ein Plädoyer für eine Realienkunde des Mittelalters in kulturhistorischer Perspektive. In: Jan Keupp/Romedio Schmitz-Esser (Hrsg.), Neue alte Sachlichkeit. Studienbuch Materialität des Mittelalters (Ostfildern 2015) 9-46.

Kienlin/Widura 2014
Tobias L. Kienlin/Anne Widura, Dinge als Zeichen. In: Stefanie Samida/Manfred K.H. Eggert/Hans Peter Hahn (Hrsg.), Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen (Stuttgart/Weimar 2014) 31-38.

Kohl 2003
Karl-Heinz Kohl, Die Macht der Dinge. Geschichte und Theorie sakraler Objekte (München 2003).

Kohlhammer 1998
Siegfried Kohlhammer, Die Welt im Viererpack. Zu Hayden White. Merkur 594/95, 1998, 898-907.

Köhler 2004
Sigrid G. Köhler, De-Gendering Materiality. Zu Materialitätsdiskursen und ihrer Rhetorik – und zu materiell-semiotischen Flecken und Agenten. In: Sigrid G. Köhler/Jan Christian Metzler/Martina Wagner-Egelhaaf (Hrsg.), Prima materia. Beiträge zur transdisziplinären Materialitätsdebatte. Kulturwissenschaftliche Gender-Studien 6 (Königstein 2004) 117-146.

Köhler *et al.* 2013
Sigrid G. Köhler/Martina Wagner-Egelhaaf/Hania Siebenpfeiffer, Einleitung. In: Sigrid G. Köhler/Hania Siebenpfeiffer/Martina Wagner-Egelhaaf (Hrsg.), Materie. Grundlagentexte zur Theoriegeschichte (Berlin 2013) 11-24.

Kopytoff 1986
Igor Kopytoff, The Cultural Biography of Things. Commoditization as Process. In: Arjun Appadurai (Hrsg.), The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective (Cambridge 1986) 64-91.

Kristiansen 2008
Kristian Kristiansen, Do We Need the 'Archaeology of Europe'? Archaeological Dialogues 15, 2008, 5-25.

Kuhn 1962
Thomas Kuhn, The Structure of Scientific Revolutions (Chicago 1962).

Langer 1942
Susan K. Langer, Philosophy in a New Key. A Study in the Symbolism of Reason, Rite, and Art (Cambridge 1942).

Last 1995
Jonathan Last, The Nature of History. In: Ian Hodder/Michael Shanks/Alexandra Alexandri/Victor Buchli/John Carman/Jonathan Last/Gavin Lucas, Interpreting Archaeology (London/New York 1995) 141-157.

Latour 1991
Bruno Latour, Nous n'avons jamais été modernes. Essai d'anthropologie symétrique (Paris 1991).

Latour 1999a
Bruno Latour, Politiques de la nature (Paris 1999).

Latour 1999b
Bruno Latour, Pandora's Hope. Essays on the Reality of Science Studies (Cambridge/London 1999).

Latour 2005
Bruno Latour, Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory (Oxford 2005).

Latour/Woolgar 1979
Bruno Latour/Steve Woolgar, Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts (Princeton 1979).

Lefebvre 1974
Henri Lefebvre, La production de l'espace (Paris 1974).

Leibniz 1714 [1720]
Gottfried Wilhelm Leibniz, Eclaircissement sur les Monades (Manuskript 1714). [Publiziert unter dem Titel: Des Hn. Gottfried Wilh. Von Leibnitz Lehrsätze über die Monadologie imgleichen von Gott und seiner Existenz, seinen Eigenschaften, und von der Seele des Menschen; ed. Heinrich Köhler (Frankfurt/Leipzig 1720)].

Lemonnier 1992
Pierre Lemonnier, Elements for an Anthropology of Technology. University of Michigan Museum of Anthropology Anthropological Paper 88 (Michigan 1992).

Leone 1982
Mark P. Leone, Some Opinions About Recovering Mind. American Antiquity 47, 1982, 742-760.

Leroi-Gourhan 1964a
André Leroi-Gourhan, Les religions de la préhistoire, Paléolithique. Mythes et Religions 51 (Paris 1964).

Leroi-Gourhan 1964b
André Leroi-Gourhan, Le geste et la parole! - Téchnique et langage (Paris 1964).

Lesure 2005
Richard G. Lesure, Linking Theory and Evidence in an Archaeology of Human Agency: Iconography, Style, and Theories of Embodiment. Journal of Archaeological Method and Theory 12, 2005, 237-255.

Lévi-Strauss 1958
Claude Lévi-Strauss, Anthropologie structurale (Paris 1958).

Lévi-Strauss 1962
Claude Lévi-Strauss, La pensée sauvage (Paris 1962).

Liptow 2013
Jasper Liptow, Philosophie des Geistes zur Einführung (Hamburg 2013).

McLaughlin 2009
Brian P. McLaughlin (Hrsg.), The Oxford Handbook of Philosophy of Mind (Oxford 2009).

Meier 2002
Thomas Meier, Die Archäologie des mittelalterlichen Königsgrabes im christlichen Europa. Mittelalter-Forschungen 8 (Stuttgart 2002).

Meier 2012
Thomas Meier, Der Archäologe als Wissenschaftler und Zeitgenosse (Darmstadt/Mainz 2012).

Meier *et al.* 2015
Thomas Meier/Friedrich-Emanuel Focken/Michael R. Ott, Material. In: Thomas Meier/Michael R. Ott/Rebecca Sauer (Hrsg.), Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken. Materiale Textkulturen 1 (Berlin/München/Boston 2015) 19-31.

Meier/Tillessen 2014
Thomas Meier/Petra Tillessen, Archaeological Imaginations of Religion: An Introduction from an Anglo-German Perspective. In: Thomas Meier/Petra Tillessen (Hrsg.), Archaeological Imaginations of Religions. Archaeolingua Series Minor 31 (Budapest 2014) 11-247.

Meier/Zotter 2013
Thomas Meier/Astrid Zotter, Ritualgegenstände und Materialität. In: Christiane Brosius/Axel Michaels/Paula Schrode (Hrsg.), Ritual und Ritualdynamik. Schlüsselbegriffe, Theorien, Diskussionen (Göttingen/Bristol 2013) 135-143.

Melas 1989
Emmanouēl M. Melas, Etics, Emics and Empathy in Archaeological Theory. In: Ian Hodder (Hrsg.), The Meanings of Things. Material Culture and Symbolic Expression. One World Archaeology 6 (London/Boston/Sydney 1989) 137-155.

Menary 2010
Richard Menary (Hrsg.), The Extended Mind. Life and Mind (Cambridge MA. 2010).

Merleau-Ponty 1945
Maurice Merleau-Ponty, Phénoménologie de la perception (Paris 1945).

Meyer/Houtman 2012
Birgit Meyer/Dick Houtman, Introduction. Material Religion – How Things Matter. In: Dick Houtman/Birgit Meyer (Hrsg.), Things. Religion and the Question of Materiality (New York/London 2012) 1-23.

Miller 1987
Daniel Miller, Material Culture and Mass Consumption (Oxford 1987).

Miller 1996
Daniel Miller, Consumption Studies as the Transformation of Anthropology. In: Daniel Miller (Hrsg.), Acknowledging Consumption (London 1996) 264-295.

Neurath 1931
Otto Neurath, Physicalism: The Philosophy of the Viennese Circle. The Monist 41, 1931, 618-623.

Nilsson Stutz 2006
Liv Nilsson Stutz, Escaping the Allure of Meaning. Toward New Paradigms in the Study of Ritual in Prehistory. In: Anders Andrén/Kristina Jennbert/Catherina Raudvere (Hrsg.), Old Norse Religion in Long-Term Perspectives. Origins, Changes, and Interactions = Conference Lund 2004. Väger till Midgård 8 (Lund 2006) 95-98.

Nolte 2002
Paul Nolte, Darstellungsweisen deutscher Geschichte. Erzählstrukturen und „master narratives" bei Nipperdey und Wehler. In: Christoph Conrad/Sebastian Conrad (Hrsg.), Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich (Göttingen 2002) 236-268.

Norman 2013
Donald Norman, The Design of Everyday Things[2] (New York 2013).

Novaković 2008
Predrag Novaković, Experiences from the Margins. Archaeological Dialogues 15, 2008, 36-45.

Nünning 1999
Ansgar Nünning, „Verbal fictions?" Kritische Überlegungen und narratologische Alternativen zu Hayden Whites Einebnung des Gegensatzes zwischen Historiographie und Literatur. Literaturwissenschaftliches Jahrbuch 40, 1999, 351-380.

Oevermann 2005
Ulrich Oevermann, Archäologische Funde als Ausdrucksgestalten und die Rekonstruktion ihrer objektiven Sinnstrukturen. In: Tobias L. Kienlin (Hrsg.), Die Dinge als Zeichen. Kulturelles Wissen und materielle Kultur = Tagung Frankfurt 2003. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 127 (Bonn 2005) 159-168.

Olsen 2003
Bjørnar Olsen, Material Culture after Text. Re-membering Things. Norwegian Archaeological Review 36, 2003, 87-104.

Orsi 2011
Robert A. Orsi, Belief. Material Religion 7, 2011, 10-17.

Panofsky 1924
Erwin Panofsky, Idea. Ein Beitrag zur Begriffsgeschichte der älteren Kunsttheorie (Leipzig/Berlin 1924).

Panofsky 1955
Erwin Panofsky, Iconography and Iconology: An Introduction to the Study of Renaissance Art. In: Erwin Panofsky, Meaning in the Visual Arts: Papers in and on Art History (Garden City 1955) 26-54.

Parmentier 1997
Richard J. Parmentier, The Pragmatic Semiotics of Culture. Semiotica 116, 1997, 1-115.

Peirce 1983
Charles S. Peirce, Syllabus of Certain Topics of Logic (unpubliziertes Manuskript; veröffentlicht in deutscher Übersetzung: Phänomen und Logik der Zeichen [Frankfurt a.M. 1983]).

Pels 1998
Peter Pels, The Spirit of Matter. On Fetish, Rarity, Fact, and Fancy. In: Patricia Spyer (Hrsg.), Border Fetishisms: Material Objects in Unstable Spaces (New York/London 1998) 91-121.

Pike 1967
Kenneth L. Pike, Language in Relation to a Unified Theory of the Structure of Human Behavior. Ianua Linguarum Series Maior 24[2] (Den Haag 1967).

Place 1956
Ullin T. Place, Is Consciousness a Brain Process? British Journal of Psychology 47, 1956, 44-50.

Pluciennik 1999
Mark Pluciennik, Archaeological Narratives and Other Ways of Telling. Current Anthropology 40, 1999, 653-668.

Pluciennik 2010
Mark Pluciennik, Is Narrative Necessary? Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 51, 2010, 48-63.

Pollock *et al.* 2014
Susan Pollock/Reinhard Bernbeck/Carolin Jauß/Johannes Greger/Constance von Rüden/Stefan Schreiber, Entangled Discussions: Talking with Ian Hodder About His Book *Entangled.* Berlin, 14. December 2013. Forum Kritische Archäologie 3, 2014, 150-161. URL: www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2014_3_11_Hodder.pdf [letzter Zugriff 12.07.2015].

Popper 1984
Karl Popper, Logik der Forschung[8] (Tübingen 1984).

Preucel 2006
Robert W. Preucel, Archaeological Semiotics (Malden 2006).

Ranke 1824
Leopold Ranke, Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535 (Leipzig/Berlin 1824).

Ricœur 1969
Paul Ricœur, Le conflit des interprétations. Essais d'herméneutique 1 (Paris 1969).

Ricœur 1971
Paul Ricœur, The Model of the Text: Meaningful Action Considered as a Text. Social Research 38, 1971, 529-562.

Ricœur 1976
Paul Ricœur, Interpretation Theory: Discourse and the Surplus of Meaning (Fort Worth 1976).

Ricœur 1983/85
Paul Ricœur, Temps et récit (Paris 1983/85).

Ricœur 2000
Paul Ricœur, La mémoire, l'histoire, l'oubli (Paris 2000).

Rupert 2009
Robert D. Rupert, Cognitive Systems and the Extended Mind. Philosophy of Mind (Oxford 2009).

Sahlins 1976
Marshall Sahlins, Culture and Practical Reason (Chicago 1976).

Samida/Eggert 2013
Stefanie Samida/Manfred K.H. Eggert, Das Materielle in den Kultur- und Sozialwissenschaften: Metatheoretische Reflexionen. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 143, 2013, 329-349.

Sarasin 1999a
Philipp Sarasin, Mapping the Body. Körpergeschichte zwischen Konstruktivismus, Politik und „Erfahrung". Historische Anthropologie 7, 1999, 437-451.

Sarasin 1999b
Philipp Sarasin, Vom Realen reden? Fragmente einer Körpergeschichte der Moderne. Riss. Zeitschrift für Psychoanalyse 14.45, 1999, 29-61.

Sarasin 2009
Philipp Sarasin, Darwin und Foucault. Genealogie und Geschichte im Zeitalter der Biologie (Frankfurt 2009).

Saupe 2009
Achim Saupe, Der Historiker als Detektiv – der Detektiv als Historiker. Historik, Kriminalistik und der Nationalsozialismus als Kriminalroman (Bielefeld 2009).

Schlanger 2004
Nathan Schlanger, „Suivre les gestes, éclat par éclat": la chaîne opératoire de Leroi-Gourhan. In: Françoise Audouze/Nathan Schlanger (Hrsg.), Autour de l'homme: Contexte et actualité de Leroi-Gourhan (Paris 2004).

Scholte 1973
Bob Scholte, The Structural Anthropology of Claude Lévi-Strauss. In: John J. Honigmann (Hrsg.), The Handbook of Social and Cultural Anthropology (New York 1973) 637-716.

Searle 1994
John Searle, What's Wrong with the Philosophy of Mind? In: Richard Warner/Tadeusz Subka (Hrsg.), The Mind-Body-Problem. A Guide to the Current Debate (Oxford 1994) 277-298.

Segal 2000
Robert A. Segal, Categorizing Religion. In: Armin W. Geertz/Russell T. McCutcheon (Hrsg.), Perspectives on Method and Theory in the Study of Religion = Congress Mexico City 1995. Method & Theory in the Study of Religion 12, 2000, 187-193.

Shanks 1995
Michael Shanks, The Archaeological Imagination: Creativity, Rhetoric and Archaeological Futures. In: Martin Kuna/Natalie Venclová (Hrsg.), Whither Archaeology? = Festschr. Evžen Neustupný (Praha 1995) 52-68.

Shanks 2012
Michael Shanks, The Archaeological Imagination (Walnut Creek 2012).

Shanks/Tilley 1992
Michael Shanks/Christopher Tilley, Re-Constructing Archaeology. Theory and Practice[2] (London/New York 1992).

Silverstein 1976
Michael Silverstein, Shifters, Linguistic Categories, and Cultural Description. In: Keith H. Basso/Henry A. Selby (Hrsg.), Meaning in Anthropology (Albuquerque 1976).

Silverstein 1998
Michael Silverstein, The Uses and Utility of Ideology: a Commentary. In: Bambi B. Schieffelin/Kathryn A. Woolard/Paul V. Kroskrity (Hrsg), Language Ideologies. Practice and Theory (Oxford 1998) 123-145.

Smart 1959
John J.C. Smart, Sensations and Brain Processes. The Philosophical Review 68, 1959, 141-156.

Soentgen 2014
Jens Soentgen, Materialität. In: Stefanie Samida/Manfred K.H. Eggert/Hans Peter Hahn (Hrsg.), Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen (Stuttgart/Weimar 2014) 226-229.

de Spinoza 1677
Baruch de Spinoza, Ethica, Ordine geometrico demonstrata (Amsterdam 1677).

Stone 1979
Lawrence Stone, The Revival of Narrative: Reflections on a New Old History. Past & Present 85, 1979, 3-24.

Stückrath 1997
Jörn Stückrath, Typologie statt Theorie? Zur Rekonstruktion und Kritik von Hayden Whites Begrifflichkeit in „Metahistory". In: Jörn Stückrath/Jürg Zbinden (Hrsg.), Metageschichte. Hayden White und Paul Ricœur. Dargestellte Wirklichkeit in der europäischen Kultur im Kontext von Husserl, Weber, Auerbach und Gombrich. Interdisziplinäre Studien 2 (Baden-Baden 1997) 86-103.

Taylor 2008
Timothy Taylor, Materiality. In: R. Alexander Bentley/Herbert D.G. Maschner/Christopher Chippindale (Hrsg.), Handbook of Archaeological Theories (Lanham 2008) 297-320.

Tengelyi 2010
László Tengelyi, In Verteidigung der Geschichtserfahrung. Zur Auseinandersetzung von Paul Ricœur mit Hayden White. In: Thiemo Breyer/Daniel Creutz (Hrsg.), Erfahrung und Geschichte. Historische Sinnbildung im Pränarrativen. Narratologia 23 (Berlin/New York 2010) 185-199.

Thomas 1996a
Julian Thomas, Time, Culture and Identity (London/New York 1996).

Thomas 1996b
Julian Thomas, A Précis of Time, Culture and Identity. Archaeological Dialogues 3, 1996, 6-21.

Tilley 1990a
Christopher Tilley, Claude Lévi-Strauss: Structuralism and Beyond. In: Christopher Tilley (Hrsg.), Reading Material Culture. Structuralism, Hermeneutics and Post-Structuralism (Oxford 1990) 3-81.

Tilley 1990b
Christopher Tilley (Hrsg.), Reading Material Culture. Structuralism, Hermeneutics and Post-Structuralism (Oxford 1990).

Tilley 1991
Christopher Tilley, Material Culture and Text: The Art of Ambiguity (London/New York 1991).

Tilley 1994
Christopher Tilley, A Phenomenology of Landscape. Places, Paths and Monuments (Oxford/Providence 1994).

Tilley 2004
Christopher Tilley, The Materiality of Stone. Explorations in Landscape Phenomenology 1 (Oxford/New York 2004).

Tilley 2006
Christopher Tilley (Hrsg.), Handbook of Material Culture (London 2006).

Tilley 2008
Christopher Tilley, Body and Image. Explorations in Landscape Phenomenology 2 (Walnut Creek 2008).

Trigger 1995
Bruce G. Trigger, Romanticism, Nationalism, and Archaeology. In: Philip L. Kohl/Clare Fawcett (Hrsg.), Nationalism, Politics, and the Practice of Archaeology (Cambridge/New York/Melbourne 1995) 263-279.

Turner 1967
Victor Turner, The Forest of Symbols. Aspects of Ndembu Ritual (Ithaca 1967).

Varela *et al.* 1995
Franciso J. Varela/Evan Thompson/Eleanor Rosch, The Embodied Mind. Cognitive Science and Human Experience (Cambridge MA 1995).

Vedder 2014
Ulrike Vedder, Sprache und Dinge. In: Stefanie Samida/Manfred K.H. Eggert/Hans Peter Hahn (Hrsg.), Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen (Stuttgart/Weimar 2014) 39-46.

Veit 2003
Ulrich Veit, Über die Grenzen archäologischer Erkenntnis und die Lehren der Kulturtheorie für die Archäologie. In: Ulrich Veit/Tobias L. Kienlin/Christoph Kümmel/Sascha Schmidt (Hrsg.), Spuren und Botschaften: Interpretationen materieller Kultur. Tübinger Archäologische Taschenbücher 4 (Münster/New York/München 2003) 463-490.

Veit 2010
Ulrich Veit, Zur Geschichte und Theorie des Erzählens in der Archäologie: Eine Problemskizze. Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 51.1/2, 2010, 10-29.

Wagner 1996
Monika Wagner, Form und Material im Geschlechterkampf – Aktionismus auf dem Flickenteppich. In: Corinna Caduff/Sigrid Weigel (Hrsg.), Das Geschlecht der Künste. Literatur – Kultur – Geschlecht. Kleine Reihe 8 (Köln/Weimar/Wien 1996) 175-196.

Wagner 2001
Monika Wagner, Material. In: Karlheinz Barck/Martin Fontius/Sieter Schlenstedt/Burkhart Steinwachs/Friedrich Wolfzettel (Hrsg.), Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden 3 (Stuttgart/Weimar 2001) 866-882.

Welsch *et al.* 2013
Norbert Welsch/Jürgen Schwab/Claus Chr. Liebmann, Materie. Erde, Wasser, Luft und Feuer (Berlin/Heidelberg 2013).

Wetzstein 2008
Thomas Wetzstein, Prozeßschriftgut im Mittelalter – einführende Überlegungen. In: Susanne Lepsius/Thomas Wetzstein (Hrsg.), Als die Welt in die Akten kam. Prozeßschriftgut im europäischen Mittelalter. Rechtsprechung Materialien und Studien 27 (Frankfurt 2008) 1-27.

White 1973
Hayden White, Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe (Baltimore 1973).

White 1987
Hayden White, The Content of the Form. Narrative Discourse and Historical Representation (Baltimore 1987).

Williams 2006
Howard Williams, Death and Memory in Early Medieval England (Cambridge/New York/Melbourne 2006).

Wittgenstein 1953
Ludwig Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen (Oxford 1953).

Wolputte 2004
Steven Van Wolputte, Hang on to Your Self: Of Bodies, Embodiment, and Selves. Annual Review of Anthropology 33, 2004, 251-269.

Yengoyan 1985
Aram A. Yengoyan, Digging for Symbols: The Archaeology of Everyday Material Life. Proceedings of the Prehistoric Society 51, 1985, 329-334.

Young 1997
James E. Young, Hayden White, postmoderne Geschichte und der Holocaust. In: Jörn Stückrath/Jürg Zbinden (Hrsg.), Metageschichte. Hayden White und Paul Ricœur. Dargestellte Wirklichkeit in der europäischen Kultur im Kontext von Husserl, Weber, Auerbach und Gombrich. Interdisziplinäre Studien 2 (Baden-Baden 1997) 139-165.

Über den Autor:

Thomas Meier studierte Vor- und Frühgeschichte, Mittelalterlichen Geschichte und Provinzialrömischen Archäologie in München, wo er 1999 mit einer Arbeit über „Die Archäologie des mittelalterlichen Königsgrabes im christlichen Europa“ promovierte. Aus einem interdisziplinären Forschungsprojekt zu mittelalterlichen Mensch-Umwelt-Beziehungen am Alpenrand ging seine Kieler Habilitationsschrift „Sozialstruktur und Wirtschaftsweise im frühmittelalterlichen Südbayern“ hervor. Seit 2008 hat er eine Professur für Ur- und Frühgeschichte an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg inne. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Mensch-Umwelt-Beziehungen, der Landschaftsarchäologie, der Sozial- und Wirtschaftsarchäologie des Mittelalters und den theoretischen Grundlagen des Faches.

Thomas Meier
Institut für Ur- und Frühgeschichte und Vorderasiatische Archäologie
Ruprecht-Karls-Universität
Marstallhof 4
D-69117 Heidelberg
thomas.meier@zaw.uni-heidelberg.de

Dinge als historische Quellen in Revision

Materialität, Spuren und Geschichten[1]

Kerstin P. Hofmann

*The material turn and the search for stability and authentic substance recently lead to an appreciation of archaeological finds and findings versus written sources, which had been commonly preferred since the beginnings of the discipline of history. Therefore, archaeology and its practices and methods of large-scale thing accumulating currently receive unprecedented attention. At the same time we still use the source system, which was originally developed for written texts, to determine the value of our material evidences. The aim of this article is to discuss the specific source character of historical material records. Thus it examines things and their inherent forms of articulation of the past based on new approaches and theories in material culture studies. After discussing the key terms ‚thing' and ‚historical source', their latent concepts of time will be reconsidered. Subsequently, the concepts of ‚perceptive action' (*Wahrnehmungshandeln*) and ‚encasing' (*Einhüllen*), developed by Lars Frers (2009), will be mentioned briefly in order to examine artefacts, which will be understood as ‚what-for-things' (*Wozudinge*) freely adapted from Wilhelm Schapp (1953) using three exemplarily selected archaeological ‚determinations' (*Bestimmtheiten*) – ‚what from' (*Auswas*), size and age. Concluding I will name some of the consequences for source criticism and archaeological practice that arise from the fact that things are always entangled in several stories at the same moment.*

Schlüsselbegriffe: Dinge; Materialität; Zeitkonzepte; Wahrnehmung; Handlung; Quellenkritik; Geschichten; Verstrickung

Keywords: things; materiality; time concepts; perception; action; source criticism; stories; entanglement

---

1 Der Beitrag entstand im Rahmen meiner Tätigkeit als Nachwuchsgruppenleiterin der *key topic group* „*Identities. Space and Knowledge Related Identification*" des Berliner Exzellenzclusters 264 ‚TOPOI – The Formation and Transformation of Space and Knowledge in Ancient Civilizations', dem ich für die Finanzierung meiner Arbeiten und das inspirierende Forschungsumfeld danke. Für ‚sachdienliche Hinweise' gilt mein Dank ferner Ulf Ickerodt, Claudia Gerling, Sabine Pinter, Stefan Schreiber und Felix Wiedemann.

„Manchmal besitzen gewöhnliche Dinge die Macht,
die Gegenwart zu entfernen
und uns in eine andere Zeit
und an einen anderen Ort zu versetzen."

Mit diesen, von Peter Wolf (2002, 126) ins Deutsche übersetzten Worten bewirbt das *Vancouver Holocaust Education Center* in einem Prospekt einen für Unterrichtszwecke ausleihbaren Koffer mit Nachbildungen von Gegenständen, die an das Schicksal von Kindern in deutschen Konzentrationslagern erinnern sollen. Trotz der ihnen aufgrund ihrer Reproduktion nicht mehr zuzuerkennenden Aura der Zeitgenossenschaft (vgl. Benjamin 1977 [1935]) wird diesen Dingen hier das Potential des Andenkens an eine nicht selbst erlebte Vergangenheit zugeschrieben. Können Dinge also quasi als Zeitmaschinen dienen? Und haben viele in der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie nur aufgrund ihres neidischen Blickes auf Ge schichtswissenschaftler*innen, denen Texte zur Analyse zur Verfügung stehen, noch nicht den Wert unserer eigenen Quellen erkannt? Bei der derzeitigen Konjunktur von Materialität und Dingen in den Geistes- und Sozialwissenschaften könnte man dies fast annehmen (siehe z.B. Preda 1999; Jost 2001; Hicks 2010). Trotzdem überrascht es mich immer wieder, wenn ich als Archäologin von Soziolog*innen oder Kulturwissenschaftler*innen wegen meiner vermeintlichen Dingexpertise um Rat gefragt werde. Schließlich waren wir Archäolog*innen es doch immer, die Wissenschaftler*innen anderer Fächer und Disziplinen um Hilfe ersuchten.

Ist der erste Enthusiasmus ob des Interesses an archäologischer Methodik und Theorie jenseits der Schatzsucher*in-Faszination für Archäologie jedoch verflogen, stellt sich die ernüchternde Frage, inwieweit die Wirkmächtigkeit bzw. die Zeugniskraft prähistorischer Funde und Befunde überhaupt mit der der *material culture studies* sowie der zeitgeschichtlichen Archäologie und ethnologischen sowie privaten Dingsammlungen vergleichbar ist. Wirkt sich hier nicht einschränkend der bereits von Hans Jürgen Eggers (1959, 258-262) festgestellte Unterschied zwischen den Dingen einer toten und lebenden Kultur aus? Und warum meinen wir Archäolog*innen eigentlich heute, dass wir nicht nur einzelne ausgewählte, sondern möglichst viele, wenn nicht gar alle verfügbaren prähistorischen Überreste für unsere Interpretationen benötigen? Warum kam es zu der im Titel und der Einleitung dieses Buches konstatierten „Massendinghaltung" in der Archäologie und wie ist diese erkenntnistheoretisch zu erklären oder gar zu rechtfertigen (siehe auch Beitrag Karl in diesem Band)?

Auch wenn nicht auf all diese Fragen eine befriedigende Antwort gegeben werden kann, regen sie doch zum erneuten Nachdenken über den Quellen- und Erkenntniswert von Dingen an (siehe auch Lucas 2012). Der Versuch, sich dabei jenseits der viel begangenen Wege der heute noch gültigen quellenkritischen Richtlinien aus der Geschichtswissenschaft des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zu bewegen (vgl. von Brandt 1992, 48-64; Eggert 2008, 44-49; Eggert 2011a; Frommer 2007), ist nicht einfach.[2] Ein kurzer Seitenblick auf diese sei daher mitunter erlaubt, da er m.E. immer noch sehr lehrreich sein kann. Nach einer

2 Zumindest für eine/n in der deutschsprachigen Forschungstradition stehenden Archäologin/en; siehe zu diesem und vor allem alternativen Diskursen Lucas 2012.

kritischen Auseinandersetzung mit den zentralen Begriffen ‚Ding' und ‚historische Quelle' möchte ich im Folgenden zunächst auf die diesen immanenten Zeitkonzepte eingehen. Anschließend sollen kurz die von Lars Frers (2009) entwickelten Konzepte des Wahrnehmungshandelns und Einhüllens vorgestellt werden. Danach werden Artefakte frei nach Schapp (1953) als ‚Wozudinge' anhand dreier exemplarisch ausgewählter archäologischer ‚Bestimmtheiten' – ‚Auswas', ‚Größe' und ‚Alter' – behandelt (siehe auch Hofmann 2015). Abschließend gilt es dann, die Konsequenzen, die sich aus der Verstrickung von Dingen in immer gleich mehrere Geschichten ergeben, für Quellenkritik und archäologische Praxis aufzuzeigen.

Was ist ein Ding?

Das Wort ‚Ding' erlebt zurzeit im Zuge des *material turn*, bezeichnenderweise auch als *„turn to things"* (Preda 1999) tituliert, in der Wissenschaftssprache eine Renaissance (Jost 2001; Domańska 2006; s.a. Roßler 2008), die zumindest im Deutschen nicht ganz unproblematisch ist. Und dies nicht nur, weil wir uns mit einem Rückgriff auf Martin Heidegger zu Recht schwerer tun als viele unserer anglophonen Kolleg*innen,[3] sondern auch aus rein sprachlichen Gründen; werden heute doch unter Dingen meist – z.T. mit herabschätzendem Unterton – Gegenstände verstanden, deren Eigenschaften nicht näher bezeichnet sind.[4] Doch gerade ihr den Menschen ‚Gegenständig'-Sein und die damit entstehende Dichotomie und Asymmetrie sowie das damit verknüpfte erkenntnistheoretische Subjekt-Objekt-Problem (siehe u.a. Beer 2004, 91-95) werden meist in den *material culture studies* mit der Verwendung des Begriffes Ding versucht zu vermeiden. Auch die häufig in der Umgangssprache mit dem Wort verknüpfte Assoziation von Stabilität und Beständigkeit und das Gleichsetzen mit beweglichen Objekten bergen Schwierigkeiten, denn durch Isolation werden oft Kontextgebundenheit und zeitlicher Wandel vernachlässigt (siehe Hodder 2012, 3-9). Hier sei ‚Ding' vielmehr als Oberbegriff für kulturell konstruierte, im Rahmen von Handlungen wahrnehmbare Entitäten verstanden, die mit Susan Pearce (Pearce 1993, 4-5 u. 15-35) auf ihre physische Erscheinungsform, sprich ihre Materialität, Dreidimensionalität und physische Präsenz zurückzuführen sind (vgl. Ludwig 2011, 2).

In der Archäologie würden nach dieser Definition sowohl archäologische Funde als auch Befunde unter den Begriff ‚Ding' fallen. Meist werden von uns unter Dingen jedoch nur die ‚Naturfakte' bzw. ‚Ökofakte' und Artefakte[5] oder sogar nur letztere verstanden (kritisch hierzu: Domańska 2006, 172; Schreiber 2013, 62-65). Bei diesen handelt es sich dann zudem häufig um mobile, greifbare

3 Sommer 2000; Eggert 2011b, 229; Beitrag Jung in diesem Band; siehe ferner: Adorno 1967; Philipse 2002, zur Heidegger-Kontroverse zusammenfassend, allerdings aus dezidiert marxistischer Perspektive: Steiner 2000.

4 Wahrig 1991, 204 f.; URL: http://www.duden.de/rechtschreibung/Ding_Gegenstand_Vorgang [letzter Zugriff 23.10.2013].

5 Feest 2006, 240. Die Trennung in künstlich gemachte und ohne Zutun des Menschen existierende, aber von ihm genutzte Dinge ist nicht unumstritten, da es heute kaum mehr Dinge gibt, die nicht durch den Menschen beeinflusst sind (Miller 1994, 398; Roberts 1998; Hodder 2012, 4), spielt aber bei Fragen der Produktion und Formgebung eine wichtige Rolle.

Dinge (Berger 2009, 16-17) und nicht um größere Einheiten wie Architektur, Infrastruktur oder gar Kulturlandschaften (anders van Laak 2005).

Zum Begriff der historischen ‚Quelle'

Vergangenheit ‚an sich' ist nicht zugänglich (Opgenoorth 1993, 18-19) und Geschichte „ist nicht empirisch gegebene Evidenz, sondern methodische und begriffliche Konstruktion" (Knigge 2011, 67); und zwar auf Basis von Dingen, deren Materialität als Spuren[6] – um mit der klassischen Definition von Paul Kirn (1947, 28) zu sprechen, als Texte, Gegenstände oder Tatsachen – bis in die Gegenwart überdauert haben (de Certeau 1991 [1975], 54), aber zunächst von uns als solche identifiziert werden müssen (siehe z.B. Holtorf 2002; Abb. 1). Nicht durch ihre bloße Existenz, sondern erst durch ihre Wahrnehmung und ihre Zurückverfolgung und (Re)Kontextualisierung gewinnen sie für uns an Bedeutung. Sogenannte „*wild things*" (Attfield 2000), deren Bedeutungen multipel sind, werden erst durch unsere heutigen vielfältigen Sammlungsaktivitäten – Ausgrabung, Archivierungs- bzw. Musealisierungsvorgänge – zu ‚Quellen' bzw. „Semiophoren" (Pomian 1988 [1986]).

Im Gegensatz zu von Soziolog*innen erhobenen Informationen, die zu Daten transformiert und so systematisch reduziert werden, beschäftigen sich Geschichtswissenschaftler*innen häufig mit der Singularität einer bestimmten Quelle bzw. eines bestimmten Quellenbefundes. Ferner wird den häufig als unmittelbarer Teil der Welt von gestern angesehenen Quellen traditionell *sacrosanitas* zugeschrieben (Fleck/Müller 1997, 111; siehe Beitrag Karl in diesem Band) und ein Vetorecht[7] eingeräumt. Repräsentativität, wie sie in den Sozialwissenschaften oft angestrebt wird, ist bei der Auswertung historischer Quellen kaum herstellbar, weil diese nicht beliebig vermehrbar sind und auch nicht selbst generiert werden können. Das heißt, jede Analyse kann nur exemplarisch sein (Göttsch 2007, 26). Dies und die anzunehmende Singularität von Dingen bei gleichzeitig weitgehendem Fehlen von Massenproduktion in der Prähistorie sind letztlich m.E. auch einer der Hauptgründe für die Neigung vieler Archäolog*innen, möglichst alles für die Nachwelt im Sinne eines *stewardships* (siehe Lynott/Wylie 2000) retten zu wollen. Redundanz kann es streng genommen nicht geben. Das notwendige Abwägen der Erhaltung von dinglichen Relikten ist aus historiographischer Perspektive nur anhand des Quellenwertes denkbar. Dieser ist trotz aller Versuche, allgemeingültige Denkmalwerte zu definieren (vgl. Meier/Scheurmann 2010), nur unter Berücksichtigung der jeweiligen Fragestellungen und auf Stand der aktuell bekannten Methoden bestimmbar. Einschränkend ist jedoch zu erwähnen, dass

6 Vgl. Ginzburg 1983; d'Haenens 1984; Hard 1995; Veit *et al.* 2003; Krämer *et al.* 2007; Frings/Linsenmann 2012.

7 Dem Historiker Reinhart Koselleck zugeschriebene geschichtstheoretische Denkfigur, die er als Mittler in die Diskussion um „Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft" einwarf; siehe Koselleck 2010; Jordan 2010. Kürzlich von Gudrun König (2012) auf Dinge übertragen und zwar mit Verweis auf Mieke Bal (2002, 16), die es als spannendste und fruchtbarste Einschränkung der Kulturanalyse ansieht, „daß man niemals bloß ‚theoretisieren', sondern dem Objekt stets die Möglichkeit geben sollte, ‚Widerworte zu geben'". Kritisch wird mitunter die oft damit einhergehende Vorstellung einer Passivität der Quelle beurteilt, sie könne nur Widerspruch einlegen, aber nicht aktiv beitragen (Diskussionsbeitrag Peter Funke beim Humboldt-Kolleg „Geographie und Geschichte: antik und modern" in Perugia am 29.9.2013).

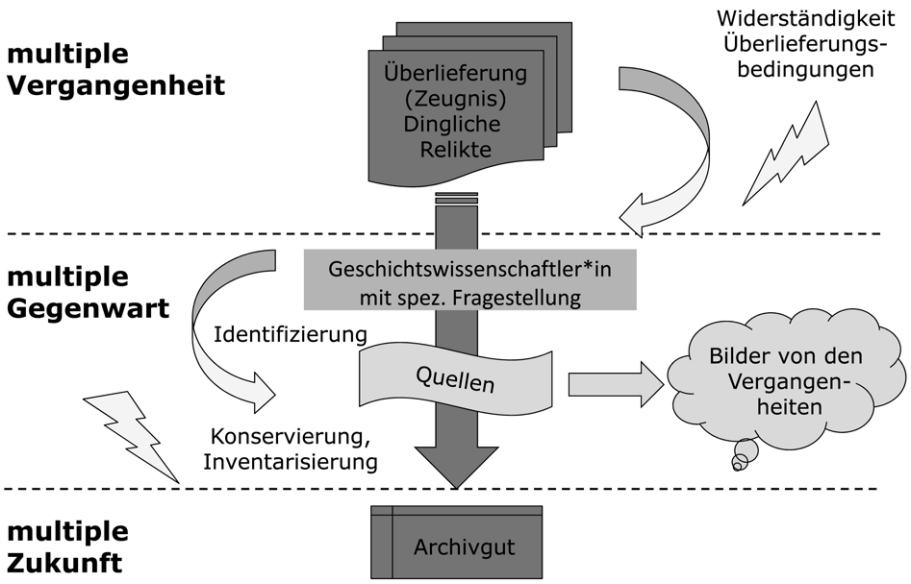


Abbildung 1: Zum Verhältnis von Überlieferung, Quelle und Archivgut (Entwurf und Layout: Kerstin P. Hofmann).

aufgrund der Überlieferung nicht mehr zu gewinnende Informationen, z.B. die des Fundkontextes, den Quellenwert eines Dinges – auch weitgehend unabhängig von der konkreten Fragestellung – stark mindern können.[8]

Zeitkonzepte

Grundlegend für Beurteilung des Zeugniswertes eines Dinges für die Archäologie ist unsere Konzeption von Zeit (siehe auch Lucas 2005; 2012). Daher soll auf diese im Folgenden kurz eingegangen werden. Dem Zeitkonzept der Quellenkritik liegt die lineare Vorstellung einer Zeitleiste zugrunde, auf der sich die Geschichte vorwärts gerichtet entwickelt, und wir rückwärts gewandt, nach Vorherigem oder gar nach den Anfängen suchen (Abb. 2). Schon der Begriff der ‚Quelle' suggeriert, dass vor allem auf das Ursprüngliche, auf das Original und das Älteste gezielt wird.[9] Spräche man hingegen in Anlehnung an Carlo Ginzburg (1983; 2007) von Spuren – wie dies in letzter Zeit häufiger der Fall ist (Veit *et al.* 2003; Kümmel 2009) –

8 Zur Beurteilung des Quellenwertes anhand einer Fundkritik siehe bereits Jacob-Friesen 1928, 98-101.

9 Kritisch zu der irreführenden Metapher Quelle, die sprudelndes Leben, Unmittelbarkeit, Ursprung reinen Wissens und lautere Wahrheit assoziieren lasse, Fried 1996, 293-294. Sein Vorschlag, anstelle dessen auf den Begriff Artefakt zurückzugreifen, würde hier jedoch nur zu anderweitigen Irritationen führen. In der anglophonen Archäologie hat sich gegenüber der Bezeichnung *archaeological source* der Begriff *archaeological record* durchgesetzt. Letzterer vereint durch seine vielfältigen Bedeutungen verschiedene Aspekte und Konzepte des Problems der *absent presences* (Lucas 2012, 6-17).

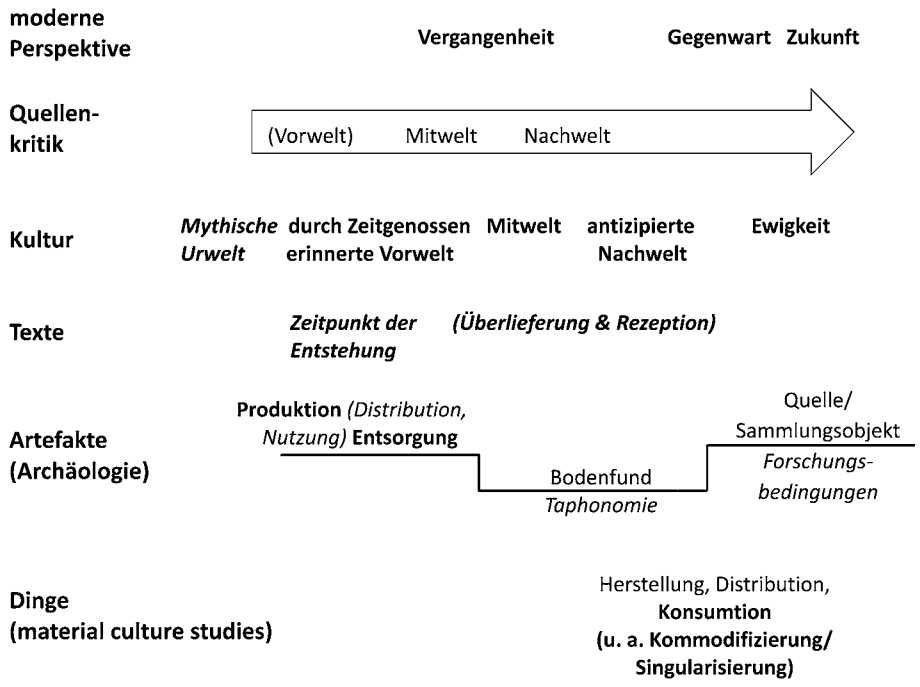


Abbildung 2: Zum Zusammenhang von Zeugniswert und Zeitkonzepten (Entwurf und Layout: Kerstin P. Hofmann).

oder metaphorisch vom Palimpsest (Lucas 2005, 37-43; Assmann 2007), würden auch die vielfältigen Transformationsprozesse einbezogen, denen Dinge unterzogen sind bzw. werden (Hard 1995, 118).

Neben der Frage der Echtheit und der nach der Nähe zum Geschehen ist für die Beurteilung des Quellenwertes die – inzwischen allerdings wegen ihrer Trennschärfe häufig kritisierte – Einteilung von Quellen in Tradition und Überrest immer noch alles bestimmend (vgl. Eggert 2008, 44-49; Schreiber 2012). Ihre Unterteilung basiert auf der Einschätzung des Entstehungskontextes der von uns als Quelle bezeichneten Überlieferung. Entscheidend ist die Antwort auf die Frage, ob diese einst mit oder ohne Absicht zur historischen Unterrichtung für die Mit- und/oder Nachwelt erzeugt wurde. Mit- und Nachwelt werden dabei häufig einfach mit Gegenwart und Zukunft gleichgesetzt.

Für die jeweilige Kultur, der man die Herstellung eines als Quelle bezeichneten Reliktes zuschreibt, könnte man, falls man für sie überhaupt ein lineares Zeitkonzept annehmen möchte, zwischen mythischer Urwelt, erinnerter Vorwelt, Mitwelt, antizipierter Nachwelt und evtl. auch ‚Ewigkeit' unterscheiden (vgl. Sommer 2014). Dinge können also höchstens für eine kulturspezifische, antizipierte Zukunft, aber nicht für die allgemeingültige Zukunft des linearen Zeitpfeils hergestellt worden sein.

Bei Texten wird auf den Entstehungskontext besonderes Gewicht gelegt. Er ist in Kombination mit der jeweiligen Fragestellung ausschlaggebend für die Einteilung in Tradition und Überrest sowie in Primär- und Sekundärquellen (von Brandt 1992, 48-64). Zudem versucht man mit Hilfe der Textkritik, einer

philologischen Methode, die im 19. Jahrhundert entwickelt wurde, Einflüsse der Entstehung und Überlieferung auf die Gestalt erhaltener Texte herauszuarbeiten, um einen Archetyp zu rekonstruieren (Goetz 1993, 206-210). Allerdings wird das Primat der Suche nach dem Urtext seit den 1980er Jahren zunehmend in Frage gestellt und die Konstruktion eines Textes jenseits der tatsächlich vorhandenen Dokumente z.T. als Dehistorisierung abgelehnt (Greetham 1993).

Bei archäologischen Artefakten fokussierten Prähistoriker*innen lange Zeit vor allem auf den Zeitpunkt der Herstellung und/oder auf den der Entsorgung/Deponierung. Beide können jedoch aufgrund von Datierungsungenauigkeiten in der Praxis häufig kaum differenziert werden (Steuer 1998). Beim *cross dating* mit Leitformen dienen die postulierten kurzen Laufzeiten von Artefakttypen sogar als Bedingung für die relativchronologische Ansprache von Befunden (vgl. Hofmann 2014, 131). Doch bereits Michael Schiffers modellhafte Beschreibung des *use-life* von Artefakten und der Taphonomieprozesse lenkte die Aufmerksamkeit auf die *life history* von Artefakten (Schiffer 1972; 1987; siehe auch Sommer 1991; Sommer 2012). Dabei ging es vor allem darum, Einflüsse auf die Entstehung und Überlieferung ausgegrabener Befunde und Funde aufzudecken, um – meist im Rahmen behavioristischer Ansätze – auf ehemalige Nutzungen von Orten und Dingen rückzuschließen. Die taphonomischen Prozesse, die während der Zeit der fehlenden Mensch-Ding-Beziehungen als Bodenfunde stattfinden, werden dann genauso wie die forschungsbedingten Faktoren als äußere Quellenkritik berücksichtigt. Hierbei handelt es sich – ähnlich wie bei der Textkritik – um den Versuch, sich auf dem Zeitpfeil systematisch rückwärts bis zur Produktion von Dingen zu bewegen.

Die *material culture studies* legten ihren Fokus hingegen von Anfang an auf die Konsumtion von Dingen, z.B. auf die Prozesse der Kommodifizierung und Singularisierung (Kopytoff 1986). Unter den Termini *social life of things* (Appadurai 1986) oder *cultural biography of things* (Kopytoff 1986) werden dabei vor allem Bedeutungsakkumulationen bzw. der Wandel von Bedeutungen und verschiedene Bedeutungsphasen materieller Kultur thematisiert. Dabei steht jedoch oft das solide Ding und nicht das Material sowie seine Transformation im Vordergrund (anders: Ingold 2010). Die Dinge können dann nur noch durch theoretische Konzepte wie *agency* (Gell 1998; Gosden 2005; Knappett/Malafouris 2008) oder indirekt durch die Konzeption sich immer wieder neu bildender Mensch-Ding-Hybride als Akteure in Netzwerken bzw. Geflechten (Webmoor/Witmore 2008; aufgegriffen u.a. von Hodder 2012) ‚belebt' werden.

Im Vergleich zu den *material culture studies* sind in der Archäologie trotz einiger neuerer Ansätze die vielfältigen Übersetzungsprozesse, die Dinge, wenn sie von einer Situation, Person oder Kultur zur anderen ‚wandern' bzw. ihre Semiosphären (Lotman 1990; Hofmann 2008, 84-85) wechseln, immer noch unter-problematisiert. Festzuhalten bleibt ferner, dass je nach thematischer Gewichtung unterschiedliche Aspekte an Dingen quellenkritisch hinterfragt werden müssten und eine zu starke Fokussierung auf die Entstehung von Dingen ihrem Verstricktsein in zahlreichen ‚Geschichten'[10] nicht gerecht werden kann.

10 In Anlehnung an Wilhelm Schapp (1953). Zu Schapps Geschichtenphilosophie und den Unterschieden zu Ian Hodders (2012) Konzeption eines ‚verstrickt seins' siehe Hofmann 2015.

Materialität und Wahrnehmung

Zentral für den *material turn* ist Materialität und Wahrnehmung. Es besteht also die Gefahr, dass durch Rückbezug auf alte phänomenologische und empiristische sowie essentialistische Ansätze einem neuen Positivismus der Weg geebnet wird (siehe Beitrag Meier in diesem Band). Dies kann nur vermieden werden, wenn „die Erkenntnisgewinne von Semiotik, Medientheorie, Gendertheorie sowie Diskursanalyse nicht mit dem Gestus eines naiven *material turn*" (Musner 2009) entsorgt werden und insbesondere konstruktivistische und handlungstheoretische Ansätze bzw. deren Einsichten Berücksichtigung finden.

Statt Wahrnehmung allein auf die Fähigkeiten unserer Sinnesorgane oder die objektive Existenz einer Außenwelt zu reduzieren und diese als vorgängig anzusehen, gilt es vielmehr, die eigene Wahrnehmung und Mensch-Welt- bzw. Mensch-Ding-Verhältnisse kritisch zu reflektieren. Die Qualitäten eines Dinges erfahren und erzeugen wir nur durch Handeln in einer Umgebung, in der Dinge und Mensch eingebettet sind. Handeln ist zugleich Wahrnehmen und andersherum, es ist stets leiblich und synästhetisch, d.h. es läuft über den zeitlich-praktischen Zusammenhang aller Sinne (Frers 2009, 13). In der archäologischen Praxis ist jedoch das Sehen, oder mit Aleida Assmann (1995) statt dem Lesen das Starren von größter Bedeutung. Wenn der Pädagoge Klaus Giel (1969, 71) jedoch postuliert, dass wir Dingen ihre Brauchbarkeit unmittelbar ansehen, da das Sehen vom Umgang getragen, in ihn eingebettet und in ihm verifiziert sei, dann gilt dies höchstens für Dinge unserer eigenen kulturellen Kontexte. Die Funktionen und Bedeutungen von Dingen fremder Kontexte sind dahingegen aufgrund der fehlenden oder potentiell anderen Handlungs- und Bedeutungszusammenhänge nicht so einfach zu ermitteln, wobei gerade bei vermeintlich vertrauten Dingen die Gefahr vorschneller Fehlinterpretationen besteht.

Materialität bzw. Dinge sind keine Determinationsinstanzen. In ihrer Zeitlichkeit sind sie vielmehr dynamische Aspekte menschlicher Lebenswelten, die Übersetzungs-, Verfalls- und Erosionsprozessen ausgesetzt sind. Nur bei regelmäßiger „Wartung" und „Fest-Schreibung" können sie zu Garanten von Stabilität werden (Frers 2009, 8-9; Hodder 2012, 4-5 u. 64-87).

Dinge werden sozial platziert. Aber bei der Begegnung mit einem Ort bzw. Ding kommt es nicht nur von Seiten dieser zu einem Prozess des Eingehüllt-Werdens, wie dies vielleicht noch durch den Begriff Atmosphäre (Böhme 1995; Kazig 2007) oder Aura (Benjamin 1977 [1935]; Groȋs 2003) gefasst werden könnte, sondern auch der handelnde Mensch mit seiner Körperlichkeit hat seine ihm situationsbezogene eigene Hülle (Frers 2009, 10-11).

Diese von dem Soziologen Lars Frers (2007; 2009) entwickelten, hier stichpunktartig wiedergegebenen Konzepte des Wahrnehmungshandelns und Einhüllens lenken m.E. den Blick auf individuelle, lokale und konkrete Prozesse des Umgangs des Menschen mit Dingen. Es wird deutlich, dass Materialität und ihre Wahrnehmung stets situiert sind und produziert bzw. modifiziert werden. Sie sind in Konstruktionen und Handlungen eingebettet.

Wir Archäolog*innen bekommen damit noch einmal vergegenwärtigt, dass ein Artefakt zwar im Hinblick auf einen bestimmten Zweck hergestellt oder gestaltet worden sein kann, aber inwiefern diese Herstellungsintention dann in

den Umgangspraktiken berücksichtigt wird, ist im Vornherein, aber auch im Nachhinein nur schwer zu entscheiden. Ferner können Spuren, sobald sie als solche gesichert sind, keineswegs die Vergangenheit quasi von selbst zum Sprechen bringen, indem sie als historische Indizien Zugang zum „Kern der Dinge" erlauben (Holtorf 2007, 333). Stattdessen bedarf es vielmehr eines kreativen Interpretierens, um Spuren erst bedeutungsvoll werden zu lassen.

‚Wozudinge' und ihre archäologischen ‚Bestimmtheiten'

Welche Ansätze und Techniken oder Praktiken des Interpretierens von Dingen haben sich nun in der Archäologie etabliert und welche könnten vielleicht noch ausgebaut werden?

Als Anregung für weitere mögliche, aber überwiegend noch zu schreibende Mensch-Ding-Geschichten, möchte ich im Folgenden Wilhelm Schapps Werk „In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding" (1953) nutzen, der einen der radikalsten, aber bisher in den Kulturwissenschaften kaum rezipierten Ansätze darstellt, das gemeinsame In-der Welt-Sein von Dingen und Menschen als Geschichten zu interpretieren.[11] Fokussiert werden soll hier dabei auf Artefakte, die mit dem Geschichten-Philosoph Schapp (1953, 3 u. 11) auch als ‚Wozudinge' bezeichnet werden können. Sie sind von Menschen zu irgendeinem Zweck bzw. in irgendeinem Sinnzusammenhang geschaffen worden.

Werden Dinge trotz der ihnen attestierten ‚Bescheidenheit' (Miller 1987, 85-108) als solche von uns wahrgenommen, können eine Reihe von Eigenschaften ausgemacht werden. Nach dem Designtheoretiker David Pye (1968, 47) kann man zwischen objektimmanenten *properties*, die objektiv messbar sind, und *qualities*, die subjektive Ideen über ein Ding darstellen, unterscheiden. Diese Einteilung liegt auch vielen archäologischen Studien zugrunde. Die ‚Daten', wie Rohmaterial, Form – inklusive Größe und Gewicht – sowie Oberflächengestaltung finden sich wie der Fundkontext meist im Katalog wieder, während Zeitstellung, Verbreitung und insbesondere die Bedeutung von Dingen, als Interpretationen im Textteil behandelt werden. Tim Ingold (2012, 434) kritisierte nicht ganz zu Unrecht, dass Pyes Einteilung letztlich nur unsere dualistische Vorstellungen von der Welt als eine physisch gegebene und als eine durch Menschen in-wert-gesetzte dupliziere. Er spricht sich daher dafür aus, Eigenschaften von Dingen nicht als Attribute, sondern konsequent als Geschichten zu betrachten (Ingold 2007, 15);

11 Zu Wilhelm Schapp (1884-1965) und seinem Werk siehe Wälde 1985; Lembeck 2004; Joisten/Thiemer 2010. Es dient hier nur als Ausgangspunkt für weitere Überlegungen, ohne dass all seinen Schlussfolgerungen zugestimmt und seine narrative Ontologie, in der zwischen Leben und Geschichten nicht mehr differenziert ist, geteilt wird (vgl. Scholtz 2004). Schapps Geschichtenphilosophie ist zwar nicht als Geschichtstheorie geeignet und seine für Wozudinge definierende Herstellung durch einen Menschen geht auch nicht einher mit dem derzeitigen Fokus der *material culture studies* auf den Umgang mit Dingen jenseits aller ihnen möglicherweise eingeschriebenen Primärfunktionen. Schapps Geschichtenphilosophie kann jedoch zur Selbstreflexion dienen, wenn wir unsere eigenen pluralen Verstrickungen und die unserer Forschungsobjekte im Heute beleuchten. Ferner werden durch ihren Fokus auf Einzeldinge generalisierende Interpretationen erschwert. Zudem können in Anlehnung an seine Geschichtenphilosophie materialisierte Lebensgeschichten mit Dingen geschrieben werden, die Menschen, aber auch Tiere thematisieren, ohne sie in ihrer Handlungsfähigkeit mit Wozudingen gleichzusetzen (siehe Hofmann 2015).

ein Ansatz, der nicht einfach umzusetzen ist, der aber letztlich besser die Mensch-Ding-Beziehungen in ihrem Wandel und ihrer Komplexität fassen und so auch den Zielen einer Geschichtswissenschaft näher kommen würde. Hierfür ist es mit Schapp (1953, 12) notwendig, konsequent die ‚Wozudinge' nicht in ihrer Vereinzelung und von ihrem zufälligen Zustand, in dem sie sich uns darbieten, ausgehend zu untersuchen, sondern vielmehr in all ihren Zusammenhängen zu betrachten. Der damit verbundene Perspektivwechsel soll im Folgenden an drei von ihm behandelten ‚Bestimmtheiten' von Dingen, dem ‚Auswas', der ‚Größe' und dem ‚Alter', für die Archäologie kurz dargestellt werden.

‚Auswas'

Eine zentrale Bestimmtheit des ‚Wozudinges' ist das ‚Auswas', sein Stoff bzw. Rohmaterial. ‚Wozudinge' derselben Art können zudem aus verschiedensten Stoffen hergestellt sein (Schapp 1953, 15). Im Rahmen der Aufbewahrung und Fundbeschreibung werden diese in der Archäologie dann gewöhnlich separiert. Das ‚Auswas' ist nämlich eines der ersten Kriterien, die zur Unterteilung des Fundmaterials – nicht nur aufgrund der quellenkritisch relevanten Frage der Überlieferungswahrscheinlichkeit und/oder aus restauratorischen Gründen – genutzt werden. So findet man in zahlreichen Materialstudien z.B. die Einteilung in Stein-, Metall-, Keramik-, Glas- und organische Funde. Dies erweist sich jedoch nicht nur bei Einordnung von Kompositobjekten,[12] sondern auch bei der praxeologischen Betrachtung von Dingen (vgl. Gardner 2007) mitunter als Problem. Interessant ist, wenn die Oberfläche eines ‚Wozudings' ein anderes ‚Auswas' imitiert. So können sogenannte Materialzitate, Nachbildungen von Dingen aus anderem Material und anderer Herkunft, Indikatoren für Wertsetzungen, Wünsche und Bedürfnisse und somit kulturelle Hierarchien einzelner Materialarten sein (Renfrew 1986, 148-149; Barb 2012; siehe ferner Soentgen 2005).

Das ‚Auswas' verweist wie die Form jedoch auch auf die Herstellung des ‚Wozudings'. Die mit Hilfe von naturwissenschaftlichen Analysen eventuell ermittelbare Herkunft des Rohmaterials (für einen Überblick siehe Brothwell/Pollard 2001, 441-518) ist jedoch vor allem bei bekanntem Fundort interessant, wobei jedoch selbst die Antwort auf die Frage, ob die Rohstoffgewinnung oder gar die Produktion vor Ort oder geographisch weit entfernt erfolgte, noch nicht zwangsläufig etwas darüber aussagt, ob etwas als ‚fremd'/‚exotisch' oder ‚eigen'/‚einheimisch' wahrgenommen wurde. Die Produktionstechniken können das Ding jedoch in eine Technikgeschichte einbetten. Eventuell lässt sich auch ein Teil der inzwischen auch zunehmend als soziales und kulturelles Netzwerk betrachteten *chaîne opératoire* (Lemonnier 1992; Bar-Yosef/van Peer 2009; Gosselain 2010) rudimentär beschreiben. Das ‚Auswas' des ‚Wozudings' verweist nämlich unter anderem auch auf Pläne, Entschlüsse, Handlungen, Austauschbeziehungen, Vereinbarungen und Konventionen, den technischen Kenntnisstand der Produzent*innen und ihre

12 Ein kurioses Beispiel hierfür stellt eine sogenannte Fensterurne aus dem kaiserzeitlichen Brandgrab 561 von Zethlingen-Mühlenberg, Stadt Kalbe im Altmarkkreis Salzwedel dar, deren eingesetztes Glasstück im Boden fehlt, aber der Fund im Corpus der römischen Funde im europäischen Barbaricum als Glasgefäß geführt wird Becker *et al.* 2006, 83 Nr. VII-10-25/1.6; für den Hinweis danke ich herzlich Stefan Schreiber.

Lernprozesse. Nur durch zeitliche und räumliche Kontextualisierung sowie die Konstruktion von Sinn- und Handlungszusammenhängen wird also das ‚Auswas' für uns als Geschichtswissenschaftler*innen wirklich interessant.

‚Größe'

Eine weitere ‚Wozudingbestimmtheit' ist die Größe (Schapp 1953, 34-35). In der Archäologie behandelt man unter dem Stichwort Größe meist die Abmessungen eines Objektes. Trotz der aufgrund fehlender Industrienormen häufig stärker schwankenden Maße wie Durchmesser, Höhe, Breite werden diese z.T. übergenau mit Nachkommastellen im Fundkatalog angegeben; häufig mehr zur Identifikation der Stücke, denn zur weiteren Interpretation. Maße sind jedoch die einzige Möglichkeit des Größen-Vergleiches, denn Groß und Klein ist in der sichtbaren Welt eine Funktion der Entfernung und in Bezug auf die Größe dürfte man sonst nur gleich weit von einem entfernte Dinge vergleichen. Dennoch scheint jedes ‚Wozuding' seine bestimmte, ihm eigene Größe, auch unabhängig von seiner Entfernung, zu haben. Jedes ‚Wozuding' könne, so Schapp (1953, 34), zwar von dieser ‚normalen Größe' in einer gewissen Toleranz nach oben und unten abweichen, darüber hinaus verliere oder ändere es den Charakter des ‚Wozudings'. Groß und Klein ist demnach beim ‚Wozuding' kein diesem immanenter Wert, sondern ergibt sich erst aus dem Zusammenhang, in den das ‚Wozuding' gestellt ist. In der Archäologie werden derartige Abweichungen von funktionalen ‚Wozudingen' häufig unter den Begriffen Prestigegut und Miniaturen behandelt (siehe z.B. Guggisberg 2009; Notroff 2011). Wie schwierig eine derartige Bestimmung von ‚Wozudingen' anhand der Größe in der Archäologie aufgrund des externen Blicks auf fremde Kulturzusammenhänge sein kann, zeigt exemplarisch die Kontroverse um die Funktionalität der bronzezeitlichen Lanzetten (siehe Hofmann 2004; Hofmann/Schreiber 2011).

‚Alter'

Alle Gebilde, ob Pflanzen, Tieren, Menschen oder ‚Wozudinge', tauchen nach Wilhelm Schapp (1953, 13. 17-18. 89 u. 164-165) immer mit ihrer Vergangenheit auf. Sie treten uns mit ihrem ‚Alter'[13] entgegen, welches sie mehr oder weniger auffällig ‚färbt'. So können sie z.B. gerade fertig gestellt worden sein oder ein hohes Alter innehaben (Schapp 1953, 13). Als sogenannter Alterswert war und ist dieses am Herstellungszeitpunkt festgemachte Alter in der Denkmalpflege ein wichtiges Kriterium für den Schutz eines Kulturgutes (Dolff-Bonekämper 2010). Dinge können aber mitunter auch noch gar nicht fertiggeworden sein, sie können beschädigt, mehr oder minder vollständig, zerstört oder der Zersetzung ausgesetzt sein oder in neuen ‚Wozudingen' integriert werden. Ausdrücke wie veraltet, neu, gebraucht, verwahrlost sind relationale Bestimmtheiten von ‚Wozudingen' (Schapp 1953, 13), die an den Menschen und ihr Wahrnehmungshandeln und die sie umgebenden Dinge gebunden sind. Auch Verfall kann eine ganz eigene Faszination besitzen. Dies belegen nicht nur die Besucher*innenzahlen von Venedig sowie die

13 Für Schapp charakteristische Verwendung von Alltagssprache für komplexere Begriffe; Alter rückt terminologisch an die Stelle von Husserls „Zeithorizont"; Wälde 1985.

Fotografien der Heilstätten Beelitz (Heydecke/Mielzarjewicz 2010), sondern auch der Bau von künstlichen Ruinen (siehe u.a. Böhme 1989; Zimmermann 1989). Vereinzelt wird auch bereits systematisch Verfall dokumentiert, um mit sich verändernden Dingen Geschichten verlassener Orte zu erzählen (DeSilvey 2006).

Die Zeitlichkeit von Dingen – heute häufig nach Igor Kopytoff (1986) unter dem nicht unumstrittenen Terminus ‚Objektbiographie' thematisiert (siehe Jung 2012; Hahn/Weis 2013) – kann sich sehr unterschiedlich ausdrücken. In der Archäologie werden vor allem verschiedene Nutzungen anhand von Gebrauchsspuren und Fundkontexten analysiert. Neben Itinerarien werden auch taphonomische Prozesse umfassende *life histories* nachgezeichnet und mitunter auch komplexe Bedeutungsgeschichten geschrieben (vgl. Gosden/Marshall 1999; Holtorf 2002). Die hierbei meist erfolgende lineare Perspektive kann durch Berücksichtigung von Zitationen (Burström/Williams 2013/14), Rezeption (Meyer 2007) sowie kulturellen Aneignungsprozessen (Hahn 2011; Schreiber 2013) oder Übersetzungen (Flood 2009) von Dingen oder einzelner Elemente aufgebrochen werden.

Ein weiterer Aspekt von Alter ist die vermeintliche Beständigkeit von Dingen (vgl. Hodder 2012, 4-5 u. 64-87), die im Zuge der Diskussion um die geeigneten Medien für das kulturelle Gedächtnis erneut behandelt wurde (vgl. Assmann 1996). Beständigkeit ist nicht nur Resultat der materiellen Eigenschaften der verwendeten Rohmaterialien. Auch Recyclingfähigkeit, Wertzuweisungen und Singularität sowie Sorge und Pflege spielen eine Rolle. Ob ein Pfostenloch, eine Krone, ein Steinmonument oder ein Text beständiger sind, ist zudem vom Wahrnehmungshandeln späterer Kulturen abhängig. Personen- und kulturübergreifende Erinnerung ist nur möglich, wenn es zu Übersetzungen kommt, wobei das Andenken sich jedoch stets verändert. Dinge müssen in Geschichten verstrickt sein, um persönliche oder kollektive Erinnerungsobjekte zu sein. Sind, wie bei prähistorischen Bodenfunden, die Geschichten nicht mehr bekannt oder überliefert, können nur neue entstehen bzw. entwickelt werden.

Thematisiert man anstelle der üblichen Fixierung auf die Datierung von Dingen in der Archäologie all diese Aspekte von ‚Alter', würde man im Sinne von Schapp nicht nur gegen eine am Jetztpunkt fixierten Präsenzmetaphysik, sondern auch gegen eine schematisch verfahrende Zeittheorie, die eine Form der Zeiterfahrung universalisiert und sich dabei einer nicht sprachkritisch hinterfragten Zeitmetaphorik bedient, die von ihm proklamierte konkrete Vielfalt zeitlicher Phänomene setzen (Wälde 1985, 129).

Synthese

Dinge ohne Schrift oder Bilder sind vielleicht stumm, aber sie können doch sehr beredt sein bzw. werden (Wolf 2002, 126). Die gängigen Fragen historischer Quellenkritik werden dem multimodalen Charakter der Dinge jedoch nur teilweise gerecht, da sie an einem festen Kommunikationsschema orientiert sind: In der Regel gibt es eine/n zweckrationale/n Produzentin/en, die/der einen bestimmten Adressat*innen(kreis) gezielt erreichen will. Dinge und auch ‚Wozudinge' sind jedoch mehr als reine Gebrauchsobjekte mit einer während der Herstellung

festgelegten Funktion und auch mehr als Symbole mit einer einmal aufgrund ihrer Eigenschaften fest zugewiesenen Bedeutung. Sie sind in zahlreiche Handlungs- und Kommunikationszusammenhänge eingebettet und somit in die verschiedensten Geschichten verstrickt, ohne dass diese Interaktivität von den ursprünglichen Produzent*innen oder Auftraggeber*innen als solche angedacht war (vgl. Schreiber 2012, 8). Sieht man Dinge als Teil von Netzwerken bzw. Geweben an (Latour 2005; Ingold 2008; Hodder 2012) und will man zudem deren Wandel berücksichtigen, wird deutlich, das Ding-Historisches zwangsläufig immer verschichtet und ‚überdeterminiert'[14] ist. Dies muss jedoch kein Nachteil sein, vielmehr kann man es auch als einen Vorteil in Hinsicht auf Erkenntnismöglichkeiten und -gewinne ansehen; denn ein Ding kann daher für die verschiedensten historischen Fragen und Geschichten von Relevanz sein. Es erfordert aber einen flexibleren Umgang mit Dingen auch bei der Beurteilung von Quellenwerten.

Streng linear vorwärts gerichtete Zeitkonzepte und die Fokussierung auf die Entstehung von Dingen sind nicht ausreichend. Statt das einzelne Ding und seine vermeintlich objektiven Eigenschaften gilt es, seine ‚Bestimmtheiten', eingebettet in verschiedene Mensch-Ding-Konstellationen, zu analysieren. Damit könnte die von Hermann Heidrich (2007) konstatierte Entwicklung der Dingforschung von der Ästhetik zur Kontextualität nun zur Verstrickung in Geschichten führen. Wobei jedoch hier nicht die Position Schapps eingenommen werden soll, in der Geschichten bzw. das Verstricktsein in ihnen und die Welt zusammenfallen, sondern mit Michael de Certeau (1991 [1975]) soll die „komplexe Vermitteltheit von Realität, Fiktionalität und Narrativität" (Füssel 2000) aufrechterhalten werden.

Deutlich wurde hoffentlich aber auch, dass der ‚Zeugniswert' der als historische Spuren erkannten Dinge sich nicht nur aus deren einstigen sozialen und kulturellen Bedeutung und/oder der Qualität der Überlieferung, sondern auch aus den erkenntnisleitenden Fragestellungen, ihrer Gegenwartsrelevanz und antizipierten Zukunftsbedeutung ergeben. Mit Volkhard Knigge (2011, 70) kann für sogenannte als „authentische historische Substanzen" akzeptierte Dinge festgehalten werden, dass Erkenntnisinteressen, Fragestellungen, und Relevanzbestimmungen, sowie moralische und ethische Horizonte stets in die Bedeutung einer Quelle eingehen und sie deshalb auch eigens zu begründen sind.

Aufgrund der Vielzahl von neuen Fragestellungen und der Versuche, dichte Dinggeschichten zu schreiben, sowie der neu zuerkannten Relevanz von Dingen, nicht nur längst vergangener Zeiten, ist es nur zu verständlich, dass wir zu einer Hortung von Dingen neigen. Dinge dürfen jedoch kein Selbstzweck werden, ihre Auswertung und die Vermittlung ihrer Geschichten muss gewährleistet sein; zudem sind Spurensuche, -sicherung und -lesen soziale Praktiken, die nicht nur den Archäolog*innen und ihren Zukunftsvorstellungen, sondern vor allem der Gesellschaft dienen sollten. Hierzu ist es m.E. nötig, nicht nur lineare Fortschrittsgeschichten zu erzählen, sondern auch den Streitwert von

14 Der Begriff geht auf den Psychoanalytiker Sigmund Freud zurück, wurde von Louis Althusser wieder aufgegriffen und findet inzwischen in den verschiedensten Fachgebieten Anwendung. Auf Dinge übertragen sei hier darunter verstanden, dass diese nicht auf eine einfache Ursache oder Quelle zurückzuführen sind oder eine eindeutige Bedeutung haben, sondern durch mehrere, mitunter auch widersprüchliche Referenzsysteme geprägt sind; siehe auch Jung 2008.

Dingen[15] und affektive Aspekte, also nach Nils-Arvid Bringéus (1986) die wertende Kulturperspektive auf Dinge zu berücksichtigen. Ferner müssen wir trotz vermeintlicher Ängste, die eigenen Interessen zu schwächen, uns selber den Problemen der Massendinghaltung stellen und kritisch reflektieren, was und wie gesichert werden soll. Sonst unternehmen dies andere für uns oder es kommt ob der Dinglast zu Überforderungen, die zu unsystematischen Verlusten führen. In der Museologie wird bereits seit ein paar Jahren über eine Entsammlung diskutiert (Weil 1997; Heisig 2007; DMB 2011). Die Archäologie beteiligt sich hieran jedoch bisher kaum bzw. zumindest nur selten öffentlich.[16] Dies ist jedoch eine zentrale Aufgabe, der wir uns m.E. auch vor dem Hintergrund der Erkenntnisse des *material turn* in Zukunft stärker stellen müssen und dies nicht nur intern anlässlich der vielen Neufunde im Zuge linearer Projekte oder der Konsequenzen der Einführung des Schatzregals; womit wir aber bei einer anderen Geschichte wären, in der wir und ‚unsere' Dinge verstrickt sind, deren Anfänge zwar von forschungsgeschichtlicher und theoretischer Seite schon geschrieben (siehe u.a. Beiträge Bernbeck; Civis; Hahn; Karl in diesem Band), deren Verlauf jedoch noch offen ist.

Literatur

Adorno 1967

Theodor W. Adorno, Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie 91³ (Frankfurt a.M. 1967).

Appadurai 1986

Arjun Appadurai (Hrsg.), The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective (Cambridge 1986).

Assmann 1995

Aleida Assmann, Die Sprache der Dinge. Der lange Blick und die wilde Semiose. In: Hans U. Gumbrecht/K. Ludwig Pfeiffer (Hrsg.), Materialität der Kommunikation² (Frankfurt a.M. 1995) 237-251.

15 In Anlehnung an Gabi Dolff-Bonekämper (2002, 247; 2010, 33-34), die für Denkmale neben den üblichen Denkmalwerten, die meist auf Konsens abzielen, für demokratische, pluralistische Gesellschaften auch den Dissens bzw. die Dissensfähigkeit als wichtig betrachtet.

16 Ein Mittel, unnötige Massendinghaltung zu vermeiden, ist von Seiten der archäologischen Denkmalpflege der verstärkt betonte Kulturlandschaftsschutz (vgl. Bauerochse *et al.* 2007) und die *in-situ*-Erhaltung im gemäß der Malta-Konvention (vgl. Guermandi/Salas Rossenbach 2013). Man sitzt derzeit zudem an der Ausarbeitung einer EU-Rahmenrichtlinie „*ARCHES. Archaeological Resources in Cultural Heritage a European Standard*" (URL: http://archaeologydataservice.ac.uk/arches/). Grundsätzliches Problem ist jedoch, dass es ‚die' Archäologie letztlich nicht gibt, sondern bei der Umsetzung in die denkmalpflegerische Praxis auch immer den jeweiligen regionalen Bedingungen Rechnung gezollt werden muss. An öffentlichen Auseinandersetzungen mit dem Thema ‚Massendinghaltung' unter Berücksichtigung der jeweiligen lokalen Situation seien hier zwei Beispiele aus der Berliner Landesarchäologie genannt: Matthias Wemhoffs Vortrag zu „Von der Grabung ins Museum? Fundmengen als Herausforderung" auf der Jahrestagung und Mitgliederversammlung von ICOM Deutschland zum Thema „Die Ethik des Sammelns" am 23.-25. September 2010 in Leipzig (URL: http://www.icom-deutschland.de/client/media/406/heft_abstracts.pdf) und die geplante Einrichtung eines Ossuariums für die über 3000 ausgegrabenen menschlichen Skelette am Petri-Platz in Berlin (Melisch in Vorb.).

Assmann 1996
Aleida Assmann, Texte, Spuren, Abfall. Die wechselnden Medien des kulturellen Gedächtnisses. In: Hartmut Böhme/Klaus R. Scherpe (Hrsg.), Literatur und Kulturwissenschaften. Positionen, Theorien, Modelle (Reinbek b. Hamburg 1996) 96-111.

Assmann 2007
Aleida Assmann, Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung. Krupp-Vorlesungen zu Politik und Geschichte am Kulturwissenschaftlichen Institut im Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen 6 (München 2007).

Attfield 2000
Judy Attfield, Wild Things. The Material Culture of Everyday Life (Oxford/New York 2000).

Bal 2002
Mieke Bal, Kulturanalyse (Frankfurt a.M. 2002).

Barb 2012
Alexandra Barb, Metall gegen Ton? Materialzitate in der griechischen und römischen Kunst. In: Charlotte Trümpler/Peter Breunig (Hrsg.), Werte im Widerstreit. Von Bräuten, Muscheln, Geld und Kupfer. Begleitbroschüre zur gleichnamigen Ausstellung (Frankfurt a.M. 2012) 35-38.

Bar-Yosef/van Peer 2009
Ofer Bar-Yosef/Philip van Peer, The Chaîne Opératoire Approach in Middle Paleolithic Archaeology. Current Anthropology 50, 2009, 103-131.

Bauerochse *et al.* 2007
Andreas Bauerochse/Henning Hassmann/Ulf Ickerodt (Hrsg.), Kulturlandschaft. Administrativ – digital – touristisch. Initiativen zum Umweltschutz 67 (Berlin 2007).

Becker *et al.* 2006
Matthias Becker/Jan Bemmann/Rudolf Laser/Rosemarie Leineweber/Berthold Schmidt/Erika Schmidt-Thielbeer/Ingrid Wetzel, Corpus der römischen Funde im europäischen Barbaricum 6. Land Sachsen-Anhalt (Bonn 2006).

Beer 2004
Raphael Beer, Das Subjekt zwischen Auflösung und Erfindung. Ein ideengeschichtlicher Essay über die gleichzeitige Fragilität und Stabilität des Subjekts. In: Matthias Grundmann/Raphael Beer (Hrsg.), Subjekttheorien interdisziplinär. Diskussionsbeiträge aus Sozialwissenschaften, Philosophie und Neurowissenschaften (Münster 2004) 79-98.

Benjamin 1977 [1935]
Walter Benjamin, Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. In: Walter Benjamin (Hrsg.), Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Drei Studien zur Kunstsoziologie[4] (Frankfurt a.M. 1977) 7-45 [Erstfassung 1935].

Berger 2009
Arthur A. Berger, What Objects Mean. An Introduction to Material Culture (Walnut Creek 2009).

Böhme 1989
Hartmut Böhme, Die Ästhetik der Ruine. In: Dietmar Kamper/Christoph Wulf (Hrsg.), Der Schein des Schönen (Göttingen 1989) 287-304.

Böhme 1995
Gernot Böhme, Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik (Frankfurt a.M. 1995).

von Brandt 1992
Ahasver von Brandt, Werkzeug des Historikers. Eine Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften[13] (Stuttgart 1992).

Bringéus 1986
Nils-Arvid Bringéus, Perspektiven des Studiums materieller Kultur. Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte 29, 1986, 159-174.

Brothwell/Pollard 2001
Don R. Brothwell/A. Mark Pollard (Hrsg.), Handbook of Archaeological Sciences (Chichester/New York 2001).

Burström/Williams 2013/14
Nanouschka M. Burström/Howard Williams, Chains of Citation. Recontextualization in the Viking Age. The European Archaeologist 40, 2013/14, 84-88.

de Certeau 1991 [1975]
Michel de Certeau, Das Schreiben der Geschichte (Frankfurt a.M./New York/Paris 1991) [zuerst L'Écriture de l'Histoire (Paris 1975)].

DeSilvey 2006
Caitlin DeSilvey, Observed Decay: Telling Stories with Mutable Things. Journal of Material Culture 11, 2006, 318-338.

DMB 2011
Deutscher Museumsbund (Hrsg.), Nachhaltiges Sammeln. Ein Leitfaden zum Sammeln und Abgeben von Museumsgut (Leipzig/Berlin 2011).

Dolff-Bonekämper 2002
Gabi Dolff-Bonekämper, The Berlin Wall: an Archaeological Site in Progress. In: A. John Schofield/William G. Johnson/Colleen M. Beck (Hrsg.), Matériel Culture. The Archaeology of 20th Century Conflict. One World Archaeology 44 (London/New York 2002) 236-248.

Dolff-Bonekämper 2010
Gabi Dolff-Bonekämper, Gegenwartswerte. Für eine Erneuerung von Alois Riegls Denkmalwerttheorie. In: Hans-Rudolf Meier/Ingrid Scheurmann (Hrsg.), DENKmalWERTE. Beiträge zur Theorie und Aktualität der Denkmalpflege. Georg Mörsch zum 70. Geburtstag (Berlin/München 2010) 27-40.

Domańska 2006
Ewa Domańska, The Return to Things. Archaeologia Polona 44, 2006, 171-185.

Eggers 1959
Hans Jürgen Eggers, Einführung in die Vorgeschichte (München 1959).

Eggert 2008
Manfred K. H. Eggert, Prähistorische Archäologie. Konzepte und Methoden. Mit Beiträgen von Nils Müller-Scheeßel und Stefanie Samida[3] (Tübingen/Basel 2008).

Eggert 2011a
Manfred K. H. Eggert, Über archäologische Quellen. In: Stefan Burmeister/Nils Müller-Scheeßel (Hrsg.), Fluchtpunkt Geschichte. Archäologie und Geschichtswissenschaft im Dialog. Tübinger Archäologische Taschenbücher 9 (Münster 2011) 23-44.

Eggert 2011b
Manfred K. H. Eggert, Über Zeit und Archäologie. Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 2, 2011, 215-238.

Feest 2006
Christian F. Feest, Materielle Kultur. In: Bettina Beer/Hans Fischer (Hrsg.), Ethnologie. Einführung und Überblick[6] (Berlin 2006) 239-254.

Fleck/Müller 1997
Christian Fleck/Albert Müller, ‚Daten' und ‚Quellen'. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 8, 1997, 101-126.

Flood 2009
Finbarr B. Flood, Objects of Translation. Material Culture and Medieval „Hindu-Muslim" Encounter (Princeton 2009).

Frers 2007
Lars Frers, Einhüllende Materialitäten. Eine Phänomenologie des Wahrnehmens und Handelns an Bahnhöfen und Fährterminals. Materialitäten 5 (Bielefeld 2007).

Frers 2009
Lars Frers, Herausfordernde Materialitäten. Gegenstände, Methoden, Konzepte. Berichte zur deutschen Landeskunde 83, 2009, 177-191.

Fried 1996
Johannes Fried, Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte. Historische Zeitschrift 263, 1996, 291-316.

Frings/Linsenmann 2012
Andreas Frings/Andreas Linsenmann (Hrsg.), Vergangenheiten auf der Spur. Indexikalische Semiotik in den historischen Kulturwissenschaften (Bielefeld 2012).

Frommer 2007
Sören Frommer, Historische Archäologie. Ein Versuch der methodologischen Grundlegung der Archäologie als Geschichtswissenschaft. Tübinger Forschungen zur Historischen Archäologie 2 (Büchenbach 2007).

Füssel 2000
Marian Füssel, Geschichtsschreibung als Wissenschaft vom Anderen. Michel de Certeau. URL: http://www.gradnet.de/papers/pomo2.papers/fuessel00.htm [letzter Zugriff 10.02.2014].

Gardner 2007
Andrew Gardner, Artefacts, Contexts and the Archaeology of Social Practices. In: Richard Hingley/Steven Willis (Hrsg.), Roman Finds. Context and Theory. Proceedings of a Conference held at the University of Durham (Oxford 2007) 128-139.

Gell 1998
Alfred Gell, Art and Agency. An Anthropological Theory (Oxford 1998).

Giel 1969
Klaus Giel, Studie über das Zeigen. In: Otto F. Bollnow (Hrsg.), Erziehung in anthropologischer Sicht (Zürich 1969) 51-75.

Ginzburg 1983
Carlo Ginzburg, Spurensicherungen. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis (Berlin 1983).

Ginzburg 2007
Carlo Ginzburg, Spuren einer Paradigmengabelung: Machiavelli, Galilei und die Zensur der Gegenreformation. In: Sybille Krämer/Werner Kogge/Gernot Grube (Hrsg.), Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst (Frankfurt a.M. 2007) 257-280.

Goetz 1993
Hans-Werner Goetz, Proseminar Geschichte. Mittelalter (Stuttgart 1993).

Gosden 2005
Chris Gosden, What Do Objects Want? Journal of Archaeological Method and Theory 12/3, 2005, 193-211.

Gosden/Marshall 1999
Chris Gosden/Yvonne Marshall, The Cultural Biography of Objects. World Archaeology 31, 1999, 169-178.

Gosselain 2010
Olivier P. Gosselain, Exploring the Dynamics of African Pottery Cultures. In: Randi Barndon/Asbjørn Engevik/Ingvild Øye (Hrsg.), The Archaeology of Regional Technologies. Case Studies from the Palaeolithic to the Age of the Vikings (Lewiston/Queenston/Lampeter 2010) 193-226.

Göttsch 2007
Silke Göttsch, Archivalische Quellen und die Möglichkeiten ihrer Auswertung. In: Silke Göttsch/Albrecht Lehmann (Hrsg.), Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie[2] (Berlin 2007) 15-32.

Greetham 1993
David C. Greetham, Editorial and Critical Theory. From Modernism to Postmodernism. In: George Bornstein/Ralph G. Williams (Hrsg.), Palimpsest. Editorial theory in the humanities (Ann Arbor 1993) 9-28.

Groĭs 2003
Boris Groĭs, Die Topologie der Aura. In: Boris Groĭs (Hrsg.), Topologie der Kunst (München 2003) 33-46.

Guermandi/Salas Rossenbach 2013
Maria Pia Guermandi/Kai Salas Rossenbach (Hrsg.), Twenty Years after Malta. Preventive Archaeology in Europe and in Italy (Bologna 2013).

Guggisberg 2009
Martin Guggisberg, Größe als Gabe: Gedanken zum Format von „Prestigegütern" in frühen Kulturen der Mittelmeerwelt und ihrer Randzone. In: Berit Hildebrandt/Caroline Veit (Hrsg.), Der Wert der Dinge – Güter im Prestigediskurs. „Formen von Prestige in Kulturen des Altertums". Graduiertenkolleg der DFG an der Ludwig-Maximilians-Universität München (München 2009) 103-141.

d'Haenens 1984
Albert d'Haenens, Théorie de la trace (Louvain-la-Neuve 1984).

Hahn 2011
Hans Peter Hahn, Antinomien kultureller Aneignung: Einführung. Zeitschrift für Ethnologie 136, 2011, 11-26.

Hahn/Weis 2013
Hans Peter Hahn/Hadas Weis (Hrsg.), Mobility, Meaning & Transformation of Things. Shifting Contexts of Material Culture through Time and Space (Oxford 2013).

Hard 1995
Gerhard Hard, Spuren und Spurenleser. Zur Theorie und Ästhetik des Spurenlesens in der Vegetation und anderswo. Osnabrücker Studien zur Geographie 16 (Osnabrück 1995).

Heidrich 2007
Hermann Heidrich, Von der Ästhetik zur Kontextualität: Sachkulturforschung. In: Silke Göttsch/Albrecht Lehmann (Hrsg.), Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie[2] (Berlin 2007) 33-56.

Heisig 2007
Dirk Heisig (Hrsg.), Ent-Sammeln. Neue Wege in der Sammlungspolitik von Museen. Verschenken, Tauschen, Verkaufen, Verbrauchen, Entsorgen (Aurich 2007).

Heydecke/Mielzarjewicz 2010
Martin Heydecke/Marc Mielzarjewicz, Lost Places Beelitz-Heilstätten (Halle/Saale 2010).

Hicks 2010
Dan Hicks, The Material-Cultural Turn. Event and Effect. In: Dan Hicks/Mary C. Beaudry (Hrsg.), The Oxford Handbook of Material Culture Studies (Oxford 2010) 25-98.

Hodder 2012
Ian Hodder, Entangled. An Archaeology of the Relationships between Humans and Things (Malden MA 2012).

Hofmann 2004
Kerstin P. Hofmann, Lanzetten: eine Leitform der Nordischen Bronzezeit. Fundanalyse im Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis. In: Stefan Hesse (Hrsg.), Spurensicherung. 25 Jahre Kreisarchäologie Rotenburg (Wümme). Archäologische Berichte des Landkreises Rotenburg (Wümme) 11 (Oldenburg 2004) 105-222.

Hofmann 2008
Kerstin P. Hofmann, Der rituelle Umgang mit dem Tod. Untersuchungen zu bronze- und früheisenzeitlichen Brandbestattungen im Elbe-Weser-Dreieck Archäologische Berichte des Landkreises Rotenburg (Wümme) 14, 2008 = Schriftenreihe des Landschafts-verbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden 32 (Oldenburg, Stade 2008).

Hofmann 2014
Kerstin P. Hofmann, Auf der Suche nach der Jastorf-Fibel. Die ältereisenzeitlichen Plattenfibeln Norddeutschlands – eine Leitform? In: Jochen Brandt/Björn Rauchfuß (Hrsg.), Das Jastorf-Konzept und die vorrömische Eisenzeit im nördlichen

Mitteleuropa. Beiträge der Internationalen Tagung zum einhundertjährigen Jubiläum der Veröffentlichung der Ältesten Urnenfriedhöfe bei Uelzen und Lüneburg durch Gustav Schwantes 18.-22.05.2011 in Bad Bevensen. Veröffentlichungen des Archäologischen Museums Hamburg 105 (Hamburg 2014) 129-142.

Hofmann 2015
Kerstin P. Hofmann, In Geschichten verstrickt … Menschen, Dinge, Identitäten. In: Dietrich Boschung/Tobias Kienlin/Patric A. Kreuz (Hrsg.), Biography of Objects. Aspekte eines kulturhistorischen Konzepts. Morphomata 31 (München 2015) 87-123.

Hofmann/Schreiber 2011
Kerstin P. Hofmann/Stefan Schreiber, Mit Lanzetten durch den *practical turn*. Zum Wechselspiel zwischen Mensch und Ding aus archäologischer Perspektive. Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 52, 2011, 163-187.

Holtorf 2002
Cornelius Holtorf, Notes on the Life History of a Pot Sherd. Journal of Material Culture 7, 2002, 49-71.

Holtorf 2007
Cornelius Holtorf, Vom Kern der Dinge keine Spur. Spurenlesen aus archäologischer Sicht. In: Sybille Krämer/Werner Kogge/Gernot Grube (Hrsg.), Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst (Frankfurt a.M. 2007) 333-352.

Ingold 2007
Tim Ingold, Materials against Materiality. Archaeological Dialogues 14, 2007, 1-16.

Ingold 2008
Tim Ingold, When ANT meets SPIDER: Social Theory for Arthopods. In: Carl Knappett/Lambros Malafouris (Hrsg.), Material Agency. Towards a Non-Anthropocentric Approach (New York 2008) 209-215.

Ingold 2010
Tim Ingold, Bringing Things to Life: Creative Entanglements in a World of Materials. National Centre for Research Methods Working Paper Series 5/10, 2010, 1-14. http://eprints.ncrm.ac.uk/1306/1/0510_creative_entanglements.pdf [letzter Zugriff 14.12.2015].

Ingold 2012
Tim Ingold, Toward an Ecology of Materials. Annual Review of Anthropology 41, 2012, 427-442.

Jacob-Friesen 1928
Karl Heinz Jacob-Friesen, Grundfragen der Urgeschichtsforschung. Stand und Kritik der Forschung über Rassen, Völker und Kulturen in urgeschichtlicher Zeit. Festschrift zur Feier des 75jährigen Bestehens des Provinzial-Museums. Veröffentlichungen der Urgeschichtlichen Sammlungen des Provinzial-Museums zu Hannover 1 (Hannover 1928).

Joisten/Thiemer 2010
Karen Joisten/Nicole Thiemer (Hrsg.), Das Denken Wilhelm Schapps. Perspektiven für Unsere Zeit 21 (Freiburg i. Br./München 2010).

Jordan 2010
Stefan Jordan, Vetorecht der Quellen. Version: 1.0. Docupedia-Zeitgeschichte, 11.02.2010. URL: http://docupedia.de/zg/Vetorecht_der_Quellen?oldid=106488 [Letzter Zugriff 14.12.2015].

Jost 2001
Susanne C. Jost, Pro Memoria – Das Ding. Ein Beitrag zur ethnologischen Wiederentdeckung des Dings (Weimar 2001).

Jung 2008
Matthias Jung, Zur Überdeterminiertheit von Grabausstattungen – Eine Exemplifikation anhand des späthallstattzeitlichen Grabbefundes von Eberdingen-Hochdorf. In: Christoph Kümmel/Beat Schweizer/Ulrich Veit (Hrsg.), Körperinszenierung – Objektsammlung – Monumentalisierung. Totenritual und Grabkult in frühen Gesellschaften. Archäologische Quellen in kulturwissenschaftlicher Perspektive. Tübinger Archäologische Taschenbücher 6 (Münster 2008) 271-285.

Jung 2012
Matthias Jung, „Objektbiographie" oder „Verwirklichung objektiver Möglichkeiten"? Zur Nutzung und Umnutzung eines Steinbeiles aus der Côte d'Ivoire. In: Britta Ramminger/Heike Lasch (Hrsg.), Hunde – Menschen – Artefakte. Gedenkschrift für Gretel Gallay. Internationale Archäologie Studia honoraria 32 (Rahden/Westf. 2012) 375-383.

Kazig 2007
Rainer Kazig, Atmosphären. Konzepte für einen nicht repräsentationellen Zugang zum Raum. In: Christian Berndt (Hrsg.), Kulturelle Geographien. Zur Beschäftigung mit Raum und Ort nach dem Cultural Turn. Kultur und soziale Praxis (Bielefeld 2007) 167-187.

Kirn 1947
Paul Kirn, Einführung in die Geschichtswissenschaft. Sammlung Göschen 270 (Berlin 1947).

Knappett/Malafouris 2008
Carl Knappett/Lambros Malafouris (Hrsg.), Material Agency. Towards a Non-Anthropocentric Approach (New York 2008).

Knigge 2011
Volkhard Knigge, Vom Zeugniswert der authentischen Substanz für die Gedenkstättenarbeit. In: Axel Klausmeier/Günter Schlusche (Hrsg.), Denkmalpflege für die Berliner Mauer. Die Konservierung eines unbequemen Bauwerks. Beiträge zur Geschichte von Mauer und Flucht (Berlin 2011) 65-71.

Kopytoff 1986
Igor Kopytoff, The Cultural Biography of Things. Commoditization as Process. In: Arjun Appadurai (Hrsg.), The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective (Cambridge 1986) 64-91.

Koselleck 2010
Reinhart Koselleck, Standortgebundenheit und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt. In: Reinhart Koselleck (Hrsg.), Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten[7] (Frankfurt a.M. 2010) 176-207.

König 2012
Gudrun M. König, Das Veto der Dinge. Zur Analyse materieller Kultur. In: Karin Priem/Gudrun M. König/Rita Casale (Hrsg.), Die Materialität der Erziehung. Kulturelle und soziale Aspekte pädagogischer Objekte. Zeitschrift für Pädagogik 58 (Weinheim 2012) 14-31.

Krämer *et al.* 2007
Sybille Krämer/Werner Kogge/Gernot Grube (Hrsg.), Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst (Frankfurt a.M. 2007).

Kümmel 2009
Christoph Kümmel, Ur- und frühgeschichtlicher Grabraub. Archäologische Interpretation und kulturanthropologische Erklärung. Tübinger Schriften zur ur- und frühgeschichtlichen Archäologie 9 (Münster 2009).

van Laak 2005
Dirk van Laak, Infrastrukturen. Anthropologische und alltagsgeschichtliche Perspektiven. In: Gudrun M. König (Hrsg.), Alltagsdinge. Erkundungen der materiellen Kultur. Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 27 (Tübingen 2005) 81-91.

Latour 2005
Bruno Latour, Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory (Oxford, New York 2005).

Lembeck 2004
Karl-Heinz Lembeck (Hrsg.), Geschichte und Geschichten. Studien zur Geschichtenphänomenologie Wilhelm Schapps 7 (Würzburg 2004).

Lemonnier 1992
Pierre Lemonnier, Elements for an Anthropology of Technology. Anthropological Papers. Museum of Anthropology, University of Michigan 88 (Ann Arbor 1992).

Lotman 1990
Jurij M. Lotman, Über die Semiosphäre. Zeitschrift für Semiotik 12, 1990, 287-305.

Lucas 2005
Gavin Lucas, The Archaeology of Time. Themes in Archaeology 3 (London/New York 2005).

Lucas 2012
Gavin Lucas, Understanding the Archaeological Record (Cambridge/New York 2012).

Ludwig 2011
Andreas Ludwig, Materielle Kultur. Version: 1.0. URL: https://docupedia.de/zg/Materielle_Kultur?oldid=78675 [letzter Zugriff 10.04.2012].

Lynott/Wylie 2000
Mark J. Lynott/Alison Wylie, Stewardship: The Central Principle of Archaeological Ethics. In: Mark J. Lynott/Alison Wylie (Hrsg.), Ethics in American Archaeology [2] (Washington DC 2000) 35-39.

Meier/Scheurmann 2010
Hans-Rudolf Meier/Ingrid Scheurmann (Hrsg.), DENKmalWERTE. Beiträge zur Theorie und Aktualität der Denkmalpflege. Georg Mörsch zum 70. Geburtstag (Berlin/München 2010).

Melisch in Vorb.
Claudia Melisch, Die Cöllner sind mit uns: Stadtgeschichte am Petriplatz in Berlin-Mitte. In: Kerstin P. Hofmann/Ulf Ickerodt/Matthias Maluck *et al.* Maluck/Patricia Rahemipour (Hrsg.), Kulturerbe=Kulturpflicht? Theoretische Reflexionen zum Umgang mit archäologischen Orten in Deutschland (in Vorbereitung).

Meyer 2007
Marion Meyer (Hrsg.), Neue Zeiten – Neue Sitten. Zur Rezeption und Integration römischen und italischen Kulturgutes in Kleinasien. Wiener Forschungen zur Archäologie 12 (Wien 2007).

Miller 1987
Daniel Miller, Material Culture and Mass Consumption (Oxford 1987).

Miller 1994
Daniel Miller, Artefacts and the Meaning of Things. In: Tim Ingold (Hrsg.), Companion Encyclopedia of Anthropology. Humanity, Culture and Social Life (London/New York 1994) 396-419.

Musner 2009
Lutz Musner, A Whole Way of Life. URL: http://alt.ifk.ac.at/aktuell.php?e=63 [letzter Zugriff 24.10.2013].

Notroff 2011
Jens Notroff, Vom Sinn der kleinen Dinge. Überlegungen zur Ansprache und Deutung von Miniaturgefäßen am Beispiel der Funde von Tall Ḥujayrāt al-Ghuzlān, Jordanien. Zeitschrift für Orient-Archäologie 4, 2011, 246-260.

Opgenoorth 1993
Ernst Opgenoorth, Einführung in das Studium der neueren Geschichte[4] (Paderborn 1993).

Pearce 1993
Susan M. Pearce, Museums, Objects, and Collections. A Cultural Study[2] (Washington DC 1993).

Philipse 2002
Herman Philipse, Questions of Method: Heidegger and Bourdieu. Revue Internationale de Philosophie 220, 2002, 275-298.

Pomian 1988 [1986]
Krzysztof Pomian, Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln (Berlin 1988) [zuerst Pour une histoire des sémiophores. A propos des vases des Medicis. Le Genre Humain 14 (Paris 1986)].

Preda 1999
Alex Preda, The Turn to Things: Arguments for a Sociological Theory of Things. The Sociological Quarterly 40, 1999, 347-366.

Pye 1968
David Pye, The Nature and Art of Workmanship (London/New York 1968).

Renfrew 1986
Colin Renfrew, Varna and the Emergence of Wealth in Prehistoric Europe. In: Arjun Appadurai (Hrsg.), The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective (Cambridge 1986) 141-168.

Roberts 1998
Neil Roberts, The Holocene. An Environmental History[2] (Malden MA 1998).

Roßler 2008
Gustav Roßler, Kleine Galerie neuer Dingbegriffe. Hybriden, Quasi-Objekte, Grenzobjekte, epistemische Dinge. In: Georg Kneer/Markus Schroer/Erhard Schüttpelz (Hrsg.), Bruno Latours Kollektive. Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen (Frankfurt a.M. 2008) 76-101.

Schapp 1953
Wilhelm Schapp, In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding (Hamburg 1953).

Schiffer 1972
Michael B. Schiffer, Archaeological Context and Systemic Context. American Antiquity 37, 1972, 156-165.

Schiffer 1987
Michael B. Schiffer, Formation Processes of the Archaeological Record (Albuquerque 1987).

Scholtz 2004
Gunter Scholtz, Das Verhältnis der Geschichten zur Geschichte. Kritische Fragen an Wilhelm Schapp. In: Karl-Heinz Lembeck (Hrsg.), Geschichte und Geschichten. Studien zur Geschichtenphänomenologie Wilhelm Schapps 7 (Würzburg 2004) 57-71.

Schreiber 2012
Catherina Schreiber, Genuine Internetdaten als historische Quellen. Entwurf einer korrealistischen Quellentheorie. Zeitschrift für digitale Geschichtswissenschaften 1, 2012, 1-15.

Schreiber 2013
Stefan Schreiber, Archäologie der Aneignung. Zum Umgang mit Dingen aus kulturfremden Kontexten. Forum Kritische Archäologie 2, 2013, 48-123.

Soentgen 2005
Jens Soentgen, Geschichten über Stoffe. URL: http://www.sachbuchforschung.uni-mainz.de/wp-content/uploads/Arbeitsblaetter_Sachbuchforschung_05.pdf [letzter Zugriff 25.11.2013].

Sommer 1991
Ulrike Sommer, Zur Entstehung archäologischer Fundvergesellschaftungen. Versuch einer archäologischen Taphonomie. In: Elke Mattheusser/Ulrike Sommer (Hrsg.), Studien zur Siedlungsarchäologie 1. Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie 6 (Bonn 1991) 51-174.

Sommer 2000
Ulrike Sommer, Besprechung: Håkan Karlsson, Re-thinking Archaeology (Göteborg 1998). Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 41, 2000, 285-289.

Sommer 2012
Ulrike Sommer, Wer hat Dornröschen aufgeweckt? Taphonomie und Mainstream-Archäologie. In: Thomas Link/Dirk Schimmelpfennig (Hrsg.), Taphonomische Forschungen (nicht nur) zum Neolithikum. Fokus Jungsteinzeit 3 (Kerpen-Loogh 2012) 15-34.

Sommer 2014
Ulrike Sommer, Zeit, Erinnerung und Geschichte. In: Sabine Reinhold/Kerstin P. Hofmann (Hrsg.), Zeichen der Zeit. Archäologische Perspektiven auf Zeiterfahrung, Zeitpraktiken und Zeitkonzepte (Themenheft). Forum Kritische Archäologie 3, 2014, 25-59. URL: http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2014_3_6_Sommer.pdf [letzter Zugriff 14.12.2015].

Steiner 2000
Alex Steiner, Der Fall Martin Heidegger, Philosoph und Nazi. URL: https://www.wsws.org/de/articles/2000/04/hei1-a28.html [letzter Zugriff 24.10.2013].

Steuer 1998
Heiko Steuer, Datierungsprobleme in der Archäologie. In: Klaus Düwel (Hrsg.), Runeninschriften als Quellen interdisziplinärer Forschung. Abhandlungen des Vierten Internationalen Symposiums über Runen und Runeninschriften in Göttingen vom 4.-9. August 1995. Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 15 (Berlin 1998) 129-149.

Veit *et al*. 2003
Ulrich Veit/Tobias L. Kienlin/Christoph Kümmel/Sascha Schmidt (Hrsg.), Spuren und Botschaften. Interpretationen materieller Kultur. Tübinger Archäologische Taschenbücher 4 (Münster 2003).

Wahrig 1991
Gerhard Wahrig (Hrsg.), Wörterbuch der deutschen Sprache[12] (München 1991).

Wälde 1985
Martin Wälde, Husserl und Schapp. Von der Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins zur Philosophie der Geschichten (Basel 1985).

Webmoor/Witmore 2008
Timothy Webmoor/Christopher L. Witmore, Things Are Us! A Commentary on Human/Things Relations under the Banner of a 'Social' Archaeology. Norwegian Archaeological Review 41, 2008, 53-70.

Weil 1997
Stephen E. Weil (Hrsg.), A Deaccession Reader (Washington DC 1997).

Wolf 2002
Peter Wolf, Dingliche Relikte. In: Michael Maurer (Hrsg.), Aufriss der historischen Wissenschaften 4. Quellen (Stuttgart 2002) 126-145.

Zimmermann 1989
Reinhard Zimmermann, Künstliche Ruinen. Studien zu ihrer Bedeutung und Form (Wiesbaden 1989).

Über die Autorin:

Kerstin P. Hofmann studierte Ur- und Frühgeschichte an der Christian-Albrechts-Universität Kiel und der Universität Köln. Nach Abschluss ihrer Doktorarbeit im Jahr 2006 über Thanatoarchäologie und bronzezeitliche Brandbestattungen im Elbe-Weser-Dreieck, Deutschland, war sie Auslandsstipendiatin am Deutschen Archäologischen Institut, Abteilung Rom. Von Februar 2009 bis Oktober 2012 hat sie als Koordinatorin der Cross Sectional Group V „Space and Collective Identities" im Rahmen des Exzellenzclusters Topoi an der Zentrale des Deutschen Archäologischen Instituts in Berlin gearbeitet. Seit November 2012 ist sie Nachwuchsgruppenleiterin des Topoi key topics „identities: space and knowledge related identification" und der Forschungsgruppe B-4 „Space - Identity - Locality". Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Gräber und Totenrituale, Identitäten, Kulturwandel und materielle Kultur.

Dr. Kerstin P. Hofmann
Freie Universität Berlin
Topoi Building Dahlem
Hittorfstraße 18
D-14195 Berlin
kerstin.hofmann@topoi.org

Die Figur der Cyborg in der Vergangenheit

Posthumanismus oder eine neue sozial(er)e Archäologie?

Stefan Schreiber

Based on the newly gained attention materiality has received in archaeology, I want to ask: who are the actors of the past and how can their epistemological status be described? Donna Haraway's cyborgs as well as the discussion and redefinition of the actor in posthumanism will serve as a basic figure in this article. The characteristics of deconstruction and the crossing of boundaries within the figure of the cyborg makes it a perfect starting point, as well as the fact that it is not part of a specific theory and therefore has no clear divisions between ontology and epistemology. With the figure of cyborgs a new way of conceptualizing the actor of the past, namely as not only a human, becomes possible and could add to the debate about materiality in our sources as well as guide to a much-needed self-reflection in archaeology.

Schlüsselbegriffe: Cyborg; Posthumanismus; Symmetrische Archäologie; Akteur*in; Sozialarchäologie

Keywords: cyborg; posthumanism; symmetrical archaeology; actor; social archaeology

> *„I'm a Cyborg, But That's OK"*[1]
>
> *„Instead of a central hero subject, we should envisage a whole brigade of actors: plates, forks, gravestones, humans, garbage pits, chamber pots, law books, musical instruments, etc., acting together in a relational web"* (Olsen 2003, 99)

Einführung, oder: Wer agiert eigentlich in der Vergangenheit?[2]

Ausgehend von der neuen Aufmerksamkeit für das Materielle in der Archäologie diskutiere ich in vorliegendem Beitrag die Frage, wer eigentlich die Akteur*innen der Vergangenheit sind, und wie deren epistemologischer Status beschrieben

1 Titel eines koreanischen Films von Chon-wook Park aus dem Jahre 2006, in welchem sich die Hauptfigur des Films selbst für eine Cyborg hält.

2 Der Artikel entstand als Teil meiner Promotion am Exzellenzcluster „TOPOI. *The Formation and Transformation of Space and Knowledge in Ancient Civilizations*" (Berlin). Ich danke der AG TidA e.V. und dem Cluster of Excellence „*Asia and Europe in a Global Context*" (Heidelberg) sowie „TOPOI" für die Möglichkeit, die Tagung auszurichten und den Vortrag zu halten; Susanne Grunwald für ihr Interesse und die unermüdlichen Fragen und Diskussionen; Arnica Keßeler, Peter Sturm, Kerstin P. Hofmann und Doreen Mölders für die Durchsicht des Manuskripts.

werden kann. Dafür nutze ich die Figur der Cyborg nach Donna Haraway[3] um eine Neubestimmung der Akteur*innen aus posthumanistischer Sicht vorzunehmen. Cyborgs eignen sich m.E. besonders gut, da sie eine Vielzahl an Grenzziehungen der humanistischen Moderne dekonstruieren bzw. überschreiten. Zugleich ist die Cyborg eine Figur und keine konkrete und komplexe Theorie, es wird daher keine scharfe Trennung zwischen Ontologie und Epistemologie vorgenommen. Die Figur der Cyborg kann für die Archäologie hilfreich sein, vergangene Akteur*innen epistemologisch neu zu konzipieren und gleichzeitig einen Beitrag für die Debatte um die Materialität unserer Quellen als auch für die Selbstreflexion des Faches zu leisten (Pearson/Shanks 2001, 90-101; Webmoor/Witmore 2008).

Ohne Frage hat der *material turn* Einzug in die Archäologie gehalten. Dinge sind allgegenwärtig und fast schon erdrückend präsent, wie der Titel des Buches verdeutlicht. Sie haben sich emanzipiert; sind selbstständiger geworden. Wir sprechen wieder von materieller Kultur und Materialität ohne lediglich Materialisierung, Vergegenständlichung und Ausdruck menschlichen Geistes zu meinen. Zugleich ist es sicherlich nicht übertrieben davon auszugehen, dass die Archäologie selbst entscheidende Impulse lieferte, um den *material culture studies* zum Durchbruch zu verhelfen.[4] Dennoch sind Rückwirkungen auf die archäologische Theoriebildung selten. Nicht ohne Grund werden in der deutschsprachigen Ur- und Frühgeschichte von Manfred K. H. Eggert (1994, 17) und Ulrich Veit (2002, 44) Theorien zur materieller Kultur als ein wesentlicher Baustein archäologischer Theoriebildung eingefordert; Versuche, eine solche umfänglich zu entwerfen, sind jedoch vor allem im englischsprachigen Raum anzutreffen.[5]

Aufgrund der transdisziplinären Durchdringung durch den *material turn* erfährt das Forschungsfeld aber zugleich eine enorme Ausweitung: Neben die Phänomenologie, Technologie, Materialität und den Symbolcharakter der Dinge tritt deren soziales und ethisches Potential (Latour 2009 [1999]; Reckwitz 2002). Dinge sind nicht mehr nur ökologische Determinanten oder aktive Bestandteile menschlichen Lebens wie in materialistischen Auffassungen,[6] sondern selbst Teil der Gesellschaft. Damit lenkt der *material turn* den Blick auf blinde Stellen heutiger Gesellschaftstheorien und versucht mit der Frage nach den „*missing masses*" (Latour 1992) die Dinge in ein gesellschaftliches und soziales Denken rückzuführen.

---

3 Haraway 1985. In der deutschen Übersetzung wählten die Herausgeber*innen die feminine Form *die* Cyborg, wenn damit eine eindeutig oppositionelle feministische Erzählfigur postmoderner Menschen und nicht die durch gesellschaftliche Wissenschafts- und Technologieverhältnisse hervorgebrachten technologisch-organischen ‚Objekte' gemeint sind (Haraway 1995a, 33 Anm. 2). Ich schließe mich dem dahingehend an, dass ich nur in Bezug auf die Ursprungskonzeption die maskuline Form verwende.

4 Vgl. DeMarrais *et al*. 2004; Miller 1985; Miller/Tilley 1996; Tilley 2004.

5 Z.B. Hodder 2012, Miller 2005; Olsen 2010. Im deutschsprachigen Raum sind es hauptsächlich kulturwissenschaftliche und ethnologische Versuche, vgl. z.B. Jost 2001. In den letzten Jahren ist zudem eher ein Trend zu Handbüchern mit einzelnen Artikeln zu spezifischen Charakteristika des Themas statt komplexen Theorieentwürfen zu beobachten; vgl. Hahn 2005; Hicks/Beaudry 2010; Samida *et al*. 2014; Tilley *et al*. 2006.

6 Appadurai 1986, Hodder 1991. Auf die konzeptionellen Gemeinsamkeiten bzw. die Annäherung ökologischer und materialistischer Ansätze in den *material culture studies* wies kürzlich Tim Ingold (2012) hin.

Wenn aber Dinge ebenfalls soziale und gesellschaftliche Entitäten sind, was bedeutet das für die von uns bisher menschlich verstandenen, archäologisch untersuchten und konstruierten Akteur*innen der Vergangenheit? Wie sind letztlich vergangene Gesellschaften inklusive der Dinge zu denken und wie kann eine soziale Archäologie nach dieser Neukonzeptionierung aussehen? In welcher Weise muss sich die Archäologie als Institution der ‚Massendinghaltung' neben Fragen der Akkumulation, Lagerung und Konservierung auch den methodologischen und ethischen Problemen einer solchen Praxis stellen?

Im klassischen Sinne gelten Akteur*innen der Vergangenheit als die Subjekte ihrer eigenen Zeit, also ehemals lebende Menschen. Wir interessieren uns für ihre Lebensumstände und Schicksale sowie ihre sozialen, kulturellen, ökonomischen und technologischen Beziehungen untereinander. Dennoch wird in den meisten Untersuchungen schon eine Selektion vorgenommen und damit ein Großteil vergangener menschlicher Akteur*innen ausgegrenzt. Neben den „unteren Zehntausend" – so der Titel eines Sammelbandes der AG Eisenzeit (Trebsche *et al.* 2007) – weisen insbesondere die Kritik des Postkolonialismus wie die des Feminismus auf unsichtbare und subalterne Akteur*innen hin, die bislang im Spiegel- oder Zerrbild des als weißen, mittelalten, westlichen Mannes gedachten Akteurs vernachlässigt wurden (Shanks/Tilley 1992, 11). In beiden Perspektiven liegt der emanzipatorische Fokus auf dem Sichtbarmachen solcher Akteur*innen, seien es nun Frauen, Kinder, Greise, Sklav*innen, Kolonisierte oder anderweitig Entrechtete ohne eigene Stimme (vgl. Spivak 2008). Meines Erachtens gehen diese Ansätze nicht weit genug. Dinge, Tiere und jegliche hybriden Natur-Kultur-Wesen sind ebenso Akteur*innen, welche durch heutige Machtstrukturen und Ungleichheitsdiskurse zu Subalternen wurden. Ziel sollte es daher sein, auch ihnen Stimmen zu geben oder ihren gesellschaftlichen Beitrag zumindest anzuerkennen.

Posthumanismus und posthumanistische Archäologie

Kürzlich prophezeite Stefan Burmeister in seinem Beitrag „Nach dem Post-", dass der *material turn* verstärkt posthumanistische Konzepte in die Archäologie einbringen werde (Burmeister 2012, 45). Dies erscheint nicht nur wahrscheinlich, sondern unumgänglich. Aufgrund der Verflechtung mit anderen Disziplinen und der zumindest teilweisen Abhängigkeit in Bezug auf die archäologische Theoriebildung sehe ich dies sogar als notwendig an. Da archäologische Diskurse als Teil akademischer und gesamtgesellschaftlicher Diskursordnungen gelten können, spricht schon die Notwendigkeit einer Anschluss- und Kommunikationsfähigkeit für die kritische Auseinandersetzung mit dem Posthumanismus. Trotz dessen Fokussierung auf so aktuelle Probleme wie Biogenetik und -ethik, Cyberkrieg, Tierschutz, Drohnen, virtuelle Wirklichkeit, Kybernetik, Astrophysik und das Anthropozän können durch ihn ebenfalls neue Impulse für die Altertumswissenschaft gewonnen werden.

Der Posthumanismus[7] als Modus des Denkens (Wolfe 2010, xviii) versteht sich als Überwindung, Transzendierung und kritische Auseinandersetzung mit dem Humanismus und Anthropozentrismus der Moderne. Der Mensch wird nicht

7 Für eine Einführung in die Kerngedanken vgl. Burmeister 2012; für eine weiterführende Einführung in die verschiedenen Strömungen und Aspekte vgl. Herbrechter 2009, Wolfe 2010.

länger als Mittelpunkt der Welt verstanden und seine Einzigartigkeit in Frage gestellt. Vielmehr wird auf „*the embodiment and embeddedness of the human being in not just its biological but also its technological world, the prosthetic coevolution of the human animal with the technicity of tools and external archival mechanisms (such as language and culture)*“ (Wolfe 2010, xv) fokussiert. Die Welten des Posthumanismus sind bevölkert von Technologien, künstlichen Intelligenzen, biologischen Klonen, Cyberwesenheiten, menschlichen Avataren, Tieren, Computern und Monstern. Gerade durch den Fokus auf die Verbindung des Menschen mit der Technologie ist der Posthumanismus eng verflochten mit prägenden Konzepten des *material turn*. Insbesondere der fundamentale Mechanismus der Moderne, die ontologische Trennung zwischen Menschen und Nicht-Menschen, Subjekt und Objekt bzw. Kultur und Natur wird nicht nur in Frage gestellt, sondern dessen Überwindung als paradigmatisch angesehen.[8] Damit ist die Stellung des Menschen als einziges soziales und gesellschaftliches Wesen in der Krise.

Zugleich können Leben, Bewusstsein und freier Wille nicht mehr als alleiniges Kriterium für Handlungsträger*innen gelten. Stattdessen wird Handeln postsubjektivistisch gedacht.[9] Es ist keine ausschließlich auf Menschen beschränkte, intentionale Fähigkeit, sondern allgemein das Bewirken von Veränderungen (Rammert/Schulz-Schaeffer 2002, 33). Dadurch ist Handeln ebenfalls auf Technik und Dinge anwendbar. Ein solcher, recht weiter Handlungsbegriff ergibt sich zum einen aus dem Vergleich der Resultate routinierter menschlicher Handlungen und dem Wirken von Maschinen. Kategorial können die Resultate nämlich nicht unterschieden werden (vgl. Berger/Getzinger 2009). Zum anderen wird eine Umkehrung der Vorzeichen vorgenommen: Handeln ist nicht mehr, was ein/e Akteur*in tut, sondern ein/e Akteur*in ist, „wer von vielen anderen zum Handeln gebracht wird“ (Latour 2010 [2005], 81) und damit nicht der Ursprung von Handlungen, sondern das Ziel eines Konglomerats aus diversen, überraschenden Handlungsquellen ist (Latour 2010 [2005], 77). Aus Sicht des Posthumanismus entsteht das Soziale zwischen allen Handlungsträger*innen der Gesellschaft und nicht mehr nur zwischen Menschen. Soziales ist also die Beziehung zwischen verschiedenen menschlichen und nichtmenschlichen Akteur*innen, ein hybrides Netzwerk, bei dem nicht der/die Akteur*in mit seinen/ihren oft essentialistisch gedachten Eigenschaften, sondern die Art der Beziehung selbst in den Vordergrund rückt.

In der Archäologie werden zu Dingen als Akteur*innen vielfältige Diskussionen unter dem Schlagwort der *material agency* geführt.[10] Insbesondere die deutschsprachigen Übersetzungen als ‚Handlungsmacht', bzw. ihr vorsichtiger

---

8 Haraway 1995b [1991]; Latour 2008 [1991]. Andreas Reckwitz (2006) wies darauf hin, dass auch das Subjekt eine spezifisch historische, moderne Prägung ist.

9 Herbrechter 2009, 16. Olsen *et al.* (2012, 33-35) sprechen hier in Anlehnung an Julia Kristeva (1982) vom *abject*.

10 Vgl. Dolwick 2009; Knapp/van Dommelen 2008; Knappett/Malafouris 2008; Martin 2005; zusammenfassend s. Jones/Boivin 2010. Dies geschieht hauptsächlich in Anlehnung an Alfred Gell (1998) als auch Andrew Pickering (1993; 1995). Beide lehnen eine Gleichsetzung von *human agency* und *material agency* jedoch ab. Im deutschsprachigen Raum befindet sich die archäologische Diskussion erst in den Anfängen, vgl. aber Hofmann/Schreiber 2011; Maran/Stockhammer 2012; Stockhammer 2011.

Gegenpart ‚Wirkungsmacht' belegen die Unsicherheit bzw. auch die größte Quelle der Missverständnisse im Umgang mit diesem weiten Handlungskonzept. Es fällt nicht leicht, Dinge als handelnde Akteur*innen zu verstehen, ohne dies nur metaphorisch zu denken.[11] Daher ist es m.E. immanent wichtig, sich klarzumachen, dass, wenn vom Handeln der Dinge gesprochen wird, eben nicht auf das klassische intentionale Handlungskonzept abgezielt wird, sondern auf ein verteiltes und vom Ergebnis her gedachtes Handeln.

Unter dem Schlagwort der *symmetrical archaeology* wird in der anglophonen Archäologie in Anlehnung an die symmetrische Anthropologie Bruno Latours (2008 [1991]) versucht, posthumanistische Perspektiven diskursiv zu etablieren.[12] Dinge und Menschen – aber auch Gegenwart und Vergangenheit – werden gesellschaftlich, theoretisch und methodologisch gleichberechtigt, eben symmetrisch nebeneinander gestellt. Oder wie Michael Shanks es beschreibt: „*Symmetrical archaeology is an attitude. Symmetry draws attention to mutual arrangement and relationship. Symmetry, in this mutuality, implies an attitude, that we should apply the same measures and values to ourselves as to what we are interested in* […]. *A consonance of past and present, individual and structure, person and artifact, biological form and cultural value, symmetry is about relationships*" (Shanks 2007, 591). Damit wird der Blick weg von der scharfen Trennung in Subjekte und Objekte auf sämtliche materiell wirksame Akteur*innen erweitert. Die Subjekt-Objekt-Trennung wird hierbei auf ontologischer Ebene überwunden, indem der hybride Charakter jeglicher Entitäten betont wird. Moderne Kategorisierungen können dadurch in ihrer Gesamtheit hinterfragt und symmetrisch neu geordnet werden.

Posthumane ‚Trans-Ding-Akteur*innnen' der Vergangenheit als Problem einer sozialen Archäologie

In seinem eingangs angeführten Beitrag weist Burmeister (2012, 48) darauf hin, dass der emanzipatorische Gedanke des Posthumanismus ein repressives Potential entfalten könnte; dieses stehe dem des Humanismus in nichts nach. Neben der Gefahr einer diskursiven Verstetigung einer bestimmten, als gültig zu betrachtenden Sichtweise wird vor allem die Vernachlässigung der Menschen und daraus folgenden politischen und ethischen Konsequenzen kritisiert. Aber verdeckt und naturalisiert eine symmetrische Sichtweise tatsächlich Machtverhältnisse, indem sie mit einer Re-Ontologisierung neue Kategorien verfestigt? Führt eine ethische Gleichbehandlung von Dingen, Menschen und anderen Entitäten auch zu einer Abwertung, Trivialisierung und Diskriminierung menschlicher

11 Zumeist wird in solchen Fällen auf den Begriff der (Inter-)Aktion ausgewichen. Dies ist aber m.E. ein Zwischenschritt, der zwar ein Miteinanderhandeln meint, jedoch noch immer von Absichten und Interessen ausgeht. Zudem vermeide ich den Begriff Aktant in diesem Artikel, den Bruno Latour aus der Literaturwissenschaft entlehnte, da er sich vor allem auf die Strukturierung von Akteur-Netzwerken bezieht und ich die Figur des Cyborgs für geeigneter halte; vgl. Schulz-Schaeffer 1998, 9. Generell existiert eine Vielzahl neuer Begrifflichkeiten, um den konkreten, multiplen, heterogenen, fluiden, netzwerkartigen und prekären Charakter von dinglichen Akteur*innen zu beschreiben; Roßler 2008.

12 Olsen 2003; Olsen *et al.* 2012; Shanks 2007; Webmoor 2007, Webmoor/Witmore 2008; Witmore 2007; zur diskursiven Etablierung: Kobiałka 2013; Bernbeck 2013.

Akteur*innen?[13] Diese Fragen sind nicht leicht zu beantworten. Grundsätzlich bin ich jedoch der Meinung, dass ein Infragestellen der traditionellen Abgrenzung des Menschlichen gegenüber allen anderen Entitäten gerade nicht zur Abwertung des Menschen führt. Stattdessen besteht die Chance, alle aus dem humanistischen Kategorisierungs- und Ausgrenzungssystems fallenden, subalternen Akteur*innen aufzuwerten (Herbrechter 2009, 29).

In Bezug auf die Akteur*innen der Vergangenheit ergibt sich jedoch noch ein zusätzliches ethisches Dilemma. Die Akteur*innen, gleichwohl ob sie als Menschen, Dinge oder Hybride verstanden werden, sind nicht mehr in ihren vergangenen ehemaligen sozialen Beziehungen anzutreffen. Stattdessen bauen wir als Wissenschaftler*innen selbst soziale Beziehungen zu ihnen auf. Wir interpretieren sie und geben ihnen Bedeutung, eignen sie uns an und machen sie letztlich zu sozialen Akteur*innen unserer heutigen Gesellschaft (vgl. Schreiber 2013, 98-100). Dieses Verhältnis ist nun aber auf den ersten Blick asymmetrisch, da wir sowohl als Wissenschaft als auch als Gesellschaft die Deutungshoheit über die Vergangenheit beanspruchen. Wir üben Macht über sie aus, ohne dass sich die vergangenen Akteur*innen zur Wehr setzen können (vgl. Wolfram/Sommer 1996). Reinhard Bernbeck charakterisierte und verglich dieses Verhältnis kürzlich[14] mit der Situation des Herrn Josef K. in Franz Kafkas Roman „Der Prozess". Angeklagt und ohne Möglichkeit zu erfahren, weshalb, sich rechtfertigen oder die eigene Position darstellen zu können, wird ihm bzw. in unserem Falle der Vergangenheit der Prozess gemacht. Diskriminieren wir die Akteur*innen der Vergangenheit also nicht immer und sind sie nicht die subalternen Handlungsträger*innen *per se*? Sie habe keine eigene Stimme, um ihre Rechte zu vertreten, ihre Meinung darzulegen oder unsere Deutungen in Frage zu stellen. Solcherart betrachtet, unterscheiden sich die posthumanistischen Akteur*innen der Vergangenheit – in symmetrischer Weise – kaum von jenen heutigen Subalternen des Postkolonialismus und Feminismus. Daher sollte ihnen auf ähnliche Weise Aufmerksamkeit, Sorge und politische Stimme zuteilwerden (vgl. Chaturvedi 2000; Guha 1997).

Letztlich leitet sich aus diesem Problemfeld die Grundfrage ab, ob eine theoretische Perspektive zwingend explizit moralisch sein muss, oder erst in Folge des Einnehmens dieser Perspektive moralische Fragen aufgeworfen und beantwortet werden können – und müssen. Ohne Zweifel ist jede Theorie und Methodologie implizit moralisch, aber ich möchte mich dennoch letzterer Sichtweise anschließen, denn obschon der Posthumanismus auch auf die Rechte von Dingen, Tieren und Hybriden fokussiert, ist er letztlich keine Moraltheorie.[15] Außerdem kann keine noch so moralische Theorie die Wissenschaftler*innen davon entbinden, kritisch ihre eigene Gedanken und Interpretationen zu reflektieren.

---

13 Zur interessanten Frage der Rechte von Dingen aus archäologischer Sicht, s. Pétursdóttir 2012; 2013.

14 Diskussion in einem Seminar „Archäologik" am Institut für Vorderasiatische Archäologie der Freien Universität Berlin, Sommersemester 2010; in ähnlicher Weise auch Michael Shanks (1992, 54) und Cornelius Holtorf (2004, 307).

15 In eine ähnliche Richtung geht auch die archäologische Diskussion um den Radikalen Konstruktivismus; vgl. Holtorf 2006a; 2006b; Veit 2006.

Grundsätzlich werde ich daher zwar die Diskussion um den ontologischen und ethischen Status vergangener Akteur*innen zum Ausgangspunkt nehmen, mir geht es jedoch um deren epistemologischen Status. Wie lassen sich Menschen, Dinge und Hybride als soziale und archäologisch untersuchbare Akteur*innen der Vergangenheit für eine soziale Archäologie – im Sinne einer „*archaeology of social being*" (Preucel/Meskell 2004, 3) – erkenntnistheoretisch konzipieren?[16]

Haraways Cyborg-Mythos: wider jede Tyrannei der Reinheit und Klarheit

Meines Erachtens bietet sich für die Betrachtung des epistemologischen Status in Überwindung einer dualistischen Kultur/Natur- bzw. Mensch/Nicht-Mensch-Trennung die Figur der Cyborg nach Donna Haraway an.[17] Diese entwirft sie aus wissenschaftshistorischer, biologischer und feministischer Sicht. Ausgehend von ihrem Interesse für Übergänge zwischen Mensch und Maschine und dem Zusammenleben verschiedener Spezies übt ihr „Manifest für Cyborgs" eine feministische und postmoderne Kulturkritik. Cyborgs als Paradox der Moderne dienen ihr als „Mythos politischer Identität" (Haraway 1995a [1985], 62), da sie sowohl Produkt maskulin-hegemonialer Machtträume als auch Sinnbild für deren Überwindung hin zu einer Post-Gender-Welt darstellen. Ursprünglich wurden Cyborgs (‚*cybernetic organism*') in Manfred E. Clynes' und Nathan S. Kleins „*Cyborgs and Space*" (Clynes/Klein 1960) als – männlich gedachte – Weltraumerkunder entwickelt. Diese seien von körperlichen Bedürfnissen befreit, um in lebensfeindlichen Umgebungen agieren zu können (vgl. Clark 2003, 32). In Folge dessen fanden Cyborgs ihren Platz schnell in der Science-Fiction-Literatur.[18] Haraway ist sich dieser Herkunft sehr wohl bewusst,[19] kehrt sie aber blasphemisch und ironisch um.

---

16 Es gibt jedoch keinen Konsens, was das Soziale und das *social being* eigentlich ist. Jim R. Dolwick (2009, 21-22) teilte das Soziale der Archäologie in drei Kategorien: 1) Soziales als „*associations*"; als Verbindung zwischen Pflanzen, Tieren, Menschen und Dingen (ausführlicher s. Webmoor/Witmore 2008); 2) Soziales als „*human aggregates or humans-among-themselves*"; als Bindekraft zwischen Subjekten ohne die Einbeziehung der Dinge (vgl. Latour 2010 [2005], 12-15) und 3) Soziales als „*social structure and social facts*"; als in der Makroperspektive wirkenden Kräfte, Strukturen und Prozesse, die das Individuelle determinieren. Die deutschsprachige Diskussion um eine Sozialarchäologie bezieht sich zumeist auf den dritten Aspekt. Ähnlich der *processual archaeology* (vgl. Renfrew 1984) werden Gesellschaftshierarchien und -strukturen analysiert und Prestigegütersysteme entworfen; Steuer 1982; vgl. Sasse 1999. Oder wie es Svend Hansen und Johannes Müller formulierten: „‚Sozialarchäologie' im engsten Sinne beschäftigt sich mit der Rekonstruktion sozialer Verhältnisse und sozialer Prozesse in Gesellschaften" (Hansen/Müller 2011, 3).

17 Haraway 1985. Die Entstehung des Textes ist insbesondere vor dem Hintergrund des Höhepunktes des Kalten Krieges als auch der Kritik an radikalen und dogmatisch-sozialistischen Richtungen des *third wave feminism* zu verstehen.

18 Eines der auch heute noch prominenten Beispiele dürfte sicherlich Philip K. Dicks Roman „*Do Androids Dream of Electric Sheeps?*" aus dem Jahr 1968 sein, von Ridley Scott 1982 als „*Blade Runner*" verfilmt wurde.

19 „[D]enn der Cyborg stellt auch das furchtbare apokalytische *Telos* der eskalierenden, ‚westlichen' Herrschaftsform der abstrakten Individuation eines zu guter Letzt von jeder Abhängigkeit entbundenen, endgültigen Selbst dar: der Mann in den Weiten des Weltraums" (Haraway 1995a [1985], 35).

Für die Beschreibung des ganzen Ausmaßes des Paradox' der Cyborg als Abkömmlinge eines patriarchalen, militaristischen Kapitalismus und Staatssozialismus verwendet Haraway sprachliche und metaphorische Bilder der Unfreiheit und Rebellion, Illegitimität, Perversion, Monstrosität und apokalyptische Visionen vom Aufstand der (Mensch-)Maschinen. Dennoch geht es ihr nicht lediglich um das Entwerfen einer dystopischen Zukunft. Vielmehr besetzen Cyborgs die Grenze zwischen Mensch und Maschine und weisen damit in utopischer Weise auf die Chance für die Schwächung anderer humanistischer Grenzen wie jenen zwischen Geschlechtern und Spezies hin (Herbrechter 2009, 88-89). Konkret nutzt Haraway die Cyborg, um drei wesentliche, konstitutive Grenzziehungen der dualistischen Moderne zu überwinden: die Grenze zwischen Tier und Mensch, die Grenze zwischen Tier-Mensch und Maschine und die Grenze zwischen Physikalischem und Nichtphysikalischem (Haraway 1995a [1985], 36-38).[20] Ihr Ziel ist es, ein posthumanistisches Selbst zu entwerfen, das Positionen bereithält, „die traditionelle patriarchalische Vorherrschaft im Bereich der Wissenschaft, Technik und Politik zu brechen und als Stoff für die Vorstellung und Produktion neuer kultureller Formen zu nutzen und eine Welt ohne Geschlecht zu ersinnen" (Herbrechter 2009, 89). Diese Politik des Selbst will sowohl materielle als auch diskursive Übergänge zwischen Menschen, Tieren und Dingen, zwischen Natur und Kultur sichtbar machen (Babka 2003), die bereits in der heutigen Gesellschaft existieren. Daher ist Haraways Cyborg eine verdichtete Fiktion, an der sich unsere heutige gesellschaftliche und körperliche, imaginäre und materielle Realität ablesen lässt (Haraway 1995a [1985], 34). Für Haraway (1995a [1985], 34) „haben wir uns alle in Chimären, theoretisierte und fabrizierte Hybride aus Maschine und Organismus verwandelt, kurz wir sind Cyborgs".

Cyborgs sind aus ihrer Sicht ‚materiell-semiotische Akteur*innen', Kreaturen einer Post-Gender-Welt genauso wie einer posthumanistischen Welt, welche ähnlich der Akteur-Netzwerk-Theorie dazu dienen können, bestehende Ordnungen beständig aufzulösen und neu zusammenzusetzen (Haraway 1995a [1985], 35. 51 u. 96). Sie sind Mischwesen aus postmoderner Kollektivität und individuellem Selbst. Dennoch bleiben Cyborgs uneindeutig und widersetzen sich jeder Tyrannei der Reinheit und Klarheit.[21] Ihre Eigenschaften und Charakteristika sind immer schon unbestimmt und unbestimmbar, widersprüchlich, partiell und fragmentiert; sie bilden nie ein organisches, holistisches Ganzes.[22] Gerade daraus jedoch ergeben sich die subversiven Chancen, der identitätsproduzierenden ‚Unterscheidungsmaschine' (Grossberg 1996, Sanin 2002, 89-102) der Moderne zu entkommen.

---

20 Haraway (2006, 148) weist darauf hin, dass nicht-physikalisch und virtuell nicht dasselbe sind; Virtualität sei auf keinen Fall als immateriell zu denken. Für die Grenzüberschreitungen zwischen Mann und Frau entwirft sie später die Figur des „FemaleMan©" (Haraway 1997).

21 Ähnlich auch N. Katherine Hayles, die daran erinnert, dass die Essenz des liberalen humanistischen Subjekts die Autonomie ist, während das posthumanistische Subjekt eine „*material-informational entity*" darstellt: „If human essence is freedom from the wills of others; the posthuman is ‚post' not because it is necessarily unfree but because there is no apriori way to identify a self-will that can be distinguished from an other-will" (Hayles 1999, 4).

22 Haraway 1995a [1985], 51; vgl. das Konzept der Multitude: Bernbeck 2012.

Cyborgs in der Vergangenheit?: *We have never been human!*

Eingangs habe ich auf das Fehlen archäologischer Theorien materieller Kultur zumindest im deutschsprachigen Raum hingewiesen. Dies ist m.E. jedoch nur ein scheinbares Problem. Denn erstens müsste eine Theorie materieller Kultur in ihrer Reichweite umfassend und damit universell für alle archäologisch überlieferten Funde (und Befunde) gültig sein. Zweitens müsste sie je nach zugrundeliegender erkenntnistheoretischer Grundposition, subjektiver Interessenlage der Wissenschaftler*in und Fragestellung des Projekts unterschiedlich modulierbar sein. Drittens würde sie aber möglicherweise auch die mittlerweile in Frage gestellte, historisch moderne Trennung in Subjekt und Objekt reproduzieren und damit nicht darüber hinaus weisen.

Statt einer komplexen Theorie scheint mir daher eine Figur bzw. Figuration für die spezifische Konzeptionierung materieller Entitäten sinnvoller, insbesondere wenn aus epistemologischer Sicht für jeden Einzelfall nicht von vornherein entscheidbar ist, wer und wie viele Akteur*innen eigentlich handeln, noch welche materiellen, individuellen oder kollektiven Charakteristika diese haben. Oder wie Latour es formulierte: „Auch individuelle Handlungsträger erfordern abstrakte Figurationen. […] Genau das bedeuten ja die Wörter ‚Akteur' und ‚Person': Niemand weiß, wie viele Leute gleichzeitig in jedem gegebenen Individuum am Werk sind; umgekehrt weiß niemand, wieviel Individualität eine Wolke statistischer Datenpunkte enthalten kann. Die Figuration versieht sie mit einem Umriß, doch nicht notwendigerweise in der Art eines gefälligen Porträts von der Hand eines gegenständlichen Malers" (Latour 2010 [2005], 94-95). Figurationen sagen uns – anders als Theorien – nicht von vornherein, was zu tun oder wie etwas zu deuten sei, sondern sie bieten einen flexiblen und situativen Rahmen für alltägliche Entscheidungen an, in dem sie bestehende Diskurse unterlaufen und auf deren Schwachstellen hinweisen (Bastian 2006, 1029-1030).

Figur(ation)en wie die Cyborg bieten stattdessen performative Bilder an, die bewohnt werden können und nicht *per se* vorbestimmt sind. Sie sind materiell-semiotische Entitäten, in welchen verschiedene Körper und Bedeutungen sich gegenseitig verändern.[23] Durch die Figur der Cyborg werden die Grenzziehungen zwischen materiellen Dingen, tierischen Akteur*innen und menschlichen Subjekten als historisch moderne Kategorisierungsmechanismen angezeigt und damit auch für die Vergangenheit hinterfragbar.

Indem all diese materiell-semiotischen Entitäten epistemologisch als Cyborgs auf dieselbe Stufe gehoben werden, wird ihre Deutung im archäologischen Befund als potentielle Akteur*innen nicht von vornherein kategorial nur auf Menschen eingeschränkt. Denn es kann nicht von vornherein bestimmt werden, welche Akteur*innen, seien es Töpfe, Tiere, Menschen oder Hybride, Handlungen

23 Haraway 1997, 11; 2008, 4. "*[A] figure collects up the people; a figure embodies shared meanings in stories that inhabit their audiences*" (Haraway 1997, 23).

bewirkten oder von welchen sie zum Handeln gebracht wurden, noch in welchen spezifischen Konstellationen (oder Netzwerken) sie im Einzelfall standen.[24]

Sowohl für die ontologische Vergangenheit als auch die von uns (re)konstruierten Vergangenheiten gilt damit, dass wir nie nur Menschen, sondern schon immer Cyborgs waren (Olsen *et al*. 2012, 15; vgl. Clark 2003). Menschlichkeit ist auch im archäologischen Sinne untrennbar immer mit Technologie, mit Werkzeugherstellung und -gebrauch verbunden.[25] Da der ontologische Status der Verbindung von Mensch und Technologie seit Beginn der Menschwerdung gegeben ist oder gar deren Bedingung war, gewinnt auch die Betrachtung des epistemologischen Status anhand der Figur der Cyborg beträchtliches Gewicht.

Das möchte ich anhand der von Haraway intendierten zentralen Grenzüberschreitungen kurz näher erläutern. Die Grenze zwischen Mensch und Tier erscheint gerade in Evolutionsdiskursen der Paläolithforschung fließender als in anderen Zeitepochen. Ab wann der Mensch als Mensch gilt, ist gerade hier schon eine wichtige Frage. Kaum überraschend, sind hier Analogienschlüsse aus der Primatenforschung nicht selten (vgl. Humle 2010; Porr 2008). Auch die bild- oder figürliche Darstellung von Mischwesen und Chimären ist in urgeschichtlichen Epochen verbreitet, ohne dass immer genau zu entscheiden ist, ob es sich nun um Menschen, Tiere oder Hybride handelt und wie konkret lebensweltlich oder transzendent diese gedacht waren (vgl. Pesch 2002). Entscheidender für eine Sozialarchäologie ist jedoch das Neben- bzw. Miteinander von Mensch und Tier – und das nicht erst seit dem Auftreten neuer Akteur*innen im Neolithikum durch die Domestikation. Ebenfalls in Anlehnung an Haraways Untersuchungen zum verwobenen und geteilten sozialen Leben unterschiedlicher Spezies (Haraway 2003; 2008) entwarfen kürzlich Nick J. Overton und Yannis Hamilakis (Overton/Hamilakis 2013a) eine nicht-anthropozentrische „*social zooarchaeology*". Anhand der Untersuchung der Mensch-Singschwan-Interaktion im Mesolithikum in Dänemark weiteten sie diesen Ansatz von einer Betrachtung der Schwäne als Ressourcen auf die Analyse eines umfassenderen sozialen Miteinanders aus. Nach Kritik u.a. von Lars Larsson (2013), welcher auf die Rolle von Pflanzen hinweist, postulierten sie letztlich eine „*multi-species archaeology*" (Overton/Hamilakis 2013b). Bei der sozialen Analyse vergangener Cyborgs ist demzufolge nicht nur die Beziehung zwischen Menschen in ihrer klassischen Form, sondern jede Art sozialer

---

24 So fragt Timothy Webmoor (2007, 571): „For understanding prehistoric practice is it helpful to distinguish the users of the ubiquitous ceramics from the ceramics themselves?" Ähnlich umschreibt auch Bjørnar Olsen den – wiederum ontologisch konzipierten – Status der Akteur*in als *abject*: „The abject is associated with the ambiguous border zone between the ‚me' and the ‚not-me', a sign of ourselves as composite beings (or cyborgs), and thus something that the subject seeks to expel in order to achieve an independent identity […]. Things may be seen as typifying this conception of the abject, although not in a literal sense, and only as indicative of a very localized and historically situated discourse rather than one psychologically given" (Olsen 2010, 103).

25 Vgl. Gramsch 2012, 3. Peter-Paul Verbeek geht in Anlehnung an Bernard Stiegler (1998) soweit, zu postulieren: „we have always been cyborgs in a sense, since technology can be seen as constitutive for humanity" (Verbeek 2008, 388). Olsen *et al*. (2012, 191) kommen aus archäologischer Sicht zu ähnlichem Schluss: „Connections, internal relations, make an artifact or person what they are; we find ourselves in others. People have always been prosthetic beings, sharing their agency with others, with things and processes beyond them. People are more than just living beings. We have always been cyborgs – human-machine hybrids."

Beziehungsbildung mit Tieren (und Pflanzen) und auch deren unterschiedliche Sozialitäten mitzudenken.

Die zweite Grenzüberschreitung zwischen Tier-Menschen (Organismen) und Dingen (bzw. Maschinen) ist sicherlich gerade für den *material turn* in der Archäologie die relevanteste und vielleicht auch blasphemischste. Die metaphorische Figur der Cyborg weist hier auf wichtige qualitative Ähnlichkeiten hin. Nicht zufällig beginnt der den *material turn* prägende Aufsatz von Igor Kopytoff zur Biographie von Dingen mit dem Vergleich des Warencharakters von Sklav*innen und Objekten (Kopytoff 1986, 65). Der Status als Ware kann beiden zugewiesen werden; sie sind verdinglicht, kommodifiziert und in der Behandlung als Waren unterscheiden sie sich nicht. Jedoch können beide auch dekommodifiziert und individualisiert werden, also einen geänderten Statusform erhalten. Belebtheit und Intentionalität im Handeln spielen hierbei keine Rolle. Die Verwendung der Cyborgfigur für solche Akteur*innen kann auf deren Abhängigkeitsverhältnis von ihren Schöpfer*innen, auf die Besitzverhältnisse, Ungerechtigkeiten und Machtasymmetrien hinweisen. Weiterhin sind jegliche Körpertechniken und Verzierungen, Prothesen, Skarifikationen und Tätowierungen bis hin zum Verständnis des Körpers als Artefakt bzw. die Artifizienz lebender und toter Körper Hinweise auf langlebige und weit verbreitete Konzeptionen hybrider Mischungen aus Mensch und Ding (vgl. Borić/Robb 2008; Dujnic Bulger/Joyce 2013). Letztlich führt auch diese Diskussion unter dem Schlagworten *gender*, *material agency* und *embodiment* zurück zur Frage, wo der Mensch beginnt und endet – etwa bei der Haut, der Aura oder generell des Körpers – und was die Materialität seines bzw. ihres Körpers wiederum performativ auslöst.[26] Die Beschäftigung mit dieser Frage führt ebenfalls zur Grenzüberwindung und zur Dekonstruktion der Subjekt-Objekt-Trennung.

Die Überschreitung der dritten Grenzziehung zwischen materieller (physikalischer) und imaginärer (nicht-physikalischer) Welt weist auf den Doppelcharakter der Cyborgs der Vergangenheit in ihrer und unserer Zeit hin. Jegliche mit archäologischen, historischen Mitteln entworfene und interpretierte Vergangenheit und die darin (inter)agierenden Akteur*innen sind von uns konstruiert.[27] Die Bauteile sind die materiellen Quellen, die aus der Vergangenheit in unsere Zeit ragen und die wir in eine Beziehung zueinander und mit unseren heutigen Interessen und unserer Politik stellen.[28] Damit konstruieren wir die Cyborgs der Vergangenheit und werden dadurch selbst Bestandteil vergangener Akteur*innen. Die Cyborgs der Vergangenheit sind zwar zum Teil materiell in den Archiven und Museen vorhanden, zugleich aber imaginiert, vorgestellt und dargestellt in Abbildungen, Präsentationen und Publikationen. Sie sind immer fragmentarisch, sie existieren nie in einer abschließenden Ganzheit und zugleich reproduzieren und zerstören sie sich ständig bzw. werden reproduziert, transformiert oder zerstört. So besteht ein/e Akteur*in der Vergangenheit z.B. aus einem Grabbau, dem Skelett, den DNA- und Isotopen-Analysen und -Daten, dem kartierten Ort

26 Vgl. Butler 1997 [1993]; Latour 2002; Olsen 2010, 37-38.

27 S. Holtorf 2006a. Dies betrifft selbstverständlich ebenso nichtwissenschaftliche Konstruktionen, welche in ähnlicher Weise konstruiert bzw. ‚gebastelt' werden; Schreiber 2015.

28 Vgl. Shanks/Tilley 1992; Witmore 2007, 556-557. Zur Quellenproblematik s. Eggert 2011; Beitrag Hofmann in diesem Band.

und Befundumzeichnungen, Rekonstruktionen, Lebensbildern, Ausstellungen, des/der Interpretant*in usw. Erst durch die Zusammenführung und Verflechtung dieser Bauteile tragen wir zur Existenz der Cyborgs der Vergangenheit bei (vgl. mit konkreten Beispielen wissenschaftlicher Praxis Webmoor/Witmore 2008, 61-65). Ian Hodder weist darauf hin, dass eine solche verflochtene Sichtweise immer auch eine zeitliche Tiefe besitzt und wir mit der Vergangenheit ständig in Beziehung stehen (Hodder 2012, 98-103; vgl. schon Webmoor 2007, 573). Wir sind die Schöpfer*innen der Cyborgs der Vergangenheit, und zugleich sind wir selbst Cyborgs des Heute.

Zurück zu einer sozial(er)en Archäologie

Haraway (1995a [1985], 35) plädiert daher zu Recht dafür, dass wir für unsere Konstruktionen Verantwortung übernehmen sollten. Sie sind nicht von vornherein weiblich oder dinglich, tierisch oder technisch; erst durch unsere Konstruktionsleistung werden sie zu spezifischen Ausprägungen der Cyborgs mit allen Grenzziehungen und -überschreitungen, Problemen und Herausforderungen. Wir wählen die Bestandteile der Cyborgs aus, denn sie sind eben nicht vollständige Subjekte im herkömmlichen, menschlichen Sinne, sondern können auch aus Teilaspekten wie einer naturwissenschaftlichen Materialanalyse, einem Knochendünnschliff, einer Abbildung oder aber aus einer Vielzahl von Akteur*innen wie z.B. Institutionen, einer Familie, einem Grabensemble, einer Assemblage einer Abfallgrube oder einer Archäologischen Kultur bestehen.

Deshalb bedeutet der Blick auf die Figur der Cyborg, dass wir anerkennen, dass unsere Akteur*innen schon immer etwas anderes und mehr als ‚nur' Menschen waren.[29] Erst unter dieser Voraussetzung fassen wir das gesamte Feld sozialer Archäologie. Die Verwendung der Figur der Cyborg bei der Analyse der Vergangenheit führt letztlich zur Auflösung von disziplinären Grenzen. So kann zur Untersuchung vergangener Cyborgs eine posthumanistische Sozialarchäologie ebenfalls mit Paläozoologie, der Primatenforschung, der Ethologie, aber auch der Geologie, Ökologie und Klimatologie im Sinne – jetzt wieder symmetrischer – Wissenschaften kooperieren. Eine Unterscheidung in Natur- und Geistes-/Kultur-/Humanwissenschaften spielt für eine Archäologie des Sozialen keine oder nur eine sehr untergeordnete Rolle.

Zugleich müssen wir aber für diese, unsere Cyborgs Verantwortung übernehmen und ihnen Rechte zusprechen, um nicht nur soziale, sondern sozialere Archäologie zu betreiben.[30] Zum Ersten integriert eine posthumanistische Sozialarchäologie nicht nur menschliche, sondern ebenfalls nicht-menschliche Akteur*innen im Sinne einer Sozialität des Materiellen und einer Überwindung des Anthropozentrismus. Dadurch führt die heuristische Betrachtung jeglicher vergangener Akteur*innen als Cyborgs zur Vermeidung des archäologischen Grundproblems, Artefakte lediglich als Mittler zwischen Archäolog*innen und

29 „[A] fisherman is not just a person, a human body equipped with a mind. Using his boat, sonar, and instruments, he places his nets at many locations along the seascape. The boat, nets, and other gear, as well as the waves, seascape, and fish, are all components of his blurred identity" (Olsen 2010, 136).

30 Zu einer Cyborg-Politik, insbesondere den konfliktiven und sozio-politischen Aspekten, vgl. Gray 2001; Herbrechter 2009, 93-94.

den damaligen Menschen zu verstehen, statt als grundlegenden Bestandteil vergangener und heutiger Gesellschaften. Die Cyborg weist jedoch darüber hinaus auf die hybride und untrennbare Zusammensetzung der Akteur*innen hin. Diese waren schon immer kategorienübergreifende Entitäten, die sich nicht in das moderne Korsett von cartesianischer Einteilung in Subjekt und Objekt zwängen lassen (vgl. Olsen 2010, 147). Zum Zweiten fokussiert die Untersuchung des Sozialen auf die diversen Arten der Verbindungen zwischen Akteur*innen, ohne diese von vornherein auf Strukturen wie Kultur und Gesellschaftssystem oder essentialistische Wesenszuschreibungen im Sinne von biologischem Geschlecht und Ethnizität zu reduzieren. Zum Dritten kann der unbestimmte epistemische Status der Cyborg dazu dienen, subalterne Akteur*innen sichtbar zu machen, denn der Akteur (diesmal im männlichen Sinne) der Vergangenheit ist nicht von vornherein Spiegelbild des westlichen Wissenschaftlers. Die vergangenen Gesellschaften sind Cyborggesellschaften, deren Partialität und Zusammensetzung sowie die konkrete Bestimmung der Einzelakteur*innen und Machtbeziehungen sich erst noch erweisen muss. Cyborgs bilden dafür Konterkarierungen und subversive Unterminierungen intersektionaler Diskriminierungsstrategien der heutigen Zeit. Damit sind sie als Bestandteil des kritischen Posthumanismus auch Teil einer kritischen Archäologie (vgl. Herausgeber_innen-Kollektiv des FKA 2012). Letztlich kann uns „[d]ie Metaphorik der Cyborgs […] einen Weg aus dem Labyrinth der Dualismen weisen, in dem wir uns unsere Körper und Werkzeuge erklärt haben“ (Haraway 1995a [1985], 72).

Literatur

Appadurai 1986

Arjun Appadurai, Introduction: Commodities and the Politics of Value. In: Arjun Appadurai (Hrsg.), The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective (Cambridge 1986) 3-63.

Babka 2003

Anna Babka, Donna J. Haraway, A Cyborg Manifesto: Science, Technology, and Socialist Feminism in the Late Twentieth Century. In: Donna J. Haraway (Hrsg.), Simians, Cyborgs, and Women: The Reinvention of Nature (1991) 149-181 (2003). URL: http://differenzen.univie.ac.at/bibliografie_literatursuche.php?sp=346 [letzter Zugriff 27.05.2015].

Bastian 2006

Michelle Bastian, Haraway's Lost Cyborg and the Possibilities of Transversalism. Signs: Journal of Women in Culture and Society 31, 2006, 1027-1049.

Berger/Getzinger 2009

Wilhelm Berger/Günter Getzinger (Hrsg.), Das Tätigsein der Dinge. Technik- und Wissenschaftsforschung 58 (München/Wien 2009).

Bernbeck 2012
Reinhard Bernbeck, Multitudes before Sovereignty: Theoretical Reflections and a Late Neolithic Case. In: Tobias L. Kienlin/Andreas Zimmermann (Hrsg.), Beyond Elites. Alternatives to Hierarchical Systems in Modelling Social Formations. 1. International Conference at the Ruhr-Universität Bochum, Germany October 22-24, 2009. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 215 (Bonn 2012) 147-167.

Bernbeck 2013
Reinhard Bernbeck, In Defense of „the New": a Response to Dawid Kobiałka. Forum Kritische Archäologie 2, 2013, 23-28. URL: http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2013_2_03_Bernbeck.pdf [letzter Zugriff 27.05.2015].

Borić/Robb 2008
Dušan Borić/John Robb (Hrsg.), Past Bodies. Body-Centered Research in Archaeology (Oxford 2008).

Burmeister 2012
Stefan Burmeister, Nach dem Post-. Forum Kritische Archäologie 1, 2012, 45-51. URL: http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2012_1_07_Burmeister.pdf [letzter Zugriff 27.05.2015].

Butler 1997 [1993]
Judith Butler, Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts (Frankfurt a.M. 1997) [zuerst Bodies that Matter. On the Discursive Limits of „Sex" (New York 1993)].

Chaturvedi 2000
Vinayak Chaturvedi (Hrsg.), Mapping Subaltern Studies and the Postcolonial (London/New York 2000).

Clark 2003
Andy Clark, Natural-Born Cyborgs. Minds, Technologies, and the Future of Human Intelligence (Oxford/ New York 2003).

Clynes/Kline 1960
Manfred E. Clynes/Nathan S. Kline, Cyborgs and Space. Astronautics, September 1960, 26-27, 74-76.

DeMarrais *et al*. 2004
Elizabeth DeMarrais/Chris Gosden/Colin Renfrew (Hrsg.), Rethinking Materiality: the Engagement of Mind with the Material World (Cambridge 2004).

Dolwick 2009
Jim S. Dolwick, ‚The Social' and Beyond: Introducing Actor-Network Theory. Journal of Maritime Archaeology 4, 2009, 21-49.

Dujnic Bulger/Joyce 2013
Teresa Dujnic Bulger/Rosemary A. Joyce, Archaeology of Embodied Subjectivities. In: Diane R. Bolger (Hrsg.), A Companion to Gender Prehistory. Blackwell Companions to Anthropology 21 (Chichester 2013) 68-85.

Eggert 1994
Manfred K. H. Eggert, Archäologie heute: Reflexionen 1993. Festvortrag zum 85. Geburtstag von Rafael v. Uslar am 15. November 1993. Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz 41, 1994, 3-18.

Eggert 2011
Manfred K. H. Eggert, Über archäologische Quellen. In: Stefan Burmeister/Nils Müller-Scheeßel (Hrsg.), Fluchtpunkt Geschichte. Archäologie und Geschichtswissenschaft im Dialog. Tübinger Archäologische Taschenbücher 9 (Münster/New York/München 2011) 23-44.

Gell 1998
Alfred Gell, Art and Agency. An Anthropological Theory (Oxford 1998).

Gramsch 2012
Alexander Gramsch, Die Hand hinter dem Beil. Zur Einführung. In: Alexander Gramsch (Hrsg.), hände ! formen ! ideen. Werkzeuggeschichte(n) zwischen Neolithikum und Antike. Eine Ausstellung des Museums Herxheim mit Studierenden der Universität Heidelberg, 27. Juli – 25. November 2012 (Herxheim2012) 3-7.

Gray 2001
Chris Hables Gray, Cyborg Citizen. Politics in the Posthuman Age (London 2001).

Grossberg 1996
Lawrence Grossberg, Identity and Cultural Studies: Is That All There Is? In: Stuart Hall/Paul du Gay (Hrsg.), Questions of Cultural Identity (London 1996) 87-107.

Guha 1997
Ranajit Guha (Hrsg.), A Subaltern Studies Reader, 1986-1995 (Minneapolis/London 1997).

Hahn 2005
Hans Peter Hahn, Materielle Kultur. Eine Einführung (Berlin 2005).

Hansen/Müller 2011
Svend Hansen/Johannes Müller, Einführung in die Thematik der Tagung. In: Svend Hansen/Johannes Müller (Hrsg.), Sozialarchäologische Perspektiven: Gesellschaftlicher Wandel 5000-1500 v. Chr. zwischen Atlantik und Kaukasus. Internationale Tagung, 15.-18. Oktober 2007 in Kiel. Archäologie in Eurasien 24 (Mainz 2011) 3-9.

Haraway 1985
Donna Haraway, A Manifesto for Cyborgs: Science, Technology, and Socialist Feminism in the 1980's. Socialist Review 80, 1985, 65-108.

Haraway 1995a [1985]
Donna Haraway, Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Widerstreit mit den Technowissenschaften. In: Donna Haraway, Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen (Frankfurt a.M./New York 1995) 33-72 [zuerst Haraway 1985].

Haraway 1995b [1991]
Donna Haraway, Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen (Frankfurt a.M., New York 1995) [zuerst Simians, Cyborgs and Women: The Reinvention of Nature (London 1991].

Haraway 1997
Donna Haraway, Modest_Witness@Second_Millennium. FemaleMan©_Meets_OncoMouse™. Feminism and Technoscience (New York/London 1997).

Haraway 2003
Donna Haraway, The Companion Species Manifesto. Dogs, People, and Significant Otherness. Posthumanities 3 (Chicago 2003).

Haraway 2006
Donna Haraway, When We Have Never Been Human, What Is to Be Done? Interview with Donna Haraway. Theory, Culture & Society 23.7/8, 2006, 135-158.

Haraway 2008
Donna Haraway, When Species Meet (Minneapolis/London 2008).

Hayles 1999
N. Katherine Hayles, How We Became Posthuman. Virtual Bodies in Cybernetics, Literature, and Informatics (Chicago 1999).

Herausgeber_innen-Kollektiv des FKA 2012
Herausgeber_innen-Kollektiv des Forum Kritische Archäologie, Jenseits des Affirmativismus. Perspektiven für kritische Archäologien (Beyond Affirmation: Perspectives for critical archaeologies). Forum Kritische Archäologie 1, 2012, 167-196. URL: http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2012_1_22_Kommentar_der_Herausgeber_Innen.pdf [letzter Zugriff 27.05.2015].

Herbrechter 2009
Stefan Herbrechter, Posthumanismus. Eine kritische Einführung (Darmstadt 2009).

Hicks/Beaudry 2010
Dan Hicks/Mary C. Beaudry (Hrsg.), The Oxford Handbook of Material Culture Studies (Oxford 2010).

Hodder 1991
Ian Hodder, Reading the Past. Current Approaches to Interpretation in Archaeology[2] (Cambridge 1991).

Hodder 2012
Ian Hodder, Entangled. An Archaeology of the Relationships between Humans and Things (Malden MA 2012).

Hofmann/Schreiber 2011
Kerstin P. Hofmann/Stefan Schreiber, Mit Lanzetten durch den practical turn. Zum Wechselspiel zwischen Mensch und Ding aus archäologischer Perspektive. Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 52, 2011, 163-187.

Holtorf 2004
Cornelius Holtorf, Archäologie als Spurensicherung. In: Knut Ebeling/Stefan Altekamp (Hrsg.), Die Aktualität des Archäologischen in Wissenschaft, Medien und Künsten (Frankfurt a.M. 2004) 306-324.

Holtorf 2006a
Cornelius Holtorf, Über archäologisches Wissen. Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 47, 2006, 349-359.

Holtorf 2006b
Cornelius Holtorf, Antwort auf den Kommentar von Ulrich Veit. Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 47, 2006, 365-370.

Humle 2010
Tatyana Humle, Material Culture in Primates. In: Dan Hicks/Mary C. Beaudry (Hrsg.), The Oxford Handbook of Material Culture Studies (Oxford 2010) 406-424.

Ingold 2012
Tim Ingold, Toward an Ecology of Materials. Annual Review of Anthropology 41, 2012, 427-442.

Jones/Boivin 2010
Andrew M. Jones/Nicole Boivin, The Malice of Inanimate Objects. Material Agency. In: Dan Hicks/Mary C. Beaudry (Hrsg.), The Oxford Handbook of Material Culture Studies (Oxford 2010) 333-351.

Jost 2001
Susanne Christina Jost, Pro Memoria – Das Ding. Ein Beitrag zur ethnologischen Wiederentdeckung des Dings (Weimar 2001).

Knapp/van Dommelen 2008
A. Bernard Knapp/Peter van Dommelen, Past Practices: Rethinking Individuals and Agents in Archaeology. Cambridge Archaeological Journal 18/1, 2008, 15-34.

Knappett/Malafouris 2008
Carl Knappett/Lambros Malafouris (Hrsg.), Material Agency. Towards a Non-Anthropocentric Approach (New York 2008).

Kobiałka 2013
Dawid Kobiałka, On (Very) New and (Extremely) Critical Archaeologies, or, Why One May Remain Forever Eighteen Years Behind the Truly New. Forum Kritische Archäologie 2, 2013, 15-22. URL: http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2013_2_02_Kobialka.pdf [letzter Zugriff 27.05.2015].

Kopytoff 1986
Igor Kopytoff, The Cultural Biography of Things. Commoditization as Process. In: Arjun Appadurai (Hrsg.), The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective (Cambridge 1986) 64-91.

Kristeva 1982
Julia Kristeva, Powers of Horror. An Essay on Abjection (New York 1982).

Larsson 2013
Lars Larsson, Tooth-beads, Antlers, Nuts and Fishes. Examples of Social Bioarchaeology. Archaeological Dialogues 20, 2013, 148-152.

Latour 1992
Bruno Latour, Where Are the Missing Masses? The Sociology of a Few Mundane Artifacts. In: Wiebe E. Bijker/John Law (Hrsg.), Shaping Technology/Building Society. Studies in Sociotechnical Change (Cambridge MA 1992) 225-258.

Latour 2002
Bruno Latour, Body, Cyborgs and the Politics of Incarnation. In: Sean T. Sweeney/Ian Hodder (Hrsg.), The Body (Cambridge 2002) 127-141.

Latour 2008 [1991]
Bruno Latour, Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie (Frankfurt a.M. 2008) [zuerst Nous n'avons jamais été modernes – essai d'anthropologie symétrique (Paris 1991)].

Latour 2009 [1999]
Bruno Latour, Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie (Frankfurt a.M. 2009) [zuerst Politiques de la nature. Comment faire entrer les sciences en démocratie (Paris 1999)].

Latour 2010 [2005]
Bruno Latour, Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie (Frankfurt a.M. 2010) [zuerst Reassembling the social – An Introduction to Actor-Network-Theory (Oxford 2005)].

Maran/Stockhammer 2012
Joseph Maran/Philipp Stockhammer (Hrsg.), Materiality and Social Practice. Transformative Capacities of Intercultural Encounters (Oxford/Oakville CT 2012).

Martin 2005
Andrew Martin, Agents in Inter-Action: Bruno Latour and Agency. Journal of Archaeological Method and Theory 12, 2005, 283-311.

Miller 1985
Daniel Miller, Artefacts as Categories. A Study of Ceramic Variability in Central India (Cambridge 1985).

Miller 2005
Daniel Miller, Materiality: An Introduction. In: Daniel Miller (Hrsg.), Materiality (Durham/London 2005) 1-50.

Miller/Tilley 1996
Daniel Miller/Christopher Tilley, Editorial. Journal of Material Culture 1, 1996, 5-14.

Olsen 2003
Bjørnar Olsen, Material Culture after Text: Re-Membering Things. Norwegian Archaeological Review 36, 2003, 87-104.

Olsen 2010
Bjørnar Olsen, In Defense of Things. Archaeology and the Ontology of Objects. Archaeology in Society Series (Lanham/Boulder/New York 2010).

Olsen *et al*. 2012
Bjørnar Olsen/Michael Shanks/Timothy Webmoor/Christopher L. Witmore (Hrsg.), Archaeology. The Discipline of Things (Berkeley CA 2012).

Overton/Hamilakis 2013a
Nick J. Overton/Yannis Hamilakis, A Manifesto for a Social Zooarchaeology. Swans and other Beings in the Mesolithic. Archaeological Dialogues 20, 2013, 111-136.

Overton/Hamilakis 2013b
Nick J. Overton/Yannis Hamilakis, A Multi-Species Archaeology. Archaeological Dialogues 20, 2013, 159-173.

Pearson/Shanks 2001
Mike Pearson/Michael Shanks, Theatre/Archaeology (London 2001).

Pesch 2002
Alexandra Pesch in: Johannes Hoops/Heinrich Beck/Dieter Geuenich/Heiko Steuer (Hrsg.), Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 20[2] (Berlin/New York 2002) 61-73, s.v. Mischwesen.

Pétursdóttir 2012
Þóra Pétursdóttir, Small Things Forgotten Now Included, or What Else Do Things Deserve? International Journal of Historical Archaeology 16, 2012, 577-603.

Pétursdóttir 2013
Þóra Pétursdóttir, Concrete Matters: Towards an Archaeology of Things (2013). URL: http://munin.uit.no/handle/10037/5508 [letzter Zugriff 27.05.2015].

Pickering 1993
Andrew Pickering, The Mangle of Practice: Agency and Emergence in the Sociology of Science. American Journal of Sociology 99, 1993, 559-589.

Pickering 1995
Andrew Pickering, The Mangle of Practice. Time, Agency, and Science (Chicago/London 1995).

Porr 2008
Martin Porr, Grenzwissenschaft: Ethnoarchäologie und die Ursprünge der modernen Kognition. Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 49, 2008, 1-12.

Preucel/Meskell 2004
Robert W. Preucel/Lynn Meskell, Knowledges. In: Lynn Meskell/Robert W. Preucel (Hrsg.), A Companion to Social Archaeology (Malden MA 2004) 3-22.

Rammert/Schulz-Schaeffer 2002
Werner Rammert/Ingo Schulz-Schaeffer, Technik und Handeln. Wenn soziales Handeln sich auf menschliches Verhalten und technische Abläufe verteilt. In: Werner Rammert/Ingo Schulz-Schaeffer (Hrsg.), Können Maschinen handeln? Soziologische Beiträge zum Verhältnis von Mensch und Technik (Frankfurt a.M./New York 2002) 11-64.

Reckwitz 2002
Andreas Reckwitz, The Status of the „Material" in Theories of Culture: From „Social Structure" to „Artefacts". Journal for the Theory of Social Behaviour 32, 2002, 195-217.

Reckwitz 2006
Andreas Reckwitz, Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne (Weilerswist 2006).

Renfrew 1984
Colin Renfrew, Approaches to Social Archaeology (Cambridge MA 1984).

Roßler 2008
Gustav Roßler, Kleine Galerie neuer Dingbegriffe: Hybriden, Quasi-Objekte, Grenzobjekte, epistemische Dinge. In: Georg Kneer/Markus Schroer/Erhard Schüttpelz (Hrsg.), Bruno Latours Kollektive. Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen (Frankfurt a.M. 2008) 76-107.

Samida *et al.* 2014
Stefanie Samida/Manfred K. H. Eggert/Hans Peter Hahn (Hrsg.), Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen – Konzepte – Disziplinen (Stuttgart 2014).

Sanin 2002
Daniel Sanin, Zur Kritik des Identitätsbegriffs. Eine Analyse im Spannungsfeld von Subjektivität und Kollektivität. Diplomarbeit zur Erlangung des Magistergrades der Philosophie an der Fakultät für Human- und Sozialwissenschaften der Universität Wien (Wien 2002). URL: http://textfeld.ac.at/text/974/ [letzter Zugriff 31.07.2013].

Sasse 1999
Barbara Sasse, Paradigmenwechsel in der Frühgeschichtsforschung. Ein Beispiel für den Wandel von Theorien und Methoden. In: Sebastian Brather/Christel Bücker/Michael Hoeper (Hrsg.), Archäologie als Sozialgeschichte. Studien zu Siedlung, Wirtschaft und Gesellschaft im frühgeschichtlichen Mitteleuropa. Festschrift für Heiko Steuer zum 60. Geburtstag. Internationale Archäologie Studia honoraria 9 (Rahden/Westf. 1999) 321-326.

Schreiber 2013
Stefan Schreiber, Archäologie der Aneignung. Zum Umgang mit Dingen aus kulturfremden Kontexten. Forum Kritische Archäologie 2 (2013) 48-123. URL: http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2013_2_05_Schreiber.pdf [letzter Zugriff 27.05.2015].

Schreiber 2015
Stefan Schreiber, Vergangenheit als personaler Wissensraum. Oder: Wie bastle ich mir meine eigenen Vergangenheiten? In: Kerstin P. Hofmann/Stefan Schreiber (Hrsg.), Raumwissen und Wissensräume. Beiträge des interdisziplinären Theorie-Workshops für Nachwuchswissenschaftler_innen. eTopoi. Journal for Ancient Studies. Special Volume 5 (Berlin 2015) 195 -212.

Schulz-Schaeffer 1998
Ingo Schulz-Schaeffer, Akteure, Aktanten und Agenten. Konstruktive und rekonstruktive Bemühungen um die Handlungsfähigkeit von Technik. In: Thomas Malsch (Hrsg.), Sozionik. Soziologische Ansichten über künstliche Sozialität (Berlin 1998) 128-167.

Shanks 1992
Michael Shanks, Experiencing the Past. On the Character of Archaeology (London 1992).

Shanks 2007
Michael Shanks, Symmetrical Archaeology. World Archaeology 39, 2007, 589-596.

Shanks/Tilley 1992
Michael Shanks/Christopher Tilley, Re-constructing Archaeology. Theory and Practice[2] (Cambridge 1992).

Spivak 2008
Gayatri Chakravorty Spivak, Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation. es kommt darauf an 6 (Wien 2008).

Steuer 1982
Heiko Steuer, Frühgeschichtliche Sozialstrukturen in Mitteleuropa. Eine Analyse der Auswertungsmethoden des archäologischen Quellenmaterials. Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen Philologisch-Historische Klasse 3, Folge 128 (Göttingen 1982).

Stiegler 1998
Bernard Stiegler, Technics and Time 1. The fault of Epimetheus (Stanford 1998).

Stockhammer 2011
Philipp W. Stockhammer, Von der Postmoderne zum practice turn. Für ein neues Verständnis des Mensch-Ding-Verhältnisses in der Archäologie. Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 52, 2011, 188-214.

Tilley 2004
Christopher Tilley, The Materiality of Stone. Explorations in Landscape Phenomenology 1 (Oxford/New York 2004).

Tilley *et al*. 2006
Christopher Tilley/Webb Keane/Susanne Küchler/Michael Rowlands/Patricia Spyer (Hrsg.), Handbook of Material Culture (London/Thousand Oaks/New Delhi 2006).

Trebsche *et al*. 2007
Peter Trebsche/Ines Balzer/Christiana Eggl/Julia K. Koch/Hans Nortmann/Julian Wiethold (Hrsg.), Die unteren Zehntausend – auf der Suche nach den Unterschichten der Eisenzeit. Beiträge zur Sitzung der AG Eisenzeit während der Jahrestagung des West- und Süddeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Xanten 2006. Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas 47 (Langenweißbach 2007).

Veit 2002
Ulrich Veit, Vom Nutzen und Nachteil der Theorie für die Archäologie: Anmerkungen zur jüngeren deutschsprachigen Diskussion. In: Rüstem Aslan/Stephan Blum/Gabriele Kastl/Frank Schweizer/Diane Thumm (Hrsg.), Mauerschau. Festschrift für Manfred Korfmann 1 (Remshalden-Grunbach 2002) 37-55.

Veit 2006
Ulrich Veit, Der Detektiv auf der Suche nach sich selbst. Ein Kommentar zum Beitrag von Cornelius Holtorf. Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 47, 2006, 360-364.

Verbeek 2008
Peter-Paul Verbeek, Cyborg Intentionality: Rethinking the Phenomenology of Human-Technology Relations. Phenomenology and the Cognitive Sciences 7, 2008, 387-395.

Webmoor 2007
Timothy Webmoor, What about ‚One More Turn after the Social' in Archaeological Reasoning? Taking Things Seriously. World Archaeology 39, 2007, 563-578.

Webmoor/Witmore 2008
Timothy Webmoor/Christopher L. Witmore, Things Are Us! A Commentary on Human/Things Relations under the Banner of a ‚Social' Archaeology. Norwegian Archaeological Review 41, 2008, 53-70.

Witmore 2007
Christopher L. Witmore, Symmetrical Archaeology: Excerpts of a Manifesto. World Archaeology 39, 2007, 546-562.

Wolfe 2010
Cary Wolfe, What is Posthumanism? Posthumanities 8 (Minneapolis/London 2010).

Wolfram/Sommer 1996
Sabine Wolfram/Ulrike Sommer (Hrsg.), Macht der Vergangenheit – Wer macht Vergangenheit. Archäologie und Politik. Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas 3 (Langenweißbach 1996).

Über den Autor:

Stefan Schreiber studierte Ur- und Frühgeschichte, Mittelalterliche Geschichte und Ältere deutsche Literatur an der Humboldt-Universität zu Berlin. Seine Magisterarbeit schrieb er über ‚Kulturelle Aneignungen' als Strategien des Umgangs mit Dingen. Derzeit promoviert er an der Berlin Graduate School of Ancient Studies an der Freien Universität Berlin im Exzellenzcluster 264 TOPOI. In seiner Dissertation, „Wenn Dinge wandern: Überlegungen zum Charakter ‚römischen Imports' im ‚mitteldeutschen Barbaricum' im 1.-5. Jh. u. Z." verbindet er Ansätze der Archäologie, *material culture studies* und des Neo-Materialismus.

Stefan Schreiber
Excellence Cluster Topoi, Freie Universität Berlin
Topoi Building Dahlem
Hittorfstr. 18
14195 Berlin
Germany
stefan.schreiber@topoi.org
https://topoi.academia.edu/StefanSchreiber

Mensch-Ding-Verflechtungen aus ur- und frühgeschichtlicher Perspektive[1]

Philipp W. Stockhammer

In recent times, archaeology has experienced a continuously growing interest from neighboring disciplines desiring to capitalize on archaeology's experience with the evaluation of material culture. In order to be able to answer the questions now posed to our field of research, we have to be conscious of the complex entanglements of humans and objects. On the basis of a characterization of archaeological sources, this article focuses on four relevant fields of enquiry with regard to the archaeological analysis of an object, i.e. its materiality, archaeological context, spatial distribution, meanings and power. Moreover, I suggest that an integration of aspects of Bruno Latour's actor-network-theory will enable archaeologists to get further insights into the complex entanglement of humans and objects in the past.

Schlüsselbegriffe: Akteur-Netzwerk-Theorie; Erkenntnistheorie; Materialität; Objekte

Keywords: actor-network-theory; epistemology; materiality; objects

Brauchen die benachbarten kulturwissenschaftlichen Disziplinen die Archäologie? Lange Zeit schienen Fächer wie die Ethnologie oder Soziologie nur ein geringes Interesse an der Archäologie zu besitzen. Aktuelle ‚*Turns*' in den Kultur- und Geisteswissenschaften – insbesondere der sog. ‚*Practice Turn*' und der ‚*Material Turn*' – hatten zur Folge, dass materielle Kultur nun auch in Fächern wieder zunehmendes Interesse fand, die sich im Rahmen mentalistischer Strömungen seit den 1960er Jahren zunehmend davon distanziert hatten. Man will nun von der Erfahrung der ArchäologInnen im Umgang mit materieller Kultur lernen, da diese allem Anschein nach – und im Gegensatz zu den Nachbarfächern – offensichtlich nie die Begeisterung für materielle Hinterlassenschaften verloren hatten. Mir erging es ebenso im Heidelberger Exzellenzcluster „*Asia and Europe in a Global Context*", in dem SinologInnen und EthnologInnen auf mich zukamen und forderten, dass ich als Vertreter der Archäologie jetzt auch meinen Beitrag zum kulturwissenschaftlichen Theorie- und Methodendiskurs zu leisten hätte.

1 Der Beitrag beruht auf meinen Forschungen im Rahmen des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft an der Universität Heidelberg finanzierten Exzellenzclusters „*Asia and Europe in a Global Context: The Dynamics of Transculturality*", dem ich für die Finanzierung meiner Arbeiten danke.

Damit wir ArchäologInnen diesen neuen Anforderungen gerecht werden können, müssen wir uns den methodischen Herangehensweisen und erkenntnistheoretischen Potentialen unseres Fachs im Umgang mit den Dingen bewusst werden.

Im Folgenden möchte ich mit vier entscheidenden Themenkomplexen unsere Herangehensweise an die Dinge beleuchten, nämlich die Objekte in ihrer Materialität, in ihrem archäologischen Kontext, in ihrer räumlichen Verbreitung sowie in ihrer Macht und Bedeutung in Relation zum Menschen. Mein Ziel ist es auszuloten, welche Möglichkeiten die – in meinem Fall Ur- und Frühgeschichtliche – Archäologie besitzt, um Einblicke in die komplexen Mensch-Ding-Verflechtungen der Vergangenheit zu gewinnen.

Die Materialität des Objekts

In aller Regel ist das prähistorische Objekt das einzige, was aus der Vergangenheit überlebt hat. Es hat oft aufgrund vielfacher Transformationsprozesse seinen Kontext verloren – sei es durch Umlagerung, menschliche Bodeneingriffe, Erosionsprozesse oder unzureichend dokumentierte Ausgrabung. Nichtsdestoweniger sind wir ArchäologInnen in der Lage, auch mit dekontextualisierten Objekten zu arbeiten. Mit Hilfe verschiedener naturwissenschaftlicher Verfahren wie z.B. der Neutronenaktivierungsanalyse oder Isotopenanalysen können wir die Herkunft der Rohstoffe bestimmen und auf diese Weise die Herkunft von Keramik ägäischen Typs im Ostmittelmeerraum (Maran/Mommsen 2000/01; Mommsen 2007) oder die Nutzung bestimmter Kupferlagerstätten für die frühbronzezeitliche Metallurgie bestimmen (Pernicka 1990; 1998). Das sagt uns natürlich letztlich nichts darüber, wo das Objekt produziert, genutzt oder ursprünglich deponiert wurde, sondern etwas über die Nutzung natürlicher Ressourcen durch den prähistorischen Menschen. Experimentelle Archäologie, die sog. *châine opératoire*-Ansätze (Brysbaert 2007) und Ethnoarchäologie (David/Kramer 2001) erlauben uns auch bei dekontextualisierten Objekten, die Herstellungstechnik zu verstehen und damit auf das technische Wissen bestimmter Akteure in der prähistorischen Gesellschaft rückzuschließen. Viel wichtiger aber scheint mir, dass Experimente und Ethnoarchäologie uns für die kleinen Spuren auf den Objekten sensibilisiert haben, die man so leicht übersieht, die uns aber so wichtige Rückschlüsse auf ihre Produktionsweise erlauben. Man denke an die Eindrücke von Textilien und anderen Gegenständen auf Keramik, die von der Oberflächenbearbeitung zeugen oder die verschiedenen Arten von Punzen zur Verzierung eines Bronzeschwertes (Stockhammer 2004, 100-139). Bisweilen ist es auf diese Weise auch gelungen, verschiedene Objekte – wie z.B. die Vollgriffschwerter vom Typ Spatzenhausen – einer bestimmten Hand oder einer Werkstättentradition zuzuweisen (Holste 1953, 13-15). Auch wenn der Kontext fehlt, erlaubt uns die Zuweisung von Verzierungen zu einem solchen Mikrostil weiterführende Aussagen. Nichtsdestoweniger kann uns nur eine kontextuelle Analyse zeigen, ob unsere etischen Klassifikationen zeitliche oder räumliche Differenzen wiedergeben und inwiefern unsere Taxonomien die Wahrnehmung und den Gebrauch eines Objektes durch die prähistorischen Menschen widerspiegeln zu vermögen.

Jenseits aller Informationen zur Herstellung eines Objektes erlaubt uns die genaue Analyse der Materialität eines Objektes auch Rückschlüsse über dessen Nutzung. Spuren des Gebrauchs bzw. Manipulation des Objekts geben uns vielfältige Informationen über die intentionellen und nicht-intentionellen Praktiken mit Objekten. Untersuchungen an Steinbeilen in den Niederlanden haben jüngst gezeigt, dass man diese bisweilen zur Verarbeitung von Torf verwendete oder sie mit Rötel einrieb und in Leder hüllte (Wentink *et al*. 2011). Das breite Spektrum tatsächlicher Gebrauchsweisen und Bedeutungen eines Objekts verschließt sich in aller Regel dem bloßen Auge. Gebrauchsspuren lassen auf Transformationen von Bedeutungen und Funktionen schließen, die oft jenseits des Wahrnehmungshorizonts des jeweiligen Nutzers gelegen haben dürften. Es ist die Dinglichkeit des Dings, die es uns erlaubt, wichtige Einblicke in objektimmanente Eigenschaften zu gewinnen. Diese Eigenschaften, die oft im Bezug zur jeweiligen Objektbiographie stehen, stachen potentiell und plötzlich dem prähistorischen Nutzer oder der modernen Archäologin ins Auge. Wie Hans Peter Hahn (2013) in seinem Konzept zum Eigensinn der Dinge ausführt, besitzen Objekte einen Überschuss an Eigenschaften, von denen immer nur ein bestimmter Teil zu einem bestimmten Moment auch wahrgenommen wird. Es ist die plötzliche Wahrnehmung einer Eigenschaft und damit eines bestimmten Potentials eines Objektes, die den Menschen bewegt, verunsichert und zu einem neuen Umgang mit dem Ding anregt. Ich spreche deshalb von der ‚Wandelbarkeit' des Objekts, die eigentlich nur eine ‚Wandelbarkeit' der Objektwahrnehmung ist (Merleau-Ponty 1949; Olsen 2006). Diese Wandelbarkeit muss stets im Auge behalten werden, wenn wir nicht allzu leichtfertig einem bestimmten Objekt eine bestimmte Bedeutung und eine bestimmte Funktion zuweisen möchten. Vielmehr muss die Betonung auf dem prozessualen Charakter von Bedeutung und Funktion liegen (Stockhammer 2011a).

Der Kontext eines Objektes

Sämtliche archäologische Objekte lassen sich einem Kontext zuordnen – sei es die mehr oder weniger gut dokumentierte Grubenverfüllung oder die Vitrine in einem Museum. Es ist der besondere Charakter des jeweiligen Kontexts und dessen Dokumentation, die für archäologische Analysen entscheidend sind.

Ich muss an dieser Stelle nicht an die bis heute wegweisende Unterscheidung verschiedener Quellengattungen und ihrer Charakterisierung durch Hans Jürgen Eggers (1959, 264-268) erinnern. Wir sind uns der Relevanz von Selektionsprozessen und damit der ganz unterschiedlichen Aussagekraft von Grab-, Hort- und Siedlungsfunden bewusst. Wir unterscheiden zwischen primären und sekundären, manchmal auch tertiären, Kontexten (vgl. Schiffer 1987) und wissen um die besondere Aussagekraft von *In-situ*-Fundkontexten, die wir in aller Regel einer an sich bereits erklärungsbedürftigen, besonderen Überlieferungssituation verdanken. Im Bewusstsein für die Bedeutung des Kontexts dokumentieren wir möglichst akribisch und unter Heranziehung einer Vielzahl naturwissenschaftlicher Verfahren den Fund und seine Umgebung. Auf diese Weise gelingt es uns immer wieder, räumliche Bezüge zwischen Objekten, gleichsam ein Netzwerk der Dinge

zu rekonstruieren und auch dieses Netzwerk im Raum zu verorten. Sollten wir das Glück eines aussagekräftigen Kontextes als Ergebnis unserer Analysen vor uns haben, müssen wir uns jedoch die warnenden Worte des Ethnologen Karl-Heinz Kohl (2008) ins Gedächtnis rufen: „Kontext ist Lüge". Nein, möchten wir aufschreien, in der Sorge, die soeben mühsam gewonnenen Ergebnisse wieder relativieren zu müssen. Und doch hat Kohl in gewisser Weise recht: Der Auffindungskontext eines Dings überlagert in unserer Wahrnehmung allzu oft die Tatsache, dass das Objekt zuvor in einer Vielzahl anderer Kontexte eingebettet war, die uns aber eben im Befund nicht überliefert sind. Der finale Kontext lässt uns vergessen, dass jedes Objekt auf eine mehr oder weniger lange Biographie zurückblicken kann. Diese Dynamik verschließt sich in aller Regel im Kontext; sie ist, wie bereits ausgeführt, aus der Materialität des Objekts noch am ehesten zu erschließen.

Die räumliche Verbreitung von Objekten

Grundlage unserer räumlichen Analysen von Objektdistributionen ist bis heute die Verbreitungskarte oder vergleichbare räumliche Modellierungen. Wir sind uns alle bewusst, dass diese Karten keine prähistorischen Realitäten widerspiegeln, sondern die Vergangenheit lediglich auf stark transformierte und selektive Weise wiedergeben. Aus diesem Grund benötigen wir einen konsistenten methodischen Ansatz zur Interpretation von Verbreitungskarten (Stockhammer 2004, 70-72). Auch hier verdanken wir grundlegende methodische Überlegungen dem bereits erwähnten Hans Jürgen Eggers (1950, 55; 1959, 258; Eggert 2001, 112-114) sowie auch Walter Torbrügge (1958; 1959; 1965, 81-82; 1970/71, 46 u. 91; Eggert 2001, 114-115. 118-120). Hinter ihre Erkenntnisse und die Differenzierung zwischen lebende, tote und wiederentdeckte Kultur gibt es heute kein Zurück mehr. Im Zusammenhang mit unseren räumlichen Gegenproben müssen wir über die Wahrscheinlichkeit spekulieren, ein bestimmtes Objekt oder ein spezifisches Merkmal von Objekten (z.B. Guss- oder Formtechniken von Metallobjekten) in einer bestimmten geographischen Region zu finden. Selbst wenn sich aber ein Objekt in einer bestimmten Region findet, dürfen wir nicht leichtfertig daraus schließen, dass es dort auch produziert und während seiner gesamten Lebenszeit genutzt wurde. Aus einem minimalistischen Blickwinkel können wir beim Fund eines Objekts im Kontext einer intentionellen Niederlegung nur sagen, dass das Objekt für die Niederlegung an diesem Ort ausgewählt wurde. Objekte sind mobil, haben Reisewege hinter sich gebracht und sehr viel weniger statisch, als es ihre mehr oder weniger harte Materialität und der starre Fundkontext vorgeben.

Selbst wenn es uns gelingt, auf Basis umfassender quellenkritischer, räumlicher Analysen aussagekräftige Verbreitungsmuster prähistorischer Objekte oder Merkmale zu erkennen, dürfen wir nicht der Versuchung erliegen, den Objekten eines bestimmten Typs über das gesamte Fundareal hinweg dieselbe Funktion und Bedeutung zuzuweisen. Ich habe in anderem Rahmen einmal aufgezeigt, wie sich etwa die Funktion und Bedeutung mykenischer Gefäßkeramik im Rahmen ihrer Verbreitung über den gesamten Mittelmeerraum wandelte (Stockhammer 2011b; 2012a). Der unreflektierte Blick auf die Verbreitungskarten hatte zuvor dazu geführt, für den gesamten Mittelmeerraum zusammen mit der Nutzung

mykenischer Gefäße auch die Übernahme mykenischer Gelagesitten anzunehmen. Analysen von Gefäßen und Kontexten lassen hingegen ganz andere Rückschlüsse zu: An der südlichen Levante wurden aus den Krateren, also Wein-Misch-Gefäßen im mykenischen Griechenland, Bier-Trink-Gefäße unter Nutzung von Trinkstrohhalmen. Aus mykenischen, gestielten Trinkschalen wurden Räucherschalen und mykenischen Tassen schlug man die Henkel ab, um sie levantinischen Trinkpraktiken entsprechend besser flach auf dem Handballen halten zu können (Stockhammer 2011a; 2011b).

Wenn wir Objektverbreitungen kartieren, sollten wir in Zukunft zumindest von Farbkreisen und Ellipsen absehen, die einzelne Punkte zu einer gleichsam einheitlichen Erscheinung verbinden und damit überregionale Gleichförmigkeit von Objektfunktionen und Objektbedeutungen vorgaukeln. Wir müssen uns der vielfältigen lokalen Prozesse der Aneignung des fremden bzw. neuen Objekts bewusst sein, weil Funktion und Bedeutung erst im Rahmen eines solchen – oft sehr individuellen – Prozesses konstruiert werden (Stockhammer 2012b; Maran/Stockhammer 2012).

Bedeutung und Macht von Objekten

Wie bereits ausgeführt, sind Funktion und Bedeutung von Objekten weder statisch noch an sich existent, sondern das Ergebnis einer komplexen Mensch-Ding-Verflechtung während der Integration des Objekts in die eigenen sozialen Praktiken und Lebenswelten (Miller 1987; Hahn 2005a, 11; 2005b; 2007). Vielmehr müssen wir sie als andauernden Prozess konzeptualisieren, der stark kontextabhängig ist. Es ist die bereits erwähnte Wandelbarkeit des Objekts, die wir bei der Analyse des Objekts in Betracht ziehen müssen und die uns erkennen lässt, dass die von uns im Befund identifizierte Bedeutung eines Objekts nur eine momentane ist – zumeist nur im letzten Moment während der Niederlegung des Objekts.

Die Konzeptualisierung der Macht der Dinge hängt ganz wesentlich von der Frage ab, in welcher Form und in welchem Umfang Objekte dazu in der Lage sind, Menschen zum Handeln zu bewegen. Dies ist mit der seit einiger Zeit heiß diskutierten Frage verknüpft, ob auch die Dinge *Agency*, also Handlungsmacht, besitzen können oder ob das eine auf den Menschen beschränkte Fähigkeit ist. Die Konzeptualisierung von *Agency* ist oft mit der Frage nach der Fähigkeit zu intentionalem Handeln verknüpft. Im archäologischen Befund stellt sich uns jedoch das prinzipielle Problem, Intentionalität festzustellen. Wir können die prähistorischen Akteure nicht nach ihren Intentionen fragen, mit denen sie mit ihrer materiellen Umgebung interagierten. Es ist möglich, dass der Großteil der materiellen Hinterlassenschaften das Ergebnis von sog. *embodied practices* der prähistorischen Akteure sind und somit im eigentlichen Sinne nicht als Resultate intentioneller Handlungen zu verstehen sind. Ethnoarchäologische Forschungen haben gezeigt, dass sogar die Verzierung eines Gefäßes durch die Töpferin nicht immer adäquat als intentionelles Handeln zu bezeichnen ist, sondern oft mehr als eine Art von Verhalten zu verstehen ist (David/Kramer 2001, 168-224). In vielen Fällen scheint etwa die Verzierung eines Gefäßes nichts anderes als eine *embodied practice* zu sein. Um dieses Dilemma zu lösen, ist meines Erachtens Bruno Latours

Akteur-Netzwerk-Theorie (kurz ANT) ein hilfreicher Ansatz für die Prähistorische Archäologie. In Latours (2007 [2005], 122) Verständnis handeln Objekte sehr aktiv: „Schließlich gibt es kaum einen Zweifel daran, daß Wasserkessel Wasser ‚kochen', Messer Fleisch ‚schneiden', Körbe Vorräte ‚aufbewahren', […] Bezeichnen diese Verben keine Handlungen?". Infolgedessen definiert Latour (2007 [2005], 123): „Dann ist *jedes Ding*, das eine gegebene Situation verändert, indem es einen Unterschied macht, ein Akteur – oder, wenn es noch keine Figuration hat, ein Aktant". Mit seinem ganz eigenen Verständnis von Handlung ignoriert Latour die Unterscheidung zwischen intentionellem Handeln und Verhalten, die seit den Arbeiten von Max Weber insbesondere in der deutschen Soziologie so tief verwurzelt ist. Strenggenommen müsste das, was von Latour als das ‚Handeln der Dinge' bezeichnet wird, als das ‚Verhalten der Dinge' bezeichnet werden. Im Übrigen sprach bereits Max Weber (1968 [1913], 471) vom „Verhalten dieser Dinge" und unterschied ihre Handlungskompetenz damit klar von der des Menschen. Latours begriffliche Unschärfe trifft hingegen hervorragend die erkenntnistheoretischen Grenzen der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie, da wir in den meisten Fällen nicht in der Lage sind, die materiellen Hinterlassenschaften der Vergangenheit als das Resultat von menschlichem Verhalten bzw. intentionalem Handeln zu bestimmen. Insofern ist Latour meines Erachtens von großer Bedeutung für die Archäologie, weil uns seine methodische Herangehensweise erlaubt, die Bedeutung von Intentionalität im Kontext der Praktiken mit den Dingen aus erkenntnistheoretischer Perspektive zu reduzieren, ohne die prinzipielle Bedeutung von Intentionalität zu leugnen.

Da „Agency" als Konzept jedoch zumeist mit der Fähigkeit zum intentionellen Handeln verbunden wird, sollte man meiner Meinung nach bei Dingen von einer „Wirkungsmacht" (analog im Englischen: „effectancy") sprechen. Die Dinge handeln, in dem sie auf den Menschen wirken. Auf diese Weise entfalten sie ihr Potential.

Die Akzeptanz der Mensch-Ding-Verflechtung in einem gemeinsamen Netzwerk ist auch deshalb hilfreich für die archäologische Analyse, weil unser Forschen oft von der Dinglichkeit unserer Funde und dem damit verbundenen Streben nach der Charakterisierung dieser Dinglichkeit bestimmt wird. Während in den benachbarten Kultur- und Sozialwissenschaften die Dinge als Akteure außer Acht geraten sind, vergessen wir ArchäologInnen oft den Menschen als Akteur (Maran/Stockhammer 2012). Es ist aber doch gerade die einzigartige Interaktion zwischen Mensch und Ding im Rahmen des Aneignungsprozesses und die damit verbundene Transformation sowohl des Objekts als auch des menschlichen Weltbildes, das immer auch ein Bild von den Dingen und auf die Dinge ist (Robertson 1992, 69-77; Maran 2012, 63). Dieser Prozess ist aus dem Blickwinkel der ANT von besonderem Interesse, weil hier die individuelle Kreativität der Akteure eine zentrale Rolle spielt. Latour ernst zu nehmen – was nicht immer sehr leicht fällt – und damit Mensch-Ding-Verflechtungen als Netzwerke zu verstehen, muss unseren Blick auch für die sog. Affordanz der Objekte schärfen (Gibson 1982 [1979], 137; Hofmann/Schreiber 2011, 175-176; siehe auch Beitrag Keßeler in diesem Band). Diese Affordanz hängt eng mit der von mir beschriebenen Wandelbarkeit der Dinge zusammen. Wir müssen also darüber

spekulieren, zu welchen Handlungen sich Dinge möglicherweise angeboten haben und genutzt worden sein könnten, welche Potentiale etwa ein Henkel an einem Gefäß mit sich brachte und was es bedeutet, wenn man einen solchen intentionell entfernte. Zugleich zwingt uns diese Perspektive, Mensch-Ding-Verflechtungen in der prähistorischen Lebenswelt der Akteure zu verorten. Genau hier liegt aber ein entscheidendes erkenntnistheoretisches Problem der ANT: Sie erklärt nicht hinreichend, warum ganz unterschiedliche Akteure immer und immer wieder auf strukturell ähnliche Weise handeln. Ich möchte dieses Problem lösen, indem ich Latours ANT mit Pierre Bourdieus (1982 [1979]) Konzept des Habitus verbinde. Ich meine, dass Akteure mit einem ähnlichen Habitus auch von ähnlichen Motivatoren zum Handeln bewegt werden, d.h. sie sind mit strukturell ähnlichen Akteuren und Aktanten verflochten (Stockhammer 2011a, 193). Diese Akteure sind z.B. von ähnlichen materiellen Objekten umgeben oder partizipieren in ähnlichen sozialen Praktiken. Wir können diese repetitiven Praktiken im archäologischen Befund recht leicht identifizieren, wenn wir nach ihnen Ausschau halten.

Die von mir angesprochene Wandelbarkeit des Objekts betrifft jedoch nicht nur den Wandel der Funktionen und Bedeutungen des Objekts. Das Objekt wandelt sich auch selbst im Lauf der Zeit – ganz ohne menschliches Zutun (vgl. Ingold 2011). Man muss deshalb eigentlich von der doppelten Wandelbarkeit der Objekte sprechen. Ein Netzwerk aus Zeit und Objekten verursacht netzwerkimmanente Veränderungen: Eine Lehmziegelmauer zerbricht, Essen verrottet und ändert seine Eigenschaften – wird ungenießbar, manchmal sogar giftig oder gewinnt einen ganz wunderbaren Geschmack und/oder eine alkoholische Komponente. Der Wandel des Objektes selbst, seiner Affordanzen und damit auch Wahrnehmung durch den Menschen verändert auch die Funktionen und Bedeutungen eines Objektes, weil bestimmte Praktiken mit dem Ding nicht mehr möglich sind oder gerade jetzt erst möglich werden. Erinnerungen, die an ein Objekt gebunden sind, gehen mit dem Verlust eines bestimmten Geruchs, einer Farbe oder spezifischen Formgebung verloren. Der Faktor Zeit wurde bislang als Aktant in der ANT vernachlässigt, weil Latours Perspektive vor allem eine synchrone ist. Gerade die diachrone Wandelbarkeit der Objekte ist ein entscheidender Aktant im Mensch-Ding-Netzwerk, weil das Verrotten, Verfallen etc. der Dinge ein entscheidender Auslöser menschlicher Handlungen ist. Ian Hodder (2011a; 2011b; 2012) hat diese Form der Mensch-Ding-Verflechtung ins Zentrum seiner jüngsten theoretischen Arbeiten zu ‚*Entanglement*' gestellt und auf das geradezu fatale Verhältnis zwischen Mensch und Lehmbauweise in Çatal Höyük hingewiesen. Der zeitinduzierte Wandel der Dinge wirkt aber über das individuelle Mensch-Ding-Verhältnis auf die menschliche Lebenswelt hinaus. Die Wandelbarkeit der Dinge mit der Zeit ist manchmal von entscheidender Bedeutung für die Wahrnehmung der Welt, wie sie ist – nämlich im Wandel, im Verfall. Man denke an die romantische Verklärung von Venedig oder Havanna, deren Verfall von entscheidender Bedeutung für ihre Wahrnehmung ist. Menschliche Weltbilder sind immer das Resultat von menschlichen Blicken auf die Welt (Robertson 1992, 69-77; Maran 2012, 63). Genau aus diesem Grund kann die Wandelbarkeit der Objekte menschliche Weltbilder so entscheidend beeinflussen, ist ein wirkmächtiger Aktant im Netzwerk der Mensch-Ding-Verflechtung.

Fazit

Ich habe in meinem Beitrag vier unterschiedliche Aspekte des Umgangs mit den Dingen im archäologischen Kontext aufgezeigt – das Ding in seiner Materialität, im Kontext, in der räumlichen Verbreitung und letztlich die Macht der Dinge. Entscheidend bei all dem ist jedoch, stets die Wandelbarkeit der Objekte mitzudenken, Dinge quasi als Prozesse zu verstehen. Diese doppelte Wandelbarkeit, nämlich einerseits der Wandel ihrer Wahrnehmung durch den Menschen und andererseits ihr Wandel im Lauf der Zeit durch die Veränderung ihrer Substanzen, müssen in zukünftigen archäologischen Analysen noch mehr Beachtung finden, denn sie begründen die Wirkungsmacht der Dinge.

Literatur

Bourdieu 1982 [1979]
Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft (Frankfurt a.M. 1982) [zuerst: La distinction. Critique sociale du jugement (Paris 1979)].

Brysbaert 2007
Ann Brysbaert, Cross-Craft and Cross-Cultural Interactions during the Aegean and Eastern Mediterranean Late Bronze Age. In: Sophia Antoniadou/Anthony Pace (Hrsg.), Mediterranean Crossroads (Athens 2007) 325-359.

David/Kramer 2001
Nicholas David/Carol Kramer, Ethnoarchaeology in Action (Cambridge 2001).

Eggers 1950
Hans Jürgen Eggers, Das Problem der ethnischen Deutung in der Frühgeschichte. In: Horst Kirchner (Hrsg.), Ur- und Frühgeschichte als historische Wissenschaft = Festschrift Ernst Wahle (Heidelberg 1950) 49-59.

Eggers 1959
Hans Jürgen Eggers, Einführung in die Vorgeschichte (München 1959).

Eggert 2001
Manfred K. H. Eggert, Prähistorische Archäologie. Konzepte und Methoden (Tübingen/Basel 2001).

Gibson 1982 [1979]
James J. Gibson, Wahrnehmung und Umwelt. Der ökologische Ansatz in der visuellen Wahrnehmung (München, Wien, Baltimore 1982) [zuerst The ecological approach to visual perception (Boston 1979)].

Hahn 2005a
Hans Peter Hahn, Materielle Kultur. Eine Einführung (Berlin 2005).

Hahn 2005b
Hans Peter Hahn, Dinge des Alltags – Umgang und Bedeutungen. Eine ethnologische Perspektive. In: Gudrun M. König (Hrsg.), Alltagsdinge. Erkundungen der materiellen Kultur, Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 27 (Tübingen 2005) 63-79.

Hahn 2007
Hans Peter Hahn, Artefacts between Disciplines. The Toothbrush and the Axe. Archaeological Dialogues 14, 2007, 131-135.

Hahn 2013
Hans Peter Hahn, Vom Eigensinn der Dinge. Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 2013, 13-22.

Hodder 2011a
Ian Hodder, Human-Thing Entanglement. Towards an Integrated Archaeological Perspective. Journal of the Royal Anthropological Institute N.S. 17, 2011, 154-177.

Hodder 2011b
Ian Hodder, Wheels of Time. Some Aspects of Entanglement Theory and the Secondary Products Revolution. Journal of World Prehistory 24, 2011, 175-187.

Hodder 2012
Ian Hodder, Entangled. An Archaeology of the Relationships between Humans and Things (Chichester 2012).

Hofmann/Schreiber 2011
Kerstin P. Hofmann/Stefan Schreiber, Mit Lanzetten durch den *practical turn*. Zum Wechselspiel zwischen Mensch und Ding aus archäologischer Perspektive. Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 52, 2011, 163-187.

Holste 1953
Friedrich Holste, Die bronzezeitlichen Vollgriffschwerter Bayerns. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 4 (München 1953).

Ingold 2011
Tim Ingold, Being Alive. Essays on Movement, Knowledge and Description (London/New York 2011).

Kohl 2008
Karl-Heinz Kohl, Kontext ist Lüge. Paideuma 54, 2008, 217-221.

Latour 2007 [2005]
Bruno Latour, Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie (Frankfurt a.M. 2007) [zuerst Reassembling the social – An Introduction to Actor-Network-Theory (Oxford 2005)].

Maran 2012
Joseph Maran, One World is not Enough. The Transformative Potential of Intercultural Exchange in Prehistoric Societies. In: Philipp W. Stockhammer (Hrsg.), Conceptualizing Cultural Hybridization. A Transdisciplinary Approach. Papers of the Conference, Heidelberg, 21.-22. September 2009. Transcultural Research. Heidelberg Studies on Asia and Europe in a Global Context 2 (Berlin/Heidelberg 2012) 59-66.

Maran/Mommsen 2000/01
Joseph Maran/Hans Mommsen, Production Places of Some Mycenaean Pictorial Vessels. The Contribution of Chemical Pottery Analysis. Opuscula Atheniensia 25/26, 2000/2001, 95-101.

Maran/Stockhammer 2012
Joseph Maran/Philipp W. Stockhammer (Hrsg.), Materiality and Social Practice. Transformative Capacities of Intercultural Encounters. Papers of the Conference, Heidelberg, 25.-27. März 2010 (Oxford 2012).

Merleau-Ponty 1949
Maurice Merleau-Ponty, Phénoménologie de la perception (Paris 1949).

Miller 1987
Daniel Miller, Material Culture and Mass Consumption (Oxford 1987).

Mommsen 2007
Hans Mommsen, Tonmasse und Keramik. Herkunftsbestimmung durch Spurenanalyse. In: Günther A. Wagner (Hrsg.), Einführung in die Archäometrie (Berlin/ Heidelberg 2007) 179-192

Olsen 2006
Bjørnar Olsen, Scenes from a Troubled Engagement. Post-Structuralism and Material Culture Studies. In: Christopher Y. Tilley (Hrsg.), Handbook of Material Culture. (London 2006) 85-105.

Pernicka 1990
Ernst Pernicka, Gewinnung und Verbreitung der Metalle in prähistorischer Zeit. Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz 37, 1990, 21-129.

Pernicka 1998
Ernst Pernicka, Die Ausbreitung der Zinnbronze im 3. Jahrtausend v.Chr. In: Bernhard Hänsel (Hrsg.), Mensch und Umwelt in der Bronzezeit Europas (Kiel 1998) 135-147.

Robertson 1992
Roland Robertson, Globalization. Social Theory and Global Culture (London/ Newbury Park/New Delhi 1992).

Schiffer 1987
Michael B. Schiffer, Formation Processes of the Archaeological Record (Albuquerque 1987).

Stockhammer 2004
Philipp W. Stockhammer, Zur Chronologie. Verbreitung und Interpretation urnenfelderzeitlicher Vollgriffschwerter. Tübinger Texte 5 (Rahden/Westf. 2004).

Stockhammer 2011a
Philipp W. Stockhammer, Von der Postmoderne zum practice turn. Für ein neues Verständnis des Mensch-Ding-Verhältnisses in der Archäologie. Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 52, 2011, 188-214.

Stockhammer 2011b
Philipp W. Stockhammer, An Aegean Glance at Megiddo. In: Walter Gauß/Michael Lindblom/R. Angus K. Smith/James C. Wright (Hrsg.), Our Cups are Full. Pottery and Society in the Aegean Bronze Age = Festschrift Jeremy B. Rutter (Oxford 2011) 282-296.

Stockhammer 2012a
Philipp W. Stockhammer, Identität durch Aneignung. Zur Funktion fremder Keramik im spätbronzezeitlichen Ostmittelmeerraum. In: Immo Heske/Barbara Horejs (Hrsg.), Bronzezeitliche Identitäten und Objekte. Beiträge aus den Sitzungen der AG Bronzezeit auf der 80. Tagung des West- und Süddeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Nürnberg 2010 und dem 7. Deutschen Archäologiekongress in Bremen 2011. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 221 (Bonn 2012) 107-114.

Stockhammer 2012b
Philipp W. Stockhammer, Conceptualizing Cultural Hybridization in Archaeology. In: Philipp W. Stockhammer (Hrsg.), Conceptualizing Cultural Hybridization. A Transdisciplinary Approach. Papers of the Conference, Heidelberg, 21.-22. September 2009. Transcultural Research. Heidelberg Studies on Asia and Europe in a Global Context 2 (Berlin/Heidelberg 2012) 43-58.

Torbrügge 1958
Walter Torbrügge, Geographische und historische Fundlandschaften der Oberpfalz. Korrektive zum Fundbild der Bronzezeit. Germania 36, 1958, 10-28.

Torbrügge 1959
Walter Torbrügge, Die Bronzezeit in der Oberpfalz. Materialhefte zur Bayerischen Vorgeschichte 13 (Kallmünz 1959).

Torbrügge 1965
Walter Torbrügge, Vollgriffschwerter der Urnenfelderzeit. Zur methodischen Darstellung einer Denkmälergruppe. Bayerische Vorgeschichtsblätter 30, 1965, 71-105.

Torbrügge 1970/71
Walter Torbrügge, Vor- und frühgeschichtliche Flußfunde. Zur Ordnung und Bestimmung einer Denkmälergruppe. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 51/52, 1970/71, 1-146.

Weber 1968 [1913]
Max Weber, Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie. Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre[3] (Tübingen 1968) 427-474 [zuerst Logos 4,1913, 253-294].

Wentink *et al*. 2011
Karsten Wentink/Annelou van Gijn/David Fontijn, Changing Contexts, Changing Meanings. Flint Axes in Middle and Late Neolithic Communities in the Northern Netherlands. In: Vin Davis/Mark Edmonds (Hrsg.), Stone Axe Studies 3 (Oxford 2011) 399-408.

Über den Autor:

Philipp W. Stockhammer studierte Ur- und Frühgeschichte, Klassische Archäologie und Alte Geschichte an den Universitäten Erlangen-Nürnberg, Brüssel und Tübingen. 2008 wurde er an der Universität Heidelberg mit einer Dissertation zu „Kontinuität und Wandel: Die Keramik der Nachpalastzeit aus der Unterstadt von Tiryns“ promoviert. 2013 erhielt er die *venia legendi* für Ur- und Frühgeschichte an der Universität Basel mit seiner Habilitationschrift „Materielle Verflechtungen – Zur lokalen Einbindung fremder Keramik in der ostmediterranen Spätbronzezeit“. Seit 2010 ist er Kollegiat der Heidelberger Akademie der Wissenschaften und seit 2014 Fellow am Heidelberger Zentrum für Transkulturelle Studien. In seinen laufenden Forschungsprojekten untersucht er die Aneignung der Bronzetechnologie in Asien und Europa sowie Funktion und Bedeutung mediterraner Importe im früheisenzeitlichen Mitteleuropa. Darüber hinaus leitet er zusammen mit bulgarischen Kollegen seit 2012 die Ausgrabungen in der früheisenzeitlichen Siedlung von Bresto in Südwestbulgarien.

PD Dr. Philipp W. Stockhammer
Cluster of Excellence „Asia and Europe in a Global Context“ &
Institut für Ur- und Frühgeschichte und Vorderasiatische Archäologie
Universität Heidelberg
Marstallhof 4
69117 Heidelberg
philipp.stockhammer@uni-heidelberg.de
www.philipp-stockhammer.de

Affordanz, oder was Dinge können![1]

Arnica Keßeler

The reduction to only one function, the so called primary function of a thing seems to be useful when we think about storage and designation of that one thing. In every other aspect it does not help at all, it even restricts the process of knowledge production. By taking a spindle whorl as the starting point for research, what will be gained by the fact that it was possible to produce threads with it? What are new insights, beside its height and diameter measurements? By starting out with only a „thing" I will show what kind of information can by gained without focusing on that one function. With the concept of affordance I will demonstrate that interactions of things and humans can provide us with new insight, along with (the fact of) what we think the object is and what it was (always) used for.

Schlüsselbegriffe: Affordanz; Interaktion; Dinge

Keywords: affordance; interaction; things

Als ‚Artefakte', ‚Fund(stück)e', ‚Gegenstände' und ‚Objekte' werden in der Archäologie gemeinhin die materiellen Hinterlassenschaften vergangener Kulturen bezeichnet. Die Verwendung genannter Begriffe erfolgt dabei zumeist synonym. Die einzelnen Bedeutungen sagen jedoch viel über das Verständnis und den Umgang mit ihnen in der Archäologie aus. Der Begriff des ‚Artefakts', der sich von dem lateinischen Verb ‚*facere*' ableitet und so viel bedeutet wie ‚machen' oder ‚herstellen', verweist direkt auf eine menschliche Herstellung der Dinge (Feest 2006, 240; Hakelberg 1996, 103). Die Herstellung eines Dings wird wiederum in den meisten Fällen (implizit) mit einer Funktionsintention verbunden, die *eine* spezifische Nutzung beschreibt. Im Fall des ‚Fundstücks' definiert erst das Auffinden das Ding und lässt sich nicht davon trennen. Der Begriff impliziert, dass die Funde erst mit dem Auffinden durch ArchäologInnen ihren Sinn erhalten bzw. erfüllen, also erst gefunden werden müssen. Bedingung für das Verständnis des Dinges als ‚Gegenstand' ist seine Wahrnehmung, ein Erkennen als Gegenüber, um eine Interaktion überhaupt erst zu ermöglichen. Das bedeutet, eine menschliche AkteurIn wird mit der Bezeichnung ‚Gegenstand' immer mitgedacht (vgl. Latour 1996 [1993], 38-39). Die Beschreibung von materiellen Hinterlassenschaften als Objekte verweist hingegen auf die Dichotomie der Subjekt – Objekt Trennung. Das Objekt wird im klaren Gegensatz zum Subjekt konzipiert; beide bedingen

1 Der folgende Artikel basiert auf meiner Masterarbeit „Dinge namens Spinnwirtel. Die ‚Spinnwirtel' aus Monjukli Depe, Turkmenistan, der Kampagnen 2010 & 2011" (Keßeler 2013).

sich zwingend gegenseitig. Der Mensch wird zumeist als Subjekt dem Ding gegenübergestellt,[2] wobei er, zumindest in der westlichen, dem Humanismus verhafteten Welt, als hervorgehoben, einzigartig und damit überlegen aufgefasst wird, Dinge hingegen zumeist als unterlegen und/oder nachrangig verstanden werden (vgl. Hofmann/Schreiber 2014). Hiermit wird eine Rangordnung terminologisch gefestigt, die den Menschen an erste und Dinge an zweite Stelle stellt. Diese wird oft noch weiter unterteilt und ist letztlich normativ belegt.

Alle vier Begriffe zeigen ein in der Archäologie allgegenwärtiges Bild, welches den Umgang mit den Dingen prägt. Dabei ist der Mensch in keiner der Wortbedeutungen als Ding inbegriffen.[3] Er wird sogar im klaren Gegensatz dazu entworfen (Objekt-Subjekt-Dichotomie). Die übrigen drei Begriffe schließen den Menschen zwar nicht explizit aus, jedoch ist ihre alltägliche bzw. archäologische Verwendung auf Dinge fixiert. Die durch den Menschen durchgeführte Herstellung der Dinge ist ein wesentlicher Punkt, der sich in mehreren Bedeutungen wiederfindet. Problematisch hierbei ist die erwähnte intendierte Funktion, die bei der Schaffung quasi in das Stück eingeschrieben/inskribiert[4] wird und nach der von archäologischer Seite in vielen Fällen gesucht wird. Den Aspekt des Auffindens oder Entdeckens, der gerade in der Benennung Fundstück deutlich wird, verweist auf die gängige Annahme, dass die Dinge erst durch die Arbeit der ArchäologInnen erscheinen und nicht das sie schon zuvor an dem Ort des Auffindens[5] lagen. Dieser Aspekt wird oft zu einer Art ‚Neuerfindung' stilisiert, welche zuweilen mit fiktionalen Interpretationen in Bezug auf ihre Nutzung einhergehen. Diese funktionalistischen Vorannahmen sollen im Folgenden in Frage gestellt werden. Deswegen werden die obigen Bezeichnungen im weiteren Verlauf durch die Bezeichnung ‚Ding' ersetzt, die meines Erachtens nach neutraler in seiner Bedeutung ist.

Die der Archäologie inhärenten ‚Sammelleidenschaft' (vgl. Beiträge Bernbeck; Karl in diesem Band), welche gerade auch in den übervollen Depots Ausdruck findet,[6] wirft weitere Probleme auf: Um Dinge nach ihrer Dokumentation lagern zu können, werden sie nach bestimmten, zuvor festgelegten, Kriterien in Gruppen zusammengestellt und eingelagert. Innerhalb der Kategorisierungen nach Grabungen und Befundzusammenhängen erfolgt zumeist eine Kategorisierung nach der Funktionszuschreibung, welche den Dingen zugeteilt werden. So landen alle Faustkeile innerhalb eines Befundes in einer Kiste, ebenso wie alle Spinnwirtel zusammen verpackt werden.[7] Diese Zusammenstellung ist jedoch problematisch,

---

2 Hieraus resultiert auch der Begriff des ‚Gegenstandes', welcher dem erkennenden Subjekt entgegensteht (vgl. Kohl 2003, 118-121).

3 Anders dagegen die in anthropologischen Betrachtungen: so die objektbiographische Analyse anhand von SklavInnen (Kopytoff 1986) oder die mittlerweile umfangreiche Debatte um *Embodiment* bzw. den Körper als materielle Kultur (siehe Borić /Robb 2008; Hamilakis *et al.* 2002; Sofaer 2006).

4 „Inskription (auch: Einschreibung) (inscription): Dieser allgemeine Begriff bezeichnet all jene Transformationen, durch die eine Entität in einem Zeichen, einem Archiv, einem Dokument, einem Papier, einer Spur materialisiert wird." Latour 2002 [1999], 375.

5 Dieser Ort des Auffindens stellt dabei nur einen Punkt im ‚Leben' der Dinge dar; vgl. Appadurai 1986; Kopytoff 1986; Gosden/Marshall 1999. Ähnlich wenn auch unter funktionalistischen Gesichtspunkten Schiffer 1987.

6 Vgl. *Call for Papers* der Tagung in Bezug auf die Landesdenkmalämter.

7 Genaugenommen findet eine Zuweisung schon vor der Dokumentation bei der Ausgrabung statt; vgl. Holtorf 2002. Durch die Dokumentation wird diese jedoch verstetigt.

da viele Dinge nicht nur eine Nutzungsmöglichkeit aufweisen, sondern mehrere. Würde eine Zuteilung unter anderem nach Material oder Größe als bestimmende Kategorie getroffen, käme es zu einer Zusammenstellung von z.B. Dingen mit einer Größe von 1-2 cm, wie Perlen, Siegeln und Flintabschlägen. Ebenso würde die Kategorie Basalt zu Sammlungen von Dingen wie Götterstatuen, Hammersteinen und Rollsiegeln führen. Diese auf den ersten Blick willkürlich erscheinenden Kategorien, sind jedoch nüchtern betrachtet nicht fragwürdiger als die Kategorisierungen nach der angenommenen Primärfunktion. Denn in dieser werden alle weiteren möglichen Funktionen ignoriert, die vermutete primäre Funktion wird aus pragmatischen Gründen als exklusiv entworfen und somit in den Vordergrund gestellt. Diese zur Dokumentation und Archivierung vorgenommene Vereinfachung hat den Nebeneffekt, dass sie *eine* Primärfunktion in die Dinge einschreibt, die sie meist nicht mehr loswerden – es findet also tatsächlich eine ‚Neuerfindung' statt.[8]

Ich schlage einen *anderen*, schon an der primären Funktionsdeutung ansetzenden Zugang vor, um alternative Interpretationen in den Blick nehmen zu können: das Konzept der Affordanz. Um die theoretische Diskussion an die Praxis rückzubinden, werde ich als Fallbeispiel die ‚Spinnwirtel' aus Monjukli Depe, Turkmenistan für die Betrachtung des Umgangs mit Dingen einbeziehen. Um einer determinierenden Vordeutung als ‚Spinnwirtel' vorzubeugen, werde ich im Folgenden auf die Funktionsbezeichnung verzichten und stattdessen nur von ‚Dingen' oder ‚Wirteln' sprechen, in der Hoffnung, dass es sowohl der LeserIn als auch mir gelingt, eine gewisse für die Interpretation notwendige Distanz zu entwickeln.[9] Die schon in der Benennung verankerte, unhinterfragbare Funktionszuweisung, für welche das gewählte Beispiel keinen Einzelfall darstellt, behindert meiner Meinung nach die archäologische (Deutungs-)Arbeit. Da die Funktionszuschreibung direkt auf eine bestimmte Nutzung des Dings verweist, werden häufig die zu untersuchenden Parameter überhaupt erst anhand eben dieser postulierten Funktion entwickelt. Bezeichnet man das Ding als ‚Spinnwirtel', entsteht z.B. die Frage, ob dieses rotationsfähig ist und somit seine Funktion erfüllen kann. Eine weiterführende Beschäftigung außerhalb der Deutung als ‚Spinnwirtel' ist ohne eine Neukonzeptualisierung nicht möglich. Diese Neukonzeptualisierung kann m.E. durch das Konzept der Affordanz geleistet werden. Dadurch ist es mir möglich, das Interpretationsspektrum in Bezug auf den möglichen und tatsächlichen Umgangsweisen mit den Dingen zu erweiterten oder zu ergänzen. Neben der Interpretation einer Funktion sollen ebenso spezifische soziale Verhaltensweisen und Wertschätzungen ihren Platz finden. Im Fall der Wirtel bedeutet dies, das Spinnen nur als *eine* neben viele weitere Funktionen zu stellen.

---

8 Die Suche in einem Depot nach z.B. einem Gewicht würde vermutlich auch bei der mit „Gewicht" ausgezeichneten Kiste enden. Dass z.B. Spinnwirtel auch als eine Art Gewicht verwendet werden (können), wird zugunsten eines zweckmäßigen Such- bzw. Archivablaufs vernachlässigt. Ich möchte hierbei in keiner Weise die Depotsysteme und deren VerwalterInnen angreifen, sondern lediglich darauf hinweisen, dass die unikategoriale Sichtweise zwar die Archivarbeit erleichtert, zugleich aber den archäologischen Deutungsrahmen des Umgangs mit Dingen vordeterminiert.

9 Inwieweit das aufgrund der jeweils eigenen Sozialisierung in der Archäologie überhaupt möglich ist, kann nur jede LeserIn für sich entscheiden.

Interaktion

Da Dinge und Menschen eng miteinander verflochten sind, möchte ich mit der Prämisse beginnen, dass weder eine isolierte, theoretische Beschäftigung mit Dingen noch mit Menschen zu Ergebnissen führt, die für die Betrachtung komplexer Wechselwirkungen nützlich sind. Stellt man die Unterteilung von Subjekt und Objekt in Frage und setzt stattdessen als Ausgangsannahme eine ständige, wechselseitige Beeinflussung und Interaktionen ohne zuvor festgelegte Hierarchien an, ergeben sich neue Perspektiven auf die Ding-Mensch-Beziehungen (vgl. Knappett 2011). Dinge, ob vom Menschen erschaffen oder natürlich vorhanden, bieten durch ihre Materialität[10] ‚Angebote' an. Als Angebote verstehe ich die Potentiale von Dingen unabhängig von konkreten Interaktion. Diese Angebote sind unabhängig vom Menschen vorhanden – sie sind einem Ding immanent. Wie und ob diese genutzt werden, ist dabei zunächst irrelevant. Erst unter dem Aspekt des Zusammenspiels von Mensch und Ding, also wechselseitig konzipierten Interaktionen, erhalten die Angebote eine Bedeutung. Jedoch weist nicht nur das Ding Angebote auf, sondern in gleichem Maße auch der Mensch. Denn dieser besitzt ebenfalls Eigenschaften, die dem Ding Möglichkeiten eröffnen, aber auch verwehren. In traditionellen Objektdeutungen wird oftmals eine Nutzungsabsicht des Menschen schon im Herstellungsprozess unterstellt, die eben dadurch diesen Menschen und seine Intentionalität und nicht das Objekt in den Vordergrund der Betrachtung rücken. Daher versuche ich, beide am Wechselspiel beteiligten Parteien und die zwischen ihnen möglichen oder tatsächlich stattfindenden Aktionen einzubeziehen, um nicht nur jene vom Menschen ausgehenden Aktionen mit Dingen, sondern gemeinsame Interaktionen untersuchen zu können. Dies ermöglicht, über die angenommene Herstellungsintention der Dinge hinausgehende Aussagen zu treffen.

Die Angebote, das heißt die dem Ding immanenten Eigenschaften, stellen für die Untersuchung der Interaktion die Interaktionspotenziale dar. Durch sie wird Grad und Umfang der potentiellen Interaktion zwischen Mensch und Ding bestimmt. Interaktionen können als Handlungen gelten; auch das Ignorieren der Interaktionspotenziale als Folge der Auseinandersetzung mit ihnen stellt wiederum eine Handlung dar.[11]

Die in der Archäologie – und in der öffentlichen Wahrnehmung und Darstellung – oftmals prominent hervorgehobenen, vom Menschen geschaffenen Dinge, also die Artefakte sind hierbei kein Sonderfall. An ihnen eine intendierte Funktion aufgrund ihrer Form abzulesen, ist ebenso wenig quasi automatisch gegeben wie bei anderen, nicht vom Menschen hergestellten Dingen. Die Form kann lediglich einige Möglichkeiten für Nutzungen anbieten, lässt aber nicht auf die intendierte oder tatsächliche Nutzung schließen (Schreiber 2013, 66; vgl. die Diskussion Riemer 1997; Wotzka 1997). Nur über die Einbeziehung aller Interaktionsparteien

10 Zur umfangreichen Diskussion zur Materialität vgl. Tilley 2004; 2007; Miller 2005; Olsen 2010; Hodder, 2012; Olsen *et al.* 2012.

11 Anders als subjektbezogene Handlungskonzeptionen der Soziologie sind hier Handlungen nicht spezifisch an Menschen gekoppelt, sondern für die wechselseitige Bezugnahme von InteraktionspartnerInnen schließe ich mich dem Handlungsbegriff Bruno Latours an, der Handlungen als Aktionen, die von einer Vielzahl von Quellen ausgehen können, definiert (Latour 2010 [2005], 76-88; vgl. Stockhammer 2011, 191; Beitrag Schreiber in diesem Band).

kann eine Interpretation entstehen, die den möglichen Nutzungen zumindest nahekommt.[12] Die von einem Ding angebotenen Möglichkeiten lassen sich dennoch zu einem Teil über seine materiellen, morphologischen Eigenschaften erschließen.[13] Nutzungsmöglichkeiten sind hierbei von der intendierten Funktion eines Dings zu trennen, da in der intendierten Funktion schon eine Vorauswahl und Gewichtung der Angebote vorgenommen wird. Zugleich wird damit diese Selektion als einzig denkbare festgeschrieben und andere Angebote ausgeblendet. Die die jeweiligen Nutzungsmöglichkeiten bestimmenden Eigenschaften können auf verschiedenen Ebenen gefasst werden, welche dabei jeweils wechselhaft aus einer Perspektive des Dings oder des Menschen dargestellt und analysiert werden können.

Um zu verdeutlichen, dass diese Eigenschaften/Angebote nicht zwangsläufig genutzt werden müssen, verwende ich den oben bislang nur unspezifisch verwendeten, nun aber konkret verstandenen Begriff der ‚Möglichkeiten'. Ein Ding kann z.B. mehrere Eigenschaften aufweisen, die bestimmte Handlungen in der Interaktion zulassen, diese müssen aber nicht, sondern können *möglicherweise* benutzt werden. ‚Möglichkeiten' definieren sich somit als mögliche Nutzung von Eigenschaften und Angeboten.[14]

Affordanz

Mit der Substantivierung des Verbs ‚*to afford*' schuf James J. Gibson (1982) den Neologismus ‚*affordance*', welcher als Affordanz in die deutschsprachige Forschung Einzug hielt (für die Archäologie vgl. Knappett 2004; 2010; Hodder 2012, 48-50; Hofmann/Schreiber 2011). Das Konzept, das aus der Wahrnehmungs-Phänomenologie stammt, beschreibt hierbei den Angebotscharakter der Dinge, der aus physikalischen Eigenschaften resultiert und mit dem die Möglichkeiten aus der Perspektive der Dinge näher dargestellt werden können.

> *„Unter den Angeboten (affordance) der Umwelt soll das verstanden werden, was sie dem Lebewesen anbietet (offers), was sie zur Verfügung stellt (provides) oder gewährt (furnishes), sei es zum Guten oder Bösen."* [15]

Affordanz wird von mir nicht nur als Anbieten, sondern als definitives Angebot eines Dinges verstanden. Unter einem definitiven Angebot wird hier ein Angebot verstanden, dass nicht nur auf einer fiktiven Ebene gedacht ist, sondern dass in einer Interaktion real wahrgenommen werden kann. Wie Gibson in obigem Zitat bereits andeutete, lassen sich mehrere Dimensionen der Angebote analytisch trennen. So können Dinge etwas direkt anbieten, wie etwa die Möglichkeit bewegt zu werden, weil sie klein und leicht sind. Gibsons Ansicht, dass Nutzungen auch

12 Eine eindeutige Zuweisung zu allen möglichen Nutzungen kann es nicht geben, da nicht alle Möglichkeiten schon aufgrund kultureller Vorprägungen transparent für uns sind.

13 „*The study of affordances is thus a component of the study of the mutual connections between things based on their material form and material potential*" (Hodder 2012, 50).

14 In ähnlicher Weise, aber mit anderem Fokus verwendet Matthias Jung (2012) für die Analyse von Objektbiographien die Bezeichnung Verwirklichung objektiver Möglichkeiten.

15 Gibson 1982, 137. Die Übersetzer der deutschen Erstausgabe Gerhard Lücke und Ivo Kohler übersetzten *affordance* noch als ‚Angebot' (Gibson 1982, X), in Folge der Rezeption des Konzepts entstand jedoch der Neologismus Affordanz.

gewährt werden können, sehe ich hingegen als problematisch an. Der Gedanke des Gewährens geht von einer Zweiteilung der Nutzungen aus; zum einen der Erfüllung der intendierten Herstellungsidee und zum anderen der Gewährung von zweckentfremdeten Nutzungen. Damit wird ‚Gewähren'[16] gegenüber der menschlichen Nutzungsintention als nachgängig abgewertet und ist damit für mein Modell ungeeignet.[17]

Die Angebote, die ein Ding aufweist, sind abhängig von den materiellen Eigenschaften relativ konstant, sie werden aber erst in der Interaktion mit bestimmten anderen Parteien relevant. Ein Ding weist also eine Vielzahl an stabilen Angeboten auf. Erst in der Interaktion mit dem Menschen werden bestimmte wahrgenommen und damit wirksam. Zugleich bieten sich zum Beispiel einem kleineren Menschen andere Möglichkeiten an als einem größeren. Die Handlungen und die Bedürfnisse, in diesem Fall aus menschlicher Sicht, können zu anderen Nutzungen führen, die die Angebote des Dings aber nicht verändern. Damit sind diese Angebote eines Dings frei nutzbar, sofern sie erkannt werden. Sie können aber nicht (zweck)entfremdet werden, da sie immer gegeben waren und eben keinen Zweck erfüllen. Lediglich die Nutzung der Angebote kann sich, wie bereits erwähnt, aufgrund unterschiedlicher Wahrnehmungen oder Nutzungsinteressen verändern.

Auf der anderen Seite führt die materielle Veränderung eines Dings, welche zum Beispiel als Bearbeitung oder Abnutzung zu fassen ist, wiederum zu neuen Angeboten.[18] Allerdings verändert jede Bearbeitung/Abnutzung den materiellen Zustand des Dings zwangsläufig, so dass hinterfragt werden kann, ob es sich dann noch um dasselbe Ding handelt. Innerhalb dieses Artikels gehe ich aus analytischen Gründen davon aus, dass ein Ding nur im unveränderten Zustand dasselbe Ding ist, also ein festes Set an Angeboten, eine bestimmte Affordanz aufweist. Möglichkeiten, wie sie oben definiert sind, beziehen sich somit immer auf mindestens zwei Parteien. Eine Partei bietet etwas an und die andere Partei geht auf dieses Angebot ein oder ignoriert es. Das Angebotene ist dabei konstant; es hängt von den Bedürfnissen der zweiten Partei ab, ob das Angebot verspricht, das Bedürfnis zu befriedigen und folglich zu einer Aktion führt.[19] Die Aktion ist damit

16 Der dritte Aspekt Gibsons, das ‚zur Verfügung stellen', deckt sich hierbei ebenfalls mit meiner Vorstellung von Anbieten und wird daher nicht einzeln diskutiert.

17 Die momentan in den *material culture studies* – insbesondere der deutschsprachigen kulturanthropologischen Sachkulturforschung – Verbreitung gefundene moderne Verwendung des Begriffs des Eigensinns der Dinge, lässt sich mit einer Betrachtung der Affordanz nur schwer in Übereinstimmung bringen. Die Definition des Eigensinns der Dinge, die Hans Peter Hahn vornimmt, bezieht sich auf die Wahrnehmung der Dinge durch den Menschen und nicht auf die Eigenschaften der Dinge selbst. Hahn (2005, 108) versteht unter dem Konzept die Irritation des Menschen durch seine eingeschränkte Wahrnehmung des Dings. Damit sind die Konzepte der Affordanz als Eigenschaft von Dingen und das des Eigensinns als Wahrnehmungsirritation des Menschen im Umgang mit Dingen nicht vereinbar. Der Eigensinn kann hier somit nur von menschlicher Seite in Bezug auf ungewöhnliche, nicht der Norm entsprechende Handhabungen gedacht werden, nicht jedoch von Seiten der Dinge aus. Daher halte ich es für sinnvoll, vom Eigensinn des Menschen zu sprechen und damit situative Umgangsformen zu interpretieren, möchte mich aber gegen eine Übertragung des Begriffs auf Dinge aussprechen, da nur ein Teilaspekt der Möglichkeiten des Umgangs mit dem Ding thematisiert werden kann.

18 Vgl. zur stetigen Veränderung von Dingen – *material flows* – Ingold 2007; 2010.

19 Es gibt neben dem Annehmen und Ablehnen eines Angebots auch die Option, dass Angebote falsch verstanden werden können und somit folglich nicht zu einer oder zumindest nicht zu einer vorhersagbaren Aktion führen.

situationsgebunden und auf eine einzelne annehmende Partei bzw. spezifische Konstellation solcher Parteien beschränkt. Andere Situationen und AkteurInnen können in unterschiedlichen Handlungen resultieren. Situationen bilden hierbei die Rahmenbedingungen für eine Interaktion, die in einem Fall die Bedürfnisse einer Partei darstellen können oder aber auch das Zusammentreffen äußerer Einflüsse, wie etwa das Eintreten einer dritten Partei in die Interaktion oder aber die Einbeziehung intransparenter Angebote. Letzterer Punkt verweist auf die in verschiedenen Situationen und für verschiedene beteiligte AkteurInnen mehr oder minder verständliche Transparenz der Möglichkeiten/Angebote (Knappett 2004, 46). Ebenso gibt es Angebote, die für eine AkteurIn nicht offensichtlich sind. In diesem Zusammenhang spielt das angeeignete Wissen um die Eigenschaften und die bisherigen Nutzungen eines Dings eine wichtige Rolle. Das Wissen über den Umgang mit allen Dingen ist erlernt; es erschließt sich nicht direkt über die Wahrnehmung[20] eines Dings. Folglich können alle Dinge nur mit einem spezifischen Wissen ‚kulturell richtig' genutzt werden (Hahn 2004, 219). Diese Logik schließt aber nicht aus, dass das Ding auch ohne unser Wissen bestimmte Angebote beinhaltet. Als Beispiel führt Gibson einen Stuhl an. Dieser Stuhl bietet einer AkteurIn durch seine Eigenschaften, die Gibson als horizontal, ausgestreckt, eben, starr und auf Kniehöhe befindlich benennt, die Möglichkeit an, sich zu setzen (Gibson 1982, 138). Carl Knappett kritisiert, dass die Möglichkeiten nicht allein dem Stuhl inhärent sind, sondern der Aktion, die den Stuhl/das Ding mit der AkteurIn verbindet. Er fügt an, dass der Stuhl nicht allen Menschen das Sitzen in gleichem Maße anbietet, weil sie beispielsweise entweder zu jung sind oder der Stuhl zu niedrig ist (Knappett 2004, 46). Das Angebot, auf einem Ding zu sitzen, entsteht durch die Verbindung der Eigenschaften: horizontal, ausgestreckt, eben, und starr. Diese Eigenschaften sind zu jeder Zeit in dem Ding vorhanden, das Angebot zu sitzen hingegen, also mit dem Ding/dem Stuhl zu interagieren bedarf einer InteraktionspartnerIn, welche die richtige Kniehöhe aufweist. Somit wird nicht jeder das Sitzen angeboten. Es entsteht somit ein relationales Angebot, das sich direkt auf die beiden InteraktionspartnerInnen bezieht; Kniehöhe – Stuhlhöhe. Abzusetzen davon wäre ein relatives Angebot, das sich auf den Interaktionsrahmen bezieht, der die Aktion erst ermöglicht. Schwerkraft oder die Ausrichtung beider Parteien zueinander sind unter anderem Bedingungen, die hierzu zählen würden. Um zu einer Interaktion zu gelangen, müssen die relationalen und relativen Angebote immer mit denen der zweiten Partei übereinstimmen.

Das Zusammenspiel von Eigenschaften, hier dem Sitzen, lässt sich somit nicht als immanente Möglichkeit eines Dinges darstellen, sondern ist ebenfalls abhängig von der InteraktionspartnerIn. Die menschlichen Angebote können also die Möglichkeiten der Dinge begrenzen. Angebote sind somit den Dingen immanent; Möglichkeiten entstehen erst in der Interaktion und sind nicht den Dingen immanent.

Bestimmte Nutzungen von Dingen treten bedingt durch kulturelle Prägungen häufiger auf und werden daher in der möglichen Interaktion als wahrscheinlicher wahrgenommen als andere. Manche dieser Nutzungen werden deshalb oft

20 Mir ist bewusst, dass bereits Wahrnehmung als interpretierte Information kulturell geprägt ist und damit erlernt und wissensabhängig ist.

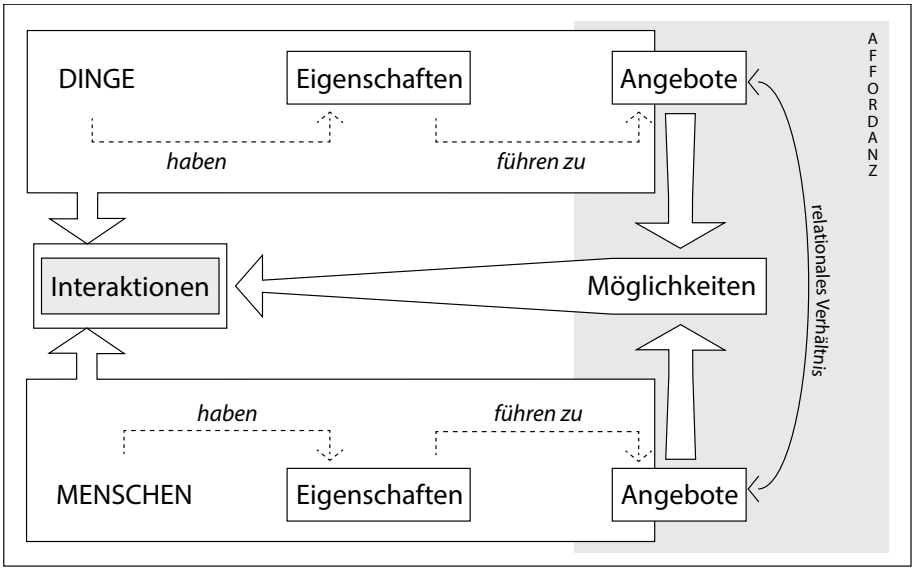


Abbildung 1: Zusammenspiel von Affordanz, Angeboten und Möglichkeiten in der Interaktion (Graphik Arnica Keßeler).

als primäre Nutzungen angesehen. Diese Hervorhebung einzelner häufiger auftretender Möglichkeiten grenzt aber nicht deren gesamtes Spektrum ein. Die sinnliche *Wahrnehmung* von Möglichkeiten liegt bei der wahrnehmenden Partei und beschreibt im Falle des Menschen dessen kulturelle Prägung und nicht die Inhärenz der Angebote eines Dinges. Das bedeutet auch, dass Angebote, die ein Ding beinhaltet, nicht spezifisch auf den Menschen zugeschnitten sind, vom Menschen im Zuge von Interaktionen erkannt, erprobt und erfahren werden können. Dies führt in Folge zu neuen, kreativen und spezifischen Umgangsweisen mit Dingen, die aber durch die grundlegenden Angebote von dem Ding vorgegeben werden. So eignet sich ein Tisch ebenfalls zum Daraufsitzen, ist jedoch durch unser kulturell erlerntes Wissen häufig für andere Tätigkeiten, wie z.B. daran zu sitzen, bestimmt. Diese ist aber nicht durch die bloße Wahrnehmung des Tisches erkennbar. Ein Stuhl kann auch als Tisch fungieren, insofern man sich auf den Boden setzt. Er kann allerdings nie als Waschmaschine gebraucht werden. Dinge bieten in diesem Sinne nicht nur Angebote zum interagieren an, sondern sie beschränken Handeln auch. Das Vorhandensein von Angeboten schließt auch Grenzen mit ein, die Handlungen oder Nutzungen nicht zulassen.

Wenn ein Ding hergestellt wird, wird dies meist mit bestimmten Interessen getan; das bedeutet, die Angebote, die dieses Ding kennzeichnen, sind darauf ausgerichtet, spezielle Handlungen mit dem Ding ausführen zu können bzw. diese nicht einzuschränken. Durch die absichtsvolle Herstellung mit bestimmten Eigenschaften werden die intendierten Funktionen eingeschrieben und immer durch weitere nichtintendierte ergänzt.[21] Als einfaches Beispiel kann hier erneut der Stuhl herangezogen werden. So beinhaltet er neben der Möglichkeit des Sitzens

21 Dies entspricht der Handlungslogik nach Anthony Giddens (1979, 56-59), bei der Handlungen neben intendierten immer auch nichtintendierte Handlungsfolgen nach sich ziehen.

ebenso die Möglichkeit, als Tisch verwendet zu werden. Das bedeutet: Dinge, die zu einem bestimmten Zweck hergestellt wurden, können immer auch anders genutzt werden, wobei evtl. über die Zeit (oder den Raum) hinweg das Wissen um die intendierten Nutzungen verloren geht, oder sich die Nutzungsintentionen bei der Herstellung über einen längeren Zeitraum wandeln.[22]

Zusammenfassend können vier Punkte aufgeführt werden, die für die Betrachtung von Interaktionen aus Sicht der Dinge von Bedeutung sind: a) Jedes Ding weist eine Vielzahl an Angeboten auf; b) Die Angebote sind dem Ding immanent, Möglichkeiten sind dagegen von allen InteraktionspartnerInnen abhängig. Eine analytische und terminologische Trennung von Möglichkeiten und Angeboten erscheint daher sinnvoll; c) Die Angebote und Möglichkeiten sind intransparent oder transparent, dieser Status ist jedoch wandelbar und d) die Möglichkeiten entstehen erst in der Interaktion, sind also relationale Eigenschaften und können nicht ohne Kenntnis der interagierenden Parteien im Voraus bestimmt werden.

Als Interaktionen werden Wechselbeziehungen zwischen zwei oder mehreren InteraktionspartnerInnen verstanden, in denen Möglichkeiten und Angebote von dinglicher sowie menschlicher Seite ‚wahrgenommen' oder ‚ignoriert' werden können. Die *Wahrnehmung* hängt von der wahrnehmenden Partei ab und hängt im Falle des Menschen zumeist von dessen kultureller Prägung und nicht von der Inhärenz der Angebote eines Dinges ab. Sowohl Möglichkeiten als auch Angebote generieren Grenzen, die bestimmte Handlungen oder Nutzungen nicht zulassen. Damit sind Interaktionen immer situationsgebunden und von den jeweiligen AktionspartnerInnen abhängig.

Fallbeispiel

Die Anwendung des Konzepts der Affordanz möchte ich anhand eines Fallbeispiels skizzieren. Im Folgenden werde ich die ‚Wirtel' aus einer Grabung in Monjukli Depe, Turkmenistan, mit ihren Angeboten und Möglichkeiten vorstellen. Dies soll dazu dienen, nicht nur schon bestehende Funktionsdeutungen zu bestätigen (oder zu widerlegen), sondern auch spezifische soziale Verhaltensweisen und Wertschätzungen im Verlauf der Interaktionen thematisieren zu können. Um Aussagen zu Interaktionen zu treffen, seien es mögliche oder tatsächlich realisierte, muss neben der Darstellung der Affordanz von Dingen auch die menschliche Affordanz berücksichtigt werden. Anders als Dinge finden sich Menschen im archäologischen Befund in weitaus weniger aussagekräftigen Kontexten für eine Affordanzanalyse. So sind zwar von Knochen- und Skelettfunden bestimmte materielle Eigenschaften des Menschen fassbar, zur Untersuchung des Wissens und den jeweiligen kulturellen Prägungen – und damit der Möglichkeiten – führt der Weg nur indirekt über die Dinge. Daher bietet es sich an, als Ausgangsprämisse die gemeinsamen Aktionen von Mensch und Ding zu setzen.[23] Diese Interaktionen beider Parteien finden immer in einem definierten Raum statt. Als Raum verstehe

22 Ausnahmen hiervon wären aber z.B. für kultische oder rituelle Interaktionen hergestellte Dinge, bei denen die (Nicht-)Nutzung aus einer Überdeterminierung der Dinge heraus entsteht.

23 Dieses ist ebenfalls eine der Ausgangsannahmen der *Symmetrical Archaeology*; Witmore 2007, 549. Vgl. auch den mit Timothy Webmoor gemeinsam verfassten Artikel „*Things are us*!" (Webmoor/Witmore 2008).

ich einen Bereich, der sich durch verschiedene Parameter von umliegenden Bereichen abgrenzen lässt. Hierbei müssen die Grenzen nicht durch Architektur vorgegeben sein, sondern können ebenfalls durch soziale/kulturelle Vorstellungen entstehen.[24] Diese Räume, in denen die Wirtel gefunden wurden, lassen mögliche Rekonstruktionen der Aktionen in ihnen zu.[25] Ich nehme daher die Verteilungsmuster der Wirtel innerhalb Monjukli Depes als Seite des Menschen in der Interaktion an und werde basierend auf dieser Idee die Interaktionen rekonstruieren.

Monjukli Depe

Der Siedlungsplatz Monjukli Depe wird seit 2010 von den ArchäologInnen Susan Pollock und Reinhard Bernbeck plus Team[26] ausgegraben. Die neueren Arbeiten basieren auf älteren Grabungstätigkeiten von Aleksander Maruschenko[27] und Ovlyakuly Berdiev (1972) aus den 1950er – 60er Jahren. Der im heutigen Süd-Turkmenistan liegende Tell war nach neueren Datierungen vom Neolithikum bis ins Äneolithikum besiedelt. Während der Ausgrabungen konnten zehn Siedlungsschichten dokumentiert werden. Die ältesten sechs Schichten, die vom Maruschenko–Profil abgeleitet sind, lassen sich ins Neolithikum auf etwa 6200-5800 v.u. Zeit datieren. Darauf folgt ein Hiatus von ca. 1000 Jahren. Für die obersten vier Straten wurde durch die AusgräberInnen Pollock und Bernbeck der Begriff Meanna-Horizont eingeführt (Pollock/Bernbeck 2011, 183-184). Er datiert ins Äneolitikum und zwar etwa 4800 – 4400 v.u. Zeit. Aus dieser Zeit sind für den Siedlungsplatz neben mehreren Hausgrundrissen eine Straße belegt, die den Ort in zwei Hälften teilt. In etwa im Zentrum des Ortes wurde eine große Grube nachgewiesen. Von insgesamt 157 Wirteln der Kampagnen 2010-2011 stammen 78 aus stratifizierten Kontexten und konnten in die weiterführende Analysen einbezogen werden. Diese Wirtel entstammen zwei verschiedenen Kontextgruppen; zum einen können sie direkt einzelnen Häusern zugeordnet werden, hier lagen sie direkt auf Fußböden auf; zum anderen stammen sie aus Verfüllungskontexten wie einem offengelassenen Haus und der großen zentralen Grube (Abb. 2). Die Funde, die mit den zu untersuchenden Wirteln vergesellschaftet sind, weisen eine geringe Funddichte auf (Pollock/Bernbeck 2011, 184). So wurden nur wenige Scherben und keine vollständigen Gefäße dokumentiert. Flintartefakte wurden in Form von Klingen, Bohrern und Schabern aufgenommen. Die Felssteingeräte stellen quantitativ einen der größten Fundkomplexe dar, dazu gehören Türangelsteine, Mörser, Reibsteine und Gewichte. Im Bereich der Kleinfunde dominieren neben den Wirteln verschiedenste Tokens[28] und andere bearbeitete Tondinge. Die

24 So können z.B. mögliche Räume als private Bereiche durch spezifische soziale Normen und Verhaltensweisen von öffentlichen getrennt sein oder aber auch materiell durch Mauern gestaltet werden.

25 Hier können lediglich die Ergebnisse der Verteilungsanalyse aufgeführt werden. Für eine detaillierte Analyse s. Keßeler 2013.

26 Teammitglieder der Jahre 2010 & 2011: Gabriela Castro Gesner, Jana Eger, Tobias Etessami, Arnica Keßeler, Jana Rogasch, Julia Schönicke, Peter Sturm.

27 Die Grabungsaktivitäten von Maruschenko in Monjukli Depe sind nur aus den Publikationen von Berdiev bekannt; Berdiev 1972.

28 Zumeist kleine, in etwa daumengroße, geformte Dinge aus Ton, die in vielen Fällen dem Feuer ausgesetzt waren und somit Brennspuren aufweisen.

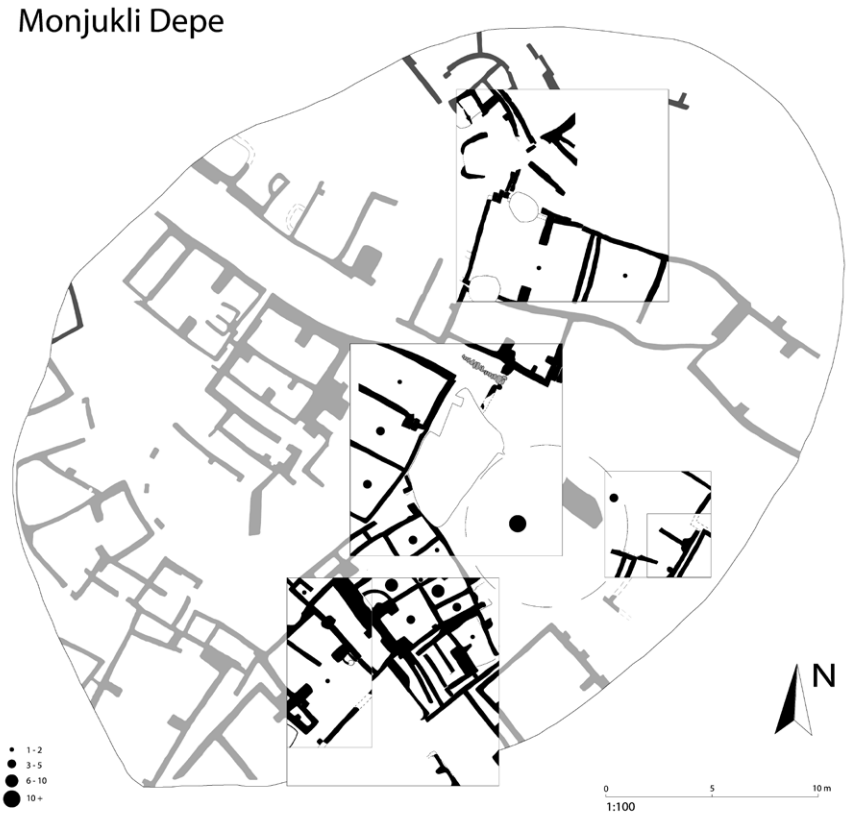


Abbildung 2: Plan von Monjukli Depe mit Wirtelverteilung (Umzeichnung nach Arnica Keßeler, Monjukli Depe Projekt, FU Berlin).

einzigen Metallfunde stellen kupferne Nadeln oder Ahlen dar. Die für diese Arbeit zentralen Wirtel wurden im Vergleich zu den anderen Gruppen in verhältnismäßig großen Mengen aufgefunden.

Angebote der Dinge aus Monjukli Depe

Die Angebote der Dinge werden zu einem Großteil über die physikalischen Eigenschaften erschlossen. Ich gehe davon aus, dass sich mir nicht alle Eigenschaften der Wirtel aufgrund meiner kulturellen Prägung erschließen und ein (beträchtlicher) Teil der resultierenden Möglichkeiten daher intransparent bleiben. Unter physikalischen Eigenschaften verstehe ich die Form sowie das Material, aus dem die Wirtel gemacht sind.

Alle bisher dokumentierten Wirtel aus Monjukli Depe sind aus dem gleichen Material, d.h. aus Ton hergestellt. Farbliche Unterschiede können somit direkt auf den Brennvorgang zurückführt werden, da der Ton aus *einer* lokalen Quelle

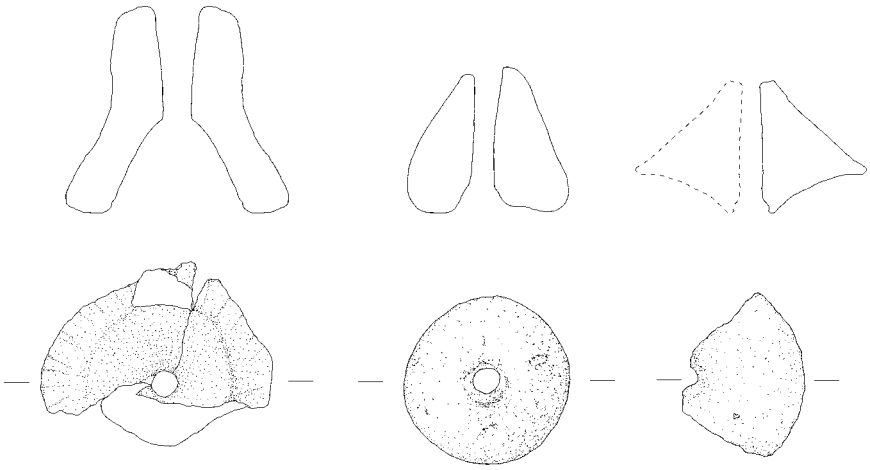


Abbildung 3: Wirtelformen: trichterförmig, konisch, bikonisch (Umzeichnung nach Arnica Keßeler, Monjukli Depe Projekt, FU Berlin).

stammt.[29] Das Farbspektrum erscheint von gelblich, über orangerot bis hin zu grau-schwarz. Viele Wirtel zeigen aufgrund des nur leicht ausgeführten Brandes ein schattiertes, ungleichmäßiges Bild. Der Brenngrad, bzw. die Höhe der Brenntemperatur und die Dauer des Brennvorgangs variieren bei den einzelnen Exemplaren stark. Ein weiterer Effekt, der mit dem Brennen der Wirtel einhergeht, ist der Verlust von Wasser, welches im Ausgangsmaterial Ton gespeichert war. Dadurch kommt es zu einer, wenn auch geringfügigen Reduktion von Gewicht und Größe der Exemplare (Rice 1987, 86-87).

Das Formenspektrum aus Monjukli Depe ist relativ klein. Es kann hauptsächlich zwischen zwei verschiedenen Formen unterschieden werden: Erstens konische Wirtel und zweitens bikonische Wirtel, wobei die bikonischen mit nur einem Exemplar vertreten sind. Eine weitere Untergliederung ist jedoch anhand der inneren Form, genauer der Durchbohrung möglich. Diese erfolgt nach dem Grad der Aushöhlung des Standfußes in eine einfache längliche Durchbohrung oder eine Durchbohrung mit ergänzender Aushöhlung des Standfußes. Durch die starke Aushöhlung erhalten diese Stücke ein trichterförmiges Aussehen (Abb. 3).

Das Gewicht der Dinge beträgt zwischen 4,0 g und 30,8 g; die Höhe der Wirtel variiert von 1,36 cm bis 4,27 cm und der Durchmesser von 1,13 cm bis ca. 4,5 cm. Das Verhältnis von Höhe zu Durchmesser ist nicht direkt proportional zueinander. Die Durchlochung, die von der Spitze vertikal den Wirtel durchläuft, muss bereits während der Herstellung des Wirtels erfolgt sein, da sich keine Durchbohrungsspuren in den Kanälen finden lassen. Die starken Aushöhlungen im Fußbereich der trichterförmigen Wirtel weisen im Vergleich dazu Schabe- und Kratzspuren auf, die vor dem Brennvorgang entstanden sein müssen. Die äußeren

29 Daszkiewicz 2011, 193. Vergleiche der neolithischen sowie der äneolithischen Keramik zeigten, dass deren verwendetes Material die gleiche Ursprungsquelle hat. Nach optischer und haptischer Betrachtung erscheint der Rohstoff für die Wirtelproduktion so ähnlich, dass ich hier ebenfalls von derselben Quelle ausgehe.

Oberflächen sind bei fast allen Stücken sauber geglättet. Dennoch lassen sich auch Abdrücke und Spuren von Werkzeugen oder Fingern nachweisen, was für zwei unterschiedliche sich evtl. ergänzende Methoden der Bearbeitung spricht. Die sorgsame Behandlung der Oberfläche setzt sich damit von der restlichen Bearbeitung ab, die eher als schnell oder grob gefertigt beschrieben werden kann.

Obwohl bis auf einen Fall alle Stücke konisch sind, ist die Ausformung der einzelnen Stücke nicht standardisiert. Exakt gleiche Exemplare lassen sich begreiflicherweise nie finden, jedoch ist die Varianz der Stücke hier besonders hervorzuheben. Keine zwei Stücke weisen identische Maße und das gleiche Gewicht auf. Aber auch bei der Ausformung der Stücke finden sich keine rigiden Standards. Gemeinsamkeiten finden sich zwar in der grundsätzlichen äußeren Form und dem Material, damit erschöpfen sich diese aber. Aufgrund der unterschiedlichen Brenngrade zeigen die Dinge ein umfangreiches farbliches Spektrum. Diese Heterogenität wird durch die kleinen Unterschiede in der Form noch erhöht. Die Formunterschiede finden sich in der Aushöhlung des Bodenstücks, der Lippenformung der Spitze als auch in der Rundung des Bauches. Hier zeigt sich ebenfalls eine Varianz in der Fertigkeit der Herstellung. Die Durchbohrungen liegen in vielen Fällen nicht exakt in der Mitte des Exemplars. Viele Stücke sind schräg und weisen eine (gewisse) Unwucht auf. Insgesamt lassen sich aber grundlegende Ähnlichkeiten bei der Herstellung erkennen.

Diese kurze Beschreibung der Wirtel erfolgte in Hinblick auf ihre Angebote. Daher stand ihre Variabilität im Vordergrund. Die Angebote die sich aufgrund der physikalischen Eigenschaften erkennen lassen oder sich mir als transparent erschließen, gliedern sich in vier Bereiche:

Möglichkeiten aufgrund des Gewichts/aufgrund der Mobilität

Das Gewicht der Wirtel kann relational zum Menschen für alle Exemplare als ‚leicht' angegeben werden. Die Möglichkeit, das Ding zu bewegen, wird aber nicht nur durch das leichte Gewicht begünstigt, sondern ebenfalls durch seine Eigenschaft einer Mobilie[30]. Gemeint ist hiermit, dass die Beweglichkeit des Dings nicht durch eine Verbindung mit einem weiteren einschränkt ist.[31] Die Kombination aus leichtem Gewicht und der Mobilität ermöglichen eine interaktive Bewegung durch eine andere AkteurIn, die in vielen Arten ihren Ausdruck finden kann. Hierbei kann das Ding neben dem Tragen auch geworfen, gestoßen oder gerollt werden. Andererseits ergeben sich durch eine potentielle Verbindung mit anderen Dingen weitere Möglichkeiten der Interaktion. So lässt die Durchbohrung der Dinge in Kombination mit einer Schnur ein Hängen zu; verbunden mit einer Schleuder und einem Stein ein Schleudern usw.

Die Möglichkeiten des Dings aufgrund des Gewichts und der Mobilität stehen in direktem Zusammenhang und bieten insgesamt das größte Potential für Interaktionen. Durch das spezifisch geringe Gewicht und die Beweglichkeit der Dinge lassen sie sich leicht durch den Menschen transportieren. Daher können

30 Hier definiert als bewegliche Dinge oder beweglicher Besitz im Unterschied zu Immobilien.

31 Nicht mit eingerechnet sind selbstverständlich Befestigungen und Verbindungen mit anderen Dingen, die ihre Mobilität einschränken oder völlig neue Dinge in der Kombination ergeben würden.

sie theoretisch an jeden Ort bzw. in jeden Raum in Monjukli Depe gelangen. Die Verteilungsanalysen zeigen jedoch, dass dies nicht der Fall ist. Die Dinge wurden gerade nicht in jedem Raum gefunden, sie befinden sich lediglich an bestimmten Orten: neben der großen Grube nur in Gebäuden. Damit können erste Annäherungen über mögliche Nutzungen oder Wertstrukturen bzw. -zuschreibungen getroffen werden (s. aber Schiffer 1987).

Möglichkeiten aufgrund der schnellen Herstellung

Die Verteilung der Funde auf den Fußböden der Gebäude liegt möglicherweise in der schnellen oder einfachen Herstellung und deren Folgen. Die Ausformung der Wirtel, die neben den drei grundlegenden Formen (konisch, bikonisch und trichterförmig) auch viele Abweichungen aufweist, spricht für eine nichtstandardisierte Herstellung. Eine exakte Konformität der Dinge scheint nicht notwendig gewesen zu sein, um die gewünschten Interaktionen mit den Dingen ausführen zu können. Dafür sprechen neben der Formgebung auch weitere variierende Merkmale wie die unterschiedlichen Brenngrade. Ungenaue Durchbohrungen und nicht retuschierte Arbeitsspuren deuten auf eine kurze Herstellungszeit der Dinge hin. Die Funktion war anscheinend nicht durch geringfügige Abweichungen in der Form beeinträchtigt, so dass exaktes Vervielfältigen nicht notwendig war.

Aus diesen Überlegungen schlussfolgere ich, dass oftmals die Funktion der Dinge und nicht ihr Aussehen im Vordergrund stand. Ein Großteil der Dinge wurde hergestellt, um eine oder mehrere Funktionen zu erfüllen, also ein Benutzen des Dings zu ermöglichen. Die Dinge selbst scheinen dabei keinen hohen Prestigewert besessen zu haben, sondern eher eine Art von ‚Arbeitswert'.[32]

In Verbindung mit den Verteilungsanalysen kann diese These weiter untermauert werden. Die Dinge, die in den Gebäuden dokumentiert wurden, lagen jeweils auf den Fußböden. Es zeigt sich dabei keine Regelhaftigkeit bei der Verteilung innerhalb der Häuser oder Räume. Sie scheinen nach Aufgabe der Gebäude in den Räumen verblieben und mit diesen aus der Nutzung ausgeschieden zu sein. Da die Häuser vor deren Aufgabe zum größten Teil leergeräumt wurden, ist es auffällig, dass die leichten, kleinen Wirtel in diesen verblieben. Obwohl ihre Mobilität ein Aufsammeln erlaubt hätte, und sie nicht, wie eventuell zu erwarten, alle fragmentiert und somit unbrauchbar waren, wurden sie damit aus ihrem Nutzungszyklus entfernt.[33] Dies ist ein weiteres Indiz für die ‚Wertlosigkeit' der Wirtel. Es handelt sich somit nicht um ein Wegwerfen von kaputten Dingen,

---

32 Bernbeck trennt in seiner Analyse von Wertschöpfungsprozessen Prestige- von Alltagsgütern: „Bei der Untersuchung von Prestigegütern sollte man zunächst Objekte, die Subjektivierungsprozessen unterliegen, von solchen absetzen, die nicht in diesen Strudel hineingeraten. Viele Dinge sind aufgrund ihrer Alltagsqualität von jeglicher Auskennensvergessenheit ausgeschlossen – sie bleiben im Bereich des alltäglich als notwendig Erachteten. Solche Gegenstände zirkulieren auf ungezwungene Weise in einer Logik, die Marshall Sahlins (1972) als *generelle Reziprozität* charakterisiert hat. Der Umgang mit solchen Objekten ist in der Regel vom praktischen Bewusstsein getrieben, ein nicht-diskursiver Bereich, dessen primäre Eigenschaft seine Unhinterfragbarkeit ist" (Bernbeck 2009, 60). Für meine Betrachtung sind gerade letztere relevant.

33 Allerdings ist ebenfalls denkbar, dass das Zurücklassen evtl. eine absichtliche Handlung darstellt, genauso wie ein potentielles Verlieren nicht gänzlich vernachlässigt werden kann.

sondern um ein Zurücklassen von Dingen mit nur geringem Wert, da diese schnell und einfach nachproduziert werden konnten.

Möglichkeiten aufgrund des Härtegrades bzw. des Materials

Ton, der nach seiner Formung und Trocknung formstabil ist, kann durch einen Brennvorgang noch gehärtet werden. Er liegt bei den Wirtelexemplaren aus Monjukli Depe in verschiedenen Härten vor. Das Angebot einer dauerhaften Nutzung der Dinge hängt direkt vom Brenngrad und der sich daraus ergebenden Härte ab. Ein länger oder höher gebranntes Ding zeigt sich widerstandsfähiger gegenüber äußeren Einflüssen. Somit können diese widerstandsfähigeren Stücke im Gegensatz zu einfach- oder nichtgebrannten Dingen, die lediglich einen sehr kleinen Teil der dokumentierten Wirtel stellen, eine Mehrfachnutzung erfahren haben. Zusätzlich ist hervorzuheben, dass durch den Brennvorgang die mineralische Struktur des Tons verändert und er permanent gefestigt und damit beständig wird. Die Beständigkeit kann hauptsächlich durch mechanische äußere Einflüsse beeinträchtig werden und nicht wie etwa bei organischen Materialien durch das Vergehen des Materials selbst.

Diese Eigenschaft des Tons spielt in Bezug auf die Verteilungsanalyse eine wichtige Rolle. Da die Dinge nicht in allen potentiellen Fundkontexten aufgefunden wurden, kann dieses Verteilungsmuster neben der oben aufgeführten ‚Wertlosigkeit' auch mit einem spezifischen Wegwerfverhalten der Menschen in Monjukli Depe erklärt werden. Sowohl die große Grube als auch die Verfüllschichten in einem der Häuser dienten als Entsorgungsräume. Die untersuchten Dinge wurden nicht einfach an jedem Ort weggeworfen, sondern es zeigt sich ein Bild öffentlicher Entsorgungsplätze. Die umgebenden, anderen öffentlichen Räume, wie etwa die Straßen, weisen im Gegenzug keine Wirtel auf.

Möglichkeiten aufgrund der Form

Auch die Form der Wirtel bietet verschiedene Interaktionsmöglichkeiten an. So besitzt der Wirtel das Angebot zu stehen, geht man davon aus, dass die Standfläche diejenige mit dem größten Durchmesser ist. Durch dieses Stehen ergeben sich weitere Nutzungsmöglichkeiten, in der die Durchbohrung als Halterung für weitere Dinge benutzt werden kann. Auch können die relativ glatten bzw. geglätteten Außenseiten als Oberfläche für Verzierungen herhalten, welche im Fall Monjukli Depes sehr spärlich ausfallen und sich in einzelnen Ritzverzierungen und rötlichen oder schwarzen Überzügen äußern. Die feine Oberfläche weist jedoch auch haptische Möglichkeiten auf. Außerdem lässt die Durchbohrung ein Auffädeln sowie ein Durchstecken zu, dass sich mit allen Dingen bewerkstelligen lässt, die einen kleineren Durchmesser als die Durchbohrung des Wirtels selbst haben. Die trichterförmigen Wirtel weisen durch ihre Aushöhlung zusätzliche Möglichkeiten auf. So können sie unter anderem auf einfach konische Wirtel aufgesetzt werden, was in dieser Kombination eine Erhöhung des Gewichts bei gleichbleibendem Durchmesser zur Folge hat. Der Durchmesser kann jedoch ebenso durch die Verbindung von zwei unterschiedlich großen Wirteln erhöht werden.

Dieser ist aufgrund der daraus resultierenden Drehgeschwindigkeit für die Fadenherstellung relevant, da hiervon die Auswahl der verwendeten Fasern abhängt.

Die verschiedenen Angebote der in Monjukli Depe dokumentierten Wirtel wurden jedoch – wie zu erwarten – nur teilweise wahrgenommen. So wurde trotz der Möglichkeit der Mobilität der Wirtel das Angebot, sie überall deponieren zu können, offenbar bewusst nicht wahrgenommen. Der Härtegrad der Dinge, der die Vergänglichkeit des Materials stark beeinflusst, könnte darauf hindeuten, dass man sich, neben potentiellen Mehrfachnutzungen, um spezielle Entsorgungsorte kümmern musste, da man sie wegen ihrer Langlebigkeit nicht überall liegen lassen konnte. Die Wirtel wurden nur an Orten gefunden, die wie die aufgegebenen Häuser eine Nutzungsänderung erfahren haben oder an Orten, die direkt zur Entsorgung dienten wie das offengelassene Haus und die große Grube. Zur Frage, warum überhaupt vollständige, funktionstüchtige Wirtel auf den Fußböden auflagen, kann sich über die Herstellungstechnik genähert werden. Das lokal erhältliche Material, die kurze Produktionszeit und der geringe Herstellungsaufwand in Verbindung mit der großen Varianz in Form und Aussehen deuten auf eine relative Wertlosigkeit der Dinge hin. Wertlosigkeit meint hier jedoch nicht minderwertig sondern ‚prestigelos'. Durch die Möglichkeit, immer wieder neue Dinge zu schaffen, wurden ‚alte' in den aufgegebenen Häusern, also den spezifischen Entsorgungskontexten, zurückgelassen. Neue Wirtel konnten relativ schnell nach Bedürfnis nachproduziert werden.

Die Möglichkeit, mit den Dingen zu spinnen, ist aufgrund der Affordanz ebenfalls gegeben. Die Varianz in Höhe und Durchmesser spräche dann für verschiedenste Verarbeitungen von unterschiedlichen Fasern. Trotz der groben und etwas rauen Bearbeitung sind die Wirtel einwandfrei zum Spinnen zu gebrauchen. Dennoch konnten solche Handlungen in Monjukli Depe bislang nicht nachgewiesen werden. Die Annäherung über die Angebote der Dinge zeigt hier also, dass zwar bestehende Interpretationen durchaus nicht umgeworfen, dennoch aber um ein Vielfaches an Interpretationsmöglichkeiten jenseits der Primärfunktionszuweisung durch die Benennung erweitert werden konnte.

Fazit

Mit den vier kurz diskutierten Punkten des Angebotscharakters der Dinge habe ich demonstriert, dass die Wirtel aus Monjukli Depe mehr sind als nur Höhen- und Durchmesserwerte zur Berechnung von Fadenstärke. Neben der *einen* Funktionszuweisung existieren viele Angebote der Dinge, die quasi darauf warten, in Aktionen genutzt und durch die ArchäologIn interpretiert zu werden. Mit der Betrachtung der Dinge durch das Konzept der Affordanz und in der Folge der Interaktionen wird eine Darstellung vieler neuer Perspektiven für die Interpretation eröffnet, die sich von der primär zugeschriebenen Funktion lösen, ohne diese jedoch gänzlich zu ignorieren. Es konnten auf diesem Wege spezifische soziale Verhaltensweisen etwa dem Wegwerfverhalten und Wertschätzungen thematisiert werden.

Meines Erachtens können auf diesem Wege neben der (Primär-)Funktionsanalyse Wege beschritten werden, welche die Rekonstruktion möglicher Interaktionen, eben beschriebener sozialer Verhaltensweisen und Wertschätzungen eröffnen, ohne in eine Reduktion auf singuläre, monokausale, fast naturalistische Deutungen der Nutzungszuschreibung zurückzufallen.

Literatur

Appadurai 1986
Arjun Appadurai (Hrsg.), The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective (Cambridge 1986).

Berdiev 1972
Ovlyakuly K. Berdiev, Monzhukli-depe – mnogosloinoe poselenie Neolita i rannego Eneolita v iuzhnom Turkmenistane. Karakumskie Drevnosti 4, 1972, 11-34.

Bernbeck 2009
Reinhard Bernbeck, Wertschöpfungstheorien von Marx und Mauss zu Baudrillard und Bourdieu. In: Berit Hildebrandt/Caroline Veit (Hrsg.), Der Wert der Dinge – Güter im Prestigediskurs. „Formen von Prestige in Kulturen des Altertums" Graduiertenkolleg der DFG an der Ludwig-Maximilians-Universität München (München 2009) 29-71.

Borić/Robb 2008
Dušan Borić/John Robb (Hrsg.), Past Bodies. Body-Centered Research in Archaeology (Oxford 2008).

Daszkiewicz 2011
Małgorzata Daszkiewicz, Archaeometric Analysis of Pottery. In: Pollock/Bernbeck 2011, 188-193.

Feest 2006
Christian F. Feest, Materielle Kultur. In: Bettina Beer/Hans Fischer (Hrsg.), Ethnologie. Einführung und Überblick[6] (Berlin 2006) 239-254.

Gibson 1982
James J. Gibson, Wahrnehmung und Umwelt. Der ökologische Ansatz in der visuellen Wahrnehmung (München/Wien/Baltimore 1982).

Giddens 1979
Anthony Giddens, Central Problems in Social Theory. Action, Structure and Contradiction in Social Analysis (Basingstoke 1979).

Gosden/Marshall 1999
Chris Gosden/Yvonne Marshall, The Cultural Biography of Objects. World Archaeology 31, 1999, 169-178.

Hahn 2004
Hans Peter Hahn, Global Goods and the Process of Appropriation. In: Peter Probst/Gerd Spittler (Hrsg.), Between Resistance and Expansion. Explorations of Local Vitality in Africa. Beiträge zur Afrikaforschung 18 (Münster 2004) 211-229.

Hahn 2005
Hans Peter Hahn, Materielle Kultur. Eine Einführung (Berlin 2005).

Hakelberg 1996
Dietrich Hakelberg, Materielle Kultur: Zu Überlieferung und Interpretation. In: Mamoun Fansa (Hrsg.), Realienforschung und historische Quellen. Ein Symposium im Staatlichen Museum für Naturkunde und Vorgeschichte Oldenburg vom 30. Juni bis zum 1. Juli 1995. Festschrift zum 65. Geburtstag von Helmut Ottenjann am 15. Mai 1996. Archäologische Mitteilungen aus Nordwestdeutschland Beiheft 15 (Oldenburg1996) 101-114.

Hamilakis *et al*. 2002
Yannis Hamilakis/Mark Pluciennik/Sarah Tarlow (Hrsg.), Thinking Through the Body. Archaeologies of Corporeality (New York 2002).

Hodder 2012
Ian Hodder, Entangled. An Archaeology of the Relationships between Humans and Things (Malden MA 2012).

Hofmann/Schreiber 2011
Kerstin P. Hofmann/Stefan Schreiber, Mit Lanzetten durch den practical turn. Zum Wechselspiel zwischen Mensch und Ding aus archäologischer Perspektive. Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 52, 2011, 163-187.

Hofmann/Schreiber 2014
Kerstin P. Hofmann/Stefan Schreiber, Materielle Kultur. In: Doreen Mölders/Sabine Wolfram (Hrsg.), Schlüsselbegriffe der Prähistorischen Archäologie. Tübinger Archäologische Taschenbücher 11 (Münster/New York 2014) 179-183.

Holtorf 2002
Cornelius Holtorf, Notes on the Life History of a Pot Sherd. Journal of Material Culture 7, 2002, 49-71.

Ingold 2007
Tim Ingold, Materials against Materiality. Archaeological Dialogues 14, 2007, 1-16.

Ingold 2010
Tim Ingold, Bringing Things to Life: Creative Entanglements in a World of Materials. ESRC National Centre for Research Methods, NCRM Working Paper Series 05/10 (2010). URL: http://eprints.ncrm.ac.uk/1306/1/0510_creative_entanglements.pdf [letzter Zugriff: 13.03.2013].

Jung 2012
Matthias Jung, „Objektbiographie“ oder „Verwirklichung objektiver Möglichkeiten“? Zur Nutzung und Umnutzung eines Steinbeiles aus der Côte d’Ivoire. In: Britta Ramminger/Heike Lasch (Hrsg.), Hunde – Menschen – Artefakte = Gedenkschrift für Gretel Gallay. Internationale Archäologie Studia honoraria 32 (Rahden/Westf. 2012) 375-383.

Keßeler 2013
Arnica Keßeler, Dinge namens Spinnwirtel. Die „Spinnwirtel“ aus Monjukli Depe, Turkmenistan, der Kampagnen 2010 & 2011 (Unveröff. Masterarbeit Freie Universität Berlin 2013).

Knappett 2004
Carl Knappett, The Affordances of Things: A Post-Gibsonian Perspective on the Relationality of Mind and Matter. In: Elizabeth DeMarrais/Chris Gosden/Colin Renfrew (Hrsg.), Rethinking Materiality. The Engagement of Mind with the Material World (Cambridge 2004) 43-51.

Knappett 2010
Carl Knappett, Communities of Things and Objects: a Spatial Perspective. In: Lambros Malafouris/Colin Renfrew (Hrsg.), The Cognitive Life of Things: Recasting the Boundaries of the Mind (Cambridge 2010) 81-89.

Knappett 2011
Carl Knappett, An Archaeology of Interaction. Network Perspectives on Material Culture and Society (Oxford 2011).

Kohl 2003
Karl-Heinz Kohl, Die Macht der Dinge. Geschichte und Theorie sakraler Objekte (München 2003).

Kopytoff 1986
Igor Kopytoff, The Cultural Biography of Things: Commoditization as Process. In: Arjun Appadurai (Hrsg.), The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective (Cambridge 1986) 64-91.

Latour 1996 [1993]
Bruno Latour, Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften (Berlin 1996) [zuerst La clef de Berlin et autres leçons d'un amateur de sciences (Paris 1993)].

Latour 2002 [1999]
Bruno Latour, Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft (Frankfurt a.M. 2002) [zuerst Panora's Hope. Essays on the Reality of Science Studies (Cambridge MA/London 1999)].

Latour 2010 [2005]
Bruno Latour, Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie (Frankfurt a.M. 2010) [zuerst Reassembling the social – An Introduction to Actor-Network-Theory (Oxford 2005)].

Miller 2005
Daniel Miller, Materiality: An Introduction. In: Daniel Miller (Hrsg.), Materiality (Durham/London 2005) 1-50.

Olsen 2010
Bjørnar Olsen, In Defense of Things. Archaeology and the Ontology of Objects (Lanham/Boulder/New York 2010).

Olsen *et al*. 2012
Bjørnar Olsen/Michael Shanks/Timothy Webmoor/Christopher L. Witmore (Hrsg.), Archaeology. The Discipline of Things (Berkeley 2012).

Pollock/Bernbeck 2011
Susan Pollock/Reinhard Bernbeck, Excavations at Monjukli Depe, Meana-Čaača Region, Turkmenistan, 2010. Archäologische Mitteilungen aus Iran und Turan 43, 2011, 169-237.

Rice 1987
Prudence M. Rice, Pottery Analysis: A Sourcebook (Chicago/London 1987).

Riemer 1997
Heiko Riemer, Form und Funktion: Zur systematischen Aufnahme und vergleichenden Analyse prähistorischer Gefäßkeramik. Archäologische Informationen 20, 1997, 111-131.

Sahlins 1972
Marshall Sahlins, Stone Age Economics (London/New York 1972).

Schiffer 1987
Michael B. Schiffer, Formation Processes of the Archaeological Record (Albuquerque 1987).

Schreiber 2013
Stefan Schreiber, Archäologie der Aneignung. Zum Umgang mit Dingen aus kulturfremden Kontexten. Forum Kritische Archäologie 2, 2013, 48-123. URL: http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2013_2_05_Schreiber.pdf [letzter Zugriff: 13.03.2013].

Sofaer 2006
Joanna R. Sofaer, The Body as Material Culture. A Theoretical Osteoarchaeology (Cambridge 2006).

Stockhammer 2011
Philipp W. Stockhammer, Von der Postmoderne zum practice turn. Für ein neues Verständnis des Mensch-Ding-Verhältnisses in der Archäologie. Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 52, 2011, 188-214.

Tilley 2004
Christopher Tilley, The Materiality of Stone. Explorations in Landscape Phenomenology 1 (Oxford/New York 2004).

Tilley 2007
Christopher Tilley, Materiality in Materials. Archaeological Dialogues 14, 2007, 16-20.

Webmoor/Witmore 2008
Timothy Webmoor/Christopher L. Witmore, Things Are Us! A Commentary on Human/Things Relations under the Banner of a ‚Social' Archaeology. Norwegian Archaeological Review 41, 2008, 53-70.

Witmore 2007
Christopher L. Witmore, Symmetrical Archaeology: Excerpts of a Manifesto. World Archaeology 39, 2007, 546-562.

Wotzka 1997
Hans-Peter Wotzka, Keramikformen und -funktionen: Wider die systematische Trivialisierung kulturspezifischer Zusammenhänge. Archäologische Informationen 20, 1997, 269-299.

Über die Autorin:

Arnica Keßeler hat an der Freien Universität Berlin Vorderasiatische Archäologie studiert und 2013 mit einem Master of Arts zum Thema „Dinge namens Spinnwirtel", welche im Bereich der Material Culture Studies verortet ist, abgeschlossen. Derzeit befasst sie sich im Zuge ihrer Dissertation mit Körperkonstruktionen in der frühen Bronzezeit Syriens anhand anthropomorpher Figurinen aus Selenkahiye. Ihre Forschungsinteressen liegen, neben der archäologischen Feldforschung, im Bereich der Gender- und Körperstudien sowie der Konstruktion materieller Kultur innerhalb der Archäologien.

Arnica Keßeler M.A.
Institut für Vorderasiatische Archäologie
Fabeckstr. 23-25
14195 Berlin
arnica.kesseler@gmx.de

A Totality of a Thing with Objects

Multifaceted British-made Brooches Abroad

Tatiana Ivleva

This paper discusses the concept of entanglement of a thing with objects and with humans by using the example British-made brooches[1] found outside the province of their manufacture. Brooches formed part of a dress for most inhabitants of the Roman world; they served to hold two pieces of a person's clothing together. Up to now ca. 250 British-made brooches have been identified on ca. 100 sites in continental Europe. Being made in Roman Britain and brought overseas for the purpose of fastening the clothes, their functional aspect started to be overshadowed by other meanings attached to them by the variety of owners, users and viewers brooches have changed during their lifetime. Once the brooches reached their final owners and entered the archaeological record, they acquired the mixture of identities filled with the variety of meanings and associations.

The paper illustrates the existence of uniformity within duality of each brooch, which has the essentialised (thingliness) and multifaceted (objectness) margin, i.e. the boundaries of the brooches were repositioned in relation to different points of reference (i.e. different users, owners and viewers). In each phase, brooches were supplemented by a new narrative, i.e. new meanings were given to them while all the older meanings attached to them continued to resonate. The narratives of brooches were closely connected with the narratives of a user or an owner, allowing us to talk about the mobile narratives of objects, where the relationship between these objects and the meanings superimposed by agents underwent a similar ‚conceptualised' mobility as their agents (i.e. users, owners, and viewers) underwent a physical mobility, moving from one place to another within the Roman Empire. Yet, while different messages could be sent by the owner through the wearing of a particular brooch, the embedded thingliness of a brooch resonated. The paper shows how thingliness and objectness neither precede nor proceed but are firmly entrenched within one another forming a totality, which provides a playground for myriad of identities to be projected.

Schlüsselworte: Fibeln; römisches Britannien; Verstrickung; Ding; Objekte

Key words: brooches; Roman Britain; entanglement; a thing; objects

1 In Anglo-Saxon scholarship brooches manufactured in the province of Roman Britain usually referred to ‚Romano-British brooches', but, as will be discussed later in this article, this taxonomic entity is not useful when discussing these artefacts.

Introduction

Every decade, archaeology embraces a variety of concepts that come into its path, resulting in a sequence of paradigm shifts and a birth of new archaeological yet theoretically-appropriated buzzwords. Maybe one too many, as a recent publication by John Bintliff and Mark Pearce suggests, posing the question of whether archaeological theory is dead under such burdens and eclectics (Bintliff/ Pearce 2011). This contribution is guilty as charged, since it yet again introduces conceptual and strategic research tools based on the variety of contemporary approaches to things and objects–but it nevertheless wishes to move further in its theoretical and metaphorical components, to create a playground of entanglement allowing a variety of approaches to mingle and coalesce.

At the outset, I wish to say that I am aware that every term, concept or combination of phrases used here has its own theoretical and philosophical baggage, and it is not practical to avoid their epistemological meaning. However, in most cases they will be treated here as terms describing what they were originally meant to describe, although I will attempt, whenever possible, to do justice to concept ‚inventors'.

This paper deals primarily with the union of ‚a thing' and ‚the objects' (sic) through the fashionable concept of entanglement[2] with the use of a case study of British-made brooches found outside the province of their manufacture, and also engages with the relationship between humans and thing/objects. The aim of this case study is to show how the original ‚thingliness' of brooches is not lost or dissolved by human intervention in the form of the variable acts of intentional defragmentation of the brooches' original purpose. The position of firm embodiment as a *thing* within the variable objectness nature of brooches provided the essential component for the formation of the totality of structure, from which multiple practices, experiences and identifications of brooches grew.

A thing and the object

> *„I think I've more or less finished with the world as narration. I'm now only interested in the world as juxtaposition"* (Houellebecq 2011 [2010], 169, my emphasis).

This paper is a theoretical attempt to place the notion of thingliness or ground zero or constancy of materials in the context of the objectness nature of humanity, which views anything that comes its path „as the product of its capacity to transform the material world in production, in the mirror of which we create ourselves" and „anthropomorphise objects as agents" (Miller 2005, 2 and 13). This essential property has been discussed on many occasions in theoretical literature, and the present work is not aimed at reinventing the wheel once again. Within the current

2 It seems entanglement has become completely immersed into the contemporary theoretical vocabulary and is now everywhere, whilst a decade ago as an anthropological notion it was quietly awaiting to be discovered by archaeologists, with Michael Dietler (2010), Timothy Ingold (2008; 2010) and Ian Hodder (2011; 2012) rescuing it from oblivion. The beauty of this concept has also enchanted the present author. On the use of this notion in anthropological literature, among others, see Mbembe (2001 [2000]), Nuttall (2009), Dennison (2012).

scholarship, this essence or mathematical function known as constant, wherein the property of an entity does not vary and always stays the same, is known as ‚black box' in Actor-Network-Theory (Latour 2005), as ‚*das Ding*' (Heidegger 1971), as *habitus* (Bourdieu 1998 [1994]), or as ‚stuff' (Miller 2010).

I prefer to address ‚the essence' through a syntactic category of determiner and refer to it with an indirect article, ‚an a'. Determiners such as indirect and direct articles help humans to identify what another human is talking about or referring to, i.e. whether it is a particular example or something referred to in general (Swan 2009, 135). While the direct article ‚the' refers to something that is known, i.e. ‚you know which I mean' (Swan 2009, 53), the indirect article ‚a' implies something that is undefined, singular and not-yet-referred to. To this end, ‚an a' exists but is not yet talked about; it is peripheral and vague, „designed to be invisible or unnoticed" (Hodder 2012, 6). It exists in itself, which is expressed in the property of being a juxtaposition, a point of reference, a first snapshot of ‚being-in-a-state-prior-to-becoming'.[3] It is something self-sustained, something that stands on its own, comparable to the Aristotelian principle of „a thing is itself" (Aristotle, Metaph. VII, 17).

The most mundane property becomes important and starts playing a role in the reality of humans at the moment when humans intervene, when they start to recognise and analyse such ‚a thing', which prior to that merely existed within itself. Think about a pen on a table, which was, is and will be there unless an action is taken towards *that* pen. Why this pen? Why not a red one? What make *this* pen so peculiar so that one needs to think about it? Such a sudden change in a pen's property from being-a-pen to becoming-the-pen is exactly what constitutes the property of ‚the objects'. Such property ‚objectness' is fluid, dynamic and unstable; it is constantly changing, depending on situations in which humans place ‚the object'. It is from here that ‚a thing' receives its own story; narration about it has thus begun. The way the light falls on the pen changes its colour; when one uses it to write, it changes the pen's weight. Even writing or reading about the pen makes it the center of one's attention. Surely, you did not even consider thinking about *the* pen a minute ago?

‚An a' or ‚a thing' is thus an essentialised inherited marker, something that was there already but did not deserve one's attention.[4] This is precisely the power of ‚a thing': being relevant through its presence, being an attention-seeker or being on „the threshold of the conscious in everyday life" (Hahn 2007, 134; cf. also Hahn/Soetgen 2011, 24). This perspective is akin to Daniel Miller's (2005, 5) position on the „humility of things", which are „important not because they are evident […], but often precisely because we do not ‚see' them. The less we are aware of them, the more powerful they can determine our expectations by setting the scene and ensuring normative behavior, without being open to challenge".

‚The objectness-of-the-objects' has a multi-dimensional nature, which implies various levels of identification, practices and experiences; it does not have markers per se, but is composed of multivalent shifting perceptions, which are devising and devised by particular behaviours in humans (*cf.* the concept of rhizome in

3 *Cf.* Gilson 1952, esp. 2-5, on ‚to be' and ‚being' conditions.

4 In Hodder's (2012, 13) terminology it is an entity, a bounded essence.

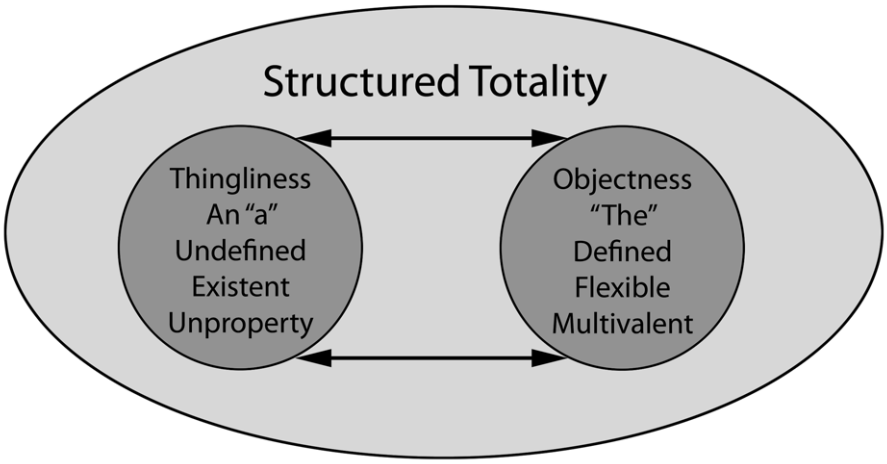


Figure 1: Structured totality of entanglement of thingliness with objectness (© Tatiana Ivleva).

Deleuze/Guattari 2004 [1980]). By repositioning the material culture within our (artificially) constructed contexts, we thus embody it with shifting meanings, bringing it forward from the monotonous peripheral existence. Yet, through this ‚objectness' property, the artefacts have power over humans on their ability to force investigation or intervention from our side, when we are becoming attracted to the possibility of identifying in ‚a thing' multiple contextual realities.

Properties of both ‚a thing' and ‚the objects' are mutually constitutive and entangled in order to have meaning and existence (Fig. 1). In other words, the two realms are connected and define each other: ‚an a' is shaped by the self but becomes multivalent objects through humans' perceptions and interventions, humans who in their own turn devise by conscious or unconscious choice their behaviour towards ‚being-a-thing' things. In this way there is no dualism of ‚a thing' and ‚the objects'; they are neither synonymous nor antonymous. They are a whole, a total embodiment of conceptualised ‚becoming-the-objects-within-being-a-thing' (akin to the concepts of univocity in Deleuze 1994 [1968] and ‚pluralism = monism' in Deleuze/Guattari 2004 [1980]). Neither precedes nor proceeds each other, but each is firmly entrenched within one another, forming a totality.[5] To this end, this discussion is within the current theoretical framework, which aims „to soften the dualistic frame" between subjects and objects, humans and objects, and things and objects, to examine materials and materiality and move beyond the created Cartesian oppositions (Miller 2005, 7; *cf.* also Ingold 2007; Hodder 2012).

Entanglement comes into play when „a thing in its own right" (Hodder 2012, 2) is used to construct multiple variations and perceptions by humans, but it does not loses its ‚thingliness'. The entanglement is seen here as result of inward interaction between t1543he inherited properties of ‚an a' and ‚the', and outward interaction with social beings. Philipp Stockhammer (2012; 2013, 16-17), for instance, sees entanglement as „the result of the creative processes triggered by

5 *Cf.* Ingold 2007, 7: „In the real world of materials, […] there are neither interior holes nor exterior surfaces".

intercultural encounters", through which „a new taxonomic entity" is created. His ‚entanglement' is a close relative to ‚hybridity', another term loaded with epistemological luggage (Stockhammer 2012). I suggest seeing it as an embodied discursive reality, an integral component of the transformative process leading from ‚being-a-thing' to ‚becoming-the-objects', from a juxtaposition to multiple narrations. The closest depiction of such process is that of a knob, a web within which different layers of realities coalesce and mingle, presenting us with a picture-perfect totality. In this description, ‚entanglement' moves beyond hybridity and transcultural interaction. While I agree with Stockhammer (2012, 50-51) that the „[entangled object] is more than just a sum of entities from which it originated, [because] it is an indissoluble combination of all of them – a cultural ‚Geflecht' – and might be seen as a new entity", I would like to emphasise here that even within this new entity one can encounter a resonance of all previous entities, since entanglement allows the co-existence of a constant, ‚an a', with the multiple influences, redefinitions and ‚objectifications' imposed on artefacts by humans. As such, artefacts are like chameleons, which, while staying within same body, adapt their skin colour and pattern accordingly to variable conditions and situations (Tilley 2004). One can ‚appropriate', ‚objectify', ‚incorporate' and ‚transform' artefacts (*cf.* Hahn 2007; 2008 methodological approach), but inherently they have a common ‚being-a-thing' thread.

Let us turn our attention to the human-artefact relationship, an outward interaction of artefacts with humans through which ‚a thing' receives meaning and comes out of the periphery. This outward interaction develops through evaluation and transformation of actions and rules by individuals, which is called discourse. Interaction can also develop through repetition of actions, which can be routinised as a result of their continuous repetition (and as such draw extremely close to ‚being-a-thing'). Because people not only interact with objects through these actions, but also have the ability to associate objects with some other place, or cherish objects for particular associations, it gives us a criteria for evocation and affection.

This terminology is based on Anthony Gidden's ‚theory of structuration', where these three actions were called discursive consciousness, practical consciousness and unconsciousness (Giddens 1979; 1984). In sociology, these three processes of discourse, routinisation and evocation were further developed towards the three main models of human action: normative, rational and emotional man (Dürrwächter 2009, 18, also for further literature). Normative man and his actions are formed by the norms and expectations of society; such behaviour, bounded by norms, becomes repetitive and individuals merely follow solutions provided by earlier choices that have been proved to work (Dürrwächter 2009, 18). This brings us to a routine engagement with objects, where they are used because they are needed and because their use has become a habit. Rational man has goals, and the ability to evaluate various means to achieve them; he makes conscious decisions based on calculations, comparisons and subjectivity (Dürrwächter 2009, 18). He enters into discourse with objects and his surroundings, evaluates responses and acts according to subjective analysis or objective responses. Emotional man complements rational and normative man; feelings, which are unpredictable,

dominate him, and the choices he makes are uncontrolled, unconscious; yet, the uniqueness of his responses lends texture to the actions of rational and normative man (Dürrwächter 2009, 19). Emotional man approaches objects not because he has to (normative or routinised aspect) or because he needs them (discursive or rational aspect), but because they – objects – evoke feelings, emotions and affectations in him. Human actions are the combinations of these categories, where norm, intentionality and affection play a significant part in the relation between humans and objects.

The three-man system and three-level process of interaction demonstrate the complexity of humans' and objects' outward ‚entanglement' with each other (Stockhammer 2011, *cf.* Hodder 2012 book front image) and, to some extent, move beyond the idea of intentionality and agency of and towards artefacts.[6] One can speak of mutual dependence, where artefacts define humans and humans define artefacts, where humans create artefacts and artefacts create humans (Hodder 2012, esp. 27-39 and 64-87). In a simplistic way, we need and depend on artefacts to function properly in our daily activities: pots and pans to cook, chairs and carpets to sit, pens and pencils to write, etc. Some of these activities are intentional and discursive, some embedded within habitual practice, some grown from particular associations. In a similar way, artefacts need us to come out of ‚a thing' based existence: without intervention, no objectified plurality of their reality will be possible. This mutual dependence is a true spirit of human entanglement with the totality of artefacts. To this end, one can speak of entanglement within entanglement, which does not contradict a metaphoric image of a web.[7]

By switching now to a case-study of British-made brooches found outside the areas of their manufacture, which were in the province of Roman Britain, I wish to show how all these theoretical discussions are applicable for material culture studies.

What's in a brooch?

The most common dress accessories in the clothing of provincials in the Roman Empire were brooches that served to hold two pieces of a person's clothing together, usually outer garments such as cloaks. They were positioned on the upper part of a dress, which covered the upper torso/chest area. Because they functioned essentially as clothes-fasteners, brooches were worn in most provinces of the Roman Empire by both males and females of all ages. While the male style was to wear one brooch, which fastened the cloak on the right shoulder, the female custom was to wear two or more brooches, where two fastened the dress at both shoulders and others, usually positioned in the center of a dress, used to pin the undertunic to the overtunic (*cf.* Ubian or Norico-Pannonian female dresses in Rothe 2009 and 2013). There is, however, enough pictorial and archaeological evidence to support that in each Roman province regional, ethnic or tribal affiliations were

6 As opposed to Bruno Latour's 2005 actant artefacts, or Alfred Gell's 1998 artefacts agency; *cf.* also Olsen 2010; Gosden 2005; but see Hofmann/Schreiber 2011, 165, note 2.

7 Akin to Hodder's (2012, 88-89) entanglement, which is the dialectic dependence of things on humans depended on things. Or, „things as we want them have limited ability to reproduce themselves, so in our dependence on them we become entrapped in their dependence on us".

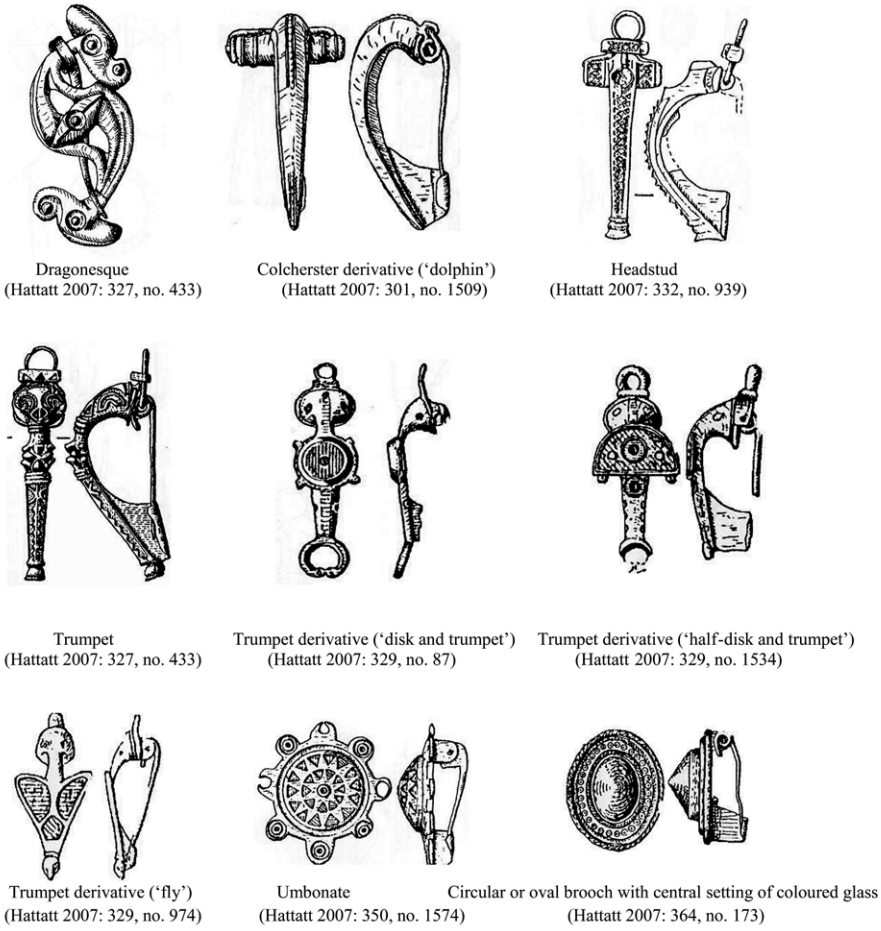

Dragonesque
(Hattatt 2007: 327, no. 433)
Colcherster derivative ('dolphin')
(Hattatt 2007: 301, no. 1509)
Headstud
(Hattatt 2007: 332, no. 939)
Trumpet
(Hattatt 2007: 327, no. 433)
Trumpet derivative ('disk and trumpet')
(Hattatt 2007: 329, no. 87)
Trumpet derivative ('half-disk and trumpet')
(Hattatt 2007: 329, no. 1534)
Trumpet derivative ('fly')
(Hattatt 2007: 329, no. 974)
Umbonate
(Hattatt 2007: 350, no. 1574)
Circular or oval brooch with central setting of coloured glass
(Hattatt 2007: 364, no. 173)

Figure 2: British-made brooches' most widespread types (reproduced by permission of Oxbow Books).

expressed visually, adding to the mainstream dress regional types of fibulae, styles of headdress and forms of dress decoration (Croom 2002, 125-147, esp. figs 24 and 25; Grabherr *et al.* 2013).

Within the province of Roman Britain, there is also evidence for the existence of regional dress decorated with brooches that were distinctive in their design, decoration and form in relation to other brooch types produced, traded and worn in other parts of the Empire (fig. 2). This alone makes them stand out within the homogenous material culture of continental sites, as I have argued elsewhere (Ivleva 2011, 133; Ivleva, forthcoming). These types of brooches appear to be relatively numerous in Britain – on any given site the percentage of brooches with typical British characteristics is over 70. Within other provinces of the Roman Empire they are, however, found in limited numbers: 1 or at most 3 percent of the total number of all brooches found on any given site.

That these brooches were actually made in Britain – as opposed to brooches reproduced by local craftspeople from templates – can be supported by the fact that they occur in too small a quantity on the Continent to suggest otherwise. To this end, within this article, they will be called British-made as opposed to Romano-British or brooches made in the Romano-British style or tradition. ‚British-made' is of course yet another created taxonomic entity (*cf.* also Stockhammer 2013, 18 on problems with such creations). However, a notion such as ‚Romano-British' can be understood as a pure hybrid of Roman with British art traditions and forms. One must take into account that these brooches were actually a result of cultural mixtures, a combination of Roman, Continental and British craftsmanship, which were produced within mixed cultural conditions such as a multiethnic Roman provincial society. In this sense, brooches are therefore a hybrid of a hybrid, pointing us towards seeing them as being a hybrid product from the very beginning of their existence. The problem here is that one cannot perceive ‚Roman' or ‚British' as fixed entities (Brather 2007; Revell 2009). These identities were fragmented, complex and imbued with multileveled meanings, such that being Roman or British was always different (Revell 2009; Ivleva 2011). One cannot therefore see these brooches as forms of Romano-British hybridised art, because of its non-existence. By understanding them more as artefacts made in Britain, i.e. as products of the provincial and global Roman Empire ‚koine', one can avoid the problems associated with connecting particular artefacts with ‚cultures'.[8]

Up to now, ca. 250 British-made brooches have been identified on more than 100 sites across Europe (fig. 3). By posing the question of how these objects reached their destinations in Continental Europe, one can relate their presence to the following. Brooches ‚travelled' because of their function as clothes fasteners: the people who travelled from Britain to the Continent needed something to hold their cloaks and clothes together. Moreover, British-made brooches were rather regionally specific and therefore could not have always acted as trader items, since there might have been no market for them outside the province of their manufacture.

Through in-depth analysis of all sites, their location, the history of a settlement, analysis of the epigraphic material found on such sites, and the study of the context in which these artefacts were found, I have shown elsewhere that it is possible to associate particular sites with the presence of individuals travelling from Britain (Ivleva 2011, 137-142; Ivleva 2012 and forthcoming). In the analysis, the chronological context has been considered carefully in each case; sites were only selected when the presence of people travelling from Britain is contemporary with when the particular type of British-made brooch was still in use, as shown from site evidence in Britain itself.[9]

The research has shown that a few brooches, especially those found in the frontier regions of the Roman Empire, can be connected with the service of military units raised from Britain, which contained, among other recruits, soldiers of British descent as well as their wives (Ivleva 2011, 137-138). Another group of British-made brooches seems to be concentrated in the areas settled with former soldiers of the Roman army, veterans, who served 25 years in the Roman

8 See Hofmann/Schreiber 2011, 171, notes 9 and 10 for further discussion.

9 For the problems associated with dating, see Ivleva 2011, 133 and 2012, 45.

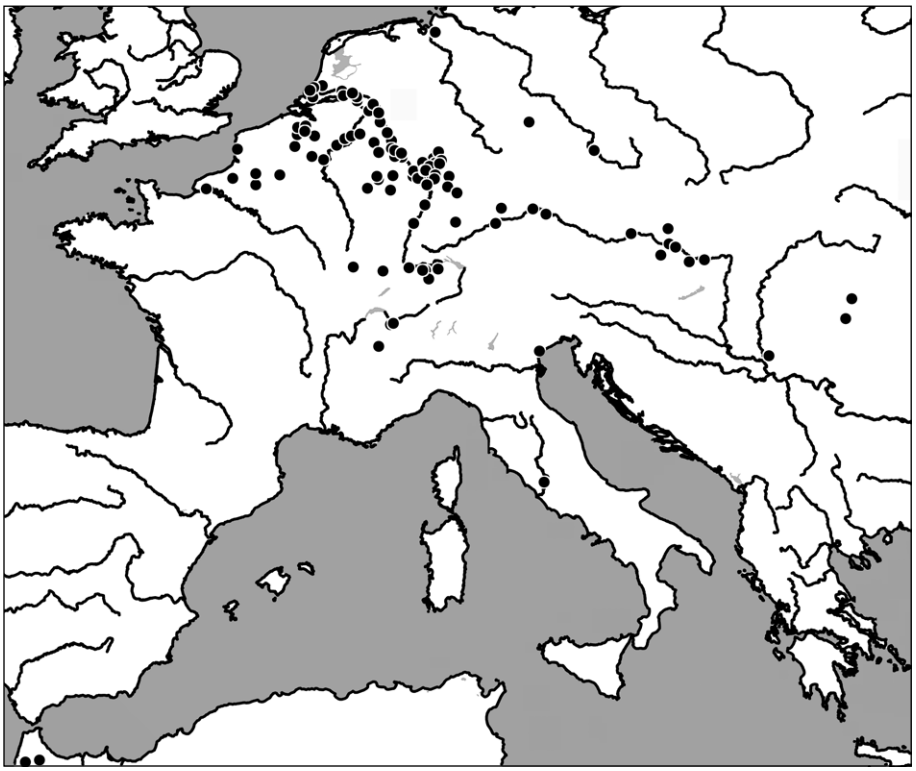


Figure 3: Distribution of British-made brooches on the Continent (© Tatiana Ivleva).

army stationed in Britain. Upon discharge, some of the veterans and their family members, *e.g.* wives and children, preferred to return to their home region on the Continent – we know of such returns being made (Derks/Roymans 2006). Both groups undoubtedly brought their personal possessions with them: they needed, after all, to have something to secure their pieces of clothing together.

By looking at the contexts and settings in which various British-made brooches ended up, there seems to be a particular distinction. Returning veterans more often than not incorporated foreign objects into their own social practices, whilst soldiers tended to discard their brooches near their military posts. That British-made brooches were found in a variety of archaeological contexts is a first indication that their purpose was not limited to being a dress accessory or to pinning down garments. One can talk of mobility of function and practice (*cf.* Stockhammer 2011, 190 on „plurality of object function"), where the brooches' original purpose as clothes fasteners was defragmented and started to be overshadowed by other practices attached to them by the variety of owners, users and viewers, that brooches changed during their itineraries in time and space.

Cremation burials on sites associated with veterans returning from Britain to their homelands are common places where British-made brooches appear in significant numbers. Placing the brooches into the burials was a relatively common practice in the north-western Roman provinces: some were placed as grave goods or put on top of the cremated remains to hold together wrappings containing the cremated bone, others were placed in the ditches outside the grave, probably some

time after the burial had taken place or during the feast (Philpott 1991). It should also be taken into account that a significant number of brooches could have been placed with the body of a deceased person and burned, therefore not surviving intact to enter the archaeological record.

All British-made brooches found with cremations were in good state and unburnt, suggesting their deposition after the burning of the body of the deceased, possibly for the purpose of fastening a leather bag or a cloth containing the cremated remains or as offerings. This shows that their functionality was an important factor; yet, one may ask why *these* particular brooches were put into graves. Conscious or unconscious deliberateness in the inclusion of brooches with foreign associations suggests that they had important connotations for the deceased whose remains they were supposed to secure, as well as for the relatives.[10] This may have been a defined act, through which various forms of perceived identities could have been projected and communicated by the descendants rather than representing the personal and actual identity of the deceased. The placement of brooches as intact grave goods suggests an unwillingness for their destruction and a wish to preserve them in a complete state. Brought from Britain because of their functionality, not destroyed, kept intact, they could have been used by other members of a family or community because of their limited availability and uniqueness in a settlement. However, neither their precious looks nor their functional value for the living were important, but rather their particular associations with the deceased. I have argued elsewhere that they could have been valued by their owners and, later, by the relatives of the deceased for their associations with the past, indicating the (dead) owner's experience in Britain among other things, and can be seen as a manifestation of memory relating to the deceased's past (Ivleva 2012 and forthcoming).

British-made brooches have also frequently appeared on sites associated with religious activity, presumably serving as votive deposits. Such treatment of objects primarily intended as lifestyle accessories and meant for decoration implies a gradual movement in their value and adoption of another meaning, i.e. from profane and mundane to sacred and special. The inclusion of objects of personal ornament in votive deposits suggests that people offered them for „more personal reason", as an act of offering „something *of themselves*" (Pudney 2011, 126). Analysis has shown that British-made brooches found on the Continent within a sanctuary context were brought by families of returning veterans or by veterans themselves, who took the trouble of transferring them overseas, but chose not to use them appropriately, i.e. as clothes fasteners, and gave them away as offerings. That the choice of gift fell on British-made brooches might indicate their symbolic value as an embodiment of a ‚British' military past. Objects, as symbols of the past and (unpleasant) service, were no longer needed in daily life, and were therefore positioned in the ceremonial pit of a sacred site.

10 Conscious deliberateness implies here an intentionality in an action, as in ‚I know why I did it the way I did'. Unconscious deliberateness implies an action without the realisation of why it had been executed, as in ‚I do not know why I did it the way I did, but I did it anyway'.

In many other cases, British-made brooches were found in rubbish pits or appeared in roadsides or fields, or beneath floors of buildings. Such occurrence indicates the brooches' non-value: after fulfilling the purpose of decoration and pinning, they were no longer needed, taken out of circulation and thrown away. The sites where brooches were found in rubbish pits had a direct connection to British auxiliary units and the British fleet, which had close contact with Britain. It is possible that there was an abundance of British-made brooches on these sites, and soldiers and their family members did not regard them as something special. Their ‚daily-ness' and un-exoticness may have been the cause of their becoming rubbish. In a similar vein, brooches recorded as ‚accidental losses' entered the archaeological record as the result of someone's carelessness. These items were most likely worn at the time of loss, an indication that British-made brooches were part of daily routine, habitually and continuously worn, in spite of changes in living places, of daily habits and the people surrounding the brooches' wearers. These acts of losing and throwing away meant the functional and practical death of a particular brooch, together with all the meanings with which this item may have been associated. To this end, one can speak of the British-made brooches' ‚non-functionality' in these contexts (Hofmann/Schreiber 2011, 179), where their primary purpose and other practices with which brooches were imbued stopped producing any meaningful narration, becoming simply a juxtaposition or ‚a thing'.

The occurrence of brooches in diverse contexts shows variability and creativity in their use, function and practice within different levels of population who came in contact with these objects (sic). While the archaeological contexts in which objects are found represent the final and ultimate deposition, the ways and the states in which brooches reached their resting places give us possibilities for discussing their itineraries (Hahn/Weiss 2013), as opposed to a ‚cultural biography of things' (Appadurai 1986; Kopytoff 1986). While I will turn my attention to this in a bit, I wish to point out that any actions discussed here, such as positioning in burial or ceremonial or rubbish pits, were actually normal activities, performed more or less regularly (*cf.* Hofmann/Schreiber 2011, 180 on everyday-ness of ‚objects' actions). Such (un)conscious routinisation of significant practices in which brooches were imbued with or dissolved from narratives is a clear example that everything and everyone is entangled in a web of (un)intentional objectification embedded in ‚thingliness'.

Brooches' entaglement

> *„Each time the same object would give rise to a new meaning, though all former meanings would resonate together with the new one"* (Kundera 1995 [1984], 84).

This is where I would like to return to the theoretical basis of this paper: the entanglement of thingliness with objectness. The entangled totality of brooches is articulated in them being a juxtaposed thing expressed through their sheer physicality, and in them becoming multiple narrative objects once they were put to use. To this end, a thing can be seen as „the tangible stuff [or a product] of craftsmen and manufacturers" (Ingold 2007, 2). It is physical property, a substance that is

omnipresent, that forms brooches' inherited ground zero or essentialised basis[11] (on substance Gibson 1979; Hahn/Soentgen 2011). Its physicality, i.e. the presence of a pin, spiral and sometimes headloop, and colourful or monochrome decorations, formed the brooches' tangible ‚thingliness' and were the main reason they were taken to the Continent. It is there when ‚a brooch' became ‚the brooch' through the positioning of its physicality in a variety of contexts and social surroundings, on bodies and clothing. At the moment of the first encounter with a brooch, a person, an agent, a social being made it come out of its shadowed existence. In a similar vein, Stockhammer (2012, 49) calls the process of the first encounter as „seeing through", but this is the exact moment when seeing through triggers the rise of constructions and perceptions, otherness and differences. Through acknowledging the existence of ‚a thing' and encountering it, the artefact's use starts to be dependent on the (sensory) *responses* its physical property evokes. The formulation of the objectness properties of the brooch is therefore a by-product of „materials [partaking] in the very process of the world's ongoing generation and regeneration" (Ingold 2007, 9). In other words, the physical property of a brooch gave margins for the resonance of the brooch's objectness, entangled within the interactive nature of discourse, routinisation and evocation.

The routinised aspect of usage lies in brooches' primary function: to fasten clothing. The positioning of a brooch at shoulder level and wearing it so that everyone could see it provides an entrance for discourse, when a meaning is given, responses from viewers evoked and value evaluated. The emotional person sees the value of the item as an embodiment of particular meanings, associations and feelings, bringing to the surface the evocative interaction. Each aspect intervenes and collaborates, and finalises the end result of a brooch's use, i.e. whether it is thrown away, buried, given away, etc. In this system of usage, emotions and values are part of the outward entanglement described above. At each stage, viewers, owners and makers collaborate in the creation of brooches' objectified meanings as gendered, or as status-dependent, or as ethnic-projecting objects. In an essence, each brooch is dual in its uniformity, having the essentialised (thingliness) and multifaceted (objectness) margin, i.e. the boundaries of the brooches were repositioned in relation to different points of reference (i.e. different users, owners and viewers) (Fig. 4). In each phase, objects are supplemented by a new narrative, i.e. new meanings are given to them while all the older meanings attached to them continue to resonate. Objectified brooches are, therefore, a sum of material resonances, although their core property as ‚a thing' was not erased within the other meanings. So what constitutes the thingliness of British-made brooches; how does it resonate and how does it entangle through the discourse, routinisation and evocation?

---

11 The destruction of the physical properties of artefacts is of course a common occurrence in the archaeological record. Artefacts can be (un)intentionally broken or changed to the point of the emergence of a completely new substance with its own objectified narrative. *Cf.* shreds of Roman amphorae being used as rubbing tools in second-third-century AD India (Tomber 2013, 98) or turtle, so-called oracle, bones crushed and digested as medicine in 19th-century China (Hodder 2012, 12 after Keightley 1985). This defragmentation of original purpose and relocation of ‚thingliness' into a new environment does not, however, deconstruct the inherited marker, which is ‚a thing', but forms a part of a process of meaningful resonance whenever such resonance is possible (see below).

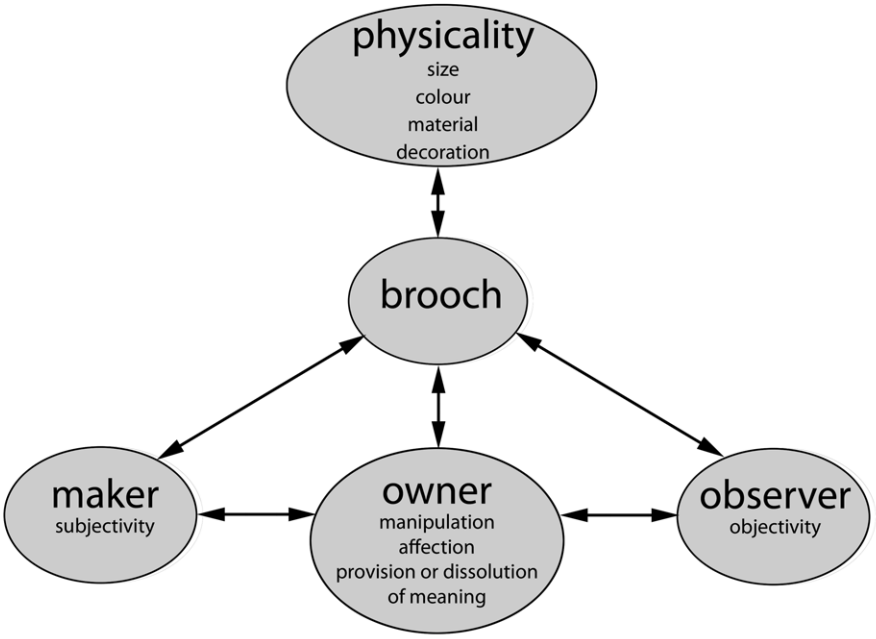


Figure 4: Entanglement within and of brooches (© Tatiana Ivleva).

British-made brooches took on and played a variety of roles outside Britain, yet the past was the cornerstone in determining their ‚future' as objects. The aspects of ‚physicality' and ‚place of manufacture' connected the agents with their British past. The desire to forget, re-invent, evoke or project this past attests to the importance and value of memory when British-made brooches were put in specific contexts abroad. The analysis conducted here regarding the contexts and possible meanings behind including brooches in burials, sacred settings and rubbish pits indicates that one can correlate the context in which the brooches were found with the groups of people who may have brought these objects to the sites. It seems that British recruits serving in British units were prone to accidentally lose their brooches or to discard them as unneeded rubbish, while there are indications that returning veterans included foreign material in their own social practices, such as putting an exotic object in a grave or in a sanctuary. Moreover, the overall analysis has suggested that people arriving from Britain, British-born soldiers serving on the Continent in particular, continued to wear their British-made brooches (Ivleva 2011, 2012 and forthcoming). Was this done by practical necessity or as a result of ethnic consciousness? Of course, wearing a British-made brooch does not make one British. Through wearing a British-made brooch, a variety of identities could have been projected: age (large ones for the elderly, small ones for children), gender (decorated for women, plain for men) or status, as well as local rather than provincial identities. All in all, the narratives of brooches are closely connected with the narratives of a user or an owner, allowing us to talk about the mobile narratives of objects, where the relationship between these objects and the meanings superimposed by agents underwent a similar ‚conceptualised' mobility as their agents (i.e. users, owners, and viewers) underwent a physical

mobility, moving from one place to another within the Roman Empire. Yet, while different messages could be sent by the owner through the wearing of a particular brooch, the embedded thingliness of a brooch resonated. In other words, messages sent by the brooches' use could range from ‚I served as a soldier in Britain' or ‚I travelled to Britain and returned safely' to ‚I am a Briton'. Different meanings are emphasised in each case, but Britain is present in all, allowing us to talk about the particular resonance of Britain through the brooches. This is a brooch's thingliness, its undefined British-ness.[12]

This discussion, I believe, allows us to surpass the fear of all contemporary archaeologists to connect artefacts with ‚ethnic' roots, but it is of course not immune to criticism. This ‚British-ness' does not necessarily imply ethnic associations; rather, different British pasts as a soldier, a trader, a traveler, etc., are emphasised. If an individual wore a brooch in the same manner as in Britain, this would not have made this person British, but the value of this brooch as a symbol and embodiment of ‚British' aspects and pasts was at the front, literally and metaphorically, for everyone to see. This visibility could have been used by Britons abroad as indicators of their shared ancestry. A Briton living overseas would, probably, know that a brooch was made in Britain, and by wearing British-made brooches, members of the British emigrant community could easily recognise each other overseas. The movement and transfer overseas could have triggered in some Britons a desire to dress in the same way as their ancestors, reinforcing a desire to express the differences between them and the host population – differences in origin, manner of dressing or in wearing brooches. Access to British-made objects by people native to the province may have triggered the desire ‚to do like the British do'. All these factors may, in their own turn, have given rise to an ethnic consciousness, allowing the brooches to become a token of ever-changing and shifting ethnicity. To this extent, the brooches themselves are active participants in defining their owners, since they may have provoked the rise of ethnic associations.[13] Thus, this resonance of Britain through brooches' physical properties provides the opportunity to investigate how the ethnicity of British-born persons may have been projected by wearing British-made brooches.[14] This resonance has been called by Carla Antonaccio (2009, 35) „material resonance", where objects „do not always retain their original meaning when recontextualised", however, some of them „may still

12 Or one may call it spatial connectedness. *Cf.* Hodder 2012, 6: „An American car is connected to mines in northern Minnesota from where the iron ore to make the steel frame of the car was obtained. It is connected to the Detroit assembly plant where it was painted by robots and workers. It is connected to oil fields in Iraq over which Western and Middle East powers have fought for the last century." To this end, a car's thingliness in this example includes those very same mines in northern Minnesota and the Detroit assembly plant (on multiple thingliness see below). By simply paying proper attention to a car, we would see behind it a desolated Detroit or snow in Minnesota, bringing to the surface the objectified nature of the car as an entangled product of a contemporary global market: Detroit, Minnesota and United States of America.

13 *Cf.* Hodder 2012, 86: „[T]hings unleash potential in humans".

14 One should take into account that the rise of ethnic consciousness through the wear of British-made brooches is not semantically stable. We have seen that British-born soldiers discarded their tokens of British-ness, thus making ethnicity a dischargeable thing (Jones 2007; Lucy 2005).

retain particular resonance for their users".[15] In the same vein, since these objects were being associated with British-ness, i.e. foreignness and the past, they were also active agents for evoking and resonating particular feelings and memories. This defining of brooches' agency allows us to move beyond animist approach in seeing artefacts as having soul or being alive (Ingold 2007; Pels 1998); agency here is simply a by-product of objectness.

Now, up to that point, our attention was captured by meaningful resonance; however, the resonance of ‚thingliness', or ‚British-ness' in our case-study, has its own limits. Resonance is limited to the space pregnant with biographies. Once artefacts reach un-biographic territory through their travel in time and space they lose any biographic associations, since this territory has none.[16] Let me provide an example. If we take a British-made brooch and put it on display in a museum case without a supportive explanation card, how many people would actually realise its association, first with Roman Britain, second with the Roman Empire, third with the travelling object, and so on. The ‚British-ness' of a British-made brooch shines through all time and is everlastingly present, but its relocation to the surface where the brooch or its ‚British-ness' is spoken about makes this thingliness an objectified reality, whereas in this museum case, a British-made brooch is a brooch in itself, nothing else and nothing more (*cf.* Oevermann's *et al.* (1987) method of ‚objective hermeneutics'). Rephrasing Ingold (2007, 11), „for beneath the skin of the form the substance [thingliness] remains alive, reconfiguring the surfaces [object-ness] as it matures", but remains invisible until called upon (*cf.* also Miller's position on thing's humility at the beginning of the paper). In the same way, if one encounters a brooch but chooses not to ‚see through' and the gaze is diverted elsewhere, the resonance can no longer happen, since a human, a social being, etc., must choose, (un)consciously, to let thingliness be thingliness, or to let British-made brooches be as they are.[17]

The spotlight so far has been on British-ness as thingliness, but other aspects can naturally be meaningfully projected as well, since there is no articulation of intentionality in the projection of a British past only, but rather an (un)conscious

15 This resonance is akin to Hodder's idea on resonance through entanglement (2012, 131-132), when objects awaken new potentials in a person's body and mind that resonate with and onto the world. This resonance works on an unconscious level, contributing to the production of particular emotions and actions and devising behaviour. The main difference between Hodder's resonance and Antonaccio's ‚material resonance' is that in the latter, the knowledge stored within the objects, their thingliness, resonates, while in the former resonance is closely connected with bodily reactions, reinforcing the right kind of associations or emotions (Antonaccio 2009, 35; Hodder, 2012, 132).

16 This is the reason why the ‚cultural biography' theory is not going to work, since biographies and the projection of such are only possible once there is a point of reference, which may not exist in territories un-biographic. *Cf.* Hahn/Weiss (2013, 3-4), after Janet Hoskins (1998): „Biographies of things are entangled with people's histories. They jointly create a network of relevancies. The immanence of an object cannot explain why it is meaningful at a later moment."

17 *Cf.* also Hahn/Soentgen 2011, 21 (my emphasis): „We have to fish the thing out […] so that we can *see* it. Only then is it possible to determine what it is." Also Hodder's (2012, 103) example of a pebble embedded with memories of a beach, and for this cherished by members of a particular family, but being disunited with its past once the pebble is seen as ‚junk' by those who have no memory that this pebble was of particular importance. In a similar vein, what has been considered rubbish in the past, i.e. brooches thrown away by British-born soldiers, today is put on display in a museum and cherished as a valuable art work, i.e. the exhibition of devaluated British-made brooches as valued masterpieces of ‚Romano-British' craftsmanship in any British museum today (Hahn/Weiss 2013, 4).

choice of what, when, where and how to project by those who made choices. For my own argument, ‚British-ness' was important, but the infinitive richness of thingliness of a British-made brooch is not confined to the juxtaposition of being British, since being British would have been different on many levels.[18] Within Roman Britain itself, this aspect would not be of any importance, although it would have been part of a brooch at the time of its creation. This essential attribute resurfaces at the moment of travel, when British-made brooches were taken out of the comfort zone of the province of their own manufacture. A brooch consists of a variety of physical substances, which agents can practically and sensually explore, evoking objectified meanings out of them for the purpose of meaningful projection. The surface of a brooch is „endlessly variable in relation to light of shade, wetness or dryness, and the position, posture, or movement of the observer" and owner, allowing for a plurality of narratives and a functional mobility to spring to life (Ingold 2007, 14). Yet, the physical substance of a brooch allows it to be juxtaposed as ‚a thing', existing within its own tactile, shadowed but significant existence (as an abovementioned metaphoric chameleon or a ‚window' according to Bill Brown's (2004) concept), without which any meaningful projection would not have been possible. The infinitive richness of thingliness can be further exemplified by the concept of the ‚spirit of a thing' existing within Maori law on gift-giving and exchange (Mauss 1950 [1923/24]). A gift given contains an essence of the giver, i.e. spirit, prompting reciprocal gift-giving/gift-exchange in return; „even when it has been abandoned by the giver, it still possesses something of him [and] follows after anyone possessing the thing" (Mauss 1950 [1923/24], 12). A receiver may do whatever he or she wants with the gift, but it will always conceal beneath its substance a reference to the giver's personhood, which can be brought to light at any given moment by the wish of the receiver by seeing, noticing, talking about, picking up or touching it, etc. Any British-made brooch is thus also embedded with a reference to the original owner or its maker (craftsperson), which forms its thingliness, worth researching in future studies.

The infinitive richness of thingliness, as well as multileveled temporal and spatial objectness, may be too large or too complex to be grasped fully by one person or researcher. However, I do not wish to finish this paper with this possibly troublesome note. Instead, a slightly paraphrased quote (my emphasis) from artist Nina Canell, who is interested in the physical and poetic characteristics of artefacts, will summarise the spirit of the conclusion: „I like the tactile quality and the knowledge stored within. These are *objects* that we understand. What they can be used for, how they feel, how heavy they are. There is nothing mysterious about *a thing* itself, and this once again opens up a sense for *it* symbolic capacity."[19]

---

18 On the infinitive richness of substances see Hahn/Soentgen 2011.

19 Quote retrieved from a description of an exhibition by Nina Canell and Rolf Julius entitled „*Lautlos*" held between 30.11.2012-23.06.2013 in Hamburger Bahnhof, Museum für Gegenwart, Berlin. URL: http://www.smb.museum/en/museums-and-institutions/hamburger-bahnhof/exhibitions/ausstellung-detail.html?tx_smb_pi1%5BexhibitionUid%5D=46 [accessed on 03.01.2014].

Bibliography

Antonaccio 2009

Carla M. Antonaccio, (Re)defining Ethnicity: Culture, Material Culture and Identity. In: Shelley Hales/Tamar Hodos (eds), Material Culture and Social Identities in the Ancient World (Cambridge/New York 2009) 32-54.

Appadurai 1986

Arjun Appadurai, Introduction: Commodities and the Politics of Value. In: Arjun Appadurai (ed), The Social Life of Things: Commodities in Cultural Perspective (Cambridge 1986) 3-63.

Bintliff/Pearce 2011

John Bintliff/Mark Pearce (eds), The Death of Archaeological Theory (Oxbow 2011).

Bourdieu 1998 [1994]

Pierre Bourdieu, Practical Reason: On the Theory of Action (Cambridge 1998) [first published Raisons pratiques. Sur la théorie del'action (Paris 1994)].

Brather 2007

Sebastian Brather, Ethnische Identitäten aus archäologischer Perspektive. In: Stefan Zimmer (ed), Kelten am Rhein. Akten des dreizehnten Internationalen Keltologiekongresses, 23. bis 27. Juli 2007 in Bonn 1. Ethnizität und Romanisierung (Mainz 2007) 1-12.

Brown 2004:

Bill Brown, Thing Theory. In: Bill Brown (ed), Things (Chicago 2004) 1-16.

Croom 2002

Alexandra T. Croom, Roman Clothing and Fashion (Stroud 2002).

Deleuze 1994 [1968]

Gilles Deleuze, Difference and Repetition. Trans. by Paul Patton (London 1994) [first published Différence et répétition. Bibliothèque de Philosophie Contemporaine (Paris 1968)].

Deleuze/Guattari 2004 [1980]

Gilles Deleuze/Félix Guattari, A Thousand Plateaus: Capitalism and Schizophrenia. Trans. by Brian Massumi (London/New York 2004) [first published Capitalisme et Schizophrénie 2. Mille plateaux. Collection „Critique“ (Paris 1980)].

Dennison 2012

Jean Dennison, Colonial Entanglement: Constituting a Twenty-First Century Osage Nation (North Carolina 2012).

Derks/Roymans 2006

Ton Derks/Nico Roymans, Returning Auxiliary Veterans: Some Methodological Considerations. Journal of Roman Archaeology 19, 2006, 121-135.

Dietler 2010

Michael Dietler, Archaeologies of Colonialism: Consumption, Entanglement and Violence in Ancient Mediterranean France (Berkeley 2010).

Dürrwächter 2009
Claudia Dürrwächter, Time, Space and Innovation: An Archaeological Case Study on the Romanization of the North-Western Provinces (50 BC to AD 50). British Archaeological Reports International Series 2011 (Oxford 2009).

Gell 1998
Alfred Gell, Art and Agency: An Anthropological Theory (Oxford 1998).

Gibson 1979
James J. Gibson, The Ecological Approach to Visual Perception (Hillsdale 1979).

Giddens 1979
Anthony Giddens, Central Problems in Social Theory: Action, Structure and Contradiction in Social Analysis (Houdmills 1979).

Giddens 1984
Anthony Giddens, The Constitution of Society: Outline of the Theory of Structuration (Cambridge 1984).

Gilson 1952
Étienne Gilson, Being and Some Philosophers. Pontifical Institute of Medieval Studies[2] (Toronto 1952).

Gosden 2005
Chris Gosden, What Do Objects Want? Journal of Archaeological Method and Theory 12, 2005, 193-211.

Grabherr *et al.* 2013
Gerald Grabherr/Barbara Kainrath/Thomas Schierl (eds), Relations Abroad: Brooches and Other Elements of Dress as Sources for Reconstructing Interregional Movement and Group Boundaries from the Punic Wars to the Decline of the Western Roman Empire. Proceedings of the International Conference from 27th – 29th April 2011 in Innsbruck (Innsbruck 2013).

Hahn 2007
Hans Peter Hahn, Objects as Such and Objects in Contexts. Things and Equipment. Archaeological Dialogues 14, 2007, 131-135.

Hahn 2008
Hans Peter Hahn, Diffusionism, Appropriation, and Globalization. Some Remarks on Current Debates in Anthropology. Anthropos 103, 2008, 191-202.

Hahn/Soentgen 2011
Hans Peter Hahn/Jens Soentgen, Acknowledging Substances: Looking at the Hidden Side of the Material World. Philosophy and Technology 24, 2011, 19-33.

Hahn/Weiss 2013
Hans Peter Hahn/Hadas Weiss, Introduction: Biographies, Travels and Itineraries of Things. In: Hans Peter Hahn/Hadas Weiss (eds), Mobility, Meaning and Transformations of Things: Shifting Contexts of Material Culture Through Time and Space (Oxford 2013) 1-15.

Hattatt 2007
Richard Hattatt, A Visual Catalogue of Richard Hattatt's Ancient Brooches (Oxford 2007).

Heidegger 1971
Martin Heidegger, Poetry, Language, Thought. Trans. From the German by Albert Hofstadter (London 1971).

Hodder 2011
Ian Hodder, Human-Thing Entanglement: Towards an Integrated Archaeological Perspective. Journal of the Royal Anthropological Institute 17, 2011, 154-177.

Hodder 2012
Ian Hodder, Entangled: An Archaeology of the Relationships Between Humans and Things (Malden MA 2012).

Hofmann/Schreiber 2011
Kerstin P. Hofmann/Stefan Schreiber, Mit Lanzetten durch den *Practical Turn*. Zum Wechselspiel zwischen Mensch und Ding aus archäologischer Perspektive. Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 52, 2011, 163-187.

Hoskins 1998
Janet Hoskins, Biographical Objects: How Things Tell the Stories of People's Lives (New York 1998).

Houellebecq 2011 [2010]
Michel Houellebecq, The Map and the Territory. Trans. from the French by Gavin Bowd (London 2011) [first published La carte et le territoire (Paris 2010)].

Ingold 2007
Timothy Ingold, Materials Against Materiality. Archaeological Dialogues 14, 2007, 1-16.

Ingold 2008
Timothy Ingold, Bindings against Boundaries: Entanglements of Life in an Open World. Environment and Planning A 40, 2008, 1796-1810.

Ingold 2010
Timothy Ingold, Bringing Things to Life: Creative Entanglements in a World of Materials. NCRM Working Paper 15, Series 5, 2010, 1-14.

Ivleva 2011
Tatiana Ivleva, British Emigrants in the Roman Empire: Complexities and Symbols of Ethnic Identities. In: Dragana Mladenovič/Ben Russell (eds), TRAC 2010: Proceedings of the 20th Theoretical Roman Archaeology Conference, Oxford 2010 (Oxford 2011) 132-153.

Ivleva 2012
Tatiana Ivleva, Britons Abroad: The Mobility of Britons and the Circulation of British-made objects in the Roman Empire (Diss. Leiden University 2012).

Ivleva forthcoming
Tatiana Ivleva, Britons on the Move: Mobility of British-born Emigrants in the Roman Empire. In: Louise Revell/Martin Millett/Alison Moore (eds), The Oxford Handbook on Roman Britain (Oxford forthcoming).

Jones 2007
Sian Jones, Discourses of Identity in the Interpretation of the Past. In: Timothy Insoll (eds), The Archaeology of Identities: A Reader (London 2007) 44-58.

Keightley 1985
David N. Keightley, Sources of Shang History: The Oracle-Bone Inscriptions of Bronze Age China (Berkeley 1985).

Kopytoff 1986
Igor Kopytoff, Cultural Biography of Things: Commoditization as Process. In: Arjun Appadurai (ed), The Social Life of Things: Commodities in Cultural Perspective (Cambridge 1986) 64-91.

Kundera 1995 [1984]
Milan Kundera, The Unbearable Lightness of Being (London 1995) [first published L'Insoutenable Légèreté de l'être (Paris 1984)].

Latour 2005
Bruno Latour, Reassembling the Social: An Introduction to Actor-Network-Theory (Oxford 2005).

Lucy 2005
Sam Lucy, Ethnic and Cultural Identities. In: Margarita Diaz-Andreu/Sam Lucy (eds), The Archaeology of Identity: Approaches to Gender, Age, Status, Ethnicity and Religion (London 2005) 86-109.

Mauss 1950 [1923/24]
Marcel Mauss, The Gift: The Form and Reason for Exchange in Archaic Societies. Trans. from the French by W. D. Halls (London/New York 1950) [first published Essai sur le don. Forme et raison de l'échange dans les sociétés archaiques. L'Année Sociologique 1923/24, 30-180].

Mbembe 2001 [2000]
Achille Mbembe, On the Postcolony (Berkeley 2001) [first published De la postcolonie. Essai sur l'imagination politique dans l'Afrique contemporaine (Paris 2000)].

Miller 2005
Daniel Miller, Materiality: An Introduction. In: Daniel Miller (ed), Materiality (Durham 2005) 1-51.

Miller 2010
Daniel Miller, Stuff (Cambridge 2010).

Nuttall 2009
Sarah Nuttall, Entanglement. Literary and Cultural Reflections on Post-Apartheid (Johannesburg 2009).

Oevermann *et al.* 1987
Ulrich Oevermann/Tilman Allert/Elisabeth Konau/Jürgen Krambeck, Structures of Meaning and Objective Hermeneutics. In: Volker Meja/Dieter Misgeld/Nico Stehr (eds), Modern German Sociology (New York 1987) 436-447.

Olsen 2010
Bjørnar Olsen, In Defense of Things: Archaeology and the Ontology of Objects (Plymouth 2010).

Pels 1998
Peter Pels, The Spirit of Matter: On Fetish, Rarity, Fact and Fancy. In: Patricia Speyer (ed), Border Fetishisms. Material Objects in Unstable Spaces (New York/London 1998) 91-121.

Philpott 1991
Robert Philpott, Burial Practices in Roman Britain: A Survey of Grave Treatment and Furnishing, A.D. 43-410. British Archaeological Reports British Series 219 (Oxford 1991).

Pudney 2011
Caroline Pudney, Pinning Down Identity: The Negotiation of Personhood and the Materialisation of Identity in the Late Iron Age and Early Roman Severn Estuary. In: Dragana Mladenović/Ben Russell (eds), TRAC 2010: Proceedings of the twentieth annual Theoretical Roman Archaeology Conference, Oxford 2010 (Oxford 2011) 115-131.

Revell 2009
Louise Revell, Roman Imperialism and Local Identities (Cambridge 2009).

Rothe 2009
Ursula Rothe, Dress and Cultural Identity in Rhine-Moselle Region of the Roman Empire. British Archaeological Reports International Series 2038 (Oxford 2009).

Rothe 2013
Ursula Rothe, Die norisch-pannonische Tracht – gab es sie wirklich? In: Gerald Grabherr/Barbara Kainrath/Thomas Schierl (eds), Relations Abroad: Brooches and Other Elements of Dress as Sources for Reconstructing Interregional Movement and Group Boundaries from the Punic Wars to the Decline of the Western Roman Empire. Proceedings of the International Conference from 27th – 29th April 2011 in Innsbruck (Innsbruck 2013) 34-48.

Stockhammer 2011
Philipp W. Stockhammer, Von der Postmoderne zum *Practice Turn*: Für ein neues Verständnis des Mensch-Ding Verhältnisses in der Archäologie. Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 52, 2011, 188-214.

Stockhammer 2012
Philipp W. Stockhammer, Conceptualizing Cultural Hybridization in Archaeology. In: Philipp W. Stockhammer (ed), Conceptualizing Cultural Hybridization: A Transdisciplinary approach (Berlin 2012) 43-58.

Stockhammer 2013
Philipp W. Stockhammer, From Hybridity to Entanglement, From Essentialism to Practice. Archaeological Review from Cambridge 28, 2013, 11-28.

Swan 2009
Michael Swan, Practical English Usage[3] (Oxford 2009).

Tilley 2004
Christopher Tilley, The Materiality of Stone: Explorations in Landscape Phenomenology 1 (Oxford/New York 2004).

Tomber 2013
Roberta Tomber, Pots, Coins and Trinkets in Rome's Trade with the East. In: Peter Wells (ed), Rome Beyond its Frontiers: Imports, Attitudes and Practices. Journal of Roman Archaeology Supplementary Series 94 (Portsmouth RI. 2013) 87-104.

About the author:

Tatiana Ivleva studied archaeology at the Russian State University for the Humanities in Moscow, Russia, and Leiden University, the Netherlands, where she also received a PhD in 2012 with a thesis entitled "Britons Abroad: the Mobility of Britons and the Circulation of British-made Objects in the Roman Empire". It mainly explored cultural biographies of artefacts and images, employing as a case study the occurrence of British-born people and the mobility of British-made objects in continental Europe. In 2015 she received the European Commission's 2015 H2020 Marie Sklodowska Curie International Fellowship for the multidisciplinary comparative research at the Newcastle University, UK, on the cross-cultural consumption of personal adornments known as glass annulars.

Tatiana Ivleva
Schubertlaan 124
2324 EA Leiden
The Netherlands

Massendinghaltung in der Archäologie

Primäres Erkenntnismittel der Archäologie sind ihre Sammlungen und Archive an Objekten vergangener Kulturen und Gesellschaften. Diese Aussage war und ist auch heute noch oft zu hören. Doch inzwischen leidet die Archäologie zunehmend unter diesen Objekt-Massen, die sie zudem durch Ausgrabungen ständig vermehrt.

Die hier vorgelegten siebzehn Beiträge entstanden im Zuge einer von der Arbeitsgemeinschaft „Theorien in der Archäologie“ organisierten Tagung 2013 in Berlin. Der Sammelband hat zwei Schwerpunkte. Die Texte im ersten Teil des Bandes beschäftigen sich mit dem virulenten Problem der Massendinghaltung in Sammlungen. In den Blick genommen werden gleichermaßen Geschichte und Psychologie des Sammelns. Die Entwicklung von einer leidenschaftlichen, subjektiven „Sammellust“ zu einer geregelten, institutionellen „Sammellast” steht dabei im Zentrum des Interesses. Aber auch Alternativen werden diskutiert, die zu einer reflektierten Praxis des Ent-Sammelns führen können.

Die Beiträge im zweiten Teil des Buches diskutieren vor dem Hintergrund des material turn kritisch die etablierte empirisch-antiquarische Forschungspraxis der Archäologie und machen die Komplexität der Mensch-Ding-Beziehungen sichtbar. Nicht zuletzt setzt sich der Band aus archäologischer Perspektive auch kritisch mit gegenwärtigen Versuchen des Dingverständnisses anderer Disziplinen auseinander.

Sidestone Press
ISBN: 978-90-8890-346-5